

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH UND DEUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

GUIDO ADLER, F. VON BEZOLD, ALOIS BRANDL, ERNST ELSTER,
AUGUST FOURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIEDJUNG, LUDWIG
GEIGER, KARL GLOSSY, EDUARD FREIHERRN VON DER GOLTZ,
MAX GRUBER, SIGMUND GÜNTHER, OTTO GÜNTTER, EUGEN
GUGLIA, HYACINTH HOLLAND, ALFRED FREIHERRN VON MENSİ,
KARL OBSER, JOHANN SASS, PAUL SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT,
GEORG WOLFF U. A.

HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON BETTELHEIM.

XV. BAND

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER 1910.

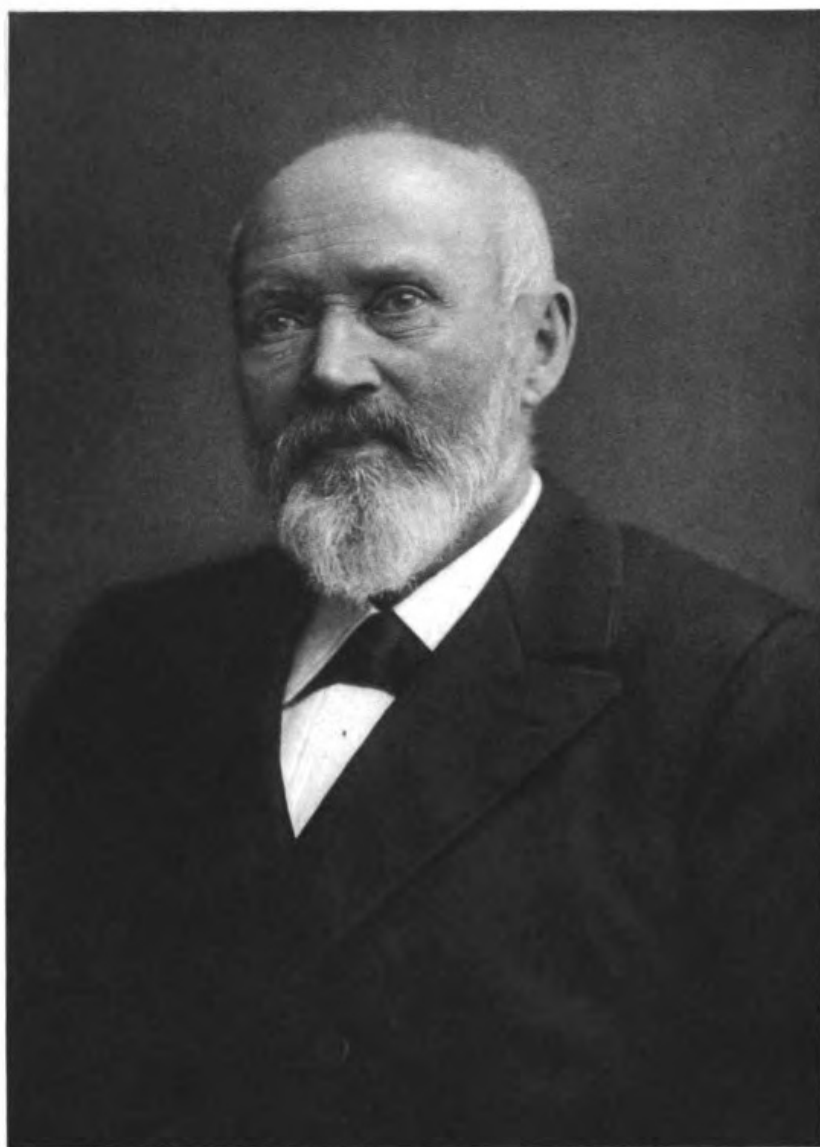
MIT DEM BILDNIS VON GOTTLIEB KARL PLANCK IN HELIOGRAVÜRE.



BERLIN

DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER

1913.



G. Stanek

Vorwort.

Am 7. März 1912 ist Rochus Freiherr v. Liliencron als Neunziger verschieden. Bis an das Ende seiner Tage hat der Nimmermüde dem Vaterland und der Wissenschaft wie Wenige vor und nach ihm dauernden Segen gebracht und zumal als Leiter der Allgemeinen Deutschen Biographie von den Anfängen fast bis zu ihrem Abschluß ein Werk geschaffen, das bestimmt ist, durch die Jahrhunderte zu gehen. Dem XVII. Band unseres Unternehmens bleibt es vorbehalten, mit den anderen Nekrologen für das Jahr 1912 ein Bildnis Liliencrons mit einer umfassenden Würdigung seiner kaum übersehbaren Lebensarbeit als Forscher, Diplomat, Musiker zu bringen. Schon heute muß aber gesagt werden, welch unbegrenzten Dank das Biographische Jahrbuch und der Deutsche Nekrolog dem Unvergessbaren schuldet: der erste Beitrag im ersten Jahrgang rührte von Rochus v. Liliencron her; sein Rat und Fürspruch hat nach einer kurzen zeitweiligen Stockung um die Jahrhundertwende unserem Unternehmen die rettende Hilfe der deutschen Reichsregierung gebracht; und als zuverlässigster Freund, Führer und Förderer war Liliencron auch für diese neue Reihe wohlwollend bereit, Band V mit einer Musterbiographie zu eröffnen. Über Plan und Ziel des Biographischen Jahrbuches und Deutschen Nekrologes hat Liliencron nicht nur in einem an den Herausgeber gerichteten, in der Vorrede zu Band I gedruckten Brief sich als der sachkundigste Fachmann ausgesprochen: in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1898 Nr. 8 hat er in einer meisterhaften, über einen Druckbogen starken Abhandlung die Notwendigkeit unseres Unternehmens überzeugend und überzeugt erwiesen; seine milden und weisen, aus einer unvergleichlichen Erfahrung geschöpften Lehren und Ausstellungen behaupten für alle Zukunft

Geltung und sie verdienen doppelte Beachtung in der Gegenwart, in der die von der Historischen Kommission bei der bayrischen Akademie herausgegebene Allgemeine Deutsche Biographie mit dem 1912 veröffentlichten Schluß- und Registerband 56 dieses Riesenwerkes ihren Abschluß findet. Liliencron und die Historische Kommission haben als Zeitgrenze das Jahr 1899 gewählt, wie die Werkmeister der *National Biography* das Todesjahr der Königin Victoria 1901, d. h. da wie dort ungefähr den Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts als Markstein setzten.

»Eine Fortsetzung der Allgemeinen Deutschen Biographie« — so prophezeite Liliencron weitblickend in jener vor einem halben Menschenalter geschriebenen Kritik meines Jahrbuches und Nekrologes — »ließe sich denken in Gestalt einer neuen Ausgabe, die dann die inzwischen für ihre Scheuern durch den Tod gelieferte Ernte mit aufnähme; das wäre ja in manchem Betracht wünschenswert, doch dürfte darauf jedenfalls vor der Hand nicht zu rechnen sein. Sie ließe sich aber auch in der Form von periodischen etwa von 10 zu 10 Jahren erscheinenden Nachträgen denken. Was ich« — in der Vorrede zu Band I unseres Jahrbuches mitgeteilten Zuschrift — »habe sagen wollen und was ich, nachdem jetzt der erste Jahrgang des Nekrologs vorliegt, um so freudiger und überzeugter wiederhole, ist dies, daß dem späteren Fortsetzer der Allgemeinen Deutschen Biographie die Arbeit für den neu hinzukommenden Zeitabschnitt in hohem Maße durch die Nekrologie erleichtert, daß ihm sein Weg durch sie geebnet sein wird. Zu solchem Zwecke hatte ich den auch in den Beratungen der Historischen Kommission ausgesprochenen Wunsch, daß die biographischen Fäden in einem neuen jährlichen Nekrolog fortgesponnen werden möchten, bis eine Fortsetzung der Allgemeinen Deutschen Biographie unternommen werden könne.«

Dieser Absicht haben die (in der A.D.B. nicht mehr einbezogenen) Jahrgänge 1900—1911 in Band V—XV unseres Biographischen Jahrbuches zu dienen gesucht. Über alle Mühen und Opfer hat meinen verehrten Freund, den Inhaber der Georg Reimerschen Buchhandlung, Dr. Walter de Gruyter, und mich selbst der Zuspruch Rochus

v. Liliencrons hinausgehoben, der bis in seine letzte Lebenszeit unseren Bemühungen Anteil und Zustimmung nicht versagt hat. Sein Wort und sein Beispiel sollen unvergessen bleiben und als pflichtenschweres Vermächtnis gelten, solange das Biographische Jahrbuch und der Deutsche Nekrolog im Dienste von Kunst und Forschung auf den Beistand der deutschen Gelehrtenwelt bauen dürfen.

Band XV — der erste, auf dem Liliencrons Auge nicht mehr ruht, — hätte seinen prüfenden Blick schwerlich zu scheuen gehabt, Dank dem Zusammenwirken berufener Gewährsmänner. Frensdorffs Planck, Schmollers Charakteristik des auch als Verleger der A.D.B. besonders verdienten Inhabers der Verlagshandlung Duncker & Humblot Carl Geibel, Pehams Chrobak, Meyer-Lübkes Tobler, Edward Schroeders Ernst Martin, Meyer v. Knonaus Dändliker, Charmatz' Lueger, Lamprechts Seydewitz werden wohl zu Rate gezogen werden, solange man diesen Toten des Jahres 1910 nachfragen wird. Und unter den Nachträgen gilt ein Gleiches von so manchen Hauptartikeln (Ludwig Friedlaender, Neumayer, Scharff, Wildenbruch und Andere mehr.)

Wie viel in Haupt- und Nebendingen trotz alledem fehlt, ist kaum irgendwem besser bekannt, als dem Herausgeber, der ernstlich darauf bedacht sein will, Unterlassungssünden im Laufe der Zeit gutzumachen. Mit besonderer Genugtuung holt er das im Fall Hyacinth Holland nach: der verehrte Sammler hat seit Band I als Nekrologist der Münchner Künstler und Gelehrten so emsig mitgearbeitet, daß es längst Ehrenpflicht gewesen wäre, seinen Namen unter den ständigen Beratern auf dem Titelblatt zu nennen, wie das diesmal geschieht.

Wien, Mitte September 1912.

Anton Bettelheim.

Nachwort. Seit diese Zeilen in die Druckerei gingen, ist Jacob Minor einem jäh verlaufenden Leiden vorzeitig erlegen. Seine Mitarbeit wird das Jahrbuch schwer vermissen. Von den ersten Bänden der »Biographischen Blätter« bis in die allerjüngste Zeit hat er unser

Sammelwerk mit einer Reihe meisterhafter Charakteristiken der Größen des Burgtheaters — Mitterwurzer, Gabillon, Sonnenthal, Lewinsky etc. — beschenkt und noch für Band XV ein Bildnis von Josef Kainz gestiftet.

Lebhaft beklagt das Jahrbuch auch den Heimgang Richard Maria Werners, der als Schwerkranker den Nekrolog der Witwe Hebbels für Band XV geschrieben und — es war eine seiner letzten Arbeiten — auf seinem Sterbelager die Korrektur mit gewohnter Gewissenhaftigkeit besorgt hat.

A. Bm.

Inhalt.

	Seite
Vorwort.....	III
Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1910	I
Ergänzungen und Nachträge.....	221
Alphabetisches Namenverzeichnis I	318
Alphabetisches Namenverzeichnis II.....	320
Totenliste 1910	5*

DEUTSCHER NEKROLOG

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER

1910

Homo liber de nulla re minus quam
de morte cogitat et ejus sapientia non
mortis, sed vitae meditatio est.

Spinoza. Ethices pars IV. Propos.
LXVII.

Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1910.

Planck, Gottlieb Karl Georg, Jurist und Parlamentarier, * 24. Juni 1824 zu Göttingen, † ebenda den 20. Mai 1910. — Er stammte aus einer schwäbischen Familie, die mit seinem Großvater Gottlieb Jakob Planck, dem berühmten Kirchenhistoriker, 1784 nach Göttingen gekommen war. Sein Vater war ein sehr angesehener hannoverscher Jurist, zur Zeit von P.s Geburt Rat bei der Justizkanzlei in Göttingen, seit 1833 Oberappellationsrat in Celle. P. besuchte die Schulen in Göttingen und Celle und bezog Ostern 1842 die Universität, um die Rechte zu studieren. Von Michaelis 1842 ab gehörte er ein Jahr der Berliner Hochschule an, die ganze übrige Zeit seines siebensemestrigen Studiums der Göttinger. Unter seinen Lehrern übten Mühlenbruch in Göttingen, Puchta in Berlin den größten Einfluß auf ihn aus. So ernst er es von Anfang an mit seinem Studium nahm, so wenig verschloß er sich der studentischen Bewegung jener Jahre, die durch die sogenannten Progreßverbindungen eine Einschränkung des Duellwesens und eine der Vorherrschaft der Korps und Landsmannschaften entgegentretende, gleichheitliche Organisation des akademischen Lebens erstrebte. Im Frühjahr 1846 bestand er das erste Examen in Hannover vorzüglich gut und wurde als Amtsauditor zuerst in Ilten bei Hannover, dann in Winsen an der Luhe beschäftigt. Nachdem er im Januar 1848 das Examen bei der Justizkanzlei in Hannover nicht weniger rühmlich absolviert hatte, wurde er zum Kanzleiauditor in Hannover ernannt. Seine Teilnahme an dem politischen Vereinswesen der Zeit, sein Eintreten für das Frankfurter Parlament und für die Reichsverfassung, in der er das letzte friedliche Mittel sah, um zur Einheit Deutschlands zu gelangen, zog ihm seine erste Strafversetzung nach Osnabrück zu, wohin er Ende April 1849 übersiedelte. Als er dann im nächsten Jahre das letzte der drei Examina in Celle wohl bestanden hatte, wurde er im April 1850 als Kanzleiassessor in Osnabrück angestellt, während R. v. Bennigsen, der mit ihm gleichzeitig das Examen gemacht hatte, von Osnabrück nach Aurich versetzt wurde. Das Jahr, das P. mit Bennigsen in Osnabrück verlebt hatte, begründete zwischen diesen beiden Männern eine Freundschaft für das Leben. Der Aufenthalt in Osnabrück sollte für P. noch in einer andern Beziehung bedeutsam werden. Bei einer im Januar 1852 nötig gewordenen Nachwahl in Osnabrück siegte die demokratische Partei über die sonst in der Stadt dominierende Magistrats- oder Stüvische Partei und sandte P. als Abgeordneten in die Zweite Kammer des hannoverschen Landtags. Noch am Tage der Wahl erhielt er ein Reskript des Justizministers, das ihn nach Aurich versetzte. Motiviert war das mit seiner Teilnahme an einem Feste des Arbeiterbildungsvereins und seinem späteren Eintritt in den Verein; einem Richter zieme es nicht,

sich an Vereinen mit staatsgefährlichen Tendenzen zu beteiligen, eine Charakterisierung, deren Wahrheit P. entschieden bestritt. Die Kampagne, von der P.s Eintritt in das parlamentarische Leben datiert, währte nur kurz, vom Mai 1852 bis zum Juni 1853. Die damalige ständische Tätigkeit war wesentlich defensiver Natur, galt der Verteidigung des mit dem Landesverfassungsgesetz vom 5. September 1848 gewonnenen Rechtsbodens. Als die Zweite Kammer sich weigerte, auf die von der Regierung vorgeschlagenen Verfassungsänderungen einzugehen, verfiel sie am 30. Juni 1853 der Auflösung. Bei den Neuwahlen im Januar 1854 sandten die ostfriesischen Städte Aurich und Esens P., der bei der Justizorganisation vom 1. Oktober 1852 zum Obergerichtsassessor in Aurich ernannt war, als ihren Abgeordneten nach Hannover. Ein ebenso ruhiger als entschlossener Volksvertreter, kämpfte er auch das letzte Stadium des Verfassungstreites mit durch, das sich gegen die Einmischung des von den Ritterschaften angerufenen Deutschen Bundes in die inneren Angelegenheiten Hannovers richtete. Vergebens verbanden sich die altliberale und die demokratische Partei zur Abwehr. Durch die königliche Verordnung vom 1. August 1855, die sich auf die selbst bestellten Bundesbeschlüsse stützte, wurde das hannoversche Verfassungsrecht über den Haufen geworfen und im wesentlichen das Landesverfassungsgesetz von 1840 wiederhergestellt. P., der als Mitglied des Verfassungsausschusses dessen letzte Anträge an die Kammern unterzeichnet hatte, wurde gleich den übrigen Staatsdienern, die ebenso gehandelt hatten, zur Strafe versetzt. Diese dritte Maßregelung brachte ihn nach Dannenberg, einem Städtchen in der Landdrostei Lüneburg von noch nicht 2000 Einwohnern. In der kurzen Zwischenzeit, die er noch in Aurich zu wirken hatte, kam vor den kleinen, aus drei Mitgliedern bestehenden, Senat des Obergerichts eine Rechtsache, für deren Entscheidung eine in der oktroyierten königlichen Verordnung vom 1. August enthaltene Bestimmung in Betracht kam. P., der das Referat zu erstatten hatte, trug darauf an, die Bestimmung unangewendet zu lassen, da der königliche Erlaß, der auf dem Wege der Verordnung verfüge, was nur auf dem des Gesetzes verordnet werden könne, ungültig sei. Der Präsident trat dem Referenten bei, und so kam das Erkenntnis vom 3. Oktober 1855 zustande, das in der hannoverschen Verfassungsgeschichte und in dem Leben P.s eine Rolle zu spielen berufen war. Auf das Auricher Erkenntnis antwortete sofort eine königliche Verordnung vom 7. Oktober, welche jeden Richter oder Verwaltungsbeamten, der in seinen amtlichen Handlungen die Verfassungsmäßigkeit und Rechtmäßigkeit der vom Könige verkündeten Gesetze und Verordnungen seiner Beurteilung unterziehe oder bestreite, wegen Auflehnung wider die königliche Prärogative und wider die Verfassung mit der Strafe der Dienstentlassung bedrohte. Dies sogenannte Gesetz, die unmangelhafte Befolgung der Gesetze und Verordnungen betreffend, konnte auf P. nicht rückwirkend zur Anwendung gebracht werden; die Strafversetzung nach Dannenberg hängt nicht, wie oft erzählt wird, mit dem Auricher Erkenntnis zusammen, das Reskript war schon acht Tage früher in P.s Händen, als jenes Erkenntnis vom 3. Oktober gefällt wurde. Aber es gab genug andere Mittel und Wege, um ihm die Macht der Reaktion fühlbar zu machen, die sich in Hannover etabliert und in dem Minister v. Borries ihr kräftigstes Werkzeug erhalten hatte. Die Regierung benutzte einen von P. seinen Wählern erstatteten, im August 1855 veröffentlichten, Rechenschaftsbericht zu einem doppelten Angriff. Zunächst

klagte ihn der Staatsanwalt wegen Amtsehrenbeleidigung der Minister an. Das Verfahren endigte mit einem Erkenntnis des Kassationssenats des Celler Oberappellationsgerichts, das die Nichtigkeitsbeschwerde des Staatsanwalts gegen das freisprechende Urteil des großen Senats des Auricher Obergerichts verwarf. Neben dem Preßprozeß ging eine Disziplinaruntersuchung her. Auch sie endete mit einer Freisprechung. Dies Disziplinarverfahren war noch nicht beendet, als schon ein zweites gegen ihn eröffnet wurde; auch diesmal auf Grund einer Schrift. Die Unterlage bildete eine zu Anfang des Jahres 1856 im Verlage von Heinrich Strack in Bremen erschienene Abhandlung: Über die verbindliche Kraft der Verordnung vom 1. August 1855. Die Staatsanwaltschaft zieht den Verfasser eines pflichtwidrigen, der Würde und dem Zweck des Richteramtes widersprechenden Verhaltens. Die erste Instanz, das Obergericht zu Lüneburg, erkannte auf Erteilung eines schriftlichen Verweises; die zweite, das Celler Oberappellationsgericht, verurteilte zur Suspension von Amt und Gehalt auf die Dauer von zwei Monaten. Dieselben Richter, die ihn im Februar freigesprochen hatten, verurteilten ihn am 10. Juni ungeachtet der tief in die Materie eindringenden Rede, mit der er sich tags zuvor vor ihnen verteidigt hatte. Das Gericht fand den Unterschied in dem diesmal zur Anwendung kommenden Gesetze vom 7. Oktober 1855. Wenngleich es sich bloß auf amtliche Handlungen bezieht, so verletzt ein Staatsdiener die auch außerdienstlich, also auch in seiner wissenschaftlich-schriftstellerischen Tätigkeit, der höchsten Landesregierung geschuldete Rücksicht, wenn er etwas als Pflicht des Richters deduziert, was vom Gesetz mit Strafe bedroht ist. Dies Urteil, das die freie wissenschaftliche Erörterung juristischer Fragen durch einen Staatsdiener mit disziplinarischer Ahndung bedrohte, kränkte P. tief; er sah darin eine Unterwerfung der Justiz unter die ministerielle Politik. Während der Suspension, die vom 15. Juli bis zum 12. September 1856 nach Verfügung der Regierung währte, feierte P.s Vater am 16. August sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Ein Urlaub zur Reise nach Göttingen, obschon der Vater das Gesuch des Sohnes unterstützte, wurde vom Justizminister v. d. Decken verweigert, da »P. sich durch politische Parteileidenschaft auch auf seinen Urlaubsreisen zur Teilnahme an regierungsfeindlichen Umtrieben verleiten lasse«. Argumentationen, die an die schlimmsten Zeiten der Demagogenverfolgungen erinnern, nun aber für Jahre als Gründe der beharrlichen Urlaubsverweigerungen herhalten mußten, obschon ihm sachlich nicht etwa ein Auftreten in Versammlungen, Beteiligung an politischen Klubs oder dergleichen vorgeworfen werden konnte, auch nie vorgeworfen ist. »Im Hinblick auf sein politisches Verhalten« — damit begnügte man sich — »müßten gegen ihn außerordentliche Maßregeln angewendet werden.« Dazu gehörte auch ein System der Überwachung. Als er im Sommer 1857 unter Beilegung eines Attestes um Urlaub zum Besuch von Helgoland oder eines andern Seebades einkam, wurde ihm Helgoland sofort abgeschlagen, dagegen die hannoversche Insel Spiekeroog angewiesen und zugleich ein Gendarm dorthin abgeschickt, der jede seiner Bewegungen zu bewachen und über sein tägliches Tun und Lassen, seinen Umgang und dergleichen zu berichten hatte. Der Beamte tat redlich seine Pflicht, vermochte aber trotz des besten Willens nicht das Gerinste, das einen politischen Beigeschmack gehabt hätte, zu melden. In verschärfter Weise trat die polizeiliche Überwachung im Sommer des folgenden

Jahres auf, als P. nach dem am 2. April 1858 erfolgten Ableben seines Vaters einen vierwöchigen Urlaub nach Göttingen erhalten hatte, um seine Familienangelegenheiten zu ordnen. Er war erst wenige Tage im Hause seiner Mutter, als ihm der in Göttingen stationierte Rittmeister der Landgendarmarie im Auftrage des Justizministers ankündigte, er dürfe bis zum Antritt seiner Rückreise nach Dannenberg die Stadt Göttingen nicht verlassen, was dann auf Anfrage näher dahin deklariert wurde, ein Spaziergang von höchstens zwei Stunden täglich innerhalb eines Umkreises von einer halben Stunde außerhalb der Stadt solle ihm einstweilen gestattet sein. Die Antwort auf die von P. dem Justizminister eingereichte Beschwerde schloß mit den Worten: »Die Gründe für die verfügte strengere Handhabung des Diensturlaubes anzugeben, können wir uns nicht verpflichtet halten.« Diese willkürlichen Maßregeln gegenüber einem unbescholtenen Manne, einem Staatsdiener, erregten großes Aufsehen. R. v. Bennigsen brachte sie in der Zweiten Kammer zur Sprache; die Presse bemächtigte sich ihrer, und dem Kladderadatsch, der schon lange dem König Georg und seiner Regierung sorgfältige Beobachtung widmete, boten sie willkommenen Stoff für seinen Spott in Wort und Bild.

Diese kleinlichen und widerwärtigen Vexationen fanden erst ihr Ende, als 1859 mit ändern kleinen Obergerichten auch das Dannenberger aufgehoben wurde. Die nicht an andere Obergerichte versetzten Richter hatten Anspruch auf Wartegeld, falls sie nicht eine einmalige Abfindung vorzogen. Der Minister, der gern die Gelegenheit benutzt hätte, P. aus dem Staatsdienste zu entfernen, ließ ihm eröffnen, wenn er es vorziehe, in Pension zu gehen, so erwarte man seinen Antrag. P. beantragte statt dessen Gewährung einer einmaligen Abfindung, die gesetzlich in dem vierfachen Betrage des bisherigen Gehalts bestand, und Zulassung zur Advokatur. Beides wurde abgelehnt. Demzufolge wurde P. auf Wartegeld, das zwei Drittel der Dienstentnahme (800 Taler) betrug, gesetzt und siedelte im Mai 1859 nach Göttingen über.

Der Plan, den sich P. für seine Zukunft machte, war, die unfreiwillige Muße zu benutzen, um sich für eine Dozentur im Gebiete der Staatswissenschaften vorzubereiten. Seine nächste Absicht ging auf ein praktischeres Ziel. Für einen aufmerksamen Beobachter seiner Zeit und alles dessen, was die deutsche Nation in ihrem Innersten bewegte, gab es in jenen Tagen nichts Anziehenderes, als sich gründlich an Ort und Stelle über die politischen Verhältnisse und Stimmungen in Österreich und in Süddeutschland zu unterrichten. Eine Reise, die er antrat, als eben die Kunde von der Schlacht bei Magenta eingetroffen war, brachte ihn nach Wien und Pest, nach München, wo er überall mit den liberalen Kreisen Fühlung gewann, und im September nach Eisenach, wo jene Versammlung stattfand, die die Unterzeichner der Erklärungen vom 17. und 19. Juli des Jahres zur Aufstellung eines nationalen Programms vereinigen sollte. P. trat dabei den von Metz geführten Süddeutschen, die unklar zwischen Preußen und Österreich schwankten, mit aller Bestimmtheit entgegen und forderte die Bildung einer Nationalpartei, die die Konstituierung eines einigen Deutschlands ohne Rücksicht auf Österreich, mit alleiniger Rücksicht auf Preußen betreibe. Die Erfahrungen, die er frisch in Österreich gesammelt hatte, hatten ihn in seiner alten Ansicht, daß von den zwei Großmächten im Bunde Österreich weichen müsse, nur noch bestärkt. In Eisenach war man im Herbst 1859 noch nicht so weit, sich offen und klar zu diesem Programm zu

bekennen, an dem P. immer festgehalten hat, obschon er sich zu der demokratischen Seite der nationalen Partei bekannte.

Zu Ende des Jahres von seiner nach Paris fortgesetzten Reise zurückgekehrt, suchte er die Göttinger Hörsäle auf, trieb Philosophie bei Lotze, Differential- und Integralrechnung bei Stern, hauptsächlich aber nationalökonomische Studien, in denen er mit seinem Freunde Miquel, damals Rechtsanwalt in Göttingen, zusammentraf. Zugleich war er literarisch tätig, berichtete über die neuen Erzeugnisse der hannoverschen Legislation, das Hypothekengesetz, die bürgerliche Prozeßordnung, in Hiersemenzels Deutscher Gerichtszeitung, faßte in einer 1861 bei O. Wigand erschienenen Schrift: Die Rechtswidrigkeit des in Hannover bestehenden Verfassungszustandes die ganze staatsrechtliche Beweisführung gegen die Oktroyierungen von 1855 zusammen und beteiligte sich fleißig an den seit 1860 begründeten deutschen Juristentagen, die sich gerade in ihren Anfängen mehrmals mit dem P. so unmittelbar berührenden Thema des richterlichen Prüfungsrechts gegenüber landesherrlichen Erlassen beschäftigten. Als später der Kronoberanwalt Martin in Celle die Beschlüsse des Wiener und des Mainzer Juristentages über diesen Gegenstand seiner Kritik unterzog, antwortete ihm P. in einer in Jherings Jahrbüchern IX (1868) veröffentlichten Abhandlung.

Das Jahr 1862 brachte den Sturz des Ministeriums Borries. In dem neuen Ministerium, das sich bemühte, die Schäden einer bösen Zeit zu heilen, war Windthorst, der Justizminister, mutig genug, vor allem an das zu denken, was P. widerfahren war, obschon dessen Schuld in den Augen des Königs Georg nur noch gewachsen war. Er schlug dem Könige vor, ihn zum Obergerichtsrat zu ernennen und als hannoverschen Kommissar nach Dresden zu schicken, wo am 2. Januar 1863 die vom Bundestage berufene Kommission zur Ausarbeitung eines deutschen Obligationenrechts zusammentreten sollte. Der König hatte schon seine Zustimmung erteilt, als ihm P.s Zugehörigkeit zum Nationalverein einfiel. Die Verhandlungen zerschlugen sich, als P. sich weigerte, den Verein zu verlassen. Da in einer Reihe von Fällen dem neuen Ministerium die früher versagte königliche Bestätigung liberaler Persönlichkeiten, die in städtische Ämter gewählt waren, zu erlangen geglückt war, so einigten sich Magistrat und Bürgervorsteher von Osnabrück im Sommer 1863 dahin, an die Stelle ihres verstorbenen Syndikus Pagenstecher P. zu berufen. Die Bestätigung wurde aber vom König ohne Angabe von Gründen abgelehnt. Bei den Neuwahlen zur Zweiten Kammer, die in demselben Sommer vorgenommen wurden, machten Osnabrück, Hameln und im nächsten Jahre bei einer Nachwahl Münden P. zu ihrem Abgeordneten. Während alle andern Staatsdiener, auch die, denen sonst der Urlaub versagt war, ihn diesmal erhielten, wurde er P. verweigert. Inzwischen war es der Beharrlichkeit Windthorsts gelungen, eine Kraft wie P. für den Staatsdienst zurückzugewinnen und den König zu bestimmen, ihm eine Richterstellung zu gewähren. Am 20. September 1863 wurde er zum Obergerichtsrat in Meppen ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1868. Hier in Meppen gründete er im April 1865 seinen Hausstand durch seine Verheiratung mit Johanna Steinbömer, der Tochter des Sanitätsrats St. in Norden.

Die Wiederaufnahme P.s in den Staatsdienst bedeutete nicht die Beseitigung der Beschränkungen, denen er bisher unterworfen war. König Georg wies vielmehr gleich bei dessen Ernennung zum Obergerichtsrat den Justiz-

minister an, die besondere Instruktion zu erteilen, daß P. ohne ausdrückliche Genehmigung des Königs während der Zeit der ordentlichen Gerichtssitzungen den Gerichtsbezirk Meppen nicht verlassen und während der Gerichtsferien keinen Urlaub über die hannoversche Landesgrenze erhalten dürfe. Von dem Mittel der Urlaubsverweigerung machte der König denn auch fleißig bis zuletzt Gebrauch. Erst nach der Besitznahme Hannovers durch Preußen erging aus dem provisorisch beibehaltenen Justizministerium die Verfügung, daß P. in Hinsicht der Urlaubserteilung wie jeder andere Richter zu behandeln sei.

P. war kein Freund der Annexion. Er hätte gewünscht, Hannover als selbständiges Glied in dem neuen Bundesstaat erhalten zu sehen. Als die preußische Politik einen andern Weg einschlug, stellte er sich ohne Schwanken auf den Boden des neuen Rechts und setzte seine Kraft ein für die Neugestaltung Deutschlands und Hannovers. Ein entschlossenes und rühriges Mitglied der nationalliberalen Partei, unterstützte er die Bismarcksche Politik im Kampfe gegen den Partikularismus jeder Färbung. Er wurde Mitglied des konstituierenden Reichstags für den Wahlkreis Celle. »Ich stehe ganz und gar auf dem Boden der gegebenen Tatsachen, wünsche dringend, daß die Verfassung so rasch als möglich zustande kommt, obschon ich sehr wohl weiß, daß die liberale Partei auf viele ihrer Wünsche verzichten muß. Die Verfassung trägt den Stempel der Ereignisse, aus denen sie hervorgegangen ist, nicht aus einer Bewegung des Volkes, sondern aus einem siegreichen Kriege, in dem die Macht der preußischen Krone der entscheidende Faktor war.« Diese am 26. März 1867 in der Debatte über Ministerverantwortlichkeit gesprochenen Worte bezeichnen seine grundsätzliche Stellung. Hatte er sich auf dem konstituierenden Reichstage wenig auszeichnen können, so bot der erste ordentliche Reichstag, in den er für Aurich und für Celle gewählt war und wieder für Celle eintrat, in der Adreßdebatte und in der über die Matrikularbeiträge Gelegenheit, sich als hervorragenden Parlamentarier zu bewähren. In der Adreßdebatte am 24. September 1867 vertrat er als vom Präsidenten berufener Referent den von den Nationalliberalen, Freikonservativen und Konservativen gemeinsam eingebrachten Entwurf. Er trug den Ruhm davon, zu den klarsten, ruhigsten und überzeugendsten Rednern des Hauses zu gehören, und man fing damals an, von der Trias der drei Hannoveraner Bennigsen, Miquel und P. zu reden, die der liberalen Partei frisches Blut zugeführt hatten. Im Herbst 1867 trat P. auch in das Preußische Abgeordnetenhaus für den Wahlkreis Gifhorn ein und führte eine Zeitlang die Doppelstellung in beiden Parlamenten durch, eine Aufgabe, die bei der Gewissenhaftigkeit, mit der er allen übernommenen Ämtern oblag, und dem Mangel seiner Sehkraft, der sich seit einiger Zeit immer stärker geltend machte, doppelt schwer zu lösen war. Seine dienstliche Stellung erfuhr um diese Zeit die Änderung, daß er von Meppen an das Obergericht zu Göttingen und von hier nach kaum halbjähriger Tätigkeit im November 1868 an das Appellationsgericht zu Celle versetzt wurde. Bei der Neuwahl, der er sich infolge dieser Beförderung unterwerfen mußte, hatte er, während er das Landtagsmandat aufgab, um seinen Sitz im Reichstage zum erstenmal anstatt mit der welfischen Partei mit einem sozialdemokratischen Gegner zu kämpfen. Es kam zur Stichwahl, in der er den Tischlergesellen York zu Harburg mit einer Mehrheit von etwa 1700 Stimmen besiegte. In seiner parlamentarischen Tätigkeit ließ er es seine wichtigste Aufgabe sein, die neuerrungene politische Einheit

zur Förderung der Rechtseinheit zu benutzen. Die Errichtung des Bundesoberhandelsgerichts, die sich in jeder Reichstagssession wiederholenden Anträge auf Erweiterung der gesetzgeberischen Kompetenz des Reiches fanden an ihm einen warmen Fürsprecher; im März 1868 beantragte er in Gemeinschaft mit dem Altenburger Präsidenten Wagner die Vorlegung eines gemeinsamen Strafrechts und Strafprozesses. Die Reichstagsverhandlungen des Frühjahrs 1870 über das Strafgesetzbuch gipfelten in dem Kampfe über die Todesstrafe. Der P.sche Antrag auf ihre Beibehaltung, aber mit einer Klausel zugunsten der Staaten, die sie bereits aufgehoben hatten, rief eine fulminante Rede Bismarcks für die Notwendigkeit der Rechtseinheit auch auf diesem Gebiete hervor. P. zog darauf seinen Antrag zurück und stimmte für die Todesstrafe.

Nach Begründung des Reiches war P. der gegebene Mann, um an den großen legislatorischen Arbeiten mitzuwirken, die jetzt auf die Tagesordnung kamen. 1871 berief ihn der Bundesrat in die Kommission für die Entwerfung einer Zivilprozeßordnung, die unter dem Vorsitz des preußischen Justizministers Leonhardt im September 1871 zusammentrat und im folgenden März ihre Arbeiten beendigte. Nachdem das Reichsgesetz vom 20. Dezember 1873 die Zuständigkeit des Reiches auf das gesamte bürgerliche Recht erstreckt hatte, berief der Bundesrat in die Kommission zur Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches P. als einen Vertreter des gemeinrechtlichen Gebietes. Sie trat am 17. September 1874 unter dem Vorsitz Papes, des Präsidenten des Bundesoberhandelsgerichts, zu ihrer ersten Sitzung zusammen, in der sie Redaktoren zur Ausarbeitung der einzelnen Teile des Gesetzbuches bestellte und P. mit der des Familienrechts betraute.

Sein Augenleiden, von Gräfe im Jahre 1869 als *Retinitis pigmentosa* erkannt, hatte sich seitdem bis zur vollen Erblindung verschlimmert und ihm schon beim Eintritt in die Prozeßkommission Bedenken gegen die Übernahme des Amtes erregt. Als er sie jetzt dem Minister Leonhardt gegenüber erneuerte, verwies ihn dieser auf die damals gemachten guten Erfahrungen. So unterzog er sich der schwierigen und verantwortungsvollen Aufgabe mit der größten Gewissenhaftigkeit und der vollen Hingabe an ein Ziel, das so ganz seinem Ideal entsprach, dem Vaterlande und dem Rechte zugleich zu dienen. Unterstützt von trefflichen Hilfsarbeitern, wie sie ihm erst in dem Obergerichtsrat Th. Braun und nachher in Herm. Struckmann zur Seite standen, und seiner ausgezeichneten Frau, die sich ganz in seine geistige Tätigkeit einzuarbeiten verstand, führte er seine Aufgabe durch. Als einer der Teilredaktoren hatte er seinen Wohnsitz in Berlin nehmen müssen, den er nun bis zur Beendigung der Arbeit beibehielt, seinen Aufenthalt nur durch größere Reisen während der Sommerferien unterbrechend, die ihm allemal, da er es auch an tüchtigen Fußmärschen nicht mangeln ließ, körperliche und geistige Erholung und Frische für die neue mühevollen Arbeit brachten. Im Jahre 1880 konnte er der Kommission seinen Entwurf des Familienrechts vorlegen. Vom Oktober des nächsten Jahres ab begannen die ständigen Plenarversammlungen der Kommission und setzten sich bis in das Jahr 1889 fort. Zu Ende 1887 war man so weit vorgeschritten, daß der Entwurf des BGB. dem Bundesrate überreicht wurde. Die Aufnahme des alsbald veröffentlichten Entwurfs war überwiegend ungünstig. Otto Bähr und Otto Gierke, die gewichtigsten Stimmführer der Opposition, warfen ihm die doktrinaire Fassung seiner Rechtssätze vor, die unvolkstümliche Sprache, die Vernach-

lässigung des deutschrechtlichen Elements und die, wie man es ausdrückte, manchesterliche oder unsoziale Richtung vieler seiner Bestimmungen. P. antwortete auf die nicht zum wenigsten dem von ihm bearbeiteten Teile geltenden Angriffe in einer ruhigen und sachlichen Abhandlung im Archiv für zivilistische Praxis (Ende 1889). Auch solche Beurteiler, die das große Verdienst des Entwurfs nicht verkannten, stießen sich an seiner Form und Sprache. Während der dreizehnjährigen, in der Stille ohne Fühlung mit der juristischen und der politischen Welt sich vollziehenden Arbeit der Kommission war zudem eine Wandlung eingetreten, die der Entwurf nicht genügend beachtet hatte. Sie verlangte vom Gesetzgeber, daß er, anstatt sich von der Doktrin leiten zu lassen, die Lebensbedürfnisse der Gegenwart berücksichtige, und daß eine Neuordnung des Privatrechts sich der sozialen Pflicht erinnere, für die Lage der wirtschaftlich schwächern Volksklassen zu sorgen. Diese Umstände nötigten den Bundesrat, eine neue Kommission zur Vornahme einer zweiten Lesung einzuberufen. Auch in dieser erhielt P. einen Platz, und zwar einen bevorzugten. In seiner Bestellung zum Generalreferenten lag die Anerkennung seines umfassenden und gründlichen Wissens, seiner Beherrschung des gesamten Materials, aber noch mehr seiner Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe. Er galt als der bestgeeignete Mann, um die gegen den ersten Entwurf erhobenen Bedenken und Vorwürfe auf ihre Berechtigung zu prüfen und eine Einigung der auseinanderstrebenden Meinungen herbeizuführen. In diesem Sinne hat er vorurteilslos seines Amtes gewaltet und die Arbeit der zweiten Kommission zum glücklichen Abschluß zu bringen geholfen. Nach erneuter, fast fünfjähriger Tätigkeit reichte der Vorsitzende dem Bundesrate den vollendeten Entwurf zweiter Lesung ein, der nunmehr an die gesetzgebenden Faktoren des Reiches zur Beratung und Beschlußfassung ging. P., als Kommissar des Bundesrates in den Reichstag entsandt, ergriff in der ersten Lesung am 4. Februar 1896 das Wort zu einer großen, die allgemeinen Gesichtspunkte der Vorlage rechtfertigenden Rede, nahm dann an den Beratungen der Kommission teil, der der Reichstag den Entwurf überwiesen hatte, und vertrat endlich in der im Juni stattfindenden zweiten Lesung einige Punkte seines speziellen Teiles, die Stellung der Frau nach dem BGB. und seine Wahl der sogenannten Verwaltungsgemeinschaft zum gesetzlichen Güterrechtssystem. Nach 22 jähriger Arbeit, aber mit dem Bewußtsein, an der Schaffung eines großen vaterländischen Werkes in hervorragender Weise mitgewirkt und durch die Art, wie der zweite Entwurf die Fehler des ersten verbessert hatte, auch die Gegner größtenteils gewonnen zu haben, kehrte er in die Heimat zurück und ließ sich nun dauernd in Göttingen nieder. Den Dank der Nation drückte ihm der Kaiser aus, als er ihn am 29. September in Anerkennung »der glänzenden Verdienste, die er sich um die Ausarbeitung und Vollendung des Bürgerlichen Gesetzbuches erworben hatte«, zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannte.

Die lange Arbeit hatte ihn nicht müde gemacht; seine 72 Jahre hatten ihm nichts von seiner Frische geraubt: für ihn begann vielmehr von hier ab ein neues Leben akademischer und schriftstellerischer Tätigkeit. Als Celler Appellationsgerichtsrat 1879 zur Disposition gestellt, 1881 in den Ruhestand versetzt, war er schon, als er sich in der Zwischenzeit zwischen der ersten und zweiten Lesung des BGB. in Göttingen niederließ, zum ordentlichen Honorarprofessor auf Antrag der juristischen Fakultät ernannt worden (9. Juli 1889)

und hatte im Winter 1889/90 und dem folgenden Sommer Vorlesungen über die Grundzüge des BGB. gehalten. Die Berufung in die zweite Kommission unterbrach diese Tätigkeit. Jetzt nach Vollendung des Gesetzbuches nahm er sie wieder auf und trat in den regelmäßigen Kursus der Vorlesungen über das bürgerliche Recht ein. Er übernahm Erbrecht und Familienrecht und wechselte damit semesterweise; einigemal las er auch Sachenrecht. Danebenher ging eine lebhaft literarische Arbeit. Außer einigen Aufsätzen in der Deutschen Juristenzeitung zur Verteidigung des BGB. und einer kleinen, aus einem öffentlichen Vortrage hervorgegangenen, Schrift über die Stellung der Frau nach dem neuen Gesetzbuch beschäftigte ihn ein großer Kommentar zum BGB., den er in Verbindung mit einer größeren Zahl angesehener Juristen im Verlage der Guttentagschen Buchhandlung seit dem Jahre 1897 herausgab. Das sechsbändige Werk erfreute sich eines so großen Erfolges, daß bis zum Jahre 1910 drei Auflagen notwendig wurden, und P. noch in seinen letzten Lebenstagen die Vorbereitungen zu einer vierten traf. Von den Ehrungen, die ihm zuteil geworden sind, genügt es hier zu erwähnen, daß ihm die Tübinger Juristenfakultät 1877 gelegentlich des vierhundertjährigen Universitätsjubiläums unter dem Dekanat von Hugo Meyer die Doktorwürde verlieh, die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen ihn 1901 zum Ehrenmitgliede machte, die preußische Regierung seine durch F. Hartzler hergestellte Marmorbüste der Universität Göttingen schenkte, ebenso wie auch die Berliner Juristische Gesellschaft seine Büste in ihrem Sitzungssaale aufstellen ließ. 1904 wurde sein 80. Geburtstag unter der Teilnahme weiter Kreise der wissenschaftlichen Welt gefeiert.

Rüstig, geistesfrisch, arbeitsam und hoffnungsfreudig lebte er bis zuletzt, so Schweres ihm auch das Alter brachte, als er sein einziges Kind, einen Sohn im Alter von 31 Jahren, verlor. Noch im Mai 1910 begann er seine Vorlesungen zu halten; aber nach wenigen Tagen zwang ihn Krankheit, sie abzubrechen. Der 20. Mai setzte dem Bestreben dieses Mannes ein Ziel, der, wenn einer, ein Kämpfer war und aufging in der Arbeit für das Vaterland und sein Recht.

F. F r e n s d o r f f.

Camerer, Joh. Friedr. Wilhelm, *Dr. med., Dr. h. c.* der Naturwissenschaften, * 17. Oktober 1842 zu Stuttgart, † 25. März 1910 zu Urach. — Arzt und Gelehrter von bester schwäbischer Eigenart, entstammte C. einem alten, angesehenen, über vier Jahrhunderte zurückreichenden Geschlecht, aus dem zahlreiche bedeutende Männer und namhafte Gelehrte, namentlich Ärzte, Naturforscher, Theologen, hervorgegangen sind; auch sein Vater war ein angesehener, hochgeschätzter Arzt in Stuttgart. Nachdem er im Stuttgarter Gymnasium und in dem auf das theologische Studium vorbereitenden Seminar zu Blaubeuren einen guten Grund von allgemeiner Bildung gelegt hatte, entschied er sich für den ärztlichen Beruf, für den er in besonderem Maße veranlagt war. In früher Erkenntnis der hohen Wichtigkeit gründlicher mathematisch-naturwissenschaftlicher Ausbildung für die Medizin, die er stets mit Nachdruck betonte, studierte er zunächst an der Technischen Hochschule zu Stuttgart, sodann auf der Universität Tübingen sowie vorübergehend kürzere Zeit in Wien und Würzburg, und erwarb sich, durch den allzu frühen Tod des Vaters

zum Abschluß seiner Studien gedrängt, schon nach kurzer Zeit die medizinische Doktorwürde mit einer Dissertation über »den zeitlichen Verlauf der Willensbewegung«, ein schwieriges, von Professor Vierordt angeregtes Thema, wobei er schon zeigte, daß er nicht auf den bequemen Pfaden des leicht Erreichbaren zu gehen dachte, sondern willens war, selbständig in die Tiefen der Wissenschaft zu dringen. Frisch vom Examen weg rief ihn 1866 der Krieg vorübergehend in den Militärdienst. Nach der baldigen Beendigung des Krieges praktizierte er als Arzt an verschiedenen Orten Württembergs, trat auch bald in den Ehestand, aus dem ihm ein reines und vollkommenes Glück erwachsen sollte. 1870/71 im Kriege gegen Frankreich wiederum der Militärpflicht folgend, leistete er als Stabsarzt und Leiter eines Feldspitals vorzügliche Dienste, insbesondere in erfolgreicher Bekämpfung des Typhus, die nicht ohne Anerkennung blieben, ließ sich aber nach dem Friedensschluß auch jetzt trotz verlockender Anerbietungen im Militärdienste nicht halten, sondern trat in die ärztliche Praxis zurück, die ihn schließlich 1883 als Oberamtsphysikus nach Urach führte. Dort in dem am Fuße der Schwäbischen Alp schön gelegenen Städtchen, das dem Liebhaber des Landlebens und der Natur zusagte, setzte er sich bleibend fest und gewann in einem eigenen Häuschen mit Garten eine bescheidene Heimstätte nach seinem Geschmack. Sein Rat und Hilfe als Arzt, besonders auf dem als Spezialität von ihm gepflegten Gebiete der Stoffwechselkrankheiten, war von nah und fern viel gesucht. Dabei wurde er vielen mehr als nur der Arzt. Die ärztliche Praxis war ihm nicht in erster Linie Erwerbstätigkeit, sie war ihm Herzenssache; nicht bloß dem Patienten, dem ganzen Menschen wandte er sein Interesse zu; er war Arzt und Menschenfreund in schöner Verbindung. 1901 trat er, durch wiederholte Krankheitsanfälle in seiner Gesundheit erheblich geschwächt, aus dem staatlichen Physikatsdienst in den Ruhestand über, zog sich dann auch von der Praxis allmählich zurück, um fortan nur noch der Wissenschaft zu leben. 1903 abermals von schwerer Krankheit befallen, war er schon dem Tode nahe, dem er nur durch die Kunst und aufopfernde Pflege des als Arzt in seine Fußstapfen getretenen Sohnes entrissen wurde, war aber von da an für den Rest seines Lebens genötigt, fast ganz zu liegen. Doch auch noch in diesen Jahren der Leibesschwachheit, bis zum letzte Tage seines Lebens, war sein Geist unablässig tätig, und hat er mehr und erfolgreicher gearbeitet als mancher Gesunde.

Von Anfang an hatte es C. neben der ärztlichen Tätigkeit unwiderstehlich zur wissenschaftlichen Forschung hingezogen; der ärztliche Beruf allein konnte seinem lebhaften und vielseitigen Geiste nicht genügen. Gerade dieser Beruf wies ihm die Lücken und Unvollkommenheiten der wissenschaftlichen Erkenntnis auf, wo die Forschung füllend und weiter fördernd eingreifen konnte, und die bei ihm gegebene glückliche Vereinigung von praktischer und wissenschaftlicher Begabung war in besonderem Maße geeignet, wertvolle Erfolge zu zeitigen. In seiner Entwicklung ist C. von berufener Seite mit seinem großen Landsmann Robert Mayer verglichen worden. Beide waren praktische Ärzte, beide drängte es, in der ärztlichen Tätigkeit den Erscheinungen auf den Grund zu gehen, beide wurden so dahin geführt, immer tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen und sich immer weitergehenden, immer tieferen allgemeinen Problemen zuzuwenden. Äußere Umstände haben leider verhindert, daß C. die Universitätslaufbahn betrat, für die er recht eigentlich prädestiniert war; er hätte jedem

akademischen Lehrstuhl zur Zierde gereicht; denn neben seiner Geistesschärfe, dem ausgesprochenen Sinn und Trieb zu tiefem wissenschaftlichen Forschen und außerordentlichem Geschick der Darstellung war eine hervorragende Lehrgabe ihm eigen, eine besondere Fähigkeit, auch Schwieriges und Verwickeltes klar darzulegen und anschaulich zu machen, ein Drang, lehrend und befruchtend zu wirken, eine eindringliche Kraft der Überzeugung. Doch auch so wußte er Zeit und Kraft zu wissenschaftlicher Arbeit der Praxis und den amtsärztlichen Pflichten abzurufen, und ist es ihm gelungen, ohne die reichen Anregungen und Hilfsmittel der Universität und eines akademischen Lehrstuhles, fern von jeder größeren Arbeitszentrale und Bibliothek, Bedeutendes zu leisten, ja bahnbrechend zu wirken. Zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten genügten ihm die einfachsten Hilfsmittel. Das Geheimnis und die Kunst, mit wenig und einfachen Mitteln viel und Großes zu leisten und zu erreichen, war ihm überhaupt in hohem Maße zu eigen. Wer sein Laboratorium, seine Hexenküche, wie er es scherzhaft zu nennen pflegte, in einer gewöhnlichen Küche eingerichtet und aufs bescheidenste ausgestattet, sah, der mußte staunen über das, was an schwierigen Analysen und feinen Versuchen hier geleistet wurde. Seine Arbeitskraft und sein Fleiß waren außergewöhnlich; sein Geist war stets tätig; die Erholung fand er in dem Wechsel der Beschäftigung.

Noch als junger Landarzt begann C. die wissenschaftliche Arbeit mit schwierigen sinnesphysiologischen Versuchen auf dem Gebiete des Geschmacksinnes und des Tastsinnes, wobei ihm seine Gattin, geb. Gugler, eine kongeniale Gehilfin war, wie er mit der Zeit auch seine Kinder hierzu heranzog, und schon 1869 und 1870 erschienen seine ersten wertvollen Veröffentlichungen hierüber in Pflügers Archiv und in der Zeitschrift für Biologie, denen bald weitere Abhandlungen über Äquivalenzversuche und über Raumsinnversuche u. a. folgten. Diese Arbeiten brachten ihn in nahe freundschaftliche Beziehungen zu dem geistvollen Physiker Theodor Fechner in Leipzig, die überaus fruchtbar waren und bis zu Fechners Tode dauerten. Fechner selbst, der seinerseits C. volle Wertschätzung entgegenbrachte, hat 1884 in einer Abhandlung »über die Methode der richtigen und falschen Fälle in Anwendung auf die Maßbestimmungen der Feinheit des Raumsinnes« sich zu gemeinsamer Arbeit mit C. bekannt, indem er schrieb: »Diese Untersuchung kann als eine gemeinsame Arbeit des Dr. C. und von mir angesehen werden, wovon die experimentelle Seite ganz C.s Verdienst ist, indes die Rechnungsseite mir anheimgefallen ist.«

Besonders eingehend und erfolgreich hat sich C., auch darin ähnlich Robert Mayer, mit Versuchen und Arbeiten über den Energiewechsel des menschlichen Körpers in Ernährung, Wachstum und Leistung beschäftigt; seine muster-gültigen Untersuchungen und Veröffentlichungen über den Stoffwechsel des Kindes, sowie im Zusammenhang damit über Frauenmilch und über die chemische Zusammensetzung des neugeborenen Menschen haben seinen Namen in der naturwissenschaftlichen Welt weithin bekannt gemacht. Ein klassisches Standardwerk auf diesem Gebiete, eines der meist zitierten physiologisch-pädiatrischen Bücher überhaupt, ist sein Buch »Der Stoffwechsel des Kindes von der Geburt bis zur Beendigung des Wachstums« (Tübingen. Laupp. 1894). An den Untersuchungen C.s verdient namentlich hervorgehoben zu werden, daß sie sowohl nach der Zahl der grundlegenden Einzelfälle als nach der außerordentlichen Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit des Verfahrens stets Anspruch

auf völlige Zuverlässigkeit machen konnten und daher von besonderem Wert waren. Die Ergebnisse der Arbeit C.s an dem Problem der Ernährungsvorgänge im Körper des Kindes waren bahnbrechend und von großer, segensbringender Bedeutung. Nun erst hatte man festen Boden für die Behandlung und Ernährung der Säuglinge, worin man bis dahin ziemlich im Dunkeln getappt und auf schädliches Probieren angewiesen war, und wenn die Kindersterblichkeit seitdem in Deutschland namhaft zurückgegangen ist, so gebührt C. zu einem nicht unwesentlichen Teile das Verdienst hieran. Der Wert und die Bedeutung seiner Leistungen wurden auch in den beteiligten Berufs- und wissenschaftlichen Kreisen rückhaltlos anerkannt und haben ihm u. a. die nur wenigen zuteil werdende Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft für Kinderheilkunde eingetragen.

Ein weiteres Feld wissenschaftlicher und zugleich ärztlicher Tätigkeit boten C. Untersuchungen über die Ausscheidung der stickstoffhaltigen Bestandteile durch die Nieren, die in der Folge für die Behandlung der Gicht von Bedeutung wurden, sowie über den Stoffwechsel bei Erwachsenen und über die chemische Zusammensetzung des menschlichen Körpers. Mehr als 60 größere Publikationen sind Themen dieses Gebietes gewidmet.

Die Beschäftigung mit physikalisch-chemischen und psychologischen Problemen führte C. schließlich über in das Gebiet der Philosophie, wo sein rastloser Geist neue willkommene Aufgaben fand. Als Übergang hierzu darf schon gerechnet werden seine 1900 erschienene Abhandlung »Neue Wege auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften«, worin neue Gedanken über Weltäther und Materie, Gravitation, Gastheorie, kritische Temperatur und kritischen Druck, die Aggregatzustände, Osmose und Diffusion mit wundervoller Klarheit ausgeführt sind. C. selbst hat auf diese Arbeit großes Gewicht gelegt und ihr besondere Bedeutung beigemessen; sie ist anfangs, wie es mit neuen Gedanken häufig zu gehen pflegt, vielfach Zweifel, Widerspruch und Ablehnung begegnet; C. war aber überzeugt, daß seine Gedanken mit der Zeit durchdringen werden, und seine Erwartung hat nicht getäuscht. 1905 erschien dann eine Abhandlung »von den Beziehungen zwischen geistigen und materiellen Vorgängen beim Menschen« teils philosophischen, teils psychophysischen Inhalts über Dualismus und Monismus, Wille und Bewegung usw.; ferner 1906 »Philosophie und Naturwissenschaft«, endlich 1907 »das Verhältnis von Seele und Leib nach dem heutigen Stande der Wissenschaft«. In allen diesen Arbeiten, die in strenger Form, doch für einen größeren Kreis von Gebildeten faßlich gehalten sind, werden vielfach ganz neue Gesichtspunkte aufgestellt, geeignet, weitere Anregung zu geben. Dabei weiß C. mit wohlthuender Sicherheit und Schärfe die Grenzlinie zu ziehen zwischen wissenschaftlicher Forschung und dem Gebiete des Unerforschlichen.

Die Gesamtzahl von C.s Publikationen ist ungemein groß, geradezu staunenswert, wenn man bedenkt, daß die Zeit und Kraft dazu einer umfangreichen ärztlichen Praxis abgewonnen werden mußte; ihre Aufzählung im einzelnen an dieser Stelle würde zu weit führen; das Verzeichnis derselben ist vollständig zu finden in der Monatsschrift für Kinderheilkunde Bd. IX, 1910, Nr. 1 (redigiert v. Arthur Keller, Berlin), sowie im Medizinischen Korrespondenzblatt des württembergischen ärztlichen Landesvereins Nr. 30 vom 23. Juli 1910, außerdem noch im Jahrbuch für Kinderheilkunde und endlich — weniger voll-

ständig — in der Münchener medizinischen Wochenschrift und dem Archiv für Kinderheilkunde.

Auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und der Philosophie ein tiefer Denker mit weitreichendem Fernblick, war C. gleicherweise mit der Fähigkeit begabt, in die Vergangenheit zu sehen und sie gestaltend zu beleben. Dieser sein historischer Sinn fand Ausdruck in einer schönen Genealogie des über vier Jahrhunderte alten Geschlechts der Camerer, wie auch in einer zeitgeschichtlich interessanten »Geschichte der Tübinger Burschenschaft«, der er selber angehörte. Durch mancherlei Beziehungen, die er dabei fand, wurde er weiterhin auf Forschungen über den schwäbischen Dichter Mörike geführt. Das hierdurch veranlaßte Büchlein »Eduard Mörike und Klara Neuffer«, 1908 vom Schwäbischen Schillerverein herausgegeben, mit zwei Nachträgen in dessen Jahresberichten 1909 und 1910, verbreitet in manchen Punkten neues Licht über Leben und Dichtungen dieses erst in neuerer Zeit nach Gebühr geschätzten Dichters.

In seinen persönlichen Eigenschaften war C. ein echter Sproß seines alten Geschlechts. Neben dem lebhaften und durchdringenden Verstande, großer Willensstärke und Beharrlichkeit wohnte ein reiches und weiches Gemüt und Herzensgüte, die sich auch in der Ausübung des Berufes jeder Not gegenüber in aller Stille betätigte, wie sie in der Liebe zu Kindern und der Tierfreundlichkeit zutage trat; ein starker Zug der Einfachheit und Bedürfnislosigkeit machte ihn geneigt, in der Vernachlässigung der äußeren Form und Erscheinung mitunter etwas weit zu gehen, was in Verbindung mit seiner edlen Bescheidenheit und vornehmen Zurückhaltung, der alles Sichvordrängen zuwider war, Fernerstehenden erschweren konnte, zur richtigen Wertschätzung seines Wesens zu gelangen. Auch konnte er zuweilen durch eine scharfe Art, mit der er seinem feinen und lebhaften Gefühl für Recht und Unrecht Ausdruck zu geben pflegte und rücksichtslos Kritik übte, Anstoß geben. Wie er selber gut und klar zu sprechen wußte, so hatte er auch die Gabe, aus anderen herauszuholen, was sie ihm geben konnten, und er benutzte sie vielfach, sich zu belehren, da ihm nichts ferner lag als der Dünkel, alles selber zu verstehen; gern anerkannte und benutzte er das bessere Wissen anderer auf Gebieten, die nicht seine Spezialität waren. Ein warmer Patriot, war C. vorwiegend konservativen Sinnes. Eine innerliche Religiosität, nur Nahestehenden sich zeigend und weniger in kirchlicher Form sich äußernd, hielt ihn weit ab von den Wegen materialistischer Weltanschauung und zeigt auch an ihm, daß wahres und tiefes Forschen nach Erkenntnis und philosophisches Denken keineswegs von Gott abführt. Er war ein ausgezeichnete Haushalter und Familienvater; seine rastlose berufliche und wissenschaftliche Tätigkeit war für ihn kein Hindernis, den Seinigen viel zu geben und viel zu sein. Seine fünf Kinder wurden von Vater und Mutter gemeinsam unterrichtet; die vier Töchter, die nie eine Schule besucht haben, erhielten im Hause nicht bloß eine gediegene gründliche Bildung, sondern C. übertrug ihnen auch weitgehendes Wissen und Verstehen für die ihn beschäftigenden Dinge, so daß sie mit der Zeit ihm tüchtige Helferinnen sein konnten. In seinem vom schönsten und glücklichsten Familienleben erfüllten Hause herrschte unbegrenzte Gastfreundschaft, und sie wurde ausgiebig benutzt; aus nah und fern pilgerten Angehörige, Freunde und Berufsgenossen, darunter Gelehrte von Weltruf, zu der schlichten Heimstätte, Rat und fördernde Anregung zu gewinnen, und sie

fanden dazu Erquickung und Erhebung durch die Atmosphäre edlen und hohen Geistes, selbstloser Arbeit, lauterer und schlichter Wesens. Bald war jeder gefangen in geistvoller Unterhaltung, die nach wenigen Worten zwanglos sich entspann, gewürzt durch C.s liebenswürdigen Humor und stets treffenden Scherz. Tiefe Gedanken und goldene Worte flossen mit einfacher Selbstverständlichkeit von seinem Munde, und erst in der Nachwirkung wurde man sich recht bewußt, wieviel Anregung und Förderung man empfangen hatte. Dem Tode sah C. furchtlos ins Auge; an seinen noch unvollendeten Arbeiten denkend, äußerte er: »Meine Gedanken werden andere aufnehmen.«

Äußere Anerkennung hat C. nie begehrt; wo sie ihm zuteil wurde, machte er kein Aufhebens davon. Die Regierung ehrte ihn durch Ordensauszeichnungen und den Titel und Rang eines Medizinalrats. Die Tübinger naturwissenschaftliche Fakultät ernannte ihn 1895 zum Ehrendoktor, als Förderer der Biologie und physiologischen Chemie, und die medizinische Fakultät Tübingens erneuerte ihm in ungewöhnlicher Weise nach 30 Jahren das Doktordiplom, als dem Manne, der sich um die Förderung der wissenschaftlichen Medizin und der ihr nächststehenden naturwissenschaftlichen Disziplinen große Verdienste erworben, sich mit verschiedenen Arbeiten in eine Reihe mit den besten und erfolgreichsten Autoren gestellt habe und in anderen seiner Zeit vorausgeeilte sei. 1898 erhielt er den Stiebelpreis für die beste Arbeit auf dem Gebiete der Kinderheilkunde; die Gesellschaft für Kinderheilkunde in München, die ihm, wie schon erwähnt, 1906 die Ehrenmitgliedschaft verliehen, veranstaltete nach seinem Tode eine Gedächtnisfeier für ihn. Bei der ersten Vergebung des Nobelpreises hatte C. in der engeren Wahl gestanden, mußte aber vor glänzenderen Namen zurückstehen. An der Ernennung zum Ehrendoktor gereichte ihm zu besonderer Freude, daß sie gleichzeitig mit der Bismarcks erfolgt war. Am Morgen des Karfreitag 1910 hat ein sanfter Tod ohne Kampf den Uermüdlichen aus seinem arbeits- und erfolgreichen Wirken abgerufen. O. B u h l.

Holzer, Ernst, Gymnasialprofessor, * 9. März 1856 in Stuttgart, † 28. Februar 1910 in Ulm a. D. — H., der Sohn des verdienten Philologen Karl Holzer, studierte klassische Philologie in Tübingen, wo A. v. Gutschmid und Erwin Rohde für seine philologisch-historische Schulung und seine Entwicklung von besonderer Bedeutung wurden. Nach mehrjähriger Lehrtätigkeit am Gymnasium in Tübingen und an der Lateinschule in Nürtingen war er von 1887 bis zu seinem Tode Professor am Gymnasium in Ulm. Auf philologischem Gebiete bewegen sich seine ausgezeichneten Programme »Matris, ein Beitrag zur Quellenkritik Diodors«, Tübingen 1881, und »Varroniana«, Ulm 1890, sowie »Analecta« im Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs, 1893, und treffliche Textverbesserungen zu Philodemos *de musica* im Philologus 1907. H. übernahm auch die Herausgabe der »Philologica« Nietzsches, zu dem ihn Rohde geführt, konnte jedoch nur noch den 1. Band (Gedrucktes und Ungedrucktes aus den Jahren 1866—1877) 1910 veröffentlichen; außerdem war er Mitarbeiter an der Gesamtausgabe von Nietzsches Werken. H.s Interessen und Studien gingen jederzeit über seine Fachwissenschaft hinaus. In einer Reihe von Vorträgen, die zum Teil gedruckt vorliegen, legte er Untersuchungen zur Anthropologie und Rassenfrage nieder, so »Über die Bertillonage« und »Zum Problem des germanischen Typus«, 1897 und 1899 in den Jahres-

heften des Vereins für Mathematik und Naturwissenschaften in Ulm erschienen. — Neben der Poesie, in der er sich auch selbst versuchte, war er vor allem der Musik zugetan. Reiche Anregung erhielt er auf diesem Gebiete durch Otto Scherzer und Emil Kauffmann, dem er 1909 in den Süddeutschen Monatsheften ein schönes Gedenkblatt widmete. Seine Beschäftigung mit der Musik führte ihn zu Studien über ganz oder halb vergessene ältere schwäbische Komponisten, wie J. Chr. Kienlen, Auberlen und andere; insbesondere hat er als erster Schubart als Musiker gewürdigt: »Schubartiana«, Bes. Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg, 1899; »Schubartstudien«, Ulm 1902, Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben; »Ein Schubartfund«, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904, Nr. 140 und 141; »Schubart als Musiker«, Stuttgart 1905; »Zur württembergischen Musikgeschichte«, Süddeutsche Monatshefte 1907; »Schubartiana«, ebendasselbst 1908. — Alle diese Arbeiten, denen sich eine große Anzahl kleinerer Aufsätze und Besprechungen anschließen, zeigen H. als tiefdringenden Forscher von scharf auf die Sache gehendem Urteil und als Meister der Darstellung. Eine Natur, die sich in nichts den Alltagsnormen fügte und mit beißendem Sarkasmus alles Kleinliche, Oberflächliche und Unwahre bloßzustellen liebte, hat H. sich persönlich nur ganz wenigen erschlossen. Einsam, wie er gelebt, ist er in der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März 1910 einem langwierigen Magenleiden erlegen.

Schwäbischer Merkur 1910, Nr. 100. — Der Schwabenspiegel 1910, Nr. 29 (R. Krauß). — Süddeutsche Monatshefte, Oktober 1910 (Wilhelm Schmid).

Stuttgart.

O t t o G ü n t t e r.

Werther, Julius v., Dr., württembergischer Generalintendant, Schriftsteller, * 20. Mai 1838 bei Roßla am Harz, † 23. Juli 1910 in Pertisau am Achensee. — W., auf dem Rittergut Thürungen, am Fuße des Kyffhäusers, geboren, stammt aus der goldenen Au, wo seine Eltern begütert waren. An seiner Mutter, einer schönen, blühenden Frau, die er als junger Student verlor, hing er zeitlebens mit zärtlicher Liebe. Durch allerlei äußere und Familienverhältnisse veranlaßt, studierte er, dessen ganze Veranlagung ihn zu künstlerischer Tätigkeit drängte, zuerst Naturwissenschaften, um sich dem höheren Bergfach (Berg- und Hüttenwesen) zu widmen, machte seinen Doktor in der Philosophie und legte hier schon den Grund zu jener universellen Bildung, die ihn später als Theaterleiter vor so vielen Fachgenossen auszeichnen sollte. Nach dem Tode des Vaters warf er die ganze begonnene Karriere über Bord und wandte sich mit Schwärmerei und Leidenschaft der Bühnenlaufbahn zu; auf Laubes Rat und Ermunterung hin studierte er das neue Fach in Wien, der damaligen Hochschule dramatischer Kunst, und ging bald darauf als Schauspieler und Regisseur nach Weimar zu Dingelstedt. Die dichterische Anregung, die er aus der ehrwürdigen literarischen Tradition Weimars schöpfte, die malerische, die er im Kreise Genellis und Prellers fand, bedeuteten ihm eine wertvolle künstlerische Mitgift, als er von dort mit 29 Jahren auf den Posten eines artistischen Leiters an das Mannheimer Hof- und Nationaltheater berufen wurde. In seinen »Erinnerungen« schildert er stimmungsvoll, wie er in düsterer Winternacht, im Schneetreiben, voll Ungewißheit und Hoffnungen dieser ersten verantwortungsreichen Stellung entgegenfuhr. In Weimar hatte W. sich mit einer

bekannten und gefeierten jungen Sängerin, der Primadonna des dortigen Hoftheaters, verheiratet. — Er blieb damals nur 5 Jahre in Mannheim, das ihn später zu einer glanzvollen Epoche seines Theaterlebens wiedersehen sollte. Es war ein eigentümliches Verhängnis in dem Leben dieses reichbegabten, vielseitig gebildeten Mannes, der überall vom besten Willen und ungewöhnlicher Energie beseelt das Theater neu organisierte und auffrischte, daß nirgends sehr lange seines Bleibens war, daß er wie der fliegende Holländer in innerer Rastlosigkeit stets wieder den Ort wechselte, wenn er festen Fuß gefaßt hatte. Während seines ersten Aufenthaltes in Mannheim gab W. Molières Misanthrop in eigener, freier Bearbeitung und Bühneneinrichtung. Die Einstudierung der Ödipustrilogie in der Wilbrandtschen Übersetzung — König Ödipus, Ödipus in Kolonos und Antigone — mit absichtlich für die Teilnahme der Bevölkerung herabgesetzten Preisen zeugte für den aufs Ideale und Hohe gerichteten Sinn des jungen Bühnenleiters. Schon damals begann er selbst mit sicherem Instinkt für Bühnenwirkung geschichtliche Dramen zu schreiben, von denen »Pombal« 1872 mit großem Erfolg in Mannheim gegeben wurde. Dieses Schauspiel aus dem Portugal des 18. Jahrhunderts gibt ein Bild der Macht, List, Intriguen und endlichen Vertreibung der Jesuiten durch den scharfblickenden Minister Carvalho, später Marquez von Pombal, und wäre als solches auch heute wieder aktuell. »Die Form blieb stehn, der Glaube war verschwunden«, charakterisiert Pombal die Denkweise der Jesuiten.

Mit Bedauern ließ man W. aus Mannheim ziehen, als er 1873 an die Spitze des Darmstädter Hoftheaters berufen wurde, das er bis 1875 leitete. W. erblickte eine Hauptaufgabe der Hoftheater in der Erhaltung des klassischen Repertoires; als ausgezeichnete Regisseur griff er hier immer persönlich ein, bildete unermüdlich auf den Proben junge Kräfte heran, denen er aus dem Schatze seines eigenen reichen Wissens heraus ihre Rolle im Zusammenhang mit dem Stück verständlich machte und mundgerecht gestaltete; er war ein unendlich feiner Bildner aus dem Rohmaterial des Talents, das er in der Provinz unter den ungünstigsten Verhältnissen zu entdecken wußte. Daß er seinen Geist, sein Verständnis und seine Auffassung jungen, begabten Kräften einößte wie den kostbaren Inhalt in ein schönes, leeres Gefäß, war ein Hauptgeheimnis seines Wirkens an jeder neuen Kunststätte. Die Kunst war ihm eben die »hohe, die herrliche Göttin«, und er scheute keine Mühe in ihrem Dienste. Es gab eine Zeit, da er, mit eiserner Energie und widerstandsfähiger Gesundheit ausgestattet, Tags über stundenlange Proben hielt, eingesandte Stücke las, abends kritisch den Theateraufführungen beiwohnte und die Nächte zu eigener Produktion auf dramatischem Gebiet verwendete. — Er selbst trat nie mehr auf, nachdem er in leitende Stellung gelangt war, da er es für absolut unzutraglich mit den Aufgaben des Leiters und Dramaturgen hielt, auch schauspielerisch tätig zu sein. Ein einziges Mal sahen die Mannheimer ihn als Wallenstein bei dem plötzlichen Fehlen eines Darstellers; ein seltener Genuß, äußere Erscheinung, gebietendes Wesen und durchdringende Intelligenz in dieser Rolle ganz vereint zu sehen.

Nach seinem zweijährigen Aufenthalt in Darmstadt, aus dem er höfischer Intriguen wegen schied, lebte W. kurze Zeit als Schriftsteller in München, wo er bei dem theaterfreundlichen König Ludwig Interesse für sein dramatisches Schaffen erwartete und fand. »Das Grabdenkmal«, »Der Fürst von Isolabella«,

»Mazarin«, ein historisches Schauspiel mit Possart in der Titelrolle, waren in den siebziger Jahren am Münchener Hoftheater aufgeführt worden. Seine historischen Dramen wie die »Medici« sind nach Shakespeareschem Vorbilde teils in fünffüßigen Jamben, teils in Prosa geschrieben; so vornehm die Absicht des Verfassers ist, große geschichtliche Stoffe zu behandeln und mit neueren zeitgemäßen Ideen, kirchlichen und politischen Fragen zu durchtränken, blieben diese Stücke doch in einer gewissen nachklassischen Kühle und Rhetorik befangen, bis W. im »Kriegsplan«, einem Intrigenstück aus napoleonischer Zeit, sein eigentliches Feld und zugleich einen großen Erfolg fand. Der Kriegsplan, der von seiner ersten Aufführung 1877 an 12 bis 15 Jahre lang über viele deutsche Bühnen ging, besitzt spannenden, fesselnden Aufbau der Handlung, stets neue Erfindung von Komplikationen, sprühenden Witz, geistreichen, amüsanten Dialog wie die Komödien Scribes oder Sardous und enthält dankbare Rollen wie die des Obersten Tschernitschew, der auf Mitterwurzers Repertoire stand. Treffend glückte seiner Charakterisierung, sowohl in seinen Stücken als in den Romanen, die sympathisch gezeichneten Figuren älterer, erfahrener Welt- und Lebensmänner, wie er sie in seiner Karriere als Hofmann und Bühnenleiter oft kennen lernte, und wie er selbst in späteren Jahren auf seine Umgebung wirkte. Die Gestalten des alten, lebenswürdigen Fürsten von Isolabella, des Pombal, des Kardinals Mazarin, des lebenslustigen Herzogs Alexander aus seinem Roman »Eine anständige Frau«, des polnischen Herrenmenschen Kasimir Panotowsky aus »Weite Gewissen« — sie sind alle sowohl aus unmittelbarer Anschauung als aus seiner eigenen Natur geschöpft.

Über seinem dichterischen Schaffen vernachlässigte er seine eigentliche Bestimmung zur Theaterleitung keineswegs, und die Mannheimer Bühne trat mit seiner zweiten Berufung dorthin — 1877 — in eine glänzende künstlerische Epoche, deren Bedeutung noch dreißig Jahre später von damaligen Zeitgenossen anerkannt wurde. Was heute als selbstverständlich gilt — die Aufführung der Werke Richard Wagners — war damals noch ein Wagnis und eine künstlerische Tat, die W. für Mannheim als erster ausgeführt hat, unterstützt von der musikalischen Leitung des jungen Kapellmeisters Franz Fischer. Zwei große Bühnenjubiläen in Mannheim, die Jahrhundertfeier der Gründung des Mannheimer Theaters und wenige Jahre später die hundertjährige Feier der Erstaufführung der Räuber, gaben W. Gelegenheit, mit eigener dichterischer Begabung hervorzutreten und als ausgezeichnete Regisseur mehrere wahrhaft glänzende Festakte zu leiten. Ein großer Erfolg war für ihn das Festspiel »Poesie und Geschichte« (1879), in dem er alle dichterischen und schauspielerischen Größen, die seit Dalberg das Mannheimer Theater beherrscht hatten, an den dankbaren Zuschauern vorbeiziehen ließ. In Mannheim war eine starke persönliche Anteilnahme der Bevölkerung am Theater traditionell, die Mannheimer fühlten sich solidarisch mit der Kunststätte von historischer Bedeutung, und unterstützt von dem warmen Interesse des Publikums konnte W. manchen kühnen künstlerischen Versuch riskieren. Faust I. und 2. Teil wurde unter seiner Regie 1882 zum erstenmal an zwei aufeinanderfolgenden Abenden ungestrichen gegeben, eine große Anforderung an das Publikum, das willig und voll Enthusiasmus mitging; der zweite Teil dauerte mit einstündiger Pause von 5 bis 1 Uhr nachts und zog zahlreiche Besucher aus der Universität Heidelberg, darunter den größten Faustkenner Kuno Fischer, nach Mannheim. W.s

Idee, aus Iphigenie in Aulis von Euripides in Schillers Übersetzung, der Elektra des Sophokles in der Übertragung Wilbrandts und der Goetheschen Iphigenie eine Iphigenientrilogie zusammenzustellen, erwies sich als ein künstlerisches Ereignis für die ganze Umgebung Mannheims. Der Mannheimer Bühne gebührt der Ruhm, das Werk des Euripides und das des Sophokles zum erstenmal aufgeführt und sie in dieser Zusammenstellung aufgeführt zu haben, die den erschütterten Hörern an drei Abenden ein volles Bild vom Schicksal der Tantaliden gab. Der Versuch fand bei bedeutenden Kritikern, wie Rudolf v. Gottschall, in der Leipziger Zeitung 1880 Anklang und Würdigung.

W., der von wahrer Begeisterung für seine Klassiker erfüllt war, versäumte keine Gelegenheit, den Dichtern durch ausgezeichnete Einstudierung ihrer Werke gerecht zu werden. Damals war mehr persönliches Studium und Nachdenken erforderlich, um Dekorationen und Kostüme für die Jubiläen nach hundertjährigen Vorschriften zusammenzustellen als in späterer Zeit, da der Unfug übertriebenen Ausstattungswesens an der Tagesordnung war. Sein feines künstlerisches Gewissen bewahrte W. vor Stillosigkeiten und Vergewaltigungen den großen Dichtern gegenüber; nach seiner Ansicht war »der Schauspieler der Interpret des Dichters, nicht der Dichter die Folie für den Schauspieler«. Auch als W. sich längst von der öffentlichen Tätigkeit zurückgezogen hatte, kämpfte er noch leidenschaftlich in verschiedenen Artikeln der Allgemeinen Zeitung gegen den Schlendrian des undeutlich und schlecht gesprochenen Wortes, gegen die Anwendung bummeligen und trivialen Spiels auf klassische Werke, die das Pathos verlangen. Pathos mit Natürlichkeit und Wahrheit zu verbinden schien ihm das schauspielerische Ideal; die gute schauspielerische Leistung war ihm durch keine Regiekunststückchen, keine pomphafte Inszenierung und Kostümierung zu ersetzen.

Nach diesen Prinzipien verwaltete W. sein Theater und vom Jahre 1884 an die Stuttgarter Hofbühne, an die er berufen ward. Unter schwierigen Verhältnissen gelang es ihm, dem durch eine vorausgegangene ungünstige Epoche niedergedrückten Theater neuen Aufschwung zu verleihen, das Interesse des Publikums und des Königs zu wecken. Obwohl er die Kunst des Darstellers selbst höher als alles szenische Beiwerk schätzte, verstand er es doch, auch durch glänzende Inszenierungen, phantasievolle reiche Bühnenbilder und blendende Einfälle der Regie die dramatische Wirkung jener Aufführungen noch zu steigern, für die er beim Publikum Interesse erhoffte und errang. In der Oper brachte er in erster Linie die Wagnerschen Tondramen, von denen bisher nur Tannhäuser, Lohengrin und der Fliegende Holländer den Stuttgartern bekannt waren; ein Mozartzyklus von fünf seiner Hauptwerke erneuerte das Gedächtnis des Meisters zu seinem hundertsten Todestage. Die Aufführung des »Mephistopheles« von Arrigo Boito war ein interessanter Versuch, der ihn bei seiner durch längere Studienfahrten nach Rom erwachten Vorliebe für Italien und italienische Kunst reizte.

Neben dem klassischen Drama, häufig vertreten durch Schiller und Shakespeare, brachte er bemerkenswerte Erstaufführungen von Hebbels Nibelungen, Kalidasas Sakuntala, Calderons Richter von Zalamea, auch von deutschen und französischen Salonstücken. An einem in seinen finanziellen Mitteln beschränkten Theater mußte W. auf die möglichste Vielseitigkeit der Mitglieder bedacht sein; während seiner Anwesenheit erfreute sich Stuttgart auch einer Operetten-

saison, zu der Girardi aus Wien kam; die berühmtesten auswärtigen Bühnengrößen, Charlotte Wolter, Marcella Sembrich, Mitterwurzer, Sonntag, Possart, Friedrich Haase folgten gern seinem Ruf als Gäste.

W. gehörte zu jenen vielseitig begabten Menschen, die eigentlich alles können, was sie mit starker Energie wollen. Einen großen Teil seiner Erfolge als Theaterleiter verdankte W. seiner zwingenden, machtvollen Persönlichkeit, die auch durch äußere Erscheinung zu imponieren verstand und sich widerspenstige Elemente unterwarf. Sein suggestiver Glaube an sich selbst und sein Werk übertrug sich auch auf die anderen und er erntete reiche Anerkennung, Titel, Ehren und Auszeichnungen für seine Verdienste um das Theater; er ward Generalintendant und Kgl. württembergischer Geheimer Hofrat und verstand es, in einer unendlich schwierigen, komplizierten Hofstellung die Würde und Intaktheit seiner Person aufrecht zu erhalten. Sein reiches Wirken am Theater liegt zu lange zurück, als daß ein herangewachsenes Geschlecht sich dankbar dessen erinnerte; er selbst aber gedachte in anregendem Gespräch gern zahlreicher interessanter Einzelheiten aus seinem Verkehr mit berühmten Zeitgenossen, wie Laube, Dingelstedt, Richard Wagner, und sein treues Gedächtnis hat ernste und heitere Episoden in den »Erinnerungen und Erfahrungen eines alten Hoftheaterintendanten« festgehalten, die nach seinem Tode von seinem Sohne herausgegeben wurden.

Nach seinem Rücktritt von der Leitung des Stuttgarter Hoftheaters im Jahre 1890 trat W. in vielen Aufsätzen, die in der Münchener Allgemeinen Zeitung, der Neuen Freien Presse, dem Wiener Tagblatt, der Zukunft und dem Berliner Tageblatt erschienen, mit Feuer und Klarheit für die Reinhaltung der dramatischen Kunst ein, er nahm Stellung zu künstlerischen, politischen oder gesellschaftlichen Fragen in Deutschland und Italien, denn zwischen München und Rom teilte sich von jetzt an sein Leben.

Römische Erinnerungen verwob er in seine Romane, die alle drei erst in diesen Jahren erschienen. »Eine anständige Frau« spielt an einem kleinen Hofe der Gegenwart und ist mehr wegen der Zeichnung und Durchführung der männlichen Charaktere nennenswert als wegen der stofflichen Erfindung. Auf weitere und größere Gebiete begibt sich W. in seinem folgenden historischen Roman »Ein Hohenzoller in Italien«, in dem sich vor dem Hintergrund italienischer Geschichte und Landschaft die Figuren des Herzogs Viktor Amadeus von Savoyen und des jungen, tapferen Markgrafen von Brandenburg plastisch abheben. Sein ausgereiftester Roman aber ist der letzte, »Weite Gewissen« betitelte, dessen erster Teil im Berliner Tageblatt erschienen ist.

W. empfand dramatisch, so wie andere Menschen musikalisch oder malerisch empfinden; sogar durch seine Feuilletons zieht sich wie ein roter Faden sein starkes dramaturgisches Empfinden. Die dramaturgischen Studien »Stil und Schauspielkunst«, »Über Theaterbau vom Bühnenleiterstandpunkte aus«, »Ein Prognostikon der deutschen Hoftheater«, »Der naturalistische Stil und die klassischen Schauspiele« geben seiner zugleich gesunden und idealen Überzeugung Ausdruck. Daß ein erzieherisches und dramaturgisches Talent wie W. nach seinem Abschiede von Stuttgart den Rest seines Lebens dem Theater fern blieb, war ein Verlust für die deutsche Bühne. Sein unermüdlicher Tätigkeitsdrang ließ diesen Mann auch im Alter nicht zur Ruhe kommen. Mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgte er Neuaufführungen und Neuerungen auf

dem Gebiete des Bühnenwesens und teilte seine Zeit zwischen dem Schreibtisch und der Jagd, die seine gesunde Rassenatur frisch und elastisch erhielt bis in sein 72. Jahr. Die herrische Gestalt war immer noch ungebeugt, der scharfe Jägerblick immer noch glanzvoll und das Adlerprofil unverändert fein, wenn er im verwegenen Jagdzuge von seinen Bergen am Achensee in die Pertisau niederstieg, wo er seit Jahren, bekannt und beliebt, den Sommer verbrachte. Dort ereilte ihn auch, ohne langes Leiden, der Tod — fast so, wie er sich das Ende manchmal gedacht hatte, rasch und umgeben von der ihm so teuren Landschaft.

Wenige Monate vor seinem Tode hatte er das letzte Kapitel seiner «Erinnerungen und Erfahrungen eines alten Hoftheaterintendanten» vollendet, eines seiner wertvollsten Bücher, denn es enthält tiefe Einblicke in ein reiches Leben, geistreiche Bemerkungen und Ansichten über Bühnenleitung und Schauspielkunst und ist mit souveräner Überlegenheit und Humor geschrieben.

In vergilbten Zeitungsblättern rauscht es von der Bewunderung und Anerkennung der Kritik für W., wir finden Aussprüche, die ihn als den «ersten Regisseur der deutschen Bühnen» bezeichnen, und wie mit einem traurigen Moderduft umweht uns der Gedanke von der Vergänglichkeit des theatralischen Ruhmes, nicht nur für den Mimen, sondern auch für den Bühnenleiter.

»Drum muß er geizen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllen,
Muß seiner Mitwelt mächtig sich versichern
Und im Gefühl der Edelsten und Besten
Ein lebend Denkmal sich erbau'n. — So nimmt er
Sich seines Namens Ewigkeit voraus«

(Schiller.)

Quellen: Erinnerungen und Erfahrungen eines alten Hoftheaterintendanten (Stuttgart, Bonz 1911). Rhein- und Neckarzeitung 1878; Frankfurter Zeitung 1879 und 1882; Neue Freie Presse 1882; Stuttgarter Tageblatt 1890; Württemberger Zeitung 1910.

Marie Haushofer.

Krönlein, Ulrich Rudolf, * 19. Februar 1847 in Stein a. Rhein, † Zürich, 26. Oktober 1910. — Krönleins Wiege stand auf Schweizerboden, in dem idyllischen Schaffhauser Grenzstädtchen Stein a. Rhein; dort wurde er als Sohn eines angesehenen Gerbereibesitzers geboren, dort verlebte er auch seine Jugendzeit in behaglichen bürgerlichen Verhältnissen. Nachdem er das Gymnasium von Schaffhausen absolviert, bezog er zu Ostern 1866 die Universität Zürich, der er, mit Ausnahme des zu Bonn verbrachten Wintersemesters 1868/69, bis ans Ende der Studienzeit treu blieb. Die Anatomen H. v. Meyer und Frei, der Physiologe Hermann, die Kliniker Rose und Biermer waren seine hervorragendsten Lehrer. Schon als Student durch Konzentration auf sein Studium und durch Reife des Charakters unter seinen Altersgenossen hervorragend und von diesen respektiert, betätigte er sich spezieller als Assistent bei Hermann v. Meyer und später auf der chirurgischen Klinik bei Edmund Rose, mit dem er 1870, nach soeben abgelegtem Staatsexamen, in ein näheres Verhältnis trat, indem er diesen, der bereits während des böhmischen Feldzuges von 1866 bedeutende kriegschirurgische Erfahrungen gesammelt, als Assistent nach Berlin begleitete. Sie fanden dort unter Virchows Ägide in dem großen Baracken-

lazarett auf dem Tempelhofer Felde, verstärkt durch andere junge Schweizer Ärzte, einen äußerst lohnenden und interessanten Wirkungskreis. Dieses kriegschirurgische Intermezzo, über welches K. selbst noch unlängst (»Alte Erinnerungen«, Jubiläumsheft für Prof. E. Rose, Deutsche Zeitschr. f. Chir., Bd. 84) in einer äußerst anschaulich gehaltenen Plauderei berichtet hat, vermittelte ihm zugleich die Bekanntschaft mit Virchow, die ihm für später noch von großem Werte sein sollte.

Als erster Assistent Roses kehrte dann K. mit diesem nach Zürich zurück und verblieb in dieser Stellung bis zum Frühjahr 1873, wo eine schwere Erschütterung seiner Gesundheit durch eine chronisch gewordene septische Infektion ihn zum Rücktritt und zu längerer unfreiwilliger Muße nötigte. 1872 war seine Dissertation »Über offene Wundbehandlung« erschienen, welche die große Überlegenheit dieses von Rose in seinem Züricher Wirkungskreise konsequent durchgeführten Verfahrens, das durch skrupulöseste Reinlichkeit und möglichste Vermeidung von Wundnaht und Wundverband charakterisiert war, über die älteren Methoden der Wundbehandlung durch sorgfältige statistische Untersuchungen in eklatanter Weise nachwies und zuerst den Namen des jungen Autors auch im Auslande bekannt machte. Diese Arbeit wie auch die Empfehlung Virchows und Horners ebneten ihm auch die Wege, als er nach seiner Wiedergenesung sich an B. v. Langenbeck mit der Bitte um eine Assistentenstelle wandte, die er dann zum Frühjahr 1874 auch wirklich erhielt. Damit war sein kühnster Traum in Erfüllung gegangen: Schüler des Mannes zu werden, den er als den größten der damaligen Chirurgen verehrte und dem auch niemand diesen Rang streitig zu machen gewillt war; waren doch fast alle die Koryphäen der damaligen Chirurgie, ein Billroth, Esmarch, Hüter, Schönborn, Trendelenburg u. a. seine Schüler und Freunde. Viele Jahre später hat K. in einem tief empfundenen Nekrologe, den er dem dahingeshiedenen Meister widmete, der Begeisterung beredten Ausdruck verliehen, welche der Zauber von v. Langenbecks Persönlichkeit in seinen Jüngern erweckte, zeitlebens hatte er auch, selbst ein Meister geworden, das Bedürfnis, seiner unbegrenzten Verehrung für v. Langenbeck vor seinen Zuhörern Ausdruck zu geben.

Von 1874—81 dauerte diese Berliner Assistentenzeit, während welcher K. allmählich in die erste Stelle vorrückte und sich immer mehr das vollste Vertrauen seines Chefs erwarb. Dieser erwies es ihm auch dadurch, daß er ihn für die Stellvertretung des erkrankten Bose in Gießen empfahl, an dessen Stelle nun K. 1878/79 während zwei Semestern die chirurgische Klinik leitete. Während dieser Zeit wurde er vom hessischen Ministerium zum Extraordinarius befördert, welcher Titel ihm denn auch nach seiner Rückkehr nach Berlin auf einstimmigen Vorschlag der medizinischen Fakultät verliehen wurde.

In Berlin wartete seiner für den Rest seines dortigen Aufenthalts noch eine große Aufgabe, deren Lösung ihm v. Langenbeck ganz selbständig überließ und nach deren Durchführung letzterer selbst den Rücktritt zu nehmen beabsichtigte. Es war dies der Umbau des Kgl. Klinikums an der Ziegelstraße in ein modernes Krankenhaus, der im wesentlichen vollendet war, als K. dem Rufe nach Zürich 1881 folgte, dessen chirurgische Lehrkanzel durch den Weggang seines früheren Lehrers Rose nach Berlin frei geworden war.

In Zürich hatte er nun die Stätte gefunden, wo er seine Fähigkeiten frei entfalten konnte und wo er für seine unbeugsame Arbeitskraft nach allen Seiten

Betätigung fand. Er reorganisierte das noch aus dem Jahre 1842 stammende Kantonspital nach allen Richtungen und verwandelte den alten Bau durch glückliche bauliche Änderungen und Angliederung der durch den Fortschritt der Wissenschaft und Technik geforderten Adnexe sukzessive wieder in eine moderne Klinik, die keine wesentlichen Attribute einer solchen vermissen läßt. Um dem kleinen Staatswesen, das die Mittel dafür aufzubringen hatte, nicht zu viel zuzumuten, verstand er es nicht nur, sich auf das Notwendige zu beschränken und die Lasten auf Jahre zu verteilen, sondern er wußte auch reiche Privatpatienten jeweils für seine Neuschöpfungen zu interessieren und deren Wohltätigkeitsbestrebungen in richtige Bahnen zu lenken. Hunderttausende sind auf diese Weise den klinischen Institutionen zugeflossen, und es entstanden mit ihrer Hilfe vorbildliche Anlagen, wie das Diphtheriehaus und die aseptischen Operationsräumlichkeiten, später das mechano-therapeutische Institut u. a.

Als klinischer Lehrer erzog er eine ganze Ärztegeneration während seines 29jährigen Wirkens in Zürich in seiner, Kühnheit mit Vorsicht paarenden chirurgischen Denkweise. Aber nicht nur fachliches Wissen und Können suchte er ihnen zu vermitteln, sondern, was in unserer von der Technik beherrschten Zeit doppelt not tut, er verstand es auch, die ethische Seite des Berufes anklingen zu lassen und, selbst mit dem schönsten Beispiele vorangehend, seinen Schülern den Respekt vor dem Unglück, die zarteste Rücksichtnahme auf den Leidenden und ein hohes Verantwortlichkeitsgefühl einzupflanzen. So war er so recht ein Lehrer nach dem Herzen der studierenden Jugend, die sich für seine bei aller eisernen Konsequenz und Geschlossenheit zartfühlende und im besten Sinne des Wortes vornehme Persönlichkeit begeisterte. Sein Vortrag verschmähte jeden rhetorischen Prunk und fesselte dennoch durch den klaren Aufbau, die einfache, aber fließende Diktion und die aus der Fülle des Wissens und Selbsterlebten quellende Anschaulichkeit. Seine Operationstechnik, die niemals die Schule des großen Meisters eleganter Messerführung verleugnete, wurde mit der Zeit eine vorbildlich schöne, ohne daß der Eleganz irgendeine höhere Rücksicht zum Opfer gefallen wäre.

So hat K. während drei Dezennien eine fast unübersehbare Arbeit geleistet. Neben dem großen Spitalmaterial, das er bis ins einzelne bewältigte, strömte ihm, seinerseits fast ungewollt, eine große Privatklientel zu; zahllos sind die Personen, die Familien, die ihn als Helfer in höchster Not verehrten, und man kann wohl sagen, daß es in Zürich vielleicht populärere, aber keine höher geachtete Persönlichkeit gegeben hat als ihn.

Sein klarer Verstand, seine ritterliche und imponierende Persönlichkeit, sein lauterer Charakter ließen ihn sehr bald auch in der medizinischen Fakultät und im Senat der Universität eine führende Stellung einnehmen; er hat, wie Cloetta in seiner akademischen Gedächtnisrede sich ausdrückte, »wohl viele Jahre hindurch als ungekrönter König die medizinische Fakultät beherrscht«, aber auch für sie gekämpft und viele Arbeiten für sie auf sich genommen. Schon 1886—88 war er, und mit Auszeichnung, Rektor, 1888—90 Dekan der medizinischen Fakultät.

Wie schon eingangs gesagt, liegen die wissenschaftlichen Verdienste K.s vorwiegend auf dem Gebiete der praktischen Chirurgie. Sein Erstlingswerk »Über offene Wundbehandlung« sowie einige spätere statistisch-vergleichende Arbeiten über Wundbehandlung, die er als Langenbeck'scher Assistent ver-

öffentliche, brachten ihn unfreiwillig in einen gewissen kritischen Gegensatz zu der damals gerade in siegreichem Vormarsche befindlichen Antisepsis, die ja in ihrer damaligen unvollkommenen Form der Kritik noch gewisse Blößen gab. Wir Älteren erinnern uns noch der zum Teil leidenschaftlichen Kämpfe, die dieses Thema in der Presse und an Kongressen auslöste, und die in einer jeden Rücksicht vergessenden Angriff Volkmanns auf Krönlein gipfelten. Dieser antwortete maßvoll und vornehm; den schwer Verletzten tröstete die Zustimmung von Männern wie Stromeyer und Billroth. Immerhin geriet er für eine Zeitlang in den Ruf eines chirurgischen Reaktionärs, der seine Karriere zu gefährden drohte. Für einen so streng sachlich denkenden Kopf war es natürlich selbstverständlich, daß er die Überlegenheit der neuen Methode sofort anerkannte, als er sich davon überzeugt hatte; gehörte er doch zu ihren eifrigsten praktischen Förderern in der Form der Sublimatantisepsis und später der Asepsis.

In die Berliner Zeit fällt ferner die Entdeckung der Hernia inguino-peritonialis, der er einige Publikationen widmete und die mit seinem Namen verknüpft geblieben ist, ein nach Anlage und Durchführung mustergültiger Jahresbericht über die v. Langenbeck'sche Klinik und Poliklinik (1877) und »Die Lehre von den Luxationen« in der Deutschen Chirurgie von Billroth und Lücke, um nur die hervorragenderen Arbeiten zu nennen.

K.s wissenschaftliche und literarische Tätigkeit als Kliniker zeugt von einer großen Vielseitigkeit. In allen möglichen Gebieten seines Spezialfaches hat er sich, zum Teil schöpferisch, betätigt, große Erfahrungen gesammelt und für sich und andere publizistisch klargelegt.

Für immer verbunden ist sein Name ferner mit der Behandlung der traumatischen Meningealblutungen durch Trepanation. Während der Eingriff vor ihm nur in vereinzelt Fällen bei offenen Frakturen vorgenommen worden war und meist unglücklich geendet hatte, wurde dieser durch ihn zu einer streng indizierten und direkt lebensrettenden Operation auch bei geschlossener Schädelkapsel erhoben, deren Ausführung sich auch heute noch in den topographischen Normen bewegt, die K. dafür aufgestellt hat. — Aber auch sonst war sein Interesse für die Chirurgie des Gehirns und der Nerven ein sehr reges. Seine Regeln für die kraniozerebrale Topographie haben große Beachtung gefunden, und sein Kraniometer ist vielfach im Gebrauch. In v. Bergmanns Handbuch der praktischen Chirurgie hat er die Hirnchirurgie in verschiedenen Kapiteln bearbeitet sowie interessante kasuistische Beiträge zur operativen Therapie der Hirngeschwülste geliefert. Von großem Werte sind ferner seine neuen Methoden der Resektion des II. und III. Trigeminus-Astes an der Schädelbasis, ebenso merkwürdig wie schwer zu erklären seine Beobachtungen über Nahschüsse auf Schädel und Gehirn, mit denen ebenfalls sein Name verknüpft geblieben ist.

Neue Wege hat er ferner gewiesen für die Operation retrobulbärer Tumoren mit Erhaltung des Bulbus mittels osteoplastischer Resektion der Orbita, wie auch für die Operation des Pharynxkarzinoms.

Ein Schweizer Kliniker hat vollauf Gelegenheit, sich mit dem Kropf zu beschäftigen, auch K. hat deren Tausende operiert und es in der Ausführung der oft schwierigen Technik zu einer hohen Meisterschaft gebracht.

Er hat ferner zuerst (1884) die Resektion des perforierten Wurmfortsatzes auf der Höhe einer eitrigen Peritonitis, wenn auch zunächst mit ungünstigem Ausgange, vorgenommen und ein neues Kapitel der Lungenchirurgie (eben-

falls 1884) dadurch eröffnet, daß er einem jungen Mädchen mit dauerndem Erfolge einen Sarkomknoten aus der Lunge exstirpierte.

Eine ganze Reihe von Publikationen befaßt sich mit den verschiedenen Problemen der Magen Chirurgie, der Chirurgie des Pankreas und des Rektum, vor allem aber mit der Chirurgie der Niere. Schon 1885 war er in der Lage, den Züricher Ärzten seine erste wegen Nierenkarzinom Operierte geheilt vorzustellen, und seither hat er einen beständigen und großen Anteil an dem Ausbau der operativen Behandlung der Nierenaffektionen, speziell der tuberkulösen, genommen, sehr große Erfahrungen darin gesammelt und sich in zahlreichen Publikationen und Vorträgen bis in die jüngste Zeit darüber verbreitet. Dies ist nur eine kleine Auslese aus der Fülle der Leistungen; die von ihm selbst sorgfältig geführte Liste seiner Publikationen umfaßt 84 Nummern; dazu kommen 90 Arbeiten von Assistenten seiner Klinik und 85 unter seiner Leitung entstandene Doktordissertationen, die ebenfalls das reiche Material seiner Klinik nach allen Richtungen behandeln und den von jeher guten Ruf der Züricher Dissertationen aufs neue zu Ehren brachten. — Nur ein eiserner Wille, gepaart mit hoher Begabung und unverwüster Arbeitskraft, konnte diesem gewaltigen Pflichtenkreise genügen, und das nur unter Verzicht auf behaglichen Lebensgenuß. Erholung fand der Vielbeanspruchte fast nur auf seiner Ferienreise, die ihn meist mit einem illustren Freundeskreise in Pontresina vereinigte und wo auch die liebenswürdig heitere Seite seines Wesens sich entfalten konnte, die zu Hause meist im strengen Bann der Pflichten gefesselt blieb.

Es hat an Versuchen nicht gefehlt, K. für andere Universitäten zu gewinnen; einen Ruf nach Wien hat er 1903 ausgeschlagen und dadurch unzweideutig erklärt, daß er seinen Schöpfungen und Zürich treu bleiben wolle. 1905 berief ihn das Vertrauen seiner deutschen Fachkollegen zum Vorsitz auf dem 34. Kongresse der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie; 1906 war es ihm vergönnt, in ungebrochener Schaffenskraft sein 25jähriges Jubiläum als Kliniker in Zürich zu feiern, und es gestaltete sich dieser Tag für ihn zu einer herz erhebenden Huldigung seiner Assistenten und Studenten, im Verein mit den staatlichen und akademischen Behörden und der ganzen Bevölkerung.

Wer hätte damals geahnt, welch schweres Schicksal so bald den auf der Höhe des Ansehens und des verdienten Erfolges Stehenden treffen sollte, dessen Kraftereue selbst dem nahenden Alter zu trotzen schien?

Ein von ihm nicht selten zitierter Ausspruch v. Langenbecks: »Die Chirurgen sterben meist am gebrochenen Herzen« sollte an ihm in wahrhaft tragischer Weise in Erfüllung geben. Die riesige Arbeitslast, die er zu tragen hatte und die er allerdings scheinbar mühelos bewältigte, vielleicht auch wiederholte septische Infektionen, die er während seines Lebens durchgemacht, haben wohl den Keim zu einer frühzeitigen Arteriosklerose in ihm gelegt. Zu vorübergehenden Gesundheitsstörungen, die zunächst auf Überarbeitung und Nervosität bezogen und nur dem engsten Freundeskreise bekannt wurden, gesellten sich unglücklicherweise schwere psychische Aufregungen, die ihn schlaflos machten und ihm das wirkliche Maß der Dinge verrückten. Tief verletzt durch Aspirationen und Machenschaften, die ihm seine Stellung zu bedrohen schienen und die er um so schwerer nahm, als er ihren Ausgang von einer Seite vermutete, von der er sich dessen am wenigsten versehen hatte, konnte er nicht mehr darüber hinwegkommen. Sehr treffend hat Cloetta, der ihm auch als Arzt und Freund

sehr nahe gestanden, in seiner schönen akademischen Gedächtnisrede diesen Seelenkonflikt geschildert: »K. war krank geworden, sozusagen über Nacht. Umsonst versuchten wir alle, die wir ihm näherstanden, ihn zu beruhigen, versuchte die Fakultät und namentlich auch die hohe Regierung — was ich speziell hier hervorheben möchte —, das Möglichste zu tun, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Es ging nicht; er konnte nicht und er wollte nicht« . . . Und . . . »K. stand und fiel mit seinen Idealen; als diese ins Wanken kamen, als er, vielleicht schon etwas überempfindlich und nicht mehr hart genug, die angebotene Fehde anzunehmen, vermeinte, daß Treu und Glauben keine Stätte mehr hätten auf der Welt, da brach er körperlich und seelisch zusammen, und das Verhängnis nahm seinen Lauf, indem die in ihm schlummernde Krankheitsanlage sich rapid entwickelte« . . .

Im Februar 1910 mußte er Urlaub nehmen; ein Frühlingsaufenthalt an der Riviera schien Besserung zu bringen, ohne innere Zuversicht kehrte er heim, mit Aufbietung der letzten Kräfte führte er noch das Sommersemester zu Ende, um dann seine Entlassung einzureichen. Auf dem Rigi suchte er nochmals Erholung, dort kam die Katastrophe, todkrank wurde er zurückgebracht; nach monatelangem qualvollen Leiden, unter entsetzlichen stenokardischen Anfällen brach schließlich diese gewaltige Natur zusammen und nahte der Tod als Erlöser.

Lüning, Zürcher Wochenchronik 1910, 36. — Neue Zürcher Zeitung 1910, 299. — Cloetta, Neue Zürcher Zeitung 1910, 299. — C. Brunner, Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte 1911, 5.

Zürich.

L ü n i n g.

Geibel, Karl, Verleger, * 19. Mai 1842 in Pest, † 5. November 1910 zu Leipzig. — Am 5. November starb plötzlich am Herzschlag in Leipzig Karl Geibel, der Seniorchef der Verlagsbuchhandlung Duncker & Humblot.

Der Vater von K. G. entstammt einer mitteldeutschen Familie, die schon längere Zeit sich dem Buchhandel widmete; sie war verwandt mit dem Dichter Emanuel Geibel. Sein Großvater Wilhelm, hatte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Buch- und Kunsthandlung in Halle a. S., woher auch seine Frau, A. Karoline Sachße, Tochter eines angesehenen Halleschen Bürgers, stammte. In seinem Hause verkehrten viele Gelehrte; es bestanden Beziehungen zu Goethe, dessen in Weimar benutzte Spielmarken noch im Besitz der Familie G. sind. Der Sohn dieses Halleschen Buchhändlers, 1806 in Halle geboren, mit Namen Friedrich Wilhelm Karl, der in Leipzig den Buchhandel erlernt hatte, kam 1827 als Gehilfe in die Hartlebensch Buchhandlung nach Pest und blieb da bis 1850. Im Jahre 1841 erhielt er die Konzession zu einem eigenen Sortiments- und Verlagsgeschäft, das er mit steigendem Erfolge betrieb. Im selben Jahre heiratete er die Tochter des dortigen Großkaufmanns Weisz, Leonore, die 1820 in Szegedin geboren ist. Weisz war ein sehr angesehener, kluger, tatkräftiger Mann, spielte im damaligen politischen Leben Ungarns eine erhebliche Rolle, war 1848 unter Kossuth einige Monate lang mit den Geschäften eines Finanzministers betraut. Seine jetzt 90jährige Tochter hat den Tod ihres ältesten Sohnes Karl, dem unsere Worte gelten, überlebt. Wer sie je gesehen und gesprochen hat, wird den Eindruck einer seltenen geistigen und

moralischen Kraft, eines ursprünglichen, reichen Gemüts erhalten haben. Wenn die Biologen recht haben, daß die Blutmischung zweier Individuen aus verschiedenem Volke oftmals elastische Frische, geistige Freiheit und geniale Anlage erzeuge, so wird man auch annehmen können, diese Blutmischung sei bestimmend für K. G.s Wesen geworden, er habe manches in seinem Wesen von seiner reich begabten Mutter geerbt, mit der er stets im innigsten täglichen Verkehr bis an sein Lebensende blieb. Die Mutter wohnt in Leipzig im gleichen Hause wie die Firma Duncker & Humblot.

Stephan Franz Karl G. ist am 19. Mai 1842 in Pest geboren und ist da bis 1850 gewesen, hat daher auch Ungarisch sprechen gelernt. In diesem Jahre siedelte sein Vater nach Leipzig über, wo er unter der Firma »Karl Geibel« seine Verlagsbuchhandlung fortsetzte, am kommunalen Leben sich — einige Jahre als Stadtrat — beteiligte, sowie an der Ausbildung der buchhändlerischen Organisation teilnahm. Karl wuchs hier heran; einige jüngere Brüder und zwei Schwestern neben ihm; von den beiden Schwestern stand ihm die jüngere später ganz besonders nahe. Ehe er sich dem Buchhandel widmete, kam er einige Jahre in das Erziehungsinstitut der Ausfelds nach Schnepfenthal. Er schloß hier eine Anzahl Freundschaften, die ihm sein ganzes Leben lang wert blieben, z. B. die mit dem Direktor im Auswärtigen Amt, Herrn v. Frantzius. Seine Anhänglichkeit an das Institut und seinen trefflichen Leiter, an die dortige schöne Natur war und blieb immer groß. Jährlich kam er um Pfingsten dahin zu den Versammlungen alter Schnepfenthaler Schüler; er brachte alle seine Söhne wieder in die Erziehungsanstalt, trat an die Spitze von Stiftungen für das Institut und brachte in seiner schönen Waldvilla Hellfried in Friedrichroda mit seiner Familie einen Teil des Sommers, oft auch, wenn er recht energisch arbeiten wollte, einen Teil des Winters zu. Seine näheren Freunde priesen alle die gastliche Villa am Bergabhang.

Die buchhändlerische Lehre hat G. in Leipzig bei Karl Voerster (Firma F. Volckmar) durchgemacht und ist dann nach Dorpat (Livland) gegangen, um dort sich vollends auszubilden, den deutschen Buchhandel auch in seiner Peripherie kennen zu lernen. Daher sein großes Interesse am Schicksal der deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Man wird fragen können, ob ererbte Anlage, ob der Einfluß mancher vornehmer Freunde in der Jugend, ob die lebenswürdigen und gewandten Lebensformen der livländischen jungen Gutsherrensöhne ihm jene sicheren gewandten Umgangsformen gaben, die ihm dann das Leben so sehr erleichterten. Jede Spur von kleinbürgerlichem Wesen war in ihm vertilgt; als selbstbewußter und doch bescheidener Gentleman, elegant in seiner Erscheinung, ein schöner, heiterer Jüngling, trat er ins Leben, er gewann allerwärts alle Herzen. Sein Blick war immer aufs Große gerichtet; er war nie rechthaberisch, sondern duldsam gegen Meinungen, die er nicht teilte; Lauterkeit und Wahrhaftigkeit waren der Kern seines Wesens. Mit unermüdlichem Fleiße besorgte er seine Geschäfte, las schöne Literatur und wissenschaftliche Werke wie wenige; sein Urteil über Bücher und Menschen traf immer den Kern der Sache; an Politik und öffentlichen Fragen nahm er regsten Teil. Er liebte heitere Gesellschaft, hatte großes Vergnügen an Musik. Er pflegte lange mit Begeisterung den Klavierauszug der Meistersinger zu spielen.

Als die Berliner Verlagsbuchhandlung Duncker & Humblot ums Jahr 1865 zum Verkauf kam, entschloß sich der Vater K. G.s, das Geschäft zum 1. Januar

1866 zu erwerben, es nach Leipzig zu verlegen und es dann nach und nach seinem Sohne Karl allein zu überlassen. K. G. war dadurch veranlaßt, längere Zeit in Berlin zuzubringen; hier entstand die Freundschaft mit dem späteren Minister Dr. v. Berlepsch und mit dem späteren Chef der Reichskanzlei v. Rottenburg und andern jüngeren Beamten, mit denen er fast täglich verkehrte. Die Gesundheit des Vaters erlaubte diesem bald nicht mehr, aktiv an der Leitung teilzunehmen; ganz ausgetreten ist er am 1. Juli 1874. Obwohl der Vater erst 1884 starb, lag die altbewährte Firma so nun bald allein in den Händen des 1866 24jährigen Sohnes, der sie mit dem Mute der Jugend, dem Feingefühl des Menschenkenners und dem Takte eines guten Geschäftsmannes bald einem großen Aufschwung entgegenführte. Er ging Wege, wagte Unternehmungen, die sein Vater nur kopfschüttelnd betrachtete. Im Jahre 1870 hat sich K. G. mit Mathilde Baumgarten verheiratet; sie stammt aus einer sehr angesehenen Leipziger patrizisch-juristischen Familie mit erheblichem Vermögen; ihr Bruder, Rittergutsbesitzer *Dr. jur.* Baumgarten, heiratete eine Tochter Paul Heyeses. Mathilde G. war eine Frau, die ihren Mann ganz verstand und ganz fesselte, mit der er eine sehr glückliche Ehe führte, bis der Tod sie ihm 1905 entriß. Der Geistliche, der an ihrem Sarge sprach, rühmt ihre schlagfertige Klugheit, ihren liebenswürdigen Humor, ihre anspruchslose Schlichtheit, ihren idealen Zug, die Echtheit und Aufrichtigkeit ihres kernhaften Geistes. Vier Söhne sind dieser Ehe entsprossen, von denen Friedrich dem Vater im Tode vorausging, Hellmuth als Landwirt lebt, Otto Karl Teilhaber der Firma wurde, aber aus ihr wieder austrat, weil er aus Gesundheitsrücksichten die Winter nicht mehr in Leipzig leben konnte, sondern im Süden zubringen mußte. Der jüngste Sohn, Karl St. A., ist vor drei Jahren ins Geschäft als Mitinhaber eingetreten.

Lebte K. G. nun die nächsten 30 bis 40 Jahre an der Spitze eines großen, blühenden Geschäfts, als glücklicher Ehemann mit den heranwachsenden Söhnen, als Haupt und Stütze seiner Familie, als Berater seiner Geschwister und seiner Mutter, als Freund und angesehener Berufsgenosse vieler tüchtiger Buchhändler — hauptsächlich standen ihm als Freunde nahe Karl Voerster, Karl Franz Koehler, sein Onkel *Dr.* Eduard Brockhaus, sein Vetter Albert Brockhaus, *Dr.* Paul Parey, *Dr.* Toeche-Mittler, *Dr.* Karl Lampe-Vischer und Reisland, der ihn Jahrzehnte hindurch jeden Morgen zum Gang in die buchhändlerische Geschäftsgegend abholte — einer schönen, weit ausgreifenden Tätigkeit, so fehlten die Sorgen und Kummernisse doch niemals ganz. Im Herbst 1874 erkrankte G. ernstlich an einem Lungenleiden, mußte den Winter an der Riviera zubringen, war einige Jahre großer Schonung und mancher Kuren bedürftig; doch erholte er sich dann wieder ganz von diesem Anstoß. Später traf ihn der Tod seines reichbegabten, verheirateten Sohnes Friedrich sehr hart; und ebenso die Notwendigkeit seines glücklich verheirateten Sohnes Otto Karl, aus dem Geschäft wieder auszutreten. Neben dem großen Verlagsgeschäft machte ihm die Verwaltung seines Privatvermögens viel Arbeit und zeitweise aufreibende Sorgen. In den achtziger Jahren begannen, in den neunziger Jahren steigerten sich die starken Bronchialkatarrhe, die Schlaflosigkeit, die Ansätze zur Zuckerkrankheit. Aber die regelmäßigen Kuren in Karlsbad, die Aufenthalte in den Alpen, die Fürsorge des ausgezeichneten Arztes *Dr.* v. Kaan in Martinsbrunn bei Meran, in dessen Anstalt er oft mit Erfolg verweilte, behoben die Sorgen immer wieder; lange Aufenthalte in der Villa Hellfried, wo er oft

wochenlang mit seiner bewährten Sekretärin Fräulein Seidel der frischen Luft sich erfreute und der Arbeit sich widmete, machten ihn immer wieder arbeitsfähig. G. Schmoller hat von den achtziger Jahren bis 1910 sehr häufig im Herbst einige Tage oder Wochen mit ihm an den verschiedensten Orten der Erholung gepflegt und war stets glücklich zu sehen, wie rasch er wieder große Spaziergänge unternehmen konnte, mit Appetit aß, wie sich seine Nerven erholten. Noch im September 1910 schied er in Oberbozen von ihm mit dem Eindruck wesentlicher Besserung, so sehr auch die zunehmenden Schwindelanfälle die Sorge nicht schwinden ließen. Zu den Genossen der Ruhe in Friedrichroda gehörte vor allem sein treuer Freund, der unverheiratete pommersche Rittergutsbesitzer v. Osterroht, der stets zu seiner Disposition stand; er war ein alter Hausfreund der Familie Baumgarten. — Doch haben wir damit weit vorgegriffen. Wir kehren zur Entwicklung seiner reichen Berufstätigkeit zurück.

Die Firma Duncker & Humblot war hauptsächlich unter der Leitung von Karl Duncker, dem Vater des Historikers Max, des Buchhändlers Alexander und des Politikers Franz, zu einem der angesehensten Verlagsgeschäfte Deutschlands geworden; es hatte Geschichte, Philosophie, Rechtswissenschaft, Naturwissenschaften, Mathematik und schöne Literatur gepflegt. Aus der von der Firma verlegten Weltgeschichte Beckers hat die deutsche Jugend des 19. Jahrhunderts bis in die achtziger Jahre Geschichte gelernt. Hegel, Leo, Varnhagen, Preuß, A. Schmidt, Beitzke, Wachsmut hatte die Firma verlegt; sie hatte Rankes erste große Werke gebracht, wie seine Historisch-politische Zeitschrift. Ihre »Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik« nahmen eine herrschende Stellung ein. Der Biograph Karl Dunckers sagt von der 60jährigen verlegerischen Tätigkeit dieses bedeutenden Westfalen: »Sein Verlag zeigt einen Durchschnitt durch das geistige Leben der deutschen Nation, der von der höchsten wissenschaftlichen Forschung, von den Gipfeln der Literatur bis zu dem Lehrbuch der Schule hinabreicht.« Vielleicht stand das Geschäft 1866 nicht mehr ganz so auf der Höhe wie früher. Aber K. G. verstand ihm neues Leben zu geben. Er erkannte richtig, daß an die Stelle der alten Vielseitigkeit der Verlagsartikel besser eine Konzentration trete; Geschichte, Rechts-, Staats- und Sozialwissenschaften wurden mehr und mehr der Mittelpunkt des Geschäfts. Und neben den Büchern der einzelnen Schriftsteller und Gelehrten kamen in steigendem Maße die großen Serienpublikationen öffentlicher und gelehrter Körperschaften, die buchhändlerisch die jahrelange Festlegung großer Mittel, schwierige Verträge und die delikate Abwägung der Frage erforderten, wie weit die private Firma für ihren Ruhm und die Ehre des Vaterlandes solch schwere Artikel, die vielfach auch bei Staats- oder Korporationsbeiträgen nur Zubeuße kosten, übernehmen könne.

Zunächst verstand der junge Verleger, seinem Geschäfte durch die Beziehungen zum ersten deutschen Historiker ein großes Ansehen zu geben. Leopold v. Ranke, damals schon ein bejahrter Mann von unvergleichlicher Stellung, befand sich mit einigen, nicht mit allen seiner Werke unter den Autoren des angekauften Verlags. Als der neue Verleger ihm seine Aufwartung machte, mag der alte Herr wohl etwas erstaunt gewesen sein; aber der Erfolg war überraschend; Ranke war ganz von dem klugen, feinen, jungen Manne eingenommen; er schrieb ihm bald die vertraulichsten Briefe und behandelte ihn wie einen Sohn. Ihre regelmäßigen Zusammenkünfte in Berlin, Leipzig, München wurden

für beide nicht bloß die Voraussetzung eines großen Geschäftsverkehrs, sondern auch eines intimen Freundschaftsverhältnisses. Der alte Herr speiste gern bei ihm in Leipzig, ließ sich gute Weine von ihm schenken; sie reisten zusammen, und auch die junge Frau G. wurde mitgenommen. Ranke vergißt in keinem Briefe, ihr zu huldigen. Seine Briefe an seinen Verleger, 1886 als Handschrift von Duncker & Humblot gedruckt, sind ein wichtiger Beitrag zu Rankes Biographie, geben ein schönes Zeugnis von dem Verhältnis beider Männer, das übrigens in den mündlichen Erzählungen G.s darüber noch ganz anderes Leben erhielt.

Der junge Verleger war glücklich über den glänzenden Erfolg dieser Verbindung für die Firma, noch glücklicher vielleicht über die persönlichen Beziehungen und seinen persönlichen Einfluß auf den alten Herrn. Er wurde der beredte, treibende, anfeuernde Teil. Er wußte die übrigen in anderem Verlag befindlichen Werke Rankes zu erwerben, so daß sein Gedanke einer Gesamtausgabe der Werke möglich wurde. Von ihm und seiner Frau stammt — wenn unsere Erinnerung an G.s Erzählung uns nicht trügt — auch mehr oder weniger der Gedanke der Allgemeinen Weltgeschichte. Man hat bei der Lektüre des Briefwechsels das Gefühl, daß Ranke während der siebziger und achtziger Jahre fast nur im Dienste der Verlagsbuchhandlung tätig gewesen sei, oft an mehreren Bänden zugleich arbeitend, daß die Buchhandlung unaufhörlich nach Manuskript und fertiger Korrektur verlangte, daß eine Auflage der Weltgeschichte und der Gesammelten Werke der andern auf dem Fuße folgte.

Zur geschäftlichen Begründung der Allgemeinen deutschen Biographie nahm Ranke den als Verleger in Aussicht genommenen G. mit nach München zu den Sitzungen der Historischen Kommission: 1869 wurde das Werk im Umfange von 20 Bänden beschlossen, jetzt hat es 55 erreicht und ist noch nicht ganz abgeschlossen. Ranke und Geibel sahen in der Übernahme mehr eine patriotische Tat und Pflicht als ein Geschäft. Das Unternehmen hat G. als Nebenerfolg die Freundschaft des Herausgebers, des großen Gelehrten und Schriftstellers, Freiherrn v. Liliencron, eingetragen, der ihm bald so nahe stand wie Ranke. Sie waren öfter in Karlsbad zusammen; die Kette der geschäftlichen Beziehungen war hier fast eine noch engere, sofern der Druck dieser Biographiebände nie aufhörte und durch die Verhandlungen mit Hunderten von Autoren oft recht schwierig war. Unter diesen waren auch viele Kräfte ersten Ranges. Und wie freute sich G., die Biographie von Kaiser Wilhelm aus der Feder von Marcks, die von Bismarck aus der von Lenz auch als besonderes Buch in den Buchhandel bringen zu können.

Von historischen Werken und Unternehmungen, die G. außerdem verlegte, erwähnen wir als die wichtigsten: Max Dunckers Geschichte des Altertums, Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Nitzschs nachgelassene römische und deutsche Geschichte; dann die Jahrbücher der deutschen Geschichte, welche die Historische Kommission und Ranke veranlaßt haben, darunter die Bände von Waitz, Winkelmann, Toeche, Abel, Breßlau, Dümmler, Hirsch usw.; vom Hansischen Geschichtsverein wurden verlegt: die Hansischen Geschichtsblätter, die Hanserezeße, das Hansische Urkundenbuch; weiter seien erwähnt die Akten der Ständetage Ost- und Westpreußens, die Preußischen Geschichtschreiber des 16. und 17. Jahrhunderts; dann die Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte seit 1888, nacheinander von

Koser, Naudé, Hintze herausgegeben; endlich die Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der inneren Politik des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Fast noch wichtiger für den Verlag wurden nach und nach die volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Schriften, die in dem älteren Dunckerschen Verlage fast ganz gefehlt hatten. Neben Laupp-Siebeck in Tübingen und Fischer in Jena wurde Duncker & Humblot durch G. die erste deutsche Verlagsanstalt für Staats- und Wirtschaftswissenschaften. Die ersten 25 Jahre der Leitung der Firma durch G. waren die der Gründung des Deutschen Reichs, der ganzen neuen wirtschaftlichen und sozialen deutschen Gesetzgebung, der großen prinzipiellen Kämpfe zwischen Manchesterismus und Historischer Schule, des großen Aufschwunges des volkswirtschaftlichen Unterrichts auf den deutschen Universitäten. G. war persönlich mit einigen der damals jungen Gelehrten, hauptsächlich mit Brentano und Knapp, befreundet, er nahm lebendigen Anteil an den großen schwebenden sozialen Tagesfragen, hatte ein inneres Verhältnis zu den Problemen der sozialen Reform. Er hatte an der ersten Eisenacher Versammlung von 1872, die zur Gründung des Vereins für Sozialpolitik führte, teilgenommen. Als geschäftskundiger Mann half er dabei in förderlichster Weise und übernahm den Verlag der Schriften des Vereins, später auch das Schriftführeramt, obwohl seinem Vater diese Bewegung und die Teilnahme seines Sohnes an ihr unbehaglich war. Um so näher trat G. den im Verein führenden Kräften. Es sind daraus langdauernde Freundschaften hervorgegangen, die den Verleger des Vereins mit den Führern desselben enge verbanden.

Die ganze Stellung des Vereins und seine Tätigkeit für soziale Reform war keine leichte. Zwischen den alten Richtungen der Wissenschaft und dem neuen sozialdemokratischen Radikalismus stand er, von beiden Seiten heftig angegriffen. Er sollte und wollte besonnen nur ausgereifte Vorschläge machen; aber sie verletzten hergebrachte Einrichtungen und weite mächtige Interessenskreise. Er umfaßte neben einer gewissen Einheitlichkeit seiner Mitglieder doch stets sehr verschiedene Elemente, deren Temperament, politische und sonstige Weltanschauung zu gemeinsamem Wirken zu verbinden nicht leicht war. Die immer gleiche Liebenswürdigkeit K. G.s war eine Haupthilfe des Zusammenhalts. Seine Hauptwirkung übt der Verein durch seine Schriftenpublikation; er hat bis jetzt 134 Bände veröffentlicht. Seine Mitglieder, hauptsächlich Gelehrte und Beamte, gehören im ganzen nicht zu den Begüterten. Der Druck der Schriften und die Honorare erforderten immer wieder große Mittel, die weit über die Einnahmen des Vereins gingen. Der Verein mußte den Mut haben Schulden zu machen, oft halfen Schenkungen von Gönnern. Hauptsächlich aber die Großherzigkeit des Verlegers ermöglichte die Fortsetzung der Herausgabe immer neuer Bände, und manche von ihnen schafften nach und nach auch der Verlagsbuchhandlung einen gewissen Gewinn. Wenn vor der herbstlichen Generalversammlung in rastloser Eile noch eine Anzahl Bände fertig werden, von Dutzenden säumiger Autoren die Beiträge durch immer dringlichere Mahnung eingesammelt, dann die Manuskripte gesetzt, die Bogen korrigiert, die Bände ausgegeben werden sollten, so war die äußerste Anstrengung der Verlagsbuchhandlung und der Druckerei in Altenburg immer wieder nötig, um das möglich zu machen. Karl G. stand so im Mittelpunkt der Geschäfte des Vereins für Sozialpolitik, war der treueste Helfer und Gefährte der Vereins-

leitung, die bis 1890 in den Händen von Erwin Nasse (Bonn), seither in denen Gustav Schmollers lag. Bis zu der Ausschußsitzung des Vereins, Pfingsten 1910, hat K. G. fast alle Generalversammlungen und Ausschußsitzungen mitgemacht, diese letztere schon so leidend, daß er dann der Hauptsitzung fernbleiben mußte. In diesen Kreisen, die G. wie durch einen Zauber an sich gefesselt hielt, zumal im engeren Kreise der Gleichaltrigen, seit Jahrzehnten mit ihm Arbeitenden wird sein Verlust wie ein unersetzlicher empfunden.

Ein erheblicher Teil des übrigen volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Verlags von Duncker & Humblot, wie er sich 1870 bis 1910 entwickelte, war eine Folge der persönlichen Verbindungen, die sich aus dem Verein für Sozialpolitik ergaben, oder die sich als sachliche Ergänzungen an das dort Erstrebte anknüpften. So die Herausgabe des Jahrbuchs für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche von 1872—1910, zuerst in den Händen von Holtzendorff, dann kurz von Lujo Brentano, seit 1881 von Gustav Schmoller liegend; eine Ergänzung hierzu waren die Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen (seit 1878 151 Hefte), von demselben herausgegeben (von Heft 101 an mit Sering gemeinsam). Der Verlag der Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit (von 1886 bis heute über 93 Hefte) war eine ähnliche Publikation wie die der Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Die Hauptwerke von Lujo Brentano, von Gustav Cohn, von G. F. Knapp, von Gustav Schmoller, von Werner Sombart, von Max Sering, von Gerh. v. Schulze-Gävernitz, von Ad. Held, von Karl Helfferich, von Karl Rathgen, von Georg Schanz, von Wilh. Hasbach usw. sind in diesem Zusammenhang Verlagsartikel von Duncker & Humblot geworden. Zuletzt sei ein Hauptverdienst von K. G. und seinen Freunden Berlepsch, Rottenburg usw. erwähnt; sie brachten im engsten Kreise von wohlhabenden Gesinnungsgenossen die Mittel auf, um die von Jastrow begründete »Soziale Praxis« zu erwerben; sie beriefen zu ihrer Leitung Ernst Francke, sie trugen die Kosten, um diese Wochenschrift zum ersten Fachorgan für Sozialpolitik und Sozialreform zu machen; sie gilt in der ganzen gebildeten Kulturwelt heute als die führende Zeitschrift und ist eine Zierde des Verlags von Duncker & Humblot.

Treten neben diesem sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Verlag die rechtswissenschaftlichen Werke etwas zurück, so hat sich K. G. doch große Mühe gegeben, auch hier seinen Verlag mit an führender Stelle zu erhalten: Holtzendorffs juristische Enzyklopädie, Bindings systematisches Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft, das die klassischen Werke von Brunner, Gierke, Glaser, Mitteis, Mommsen, Sohm, Wach mitumfaßt, sind da an erster Stelle zu nennen; daneben wären die Bücher von E. Zitelmann, von R. v. Jhering, von E. v. Meier, eine Reihe österreichischer Werke zu erwähnen. Unter den juristischen Gelehrten sind Binding und Zitelmann auch in ein nahes Freundschaftsverhältnis zu Geibel getreten.

Doch wir können die verlegten Autoren hier nicht erschöpfen. Wir bemerken abschließend nur noch, daß auch die Philosophie durch Dilthey und Simmel, die Geographie durch Peschel und Krümmel, die Memoiren und politische Literatur durch Julius v. Eckardt vertreten sind. Und gleich am Anfang seiner Laufbahn hat G. die nachgelassenen Werke des Erzherzogs Maximilian in sieben Bänden herausgebracht, die damals durch das mexikanische Abenteuer viel Aufsehen erregten.

Es gehört endlich zum vollen Bilde seiner Verlegertätigkeit, daß er im Verein mit einigen nahestehenden Leipziger Buchhändlern die Pierersche Hofbuchdruckerei erwarb, seinen Bruder Stephan zum Leiter dieser vergrößerten und verbesserten Buchdruckerei einsetzte, in diesem Institut, wir möchten sagen, eine Musterdruckerei herstellte. In ihr sind die meisten Artikel seines Verlages gedruckt worden, doch erstreckte sich die Tätigkeit des Instituts viel weiter. Es erfreut sich noch heute einer großen Blüte und allgemeiner Beliebtheit.

Wir werden nicht zu viel sagen, wenn wir K. G. den bedeutendsten Verlegern, die Deutschland je gehabt, wie Cotta, an die Seite stellen. Der weite Horizont, den er beherrschte, das Verständnis für das geistige Leben und die politischen Ereignisse seiner Zeit, seine innere Teilnahme an der Gesamtbewegung der Wissenschaft hoben seine buchhändlerische Tätigkeit auf diese hohe Stufe. Er konnte viel wagen und große Opfer für seine Ideale bringen, da er neben seinem Verlag ein erhebliches Privatvermögen besaß. Aber er blieb stets zugleich ein guter, vorsichtiger Kaufmann, der aufs genaueste alles berechnete, der durch seine Menschenkenntnis und richtige Einschätzung der Zeitverhältnisse nur selten sich in seinen buchhändlerischen Erwartungen getäuscht fand. Er gehörte zu den »königlichen« Kaufleuten seiner Zeit, deren es in Deutschland gottlob noch sehr viel mehr gibt, als man oft denkt, wenn man die Scharf- und Geldmacher und ihre literarischen Schleppenträger reden hört.

Wo der deutsche Verlagsbuchhandel große patriotische Pflichten zu erfüllen hatte, wie bei der Gründung der Straßburger und der Posener Bibliothek, stand h. an erster Stelle. Zahlreiche Orden gaben der Anerkennung der regierenden Greise, die Wahl zum Vorsitzenden des dem Vorstände des Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler beigeordneten Vereinsausschusses gab der Anerkennung seiner Standesgenossen Ausdruck. Die Stadt Leipzig ehrte ihn durch Wahl zum Stadtverordneten; achtzehn Jahre hindurch bekleidete er dieses Ehrenamt, die letzten Jahre seiner Wahl als Vizevorsteher. Die juristische Fakultät Leipzig ernannte ihn 1902 mit folgender *Laudatio* zum Ehrendoktor:

Qui bibliopolio celeberrimo, quod a Dunckero et Humbloto nomen habet, multos jam per annos praeest, quod non solum libris egregiis et clarissimis suo sumptu editis historiae, oeconomiae et in primis juris disciplinis insigniter promeruit et rerum politicarum oeconomiarum juridicalium cum exterarum tum domesticarum scientiam et intelligentiam magnopere promovit, sed etiam in instituenda operum gravissimorum a se edendorum ratione partibus haud exiguis susceptis non minorem ingenii prospicientiam quam litterarum peritiam praestitit.

Die Welt kannte ihn und ehrte ihn als einen der großen deutschen Buchhändler; die ihm nahe standen, dürften alle einen weit größeren Eindruck von dem Menschen als von dem Verleger empfangen haben. Es war kaum möglich, eine größere Höflichkeit des Herzens anzutreffen als bei ihm; seine sonnige Natur kam überall zum Vorschein. Auch als er begann, körperlich leidend zu werden, behandelte er diesen Umstand als nebensächlich und nahm mit ganzer Seele an den Schicksalen seiner Freunde teil. Es gab keine noch so verwickelte Lebenslage — und dergleichen ist ihm nicht erspart geblieben —, der er nicht gewachsen gewesen wäre. Mit gleicher Anmut behandelte er die aristokratische Welt, wie die Leute aus dem Volke, denen er gern lauschte. Bei dem Bauernschauspieldirektor Terofal in Schliersee kehrte er oftmals ein und freute sich

der Begabtheit und Urwüchsigkeit dieser bayerischen Bauern und Handwerker, die gelernt hatten, das volkstümliche Schauspiel eindrucksvoll zu pflegen. Entzückend war es zu sehen, wie er sich in Bozen mit der urgescheiten, schlagfertigen Obsthändlerin Frau Veneziano unterhielt; er ließ es sich noch diesen Herbst gefallen, was längst ihr Herzenswunsch war, daß sie ihn im Wagen auf ihr nahegelegenes Weingut fahren durfte, das sie sich durch ihren kleinen Obsthandel erworben. Wo er in Tirol regelmäßig einkehrte, da war sein Erscheinen jedes Jahr ein Fest. In der Behandlung seiner Untergebenen, seiner Dienstboten, war er das Ideal eines liebenswürdig-humanen und doch die Zügel fest in der Hand haltenden Arbeitgebers.

Er war ein großer Wohltäter im stillen, der die linke Hand nicht wissen ließ, was die rechte tat, der nie blind und ohne Untersuchung gab; aber Unzähligen, die in Schwierigkeit und Not waren, hat er wieder zu einer glücklichen Existenz verholfen. Sein ganzes Leben war erfüllt von dem Streben, seinen Mitmenschen nützlich zu sein.

Wer ihn ganz verstand, wem er sich ganz erschlossen hatte, der wird sich zeitlebens verwaist fühlen und um seinen Verlust trauern. Ihm nahegestanden zu sein, einen solch vollendeten Charakter und edlen Menschen, ein solch goldenes Gemüt als Freund besessen zu haben, wird er nicht aufhören, als eines der höchsten Glücksgüter auf Erden zu preisen.

K. G. hat in seiner schlichten Bescheidenheit letztwillig verfügt, daß an seinem Grabe keine Rede sein Andenken feiere; nur einige kurze Worte über die Söhne sprach der Geistliche neben den Gebeten und fügte hinzu, daß unser Freund beruhigt habe scheiden können, weil er gesehen, daß sein Sohn Karl die Verlagsbuchhandlung in seinem Geiste fortzuführen fähig sei. Wir hoffen, daß er uns nicht grollt, wenn wir nicht schweigen, sondern in diesem Nachrufe der Welt sagen, was er war, was er uns, den Seinen, der Wissenschaft, dem deutschen Buchhandel und dem Vaterlande gewesen ist.

Mein Freund Knapp, seit 1867 mit Geibel in brüderschaftlicher Freundschaft verbunden, hat mir einen Entwurf zu diesem Nachrufe gesandt und mir anheimgegeben, ihn weiter auszuführen. Er will jetzt nicht als Autor mitgenannt sein, gestattet aber diese Notiz und die Erklärung, daß er sich meiner Einschätzung der Persönlichkeit völlig anschließe. — Wiederholt aus dem Schmollerschen Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft mit Genehmigung des Verfassers und Verlegers Duncker & Humblot.

Berlin, im November 1910.

Gustav Schmoller.

Blum, Hans, Dr. jur., Rechtsanwalt und Schriftsteller, * 8. Juni 1841 in Leipzig, † 30. Januar 1910 in Rheinfelden (Schweiz). — B.s reiches literarisches Schaffen, das mit seinem politischen Wirken im innigsten Zusammenhange stand, gründet sich zunächst auf das traurige Schicksal seines Vaters, des Freiheitskämpfers Robert Blum, der am 9. November 1848 in Wien „standrechtlich“ erschossen wurde. Aber auch die Mutter Eugenie geb. Günther stammte aus einer hochgebildeten und angesehenen Familie. Sie ließ sich nach dem Tode des Gatten vor allem die Erziehung ihrer Kinder angelegen sein. Schon im zarten Kindesalter mögen manche Eindrücke nicht ohne Wirkung auf den ältesten Sohn, Hans, gewesen sein, an dessen Wiege Hoffmann von Fallersleben folgendes »Lied« dichtete:

Ja, immer Friede mit dem Guten
 Und mit dem Bösen immer Krieg!
 Herr, führ' uns in der Hölle Glut
 Nur immer führ' uns Herr, zum Sieg!

Laß Recht und Freiheit nicht verderben
 Und fallen durch der Feinde Hand,
 Laß lieber uns im Kampfe sterben
 Und rette du das Vaterland!

Diese Verse, die eigentlich dem Vater galten, blieben dem Sohne Zeit seines Lebens wie ein Leitspruch heilig. Dank den öffentlichen Sammlungen, die nach dem von ganz Deutschland betrauten Tode Robert Blums veranstaltet worden waren, konnte die Witwe ihren drei Söhnen, Hans, Richard und Alfred, eine vorzügliche Erziehung und höhere Ausbildung zuteil werden lassen. Sie genossen nach der Übersiedlung nach Bern in dem nach Pestalozzischen Grundsätzen eingerichteten Gladbachschen Erziehungsinstitut in Wabern den ersten Unterricht. Hans besuchte sodann das Gymnasium und später die Universität Leipzig, wo er außer den rechtswissenschaftlichen Vorlesungen auch die Kollegien Thuisco Zillers (Pädagogik) und Heinrich v. Treitschkes (Geschichte) besuchte. Fortsetzung fanden seine Studien wieder in Bern, wo den Jüngling besonders der Psychologe Moritz Lazarus begeisterte und seine Kunst im Malen durch Fred. Kurz namhafte Förderung erfuhr.

Nicht lange nach dem Abschluß seines Studiums und dem in Leipzig 1865 abgelegten Doktorexamen beschäftigte sich Hans B. mit der Politik Bismarcks, die sich damals gegen den von Österreich und Frankreich begünstigten und auch von England beschönigten russisch-polnischen Aufstand richtete und deutlich genug auf dem deutschen Fürstentag in Frankfurt a. M. 1863 zum Ausdruck gekommen war. Und als sich beim Ausbruch des Krieges von 1866 auch in Leipzig, wie überall in Norddeutschland, ein nationaler Verein (unter dem Vorsitz des Prof. Dr. Karl Biedermann) bildete, wurde B. zum Schriftführer dieser politischen Vereinigung gewählt. Diese Betätigung und seine erste Rechtsanwaltspraxis gaben ihm wenig Zeit zur Verwirklichung mancher literarischen Pläne. Indes pflegte er damals den Umgang mit hervorragenden Männern wie Gustav Freytag, Albrecht und Treitschke. Frühzeitig tritt B. den Sozialdemokraten, besonders Liebknecht, in Wort und Schrift entgegen, während Bebel, damals national und monarchisch gesinnt, noch nicht zu seinen Gegnern zählte.

Seine Verheiratung mit Anna Fischer, die Gründung des eigenen Hausstandes, die Geburt des ersten Kindes, alles das ließ den liebevollen Familienvater sein nächstes politisches Ziel, seine Reichstagskandidatur, nicht aus dem Auge verlieren. B. wurde auch von den Nationalliberalen des 15. sächsischen Wahlkreises (Frankenberg-Mittweida-Limbach-Augustenburg) als Kandidat aufgestellt und drang bei der Stichwahl gegen den Konservativen v. Könneritz, den Schwiegersohn Beusts, siegreich durch. Der jugendliche Abgeordnete wurde als Sohn des deutschen Freiheitshelden anfangs fast von allen Parteien des Parlaments willkommen geheißen, als Nationalliberaler und Anhänger Bismarcks allerdings von den Sozialdemokraten als ihr Gegner betrachtet. In jener Zeit veröffentlichte B. in der »Gartenlaube« (1868—1870) eine Reihe

von Berichten über die in Gesellschaft des Staatsmannes verbrachten »parlamentarischen Abende«. Einen Sturm der Entrüstung rief es auf den Bänken der Gegenpartei hervor, als Hans (»der Sohn Robert Blums«!) bei der dritten Lesung des neuen norddeutschen Strafgesetzbuches für Beibehaltung der Todesstrafe stimmte. Wie unberechtigt es aber war, B. aus seiner rechtlichen Überzeugung unter Hinweis auf den Tod seines Vaters einen Vorwurf zu machen, hat niemand besser dargetan als Fürst Bismarck, indem er mit folgenden Worten Robert Blums politische Stellung kennzeichnete: »Ihr Vater war sehr liberal — er würde auch heute, wenn er noch lebte, sehr liberal sein; aber er war auch gut national!«

Der deutsch-französische Krieg, an dem B. als Berichterstatter des »Daheim« im großen Hauptquartier des Königs von Preußen teilnahm führte ihn sozusagen in die Literatur ein. Nach Beendigung des Krieges übernahm B. die Leitung der bis dahin von Gustav Freytag geleiteten »Grenzboten«. Ein glänzender Stab von Mitarbeitern, wie Aegidi, Bitzium, Böttcher, Jähns, Maurenbrecher, Felix Dahn und Erich Schmidt, stand der Redaktion dieses Blattes zur Seite, das mit B.s Eintritt auch sofort den Kampf für die Bismarcksche Politik aufnahm. So erwarb sich B. selbst im Jahre 1876 durch seine in den »Grenzboten« entfaltete Agitation gegen die Intrigen, welche auf die Entlassung des Kanzlers abzielten, unstreitig große Verdienste. Aber auch in literarischer Hinsicht stand damals die Zeitschrift auf ihrem Höhepunkte, insbesondere die Jahrgänge 1871 bis 1876 sind überaus reich an Romanen und Novellen; und Dichter wie Wilhelm Raabe, Paul Heyse, Wilhelm Jensen u. a. zählen zu den ständigen Mitarbeitern. Außerdem erschienen Übersetzungen der amerikanischen Humoristen Bret Harte und Mark Twain.

Als im Sommer 1878 nach den Neuwahlen die klerikal-konservative Mehrheit im Parlament manchen Umschwung hervorrief, büßten die »Grenzboten« ihren Einfluß zum großen Teil ein. Und außerdem bewog ein preßgesetzliches Verfahren gegen die Redaktion B., von der Leitung zurückzutreten. Indem er nunmehr seine Wirksamkeit in die Rechtsanwaltspraxis und in die Berichterstattung für das »Berliner Tageblatt« und die »Magdeburger Zeitung« teilte, fand er auch mehr Zeit und Anregung, sich selbständig literarisch zu betätigen. So fällt schon in jene Tage das Erscheinen der Biographie seines Vaters, »Robert Blum«. Die persönlichen Verhältnisse gestatteten es damals B., sich und den Seinigen in dem kottageartigen Plagwitz ein behagliches Familienheim zu gründen. Eine gewisse Zufriedenheit mit dem häuslichen Glück gab ihm Muße, die politischen Ereignisse ruhiger zu betrachten. Nur so ist es erklärlich, daß sich B. erst so spät auf wirklich schöngeistigem Gebiete versuchte, zumal er schon in frühen Studentenjahren ein Trauerspiel »Samuel Henzi« verfaßt hatte.

Sein festes Vertrauen auf die Sozialpolitik Bismarcks kommt auf die Art in seinem schon längst geplanten, aber erst 1881 vollendeten Schauspiel »Junius« zum Ausdruck. B. hat die »Juniusbriefe« genau benutzt und dem Stücke durch zahlreiche Anspielungen auf die Zeitereignisse jene Aktualität verliehen, die wohl auch den günstigen Erfolg der Aufführung in Düsseldorf (1883) erklärlich macht. B. kann als eigentlicher Dramatiker sonst kaum in Betracht kommen, aber als Politiker, der nicht ungeschickt zu Werke ging, wenn es sich darum handelte, aktuelle Zeitereignisse, Parteiengunst und Parteienhaß in lebendigen Bildern wiederzugeben. So erntete auch sein vaterländisches Schauspiel

»York« wohl schon deshalb reichen Beifall in nationalliberalen Kreisen, weil es ja eigentlich den durch die »Heidelberger Erklärung« Miquels und die beiden Parteitage in Neustadt (Pfalz) und Berlin dokumentierten Anschluß an Bismarck zur Tendenz hat und am 71. Jahrestage der Völkerschlacht im Stadttheater zu Leipzig in Szene ging.

Stärkeres Können bewies B. auf dem Gebiete des historischen Romans, zu dem ihm zum ersten Mal ein längerer Aufenthalt, den er zu Malstudien am Oberrhein genommen hatte, Anregung gab. Im Garten des Hauses zu Rheinfelden, das B. gewöhnlich mit den Seinen bewohnte, waren Grabstätten von Kriegern Herzog Bernhards von Weimar entdeckt worden. Der Roman schildert die Kämpfe um Rheinfelden und hat mit seiner Lebendigkeit und Anschaulichkeit reiches Lob, u. a. auch die Anerkennung J. V. v. Scheffels geerntet. In gleicher Weise werden die andern historischen Dichtungen B.s, so die geschichtliche Erzählung »Hallwyl und Bubenberg«, ganz besonders aber sein Roman »Die Äbtissin von Säkkingen«, die Geschichte Magdalenas von Hausen, deren Schicksal Bruschi in seiner »*Chronologia Monasteriorum*« (Zeitgeschichte der Klöster Bd. 2, Bl. 148, 19 d) nur mit wenigen lateinischen Worten andeutet, bestehen.

Das Schwanken zwischen politischer und schöngeistiger Betätigung einerseits und schöngeistigem Wirken und seinem eigentlichen Berufe als Rechtsanwalt andererseits macht es erklärlich, daß er bei keinem Genre verharnte. So verlockte ihn ein alter französischer Pitaval, in dem sich Rechts- und Kulturbilder aus der Zeit Ludwigs XIII., XIV. und XV. in pikanter Darstellung fanden, zu einer Übersetzung. Am mächtigsten haben aber doch stets die Politik und der Drang nach politischer Tätigkeit sein literarisches Schaffen gefördert. So urteilte auch der Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer, mit dem B. seit 1888 nicht bloß persönlicher Verkehr, sondern auch eine eifrige Korrespondenz verband, richtig, als er seinen »Kanzler von Florenz« im Manuskript gelesen hatte. Diese prächtige Erzählung, die das Schicksal des großen Propheten der italienischen Einheit, Niccolo Macchiavelli, darstellt, entstand nicht zufällig zur selben Zeit (1890), als Bismarcks Sturz erfolgt war.

Die Entlassung des Kanzlers schien in B. neue schöpferische Kraft entfesselt zu haben. Denn bald nachher nahm er einerseits den alten Kampf gegen die Sozialdemokratie (»Die Lügen unserer Sozialdemokratie« 1892) wieder auf, andererseits suchte er in größeren Gesamtdarstellungen wie »Auf dem Wege zur deutschen Einheit« und »Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks« (1893), schließlich in der siebenbändigen Biographie »Bismarck und seine Zeit« (1894—1898) dem Kanzler und seinem Werke wie auch durch eine Reihe von kürzeren Lebens- und Charakterbildern »Vorkämpfer der deutschen Einheit« (1899) Männern wie Eduard Simson, Karl Biedermann, Fürst Hohenlohe, Rudolf Delbrück, Johannes v. Miquel, Ludwig Bamberger u. a. vom parteipolitischen Standpunkte des Nationalliberalen gerecht zu werden. Jene geschichtlichen Darstellungen, bei welchen sich B. auf persönliche Informationen Bismarcks beruft, fanden namentlich in Frankreich (*Revue des Deux Mondes*, Bd. 121) heftigen Widerspruch, lassen aber doch, wie auch die einst vielbesprochenen Enthüllungen B.s über die »Emser Depesche«, mittels welcher der Kanzler die Initiative zum Kriege Frankreich überlassen hatte, einen tiefen Einblick in die diplomatischen Schachzüge des Staatsmannes erkennen (Leipziger Neueste Nachrichten [1892]).

Zu wiederholten Malen, besonders in Wiener Blättern (Neue Freie Presse und Neues Wiener Tagblatt) hat B. die schon im Jahre 1878 erschienene Biographie seines Vaters ergänzt; bewußt oder unbewußt falschen Darstellungen der Aburteilung Robert Blums ist er stets energisch entgegengetreten, so auch den ultramontan gefärbten Schilderungen der Oktoberrevolution in Graf Alexander Hübners Tagebuch (»Nord und Süd« 172). Das Gesamtmaterial über die Revolutionsjahre 1848 und 1849 verwertete er in seinem reich illustrierten, populär geschriebenen Werke »Die deutsche Revolution«, dessen erste Lieferung wegen der darin veröffentlichten Karikaturen in Österreich konfisziert wurde.

Es war dies die letzte größere Arbeit B.s. Im Jahre 1897 legte er die Anwaltspraxis nieder. Seine letzten Jahre, die er auf eigenem Grund und Boden in Rheinfelden in der Schweiz verbrachte, verliefen in stiller Zurückgezogenheit vom politischen Leben. Gleichwohl war er noch literarisch tätig: »Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck«, eine Biographie des Kanzlers für die Jugend sowie zwei Novellenbände und eine Sammlung seiner volkstümlichen geschichtlichen Vorträge, die er auf Wanderzügen durchs badi-sche oder schweizerische Land gelegentlich gehalten hatte, bilden den Abschluß seines Schaffens.

Bei keinem zweiten deutschen Schriftsteller sind Politik und die Kunst der Erzählung, in gleich hervorragendem Grade miteinander vereinigt, anzutreffen wie bei B. Darin liegt wohl auch eine Ursache der nicht geringen qualitativen Einbuße, die seine Prosa erlitt, als er der Politik nicht mehr so nahe stand. Allerdings trug auch noch ein schweres körperliches Leiden, das in dem letzten Jahrzehnt Operationen nötig gemacht hatte, viel zur Verminderung seiner Schaffenskraft bei. Am 30. Januar 1910, fast zwei Jahre nach dem Tode seiner Schwester Ida, die wiederholt als Jugendschriftstellerin hervortrat, verschied er, von den Seinigen, von Verwandten und Freunden in ganz Deutschland tief betrauert.

Werke: Dunkle Geschichten, Novellen, Gebr. Paetel, Berlin 1875; Aus unseren Tagen, Roman, A. R. Faber, Magdeburg 1876; Robert Blum, Keil, Leipzig 1878; Junius, Schauspiel, Duncker & Humblot, Leipzig 1883; York, Schauspiel, ebenda 1884; Überläufer, Erzählung (für die Jugend), Costenoble, Jena 1885; Herzog Bernhard, Roman, C. F. Winter, Leipzig 1885; Aus dem alten Pitaval, ebenda 1885; Hallwyl und Bubenbergs, Roman, ebenda 1886; Die Äbtissin von Säkkingen, Roman, 2 Bde., Costenoble, Jena 1887; Menschenrechte, Roman, 2 Bde., ebenda 1889; Aus geheimen Akten, Gebr. Paetel, Berlin 1889; Geheimnisse eines Verteidigers, heitere und ernste Geschichten aus dem Rechtsleben, ebenda 1889; Der Kanzler von Florenz, Roman, ebenda 1891; Die Lügen unserer Sozialdemokratie, Hinstorffsche Buchhandlung, Wismar 1891; Unsere Sozialdemokratie im Spiegel der ersten französischen Revolution, C. H. Beck, München 1893; Juvalta, sozialer Roman, 2 Bde., Gebr. Paetel, Berlin 1892; Auf dunklen Pfaden, Erzählungen, ebenda 1892; Auf dem Wege zur deutschen Einheit, 2 Bde., Costenoble, Jena 1893; Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks, C. J. Beck, München 1893; Bismarck und seine Zeit, 7 Bde., ebenda 1894—1898; Aus Leben und Praxis, Ernste und heitere Erzählungen, Gebr. Paetel, Berlin 1896; Die deutsche Revolution 1848/49, E. Diederichs, Leipzig 1898; dasselbe, Ausgabe für Österreich, 1898; Vorkämpfer der deutschen Einheit, Herm. Walther, Berlin 1889; Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck, Albert Langen, München 1900; Heitere und ernste Erzählungen aus dem Leben, Gebr. Paetel, Berlin 1900; Aus dem tollen Jahr, Roman, 1. u. 2. Aufl., Winter, Heidelberg 1901; Bismarck (für Jugend und Volk), Winter, Heidelberg 1902; Spannende Geschichten, Gebr. Paetel, Berlin 1902; Neue Novellen, ebenda 1904; Die Überbande, Roman, ebenda 1904; Volkstümliche

geschichtliche Vorträge, ebenda 1904; Lebenserinnerungen, 2 Bde., Vossische Buchhandlung, Berlin 1907. — Bearbeitung: Agnes Wallner, Lebenserinnerungen.

Wien.

W. A. H a m m e r.

Kainz, Josef, Schauspieler, * 2. Januar 1858 in Wieselburg in Ungarn, † 20. September 1910 in Wien, ist als Sohn eines Beamten der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft in Wien aufgewachsen und hat dem Mariahilfer Realgymnasium die Grundlagen seiner allgemeinen Bildung zu verdanken, die er freilich in späteren Jahren durch ernste und eifrige Studien mächtig vertieft und erweitert hat. Von der Schulbank aus ist er gleich auf die Bretter, die die Welt bedeuten, gesprungen, und nachdem er wie so viele andere junge Wiener, u. a. Emmerich Robert, auf dem Sulkowski-Theater, einer Bühne für angehende Künstler und für Dilettanten, auf der die Darsteller das Spielhonorar zahlten, seine ersten Sporen verdient hatte und von der Burgschauspielerin Kupfer-Gomanski, einer einfachen und schlichten Darstellerin alter Frauenrollen, notdürftig vorbereitet war, ging er 1875 im Herbst als jugendlicher Liebhaber in sein erstes Engagement nach Marburg in Steiermark, wo er nur ein Jahr blieb. Denn gelegentlich eines der im Burgtheater üblichen Probe-spiele, bei denen der jüngste Nachwuchs Gelegenheit erhält, sein Talent und seine Kunst vor dem Direktor und den Regisseuren zu zeigen und entweder einen Eventualvertrag oder eine Empfehlung mit auf den Weg in die Provinz zu nehmen, wurde K. auch dem Regisseur Förster bekannt, der damals eben die Direktion des Leipziger Theaters zu übernehmen im Begriffe stand, und der ihn nun mit an das norddeutsche Theater nahm. Aber in Leipzig machte der neue Liebhaber mit der unscheinbaren Gestalt und den dürftigen Mitteln kein Glück; und schon ein Jahr später, 1877, finden wir ihn bei den Meininger, bei denen er bald in die ersten Liebhaberrollen vorrückte, und auf deren Wanderzügen er sowohl in Berlin als in Wien Interesse zu erregen begann, so daß ihn Laube an das Wiener Stadttheater zu engagieren gedachte, was nur durch seinen eigenen Rücktritt von der Direktion vereitelt wurde. So folgte denn K. dem Rufe Possarts nach München, 1880 bis 1883, wo ihm der exzentrische König Ludwig eine schwärmerische Freundschaft entgegenbrachte, ihn in Privatvorstellungen, bei denen niemand als der König, und auch dieser in einer Loge versteckt, anwesend sein durfte, bewunderte und auch auf seinen Reisen gern um sich hatte. Nach drei Jahren gewann ihn L'Arronge für das neugegründete Deutsche Theater, an dem er die längste Zeit, mit dreijähriger Unterbrechung von 1883 bis 1899, also durch mehr als 13 Jahre, gewirkt hat. Das Deutsche Theater ist die Stätte seines Ruhmes und seiner Kunst; und wenn er bei seinem ersten Auftreten als Ferdinand in »Kabale und Liebe« noch keine allgemeine Anerkennung fand, so riß sein knabenhaft trotziger Don Carlos alle mit sich fort, und seine folgenden Rollen: der Romeo, der Prinz von Homburg, der König in der »Jüdin von Toledo«, der Hamlet und im humoristischen Fache der Leon in Grillparzers »Weh dem, der lügt«, waren eine Reihe von Triumphen. Berlin besaß keinen größeren Künstler im Drama höheren Stiles als ihn. Leider ließ der immer unruhige und unstäte Künstler sich schon im Jahre 1889 durch große Versprechungen von der Wiege seines Ruhmes abziehen, indem er sich für Barnays Berliner Theater verpflichtete, wo er aber künstlerisch nicht seine Rechnung fand, so daß er sich verleiten ließ, den Kon-

trakt eigenmächtig zu brechen, und dadurch auch gegenüber dem Bühnenkartellverband sachfällig wurde. Das Schiedsgericht mußte ihn des Kontraktbruches schuldig erklären, und damit waren ihm auch alle anderen Bühnen versperrt, die dem Kartellverband angehörten. Der Bedeutendste unter der jüngeren Schauspielergeneration war auf fast drei Jahre hinaus verfehmt. Nur auf den wenigen und meistens kleinen Bühnen, die dem Kartell nicht angehörten, z. B. dem Ostende-Theater in Berlin, konnte er auftreten oder seine Kunst als Vorleser ausüben, bis er sich endlich 1891 entschloß, sie über das große Wasser zu tragen und in Amerika Triumphe zu feiern. Um ihn und sein Talent zu retten und sich selber eine solche Zugkraft zu sichern, trat L'Arronge endlich aus dem Kartellverband aus, und K. durfte 1892 wieder auf dem Deutschen Theater erscheinen, dem er freilich trotz den schweren moralischen und den großen materiellen Opfern, die ihm dessen Leiter gebracht hatte, nur einige Jahre mehr angehörte. Nachdem er schon im Jahre 1892 auf der Bühne der Theaterausstellung in Wien gastiert hatte, ohne indessen wärmeres Interesse zu erwecken, faßte ihn der damalige Burgtheaterdirektor Burckhard nach dem plötzlichen Tode Mitterwurzers sofort als dessen Nachfolger ins Auge; K. erschien im Oktober 1897 zu einem längeren Gastspiele, das von dem ganzen Umfang seiner Kunst in Liebhaber- und in Charakterrollen eine genügende Vorstellung gab, und errang wenigstens bei der jüngeren Generation des Publikums einen durchschlagenden Erfolg. Nach dem Ablauf seines Berliner Vertrages trat er im Herbst 1899 sein Engagement am Burgtheater an; den Antrittsrollen folgte in ganz außergewöhnlich kurzer Zeit seine Ernennung zum Hofschauspieler. So viel Wert aber auch das Burgtheater auf seine Kunst gelegt hat, so viel Spielraum ihm auch seine Kollegen ließen, unter denen er seines gar nicht präponderanten Wesens wegen fast allgemein beliebt war, und so sehr ihm auch der größere Teil des Publikums zujubelte, so hat er sich im Burgtheater doch eigentlich niemals wohl gefühlt; am allerwenigsten, als ein Berliner Kritiker, der einstmals so laut seinen Ruhm verkündet hatte, Paul Schlenther, Direktor des Burgtheaters wurde. Er war bald ebenso lang auf Gastspielen als im Hause auf dem Franzensring, und kehrte gewöhnlich krank von diesen aufreibenden Touren zurück; endlich wandelte er auch seinen Vertrag mit dem Burgtheater in einen Gastspielvertrag um, nach dem er zuerst das halbe Jahr, später gar nur mehr vier Monate im Jahre den Wienern angehören sollte. Es waren gewiß nicht bloß die materiellen Ansprüche, die für eine stehende Bühne endlich ganz unerfüllbar wurden, noch der Mangel an genügender Beschäftigung, noch auch der ihm ganz beharrlich vorenthaltene Regisseurposten (erst wenige Tage vor seinem Tode schickte der neue Direktor, Baron Berger, dem schon halb Bewußtlosen das Dekret), sondern auch die Rast- und Ruhelosigkeit des tödlich Erkrankten, die ihn hetzte und trieb. Denn schon mehr als ein Jahr vor seinem Tode meldete sich das tückische Krebsleiden, das endlich eine Operation notwendig machte, nach der den behandelnden Ärzten der Ausgang nicht mehr zweifelhaft war, wenn es ihnen auch gelang, ihn dem Kranken selbst bis in die letzten Stunden zu verbergen.

K. hat sich auch als Dichter versucht, seine Dichtungen aber bei Lebzeiten vornehmer Weise im Pulte behalten, weil er ihren Erfolg nicht seinem schauspielerischen Ruhme zu danken haben wollte. Die Fragmente eines Sauldramas, die bei der Totenfeier im Burgtheater zur Aufführung gelangt sind,

lassen zwar ein wildgewachsenes Talent erkennen, dem es aber ganz an Durch-
bildung und an Reife gebricht, und trotz der feierlichen Trauerstimmung und
der vorzüglichen Aufführung haben sie nur in einzelnen Szenen einen tieferen
Eindruck gemacht. K. hat auch die beiden Figarodramen von Beaumarchais
und den »Kain« und »Sardanapal« von Byron für die deutsche Bühne übersetzt
und bearbeitet.

Er war zweimal verheiratet: das erste Mal mit der amerikanischen Schrift-
stellerin Sarah Hutzler, und nach deren Tode mit der Schauspielerin Margarete
Nansen.

Die folgende Charakteristik seiner schauspielerischen Leistungen gründet
sich fast ausschließlich auf seine letzte Periode; ich habe es vorgezogen, lieber
unvollständig zu sein, als überlieferte Urteile nachzusprechen. Den jüngeren Kainz
schildern: F. Wehl in seinen »Dramaturgischen Bausteinen« S. 105; F. Gregori
in Hagemanns Sammlung »Das Theater«. 1904; Hermann Bahr, Wien und Leipzig
1906; Eugen Isolani, Berlin 1910; Hermann Bang, Berlin 1910; Fulda, Neue
Freie Presse vom 20. Februar 1910; Keyßler, Worte zum Gedächtnis, Leipzig
1911; O. Brahm, Gesehenes und Erlebtes, Leipzig 1911. Als Hamlet: Gregori
im Shakespearejahrbuch, Bd. 41, und Konrad Falke, Zürich 1911. Über den
Saul: Österreichische Rundschau, 25. Bd., S. 234; Hübsche Erinnerungen eines
Schulfreundes von Meringer in der Neuen Freien Presse vom 5. Januar 1908.

Mit K., den in seinen besten Jahren und in der Vollkraft seines Schaffens
ein tückischer Tod hinweggerafft hat, ist der bedeutendste Schauspieler der
Gegenwart, der einzige Großzügige unter den modernen dahingegangen.

Obwohl Wiener von Stamm und Wesen und trotz der starken Eindrücke,
die er namentlich von der Kunst Krastels mit ins Leben genommen hat, ver-
dankt er doch seine Schule nicht dem Burgtheater. Unter den Meinungen hat
er sich als guter Sprecher zunächst in zweiten und dann in ersten Liebhaberrollen
bemerkbar gemacht. Seine künstlerische Eigenart ist eigentlich erst am Deut-
schen Theater in Berlin durchgebrochen, dem der Unstäte eine lange Reihe von
Jahren angehört hat, und genaue Kenner bezeichnen diese Jahre als seine besten.
Denn wir, die wir fast einzig und allein seine Wiener Tätigkeit überblicken,
kennen nicht den ganzen, vielleicht nicht einmal den waschechten Kainz. So
bestimmt und seiner selbst sicher er sich auch in das traditionelle Burgtheater
hineingestellt hat, und so gern er auch selber in allen Stücken, in denen er zu
tun hatte, den Ton für das Ensemble abgab, so ganz ohne Rückwirkung ist doch
das Burgtheater nicht auf ihn geblieben. Sich auf dem Absatz des rechten
Fußes um die eigene Achse zu drehen oder eine Verstrade in Galopp ohne jede
weitere Nüancierung von der Zunge laufen zu lassen, hat er in der letzten Zeit
doch nicht mehr gewagt. Seine Berliner Freunde behaupten freilich, er sei in
Wien verdorben worden; seine Wiener Anhänger möchten vielleicht umgekehrt
bedauern, daß er nicht lieber gleich in der Schule des Burgtheaters aufgewachsen
ist, wo sich sein Talent vielleicht weniger brillant und frappant, dafür aber reiner
entfaltet hätte. Denn das ist das größte Lob, das man diesem Künstler spenden
kann: daß mehr in ihm gelegen ist, als zu seiner Entfaltung gekommen war.
Er selbst würde gewiß dieses Lob als das höchste empfunden haben; hat er es
doch Sonnenthal mehr zum Schaden als zum Lobe nachgesagt, daß er sich
restlos ausgegeben habe.

Seine erstaunliche Vielseitigkeit war schon in seinen physischen Mitteln

begründet. Mit Gesichtszügen, wie sie bei alten und bei jungen Wienern gleich oft vorkommen, mit einer schlanken und biegsamen, zwischen Groß und Klein die rechte Mitte haltenden Gestalt konnte er die unreifste Jugend wie das zäheste Alter gleich glaubwürdig vergegenwärtigen. Sein Organ, ein hoch in die Tenorlage hinaufreichender und in allen Registern gleichmäßig ausgebildeter Bariton, war scharf und hell, aber auch ausdauernd wie eine echte Damaszener Klinge, und es gab sich willig zu allen Anforderungen her. K. verstand erschütternde und hinreißende Töne aus der Brust und aus dem Halse zu holen, er war Falsettist und Bauchredner zugleich; eigentlich versagt waren ihm nur die weichen und dunklen Molltöne, deren Wirkung er durch ein leises Vibrieren mit der Stimme zu umschreiben suchte, und jeder, der den Gang zu den Müttern im zweiten Teil des Faust von ihm gehört hat, weiß, wie ihm das gelungen ist. In der Energie und Sicherheit seiner Tonbildung hat K. nur an Lewinsky seinesgleichen gefunden, dem er aber wieder an Leichtigkeit überlegen war; und weit über jeden Vorgänger hinaus ging seine großartige Atemtechnik, die es ihm möglich machte, lange und hochgesteigerte Reden wie die des Mark Anton an dem Leichnam Cäsars von der tiefsten bis zur höchsten Lage ohne merkliche Atempause durchzuführen. Kein Zweifel, daß er darin des Guten oft zu viel getan hat und in ein Tempo verfiel, wo nicht bloß der Vers, für dessen Rhythmus und Melodie er sonst gerade das feinste Gefühl hatte, aufhört ein Vers zu sein, sondern auch die Deutlichkeit der Rede, selbst bei einer so sauberen Artikulation wie der seinigen, verloren geht. Kein Zweifel auch, daß unter seiner Redekunst auch die Naturwahrheit nicht selten gelitten hat. Einem Kunstredner wie Mark Anton oder den teuflischen Dialektikern Mephisto und Franz Moor glaubte man willig diese Kunstrednerei, denn sie sind vom Metier. Bei einfacheren Naturen und Charakteren hatte man doch oft das Gefühl, als ob hier ein geübter Redekünstler aus ihrer Maske herausspräche, und daß so verschiedenartige Töne mit so ganz verschiedenem Stimmansatz unmöglich aus einem und demselben Munde kommen könnten.

K. war, obwohl ein starkes Temperament, doch kein Schauspieler aus bloßem Instinkt und aus Leidenschaft; er war bestrebt, alle seine Rollen geistig zu durchdringen. Am nächsten dürfte ihm auch in der Gedankenarbeit Lewinsky stehen, näher jedenfalls als Mitterwurzer, der sich weniger an den Wortlaut des Textes hielt und die freie Phantasie unbekümmert und souverän walten ließ. K. dagegen war ein unermüdlicher und gründlicher Interpret des Dichterwortes. Er hat mir einmal sein Bild als Mephisto mit der Widmung geschickt: *Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum atque invenientes verbum rectum acutum*. Das richtig betonte Wort zu finden, die Phrase in ihrem Zusammenhang und aus der Situation heraus zu verstehen, war ihm Bedürfnis. Das glänzendste Beispiel dieser Seite seiner Redekunst war wohl der Tasso, in dessen streng stilisierten Reden die Fäden so fein und zart verwoben sind, daß nur die kunstreichste Ausarbeitung und der Aufwand aller Mittel der Tonhöhe und Tonstärke dem Rhythmus nicht bloß, sondern auch der Melodie der Dichterrede gerecht werden kann. Siegreich hat K. hier auch an den schwierigsten Stellen den roten Faden in dem künstlerischen Gewebe aufgefunden und für Zuhörer bloßgelegt. Wie in der Gliederung der Rede Lewinsky, so ist ihm in der Melodie, die auf dem Wechsel in der Tonhöhe beruht, Krastel ein lang verehrtes Muster gewesen; gleich diesem hat auch K. gern von der ganzen Tonskala Gebrauch gemacht.

Von der Vielseitigkeit seines Talentes gibt uns wohl die deutlichste Vorstellung, daß er Rollen von zweien Antipoden unter seinen Vorgängern, die sich grundsätzlich ausschlossen und außer ein paar Fehlbesetzungen keine Rolle gemeinsam hatten, in seiner Hand vereinigte: nicht bloß Josef Lewinsky, sondern auch Josef Wagner hat Josef K. beerbt. (Die Josef oder die Pepi haben, wie die Lotten, dem Wiener Burgtheater überhaupt stets Glück gebracht: von Josef II., dem Begründer des Nationaltheaters, Josef Schreyvogel, seinem besten Dramaturgen, und den Josef Lange und Josefine Wessely an bis auf Josef K.) Nur das physische Heldentum war ihm durch die Schmächtigkeit und Dürtigkeit seiner Erscheinung verwehrt, und auch in dem Fach der Heldenliebhaber hat er in Wien, wo man noch während der Theaterausstellung im Jahre 1892 über seinen Fernando in der Stella spotten konnte, daß sich in diesen unansehnlichen Mann nicht einmal eine, geschweige zwei Frauen verlieben würden, erst nach dem Durchdringen des sezessionistischen Schönheitsideales bei dem größeren Teile des Publikums Erfolge zu erringen vermocht, die aber auch dann noch niemals ganz unbestritten geblieben sind. Sein berühmter Romeo z. B., der den zweifellos lyrischen Grundton einer Rolle, die in weichlich-süßer Bildersprache schwelgt und in Sonetten und Tagliedern ihre Höhepunkte hat, der realistischen Schilderung leidenschaftlich hervorbrechender Pubertät opferte, hat die vielen Zappelfritze hervorgerufen, in denen die deutschen Romeo-Darsteller ihr Vorbild noch zu überbieten suchten. Auch Rollen, die eine tiefe gemütvoll Innerlichkeit verlangten, waren nicht eigentlich seine Domäne; und ich muß bekennen, daß mir sein vielgefeierter Hamlet, der den ewigen Gram jedes tiefer empfindenden Menschenherzens, für den das 19. Jahrhundert dann bloß mehr den Namen Weltschmerz erfunden hat, in neurasthenischen Zuckungen und Weinkrämpfen zum Ausdruck brachte, stets nur von der ironischen und satirischen Seite der sublimsten Menschenverachtung aus einen stärkeren Eindruck gemacht hat. Aber unsere Klassiker ganz auf die Basis modernsten Empfindens zu stellen, war sein eigentlichstes Bemühen; und wenn er in dem großen Zug, der allen seinen Leistungen eigen war, und in dem gewaltigen Pathos, zu dem er sich aus den Niederungen der beiläufigsten Umgangssprache jäh und unmittelbar, mit der Leichtigkeit eines Aviatikers zu erheben vermochte, unter den heutigen Schauspielern nicht seinesgleichen und unter den Größten der Vergangenheit mehr seine Vorgänger als seine Muster hatte, so war er dennoch in seinem innersten Kern ein durchaus moderner Schauspieler. Sein Tasso war gewiß nicht ganz der Goethische; aber er hat das große Verdienst, den Tasso, der selbst in Goethes Tagen nur eine Zeitlang durch Wolf auf dem Spielplan gehalten wurde, zu einem der beliebtesten Stücke des klassischen Repertoires gemacht zu haben. Sein Fiesko suchte Schiller durch Ibsen zu ergänzen; und überall da, wo der junge Schiller in der Charakteristik oder in der Handlung den Faden aus den Händen verloren hat, legte sich K. hinein, um die Verbindung herzustellen und Übergänge zu gewinnen, wie das besonders bei der plötzlichen Verabschiedung des Mohren der Fall war, die K. lange vorher vorbereitete. Alle Helden des klassischen Repertoires erhielten einen Stich ins Moderne und wurden so zu einer Mitschöpfung von K. Wo er aber mit einem verwandten dichterischen Naturell zusammentraf, wie bei Heibel im »Gyges« (Kandaules) oder bei Ibsen in den »Gespenstern« oder bei Hauptmann in dem »Armen Heinrich«, da hat er seine größten und reinsten Erfolge erzielt. Die sozialen Dramen von Ibsen und

von Hauptmann freilich haben ihm nur sehr wenig Aufgaben geboten; durch und durch moderner Künstler, unterschied er sich doch wieder von den Modernen dadurch, daß er nicht mit kleinen Mitteln zu arbeiten gewohnt war, und selbst seine Vorliebe für die Darstellung psychologischer Irrgänge und zersetzender Seelenwühlerei fand schließlich bei dem Franz Moor besser ihre Rechnung als bei den Modernen. Es ist ein ganz merkwürdiger Fall, daß die beiden modernsten unter unseren großen Schauspielern ihre höchsten Aufgaben nicht in der modernen Dichtung fanden; denn wenn K. auch von der modernen Literatur nicht so gering dachte wie Mitterwurzer oder gar Baumeister, wenn er auch als literarisch gebildeter und modern empfindender Mensch ganz auf der Seite der Neueren stand, so liegt doch auch bei ihm der Schwerpunkt mehr auf der modernen Ausgestaltung klassischer Rollen als in dem modernen Repertoire.

Auffallend trat in K.s Persönlichkeit und Kunst die wienerische Note hervor. Trotzdem er in Deutschland groß geworden war und in Berlin seine geistige Signatur erhalten hatte, trotzdem ihn seine bewußten Neigungen immer nach Norddeutschland und zu seinen Berliner Freunden zogen, kam der Wiener Typus doch bei ihm überall zum Durchbruch, und auch im Leben gab er sich ganz als Wiener. Seine Umgangssprache schwankte, wie die des gebildeten Wieners, zwischen Dialekt und Hochdeutsch. Die Ähnlichkeit mit Girardi fiel sofort ins Auge; in der kecken und resoluten Art, sich zu geben und seine Rollen anzupacken, in dem lebhaften Aufschnellen der Stimme im Affekt, in dem raschen Tempo war er ganz Wiener, der tragische Zwilling Bruder von Girardi, wenn auch bei diesem mehr das Wiener Gemüt und der Humor, bei K. mehr die Schlagfertigkeit und der Witz den Grundton abgaben. Dieser wienerischen Farbe seiner Persönlichkeit hat K. nicht zum geringsten Teile in Norddeutschland seine Erfolge im Leben und auf der Bühne zu verdanken. Ein diskretes Wienerisch macht ja in Berlin immer beliebt; und K., obwohl sich seines Wertes voll bewußt, war doch frei von jeder Künstlerpose, er gab sich im Umgang als jovialen Wiener, er wollte nichts vorstellen als einen lieben und fescen Pepi, den jeder mann gern haben mußte. Die hohepriesterliche Würde Sonnenthals lag ihm völlig fern.

Von dem Ernst seiner künstlerischen Arbeit gibt die Vertiefung in den Text und den Wortsinn seiner Rollen Zeugnis. Es darf aber doch nicht verschwiegen werden, daß seine künstlerische Selbstzucht ihre Grenzen hatte. Ein Schauspieler, der wie Sonnenthal mit dem Dichter durch Dick und Dünn geht, wie es der darstellende Künstler soll, war K. nicht. Er war ganz ungleich und launenhaft in seiner Arbeit, sowohl in den verschiedenen Rollen als auch in derselben Rolle an verschiedenen Abenden. Eine Rolle konnte ihn bloß in einzelnen Szenen oder an einzelnen Stellen interessieren, alles übrige ließ er einfach fallen. Es gab aber auch Abende, an denen ihn selbst eine Lieblingsrolle ganz gleichgültig ließ, wo er im flüchtigsten Tempo einfach fertig zu werden trachtete und an denen man ihn kaum wiedererkannte. Erfuhr er dann zufällig, daß ein Mann, an dessen Urteil ihm gelegen war, unter den Zuschauern saß, dann setzte er das Spiel wohl mitten in der Vorstellung mit dem größten Ernste fort. In eine Rolle aber, die ihn interessierte, verbiß er sich und ließ nicht ab, bis er sie fest und sicher im Griff hatte. Es brauchte keineswegs eine tragende Rolle zu sein, eine Kainz-Rolle, wie man seit Sonnenthals Zurücktreten und Mitterwurzers Tod im Burgtheater alle Rollen nannte, die kein

anderer spielen konnte als er. Vielmehr reizte es ihn gerade, undankbare und leere Aufgaben zu beleben; im Tell den dankbaren Melchthal mit dem undankbaren Rudenz zu vertauschen, wünschte er noch in den letzten Jahren, als er den Romeo längst satt hatte und sogar aus dem Melchthal herausgewachsen war. Oft war es auch das ganze Stück mit allen seinen Rollen, das ihn festhielt; es ist ja kein Geheimnis, daß er in Schnitzlers »Zwischenspiel« der eigentliche *spiritus rector* war und den Erfolg entschied. Er war auch einer der gewissenhaftesten und leichtesten Lerner, der Jahrzehntelang ohne Souffleur gespielt und dadurch die Gewöhnung an diesen Nothelfer ganz verloren hat; das auffallende Versagen seines Gedächtnisses, das ihn in den letzten Jahren auch bei oft hintereinander gespielten Rollen an fast jedem Abend mehrmals im Stiche ließ, wird man rückblickend wohl als ein Zeichen der Entkräftung seiner erstaunlich starken und zähen Natur betrachten dürfen. Denn was hat er dieser Natur nicht alles zugemutet! Eine schauspielerische Arbeitskraft ohnegleichen, war es ihm ein Kleines, fünf große Rollen in einer Woche zu spielen und etwa auf den König in der „Jüdin von Toledo“ am nächsten Abend den Tasso folgen zu lassen. Noch mehr aber mutete er sich selber auf seinen aufreibenden Gastspielen zu, wo er monatelang nicht bloß jeden Abend in einer großen Rolle, sondern mitunter auch noch in Nachmittagsvorstellungen auftrat oder am Vorlesertisch erschien. Daß bei einer so unruhigen und hastigen Tätigkeit auch die Gleichmäßigkeit seiner Leistungen leiden mußte, liegt auf der Hand. Das Wiener Publikum hat K. gegenüber im ganzen wenig Urteil bewiesen. Ein nicht unbeträchtlicher Teil des Publikums, aus Anhängern des alten Burgtheaters bestehend, war ganz ohne Sinn für seinen neuen Stil und lehnte ihn schweigend, aber dauernd ab. Der größere Teil des Publikums und besonders die grüne Jugend auf den Galerien nahm seine guten und seine minder guten Leistungen an glänzenden und an matten Abenden ganz mit dem gleichen Jubel auf und machte gerade aus seinen Fehlern geflissentlich gerne Tugenden. In diesem Sinne kann man sagen, daß K., ganz ohne seine Schuld, aber dennoch nicht immer glücklich auf den Geschmack des Burgtheaterpublikums eingewirkt hat. Er selber wußte recht gut, wie er es gemacht hatte; und die jubelnde Aufnahme auch an Abenden, die er selber als verlorene betrachtete, hat ihn zu dem großen Verächter des Publikums gemacht, der er trotz seinen großen Erfolgen war.

Für das Burgtheater bedeutet sein früher und plötzlicher Tod einen nicht zu ersetzenden Verlust; denn einen zweiten K. hat die deutsche Bühne gegenwärtig nicht. Die Rolle des Protagonisten wird also vorläufig unbesetzt bleiben. Es ist nun innerhalb von nicht ganz zwei Jahrzehnten das zweite Mal, daß das Burgtheater, das seine Sache auf zwei Augen gestellt hat, sich um den Erfolg betrogen und verwaist fühlt. In den neunziger Jahren hieß das Burgtheater Mitterwurzer, in dem ersten Dezennium des 20. Jahrhunderts hieß es Kainz. Eine Lehre wenigstens kann es aus dem schweren Schlage, der es betroffen hat, ziehen: nun es eingesehen hat, daß auch die größten Opfer nichts gegen das allgemeine Menschenlos vermögen, wird es sich wieder auf sich selbst besinnen und das, was es in dem einzelnen für immer verloren hat, in dem Ganzen zu gewinnen trachten. Denn jeder einzelne, leider auch der Größte, muß von hinnen; das Ganze aber muß und wird halten und dauern.

J. Minor.

Chrobak, Rudolf, Med. Dr., ordentlicher Universitätsprofessor für Geburtshilfe und Gynäkologie an der Universität Wien, * 8. Juli 1843 in Troppau in Österr.-Schlesien, † 1. Oktober 1910 in Wien. — Ch. war der Sohn des Medizinalrates Josef Chrobak, eines hochangesehenen Arztes in Troppau, und der Magdalena, geborenen v. Eitelberger. Kaum ein Jahr alt, hat Ch. seine Mutter verloren, so daß seine Familie nur aus seinem Vater, einer um zwei Jahre älteren Schwester und seinen Großeltern mütterlicherseits bestand. Vater und Großvater waren vor allem ausschlaggebend in der Erziehung des Knaben, und unverkennbar war der Einfluß des ersteren durch den seltenen Ernst seiner Lebensauffassung, durch sein hervorragendes Pflichtbewußtsein und seine aufopfernde Hingebung für seinen Beruf, das Beispiel des letzteren in seiner militärischen Pünktlichkeit und seiner Ordnungsliebe. Schon als Kind verriet Ch. ein großes Interesse an allen Beobachtungen in der Natur, welches von seinem Vater in entsprechender Weise rege erhalten und durch richtige Weisungen gemehrt wurde. Dadurch, daß der anfänglich zarte und oft an schweren Herzbeschwerden leidende Knabe seine freien Stunden größtenteils mit Gartenarbeiten, Blumenzucht und später auf der Jagd verbrachte, entwickelte er sich zu einem äußerst kräftigen Jüngling. Seine Gymnasialstudien absolvierte Ch. in Troppau, von wo er im Jahre 1861, nachdem er Vater und Großvater verloren hatte, nach Wien an die Universität kam.

Unter seinen Lehrern an der Universität waren damals Redtenbacher, Mach, Hyrtl, Brücke, v. Dittel, C. v. Braun, Dumreicher und Oppolzer. Besonders der letztere war von größter Bedeutung für Ch.s Laufbahn, indem er ihm Gelegenheit gab, an seiner medizinischen Klinik gynäkologische Studien zu machen und später auch dem jungen Privatdozenten sein reichhaltiges Krankenmaterial zum Studium und zu Lehrzwecken überließ. 1866 wurde Ch. zum Doktor der Medizin promoviert, 1867 erschien seine erste wissenschaftliche Arbeit, und 1871 habilitierte er sich bereits als Privatdozent für Gynäkologie an der Wiener Universität. Schon seine Lehrtätigkeit als junger Privatdozent war von großen Erfolgen gekrönt, seine Vorlesungen zählten bald zu den beliebtesten, und gar mancher von den Großen unseres Faches hat beim jungen Privatdozenten Ch. Unterricht genossen.

1868 vermählte sich Ch. mit der Tochter des vielbeschäftigten Frauenarztes E. Lumpe, Helene L., mit welcher er in denkbar glücklichster Ehe lebte. Die abgöttisch von ihm geliebte Frau war ihm eine feinfühlig, tief veranlagte, einsichtsvolle Lebensgefährtin, die auf den zu schwärzestem Pessimismus geneigten Mann durch ihre sonnige Heiterkeit einen günstigen Einfluß ausübte. Unverkennbar tief war die Wunde, die ihm das Schicksal schlug, als ihm 1899 die geliebte Gattin, seinen drei Töchtern die zärtlichste Mutter durch den Tod entrissen wurde.

1880 wurde Ch. *Prof. extraordinarius* für sein Fach, und 1885 erhielt er eine Berufung an die deutsche Universität in Prag, die er aber, dem Rate seines Freundes Billroth folgend, ablehnte. Im Jahre 1889 wurde Ch. nach dem Tode Breiskys zum ordentlichen Professor für Geburtshilfe und Gynäkologie und zum Vorstande der II. Frauenklinik in Wien ernannt. Anfangs sträubte sich der nicht mehr ganz junge und durch seine aufreibende, durch 20 Jahre betriebene Berufsarbeit vielleicht über seine Jahre vorzeitig gealterte Mann, die schwere

Last der Klinik zu übernehmen, doch entschloß er sich dazu unter dem Einflusse seiner Frau und unter dem Zureden seines Freundes Billroth.

An der Spitze seiner von ihm heißgeliebten Klinik verblieb Ch. bis 1908. Damals, am 1. April, zog er sich nach 19 Jahren von der klinischen Tätigkeit zurück, etliche Jahre vor der gesetzlichen Altersgrenze, um jüngeren Kräften die Leitung der von ihm geschaffenen neuen Klinik zu überlassen.

So war Ch.s Entwicklungsgang als akademischer Lehrer ein von der Norm wesentlich abweichender. Er war Autodidakt in beiden Disziplinen seines Spezialfaches, in der Geburtshilfe, da er nie Hilfsarzt an einer Klinik war, in der Gynäkologie schon deshalb, weil es zur Zeit von Ch.s Entwicklung noch keine Gynäkologie in unserem heutigen Sinne gab, so daß er zu den Begründern dieses Faches gehört. Welche Titanenarbeit Ch. als Forscher und Lehrer geleistet hat, wird erst dann klar, wenn man in Erwägung zieht, daß er durch seine enorme Tätigkeit in der Praxis so in Anspruch genommen war, daß er nur in mühsam der Nachtruhe abgerungenen Stunden Zeit fand, sich mit seinen literarischen Arbeiten zu beschäftigen. Unter diesen waren besonders bedeutende Werke das Kapitel über Untersuchung des weiblichen Genitales und die allgemeine gynäkologische Therapie im Handbuche der Frauenkrankheiten 1879 und die allgemeine Gynäkologie im Handbuche der allgemeinen und speziellen Chirurgie 1882 und das groß angelegte Lehrbuch, das er zusammen mit Rosthorn herauszugeben beabsichtigte, welches aber leider nicht vollständig erschienen ist.

Hervorragend wertvoll sind Ch.s klinische Arbeiten über *Retroversio et retroflexio uteri gravidæ*, seine Versuche zur Organotherapie, seine Abhandlung über die Augenblicks- und Dauererfolge der Operationen eitrigster Adnexen (Knauer) sowie seine Monographie über Sterilität. In operativ-technischer Beziehung sind Ch.s Arbeiten über die Enukleationen von Myomen aus der Wand des Uterus und seine Methode der supravaginalen Amputation sowie auch über die Naht der Bauchdecken u. v. a. von größter Bedeutung. Sehr groß ist die Zahl seiner kasuistischen Mitteilungen und erschöpfend seine Behandlung einzelner Fragen der öffentlichen Sanitätspflege, ebenso wie seine Schriften über Organisation der Frauenkliniken und über den geburtshilflichen Unterricht.

Ch. war ein begeisterter Lehrer. Keine Mühe war ihm zu groß, wenn es sich um die Unterweisung der Studierenden handelte. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht stand er seiner Klinik zur Verfügung, wo er durch seine unerreichte Erfahrung, durch seine aufopferungsvollste Humanität, durch sein unendliches Wohlwollen und seine Zartheit den Kranken gegenüber wahrhaft begeisternd auf seine Schüler wirkte. Infolge seiner schlichten Vortragsweise war er ein erklärter Liebling der Studenten, für die er nicht nur als ausgezeichnete Lehrer seines Faches, sondern auch durch seine vornehme Gesinnung, durch seine Selbstlosigkeit und durch seine Pflichttreue in hervorragender Weise vorbildlich war.

Bei einer solchen Betätigung als Lehrer und klinischer Vorstand, bei einer so allgemeinen Beliebtheit unter seinen Kollegen und insbesondere auch bei den auswärtigen Vertretern unseres Faches war es eine natürliche Folge, daß Ch.s Position eine immer höhere, immer befestigtere wurde, daß er nicht nur in seinem Vaterlande eine Stellung sich errang, wie kaum einer vor ihm sie besessen, sondern auch weit über unsere Grenzpfähle hinaus, seine wissenschaftliche Bedeutung neidlos anerkannt wurde. Die Regierung hat ihn ausgezeichnet

durch die Ernennung zum Hofrat, ferner durch die Verleihung des Komturkreuzes des Franz Josef-Ordens mit dem Stern und des Leopold-Ordens; außerdem besaß er den sächsischen Albrecht-Orden II. Klasse. Er war Präsident der k. k. Gesellschaft der Ärzte, Ehrenpräsident der Wiener gynäkologischen Gesellschaft, Ehrenmitglied der Gesellschaft für Geburtshilfe und Gynäkologie in Berlin, München, Leipzig, Dresden, der k. Gesellschaft der Ärzte in Budapest, der *Société de Chirurgie* in Bukarest und vieler anderer wissenschaftlicher Gesellschaften.

Geradezu beispiellos war Ch.s Erfolg als Arzt und Operateur. Seine nach Tausenden zählenden Patientinnen, die über der ganzen Erde zerstreut waren, hingen mit Liebe und rührender Verehrung an ihm und brachten ihm unbegrenztes Vertrauen entgegen, welches durch sein reiches Wissen, durch seine Erfahrung, seine unendliche Herzengüte, seine Aufopferung und durch seine ehrliche, strenge Gewissenhaftigkeit ein wohlverdientes war. So war Ch. groß und anerkannt als bahnbrechender Gelehrter in seinem Fache, bewundert als Hilfe und Segen spendender Arzt, begeistert verehrt von seinen Schülern, geliebt von seiner Familie und seinen Freunden. Als ihm der Tod, zwei Jahre nachdem er sich vom Lehramte zurückgezogen hatte, Erlösung von seinem schweren Leiden brachte, war sein Hinscheiden ein schwerer Schicksalsschlag für die deutsche Gynäkologie, für unsere Universität, ja für die gesamte Menschheit, ein unersetzlicher Verlust aber für alle, die ihm nähergestanden sind und dankerfüllt sein Wohlwollen, seine Freundschaft und seine Liebe nie vergessen werden.

Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten Chs. s. Wiener Klin. Wochenschrift 1910, Nr. 43.

H e i n r i c h P e h a m.

Linden, Graf Carl v., * 28. Mai 1838 zu Ulm, † 15. Januar 1910 zu Stuttgart. — Am 15. Januar 1910 starb in Stuttgart Oberkammerherr a. D. *Dr. phil. h. c.* Exzellenz Graf Carl v. Linden, dessen Name auf das Engste verknüpft ist mit dem Württembergischen Verein für Handelsgeographie in Stuttgart und dem Museum für Länder- und Völkerkunde desselben, welches den Namen »Linden-Museum« trägt. L. wurde, der jüngste dreier Brüder, geboren am 28. Mai 1838 zu Ulm als Sohn des Generalmajors Graf Edmund v. L. und seiner aus fränkischem Geschlecht stammenden Gattin Freiin Fuchs von Bimbach und Dornheim. Nach Absolvierung des Gymnasiums wendete sich L. dem juristischen Studium zu und trat sodann in den württembergischen Staatsdienst. Anfangs der siebziger Jahre vertauschte L. den Staatsdienst mit dem Hofdienst, in dem er zum Kgl. Kammerherrn und später zum Hofmarschall ernannt, dem Prinzen Herrmann zu Sachsen-Weimar-Eisenach seine Dienste widmete. Prinz Herrmann von Weimar, bekannt und beliebt in allen Schichten des Volkes, fand bei seinem Interesse am öffentlichen Leben, bei seinen Bestrebungen, die Altweimaraner Tradition hochzuhalten, volles Verständnis und vielseitige Unterstützung bei seinem Hofmarschall. Kurze Zeit war L., nachdem er vom Haus Weimar geschieden, im Dienste des Kgl. Hofes unter König Karl als Oberkammerherr tätig, um 1886 endgültig aus dem Hofdienst auszuschcheiden und völlig ins Privatleben sich zurückzuziehen. Ein beschauliches Dasein zu führen gestattete aber seine lebhaft, arbeitsfreudige Natur L. nicht. So gern er später

einige Wochen auf seinem Schloß Burgberg weilte, sich völlig in die Einsamkeit des Landlebens zurückziehen wollte der Graf bei seinem Ausscheiden aus dem Hofdienst am wenigsten. Er mußte sich ein großes, erstrebenswertes Ziel seiner Tätigkeit stecken, und er fand den Boden für diese Tätigkeit im „Württembergischen Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande.“

Der Verein war 1882 als ein Zweigverein des großen Deutschen Zentralvereins für Handelsgeographie gegründet worden zu einer Zeit, als durch Deutschland ein allgemeiner kolonialer Zug ging. Die Blütezeit des Stuttgarter Vereins datiert aber vom Jahre 1888, als L. zum Vorsitzenden gewählt wurde und nun seine Lebensaufgabe in der Pflege und Weiterbildung des Vereins fand. Die Gründung eines Zweigvereins des Deutschen Kolonialvereins brachte es mit sich, daß der Verein für Handelsgeographie immer mehr den Charakter einer geographischen Gesellschaft annahm, und unter der Leitung L.s eroberte er sich im Kreise der Schwestergesellschaften Deutschlands einen der ersten Plätze. Der unermüdlichen Werbetätigkeit des Grafen gelang es, im Winterhalbjahre für jede Woche einen Vortrag anzusetzen und hierfür Redner aus allen Teilen Deutschlands und darüber hinaus zu gewinnen, unter denen die allerersten Sterne auf dem Gebiete geographischer Forschungsreisen sich befanden. Alle folgten gern der Einladung des lebenswürdigen Grafen zu einem Vortrag in Stuttgart, und weit öffneten sich den Gästen die Türen des mit feinstem Kunstverständnis ausgestatteten gastfreien Hauses, wobei die Gräfin, die Bestrebungen ihrer Mannes in jeder Weise unterstützend und fördernd, diesem treu zur Seite stand. So ist unter L. der Verein für Handelsgeographie in Stuttgart zu einem wesentlichen Faktor des geistigen Lebens der Stadt geworden. Er errang sich aber auch einen Namen in der geographischen Welt, was in der Wahl Stuttgarts als Versammlungsort für mehrere Kongresse seinen Ausdruck fand. 1893 wählte der Deutsche Geographentag Stuttgart als Ort seiner stark besuchten Tagung, und 1904 lud der Amerikanistenkongreß nach Stuttgart ein, der sonst nur in den größten Städten der einzelnen Staaten tagt. Mit einer großen Anzahl Forscher, denen L. in jenen Kongreßtagen nähergetreten war, blieb er bis ans Ende in persönlichen Beziehungen, die nicht selten einen freundschaftlichen Charakter annahmen.

Sein Interesse an allem, was mit geographischer Wissenschaft zusammenhing, ließ ihn auch einen wichtigen Fund machen. Seinen mühevollen Nachforschungen gelang es, die verloren gewesenen Tagebücher des zu Lebzeiten lange nicht genug gewürdigten Afrikareisenden Mauch, des Entdeckers der Ruinen von Simbabi, zum größeren Teil wieder aufzufinden.

Die Förderung des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie war aber nur die eine Seite der Tätigkeit L.s. Seine zweite, sich selbst gestellte Lebensaufgabe, die ihn immer mehr erfüllte und das ganze Dichten und Trachten der letzten Jahre seines Lebens ausmachte, war die Erstellung eines großen Museums für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart. Mit scharfem Verstande griff L., der sich als Laie und erst spät mit der jungen Wissenschaft der Völkerkunde befaßte, die mahnenden Worte des Altmeisters der Völkerkunde, Bastian, auf, daß es die allerhöchste Zeit sei, für das Studium der Eigenart der Eingebornen in den verschiedensten Teilen der Erde ihre Erzeugnisse zu sammeln, ehe die alles nivellierende Kultur überallhin sich ergossen und alles Eigenartige

vernichtet habe. Nach allen Richtungen der Windrose hin gingen die Werbriefe des Grafen für ethnographische Sammlungen, und bald häufte sich ein reiches Material aus aller Herren Länder, darunter Seltenheiten ersten Ranges, und die gemieteten Räume wurden zu eng. Da ging der Graf einen Schritt weiter; es reifte in ihm der Gedanke, seiner Sammlung auch ein eigenes Heim zu schaffen, und in der Ausführung dieser Idee bewies er die gleiche Zähigkeit, die gleiche Energie. Seine Begeisterung wirkte ansteckend, seinen Bitten war nicht zu widerstehen; reichlich flossen die Mittel, besonders im Auslande lebende Württemberger, die, wie es für den schwäbischen Stamm charakteristisch ist, auch in der Fremde, die ihnen Reichtum und Ehre gebracht, die alte Heimat nicht vergessen, spendeten große Summen. In verhältnismäßig kurzer Zeit konnte der Graf, der selbst mit seiner Gattin große Opfer brachte, seine Hoffnungen erfüllt sehen, und der Bau eines eigenen Museums wurde in Angriff genommen. Seine Vollendung aber sollte sein Schöpfer nicht mehr erleben; in greifbarer Nähe zeigte sich ihm noch das heiß erstrebte und unter Anspannung aller Kräfte verfolgte Ziel, allein er sollte es nicht mehr erreichen. Den Mann, der sich einer unverwundlichen Gesundheit zu erfreuen schien, der an seinem 70. Geburtstage launig versichern konnte, er werde dem Geburtsschein ein Schnippchen schlagen, er fühle sich jung und siegesgewiß wie irgendeiner, überfiel plötzlich der tückische Feind der Menschheit, dessen Bekämpfung, ja Erforschung ein bisher noch nicht erreichtes Ziel der ärztlichen Wissenschaft ist, und setzte dem reichen Leben des verdienten Mannes am 15. Januar 1910 ein allzu frühes Ende. Hohe äußere Ehren, die in reichem Maße bei der Einweihung des Museums seiner geharrt hätten, wurden nur noch dem Sterbenden zuteil. Der König von Württemberg verlieh ihm das Prädikat Exzellenz, und die Landesuniversität Tübingen ernannte den Grafen zum Ehrendoktor der Philosophie.

Es ist in Deutschland nicht häufig, daß ein großes Museum der Initiative eines Privatmannes sein Entstehen verdankt; so war es ein selbstverständlicher Akt der Dankbarkeit, dem neuen Museum, welches am 28. Mai 1911, dem Geburtstage des Grafen, eingeweiht wurde, seinen Namen zu geben. Unter dem Namen »Linden-Museum« wird dieses Museum, dessen Sammlungen, untergebracht in einem stattlichen, zweckmäßigen, lichtvollen Bau, sich kühn an die Seite der ersten deutschen ethnographischen Sammlungen stellen können, den Namen des Grafen Carl v. Linden und seine Verdienste um die Wissenschaft der Völkerkunde unvergessen erhalten.

Lag auch der Schwerpunkt der Tätigkeit L.s in der geschilderten Weise auf dem Gebiete der Geographie und Ethnographie, so würde sein Lebensbild nicht vollständig sein, wenn wir nicht wenigstens nur kurz noch gedächten, wie der Verstorbene im Verein mit seiner Gattin sich besonders auch auf dem Gebiete der Wohltätigkeit betätigte. Nicht nur, daß er an der Spitze des Charlottenvereins für arme Augenkranke stand und dessen Förderung sich sehr angelegen sein ließ, sondern wenig nur drang es in die Öffentlichkeit, wieviel er im Geheimen zur Linderung von Not und Elend tat. Von seiner Herzensgüte wußten besonders die Bewohner von Burgberg zu erzählen, eines kleinen Fleckens, wo Graf und Gräfin L. in dem ebenso schönen wie gemütlichen hervorragenden Herrensitze manchen Sommermonat verbrachten und manchen Gast daselbst begrüßten. Der Schloßherr von Burgberg war jedem im Orte bekannt, versäumte er doch nie, bei seinem Aufenthalt fast alle persönlich zu begrüßen, auch

in die ärmste Hütte eintretend, und gern erzählte der Graf von dem Jubel der Kinder bei den üblichen Weihnachtsbescherungen. Sein Tod hat auch in dieser Richtung vielfach eine schmerzliche Lücke gerissen.

Stuttgart, Februar 1912.

Dr. Lampert.

Adelmann, Karl, * 21. April 1859 zu Würzburg, † ebendasselbst 15. Oktober 1910. — Noch ist es nur eine kleine Schar von Freunden und Getreuen, die seinen Tod betrauern, aber der Schatz, den sie bergen, das Vermächtnis seiner Seele, ist zu groß, als daß es sich dauernd verbergen ließe. A. war ein Vornehmer im besten Sinne, ein Aristokrat der Bildung, ein Hüter im Heiligtum der Kultur. Sein Leben ist durch äußere Marksteine nicht bezeichnet. Er war ein Reicher im Geist und in der Seele, ein Wohlhabender an Gütern und ein Hochgebildeter ohne bestimmten Beruf, der wandernd und weilend nur ein Ziel kannte, die Pflege des Großen im Menschen. Sein Studium galt den bedeutendsten Kulturstätten Deutschlands, Österreichs, Frankreichs und besonders Italiens. Sein forschender Geist haftete nicht nur an den Werken, sondern drang durch ihre Erscheinung vor bis in die Seelen der großen Schaffenden. Die Geschichte der Kulturen Europas erlebte er auf seinen Reisen. Reise war ihm Beruf, Mittel der Forschung und Selbsterziehung und dadurch ein Element des eigenen Schaffens. Mochte sein Leben, äußerlich betrachtet, manchem unstet erscheinen, so waren doch die festen Punkte, nach denen er sich stets orientierte, die Heimat, die Familie und die Freunde. Seine Heimat war Franken (Würzburg), wo er seine Familie und seine Besitzungen hatte, Freunde hatte er in aller Welt.

War dem Wanderer und dem Lernenden die Welt nicht weit genug, so liebte der beschaulich Schaffende den engen Raum. In seinem Gedichte: »Meine Stube in Rothenburg« heißt es zuerst:

»Leb' wohl, leb' wohl, du lieber Raum!
Wir seh'n uns wohl nimmer beide.
Das Leben ist meines Lebens Traum,
Ich muß hinaus ins Weite.«

Und dann zuletzt:

»Den Geist laß schweifen, wohin er will —
Den Blick halt' gern im Blauen!
Doch der Ort sei schmal und das Herz sei still:
So wirst du am besten schauen.«

So fand er in seinem Geiste die Brücken zwischen Heimat und Fremde. Der mächtige Wahrheitstrieb, der ihm ein ungewöhnliches Wissen von allen großen Kulturgütern der abendländischen Welt eintrug, der in kein Schema geschnürt und an keine Grenzen gebunden war, fand Methode in den Gesetzen des ästhetischen Denkens, zu dem er sich im akademischen Studium der Geschichte früh und gründlich herangebildet hatte. Das Sammeln, das er vom Vater her im Blut hatte, galt nicht dem Besitz der Dinge, sondern ihrer Idee und ihren großen Zusammenhängen. Und was er von seinen Reisen heimtrug, das war eine stetig sich mehrende und klärende Anschauung des geschichtlichen und psychologischen Entwicklungsganges der Menschheit. Das griechisch-römische und das christliche Italien offenbarte sich ihm mit den Jahren als die

Urstätte der gesamten abendländischen Kultur und war ihm ein vertrautes Geistesgut geworden. Der Standpunkt aber, von dem aus er ihre Denkmäler und Überlieferungen zu deuten wußte, erhob sich im Laufe seines der Forschung und Gestaltung gewidmeten Lebens immer mehr von dem festen Grunde des Fachwissens zu der Höhe rein künstlerischer Betrachtung.

Bei den Zentralen der Kunstwissenschaft in Rom, Berlin und München schätzte man in A. nicht nur den Mann der hohen und idealen Interessen, sondern auch das umfassende gelehrte und künstlerische Wissen und die ebenso sichere wie bescheidene Art des Gebens und Empfangens. So stand er auch in naher persönlicher Beziehung zu vielen Gelehrten dieses Gebietes und fand die Anerkennung als ein ernster Kenner in ihrem Kreise.

Schon im Jahre 1898 hatte A. sich durch eine treffliche Monographie über den größten fränkischen Bildhauer Tilmann Riemenschneider als Kunsthistoriker legitimiert. Die Arbeit ist durch ihren reichen Gehalt an allgemeinen künstlerischen Gedanken und durch die scharfe und eindringende Charakteristik des Meisters als Werk von dauerndem Werte in der Kunstwissenschaft aufgenommen worden. Zu einer größeren und vertieften Abhandlung erweiterte er sie in seinem letzten Lebensjahre, um sie, mit zahlreichen, gut ausgewählten Abbildungen versehen, in der Zeitschrift *Walhalla* erscheinen zu lassen.

In seinem unübertroffenen Verständnis für Meister Riemenschneider drückt sich mehr als ein fachmännisches Eindringen in die fränkische Kunst der späten Gothik aus. Man darf geradezu von einer Seelenverwandtschaft zwischen Riemenschneider und A. reden. Die Kunst als sinnlicher Ausdruck durchgeistigten seelischen Empfindens lebte in beiden. Die Verbindung echten Stolzes und reinsten Milde, die edle Resignation aus Überzeugung, die in Riemenschneiders weiblichen und männlichen Gestalten ihre so ganz eigenartige Wirkung tut und die Herrschaft des Seelischen über Geist und Körper so unvergleichlich natürlich erscheinen läßt, drückte sich in A.s Wesen wie unbewußt aus, so daß man hier annehmen muß, er habe in Riemenschneider sich selbst erlebt und gerade durch diese wundersame Selbstentdeckung den Beruf, ein Apostel der Kunst dieses Meisters zu werden, erkannt. Seine kleine, feingliedrige, nervöse Hand war gleichsam das Modell der berühmten Hand Riemenschneiders. Durch seine Schriften über Riemenschneider hat A. sich das große Verdienst erworben, einer der ersten gewesen zu sein, die die Bedeutung des Künstlers für die Geschichte der deutschen Kunst in vollem Maße erkannt und diese Erkenntnis auch in einer überzeugenden Weise zum wissenschaftlichen Gemeingut gemacht haben.

Wo A. forschend verweilte, verfolgte ihn diese Erkenntnis; er entdeckte in Donatello den geistesverwandten Künstler der italienischen Renaissance und studierte an den feinen Unterschieden und Übereinstimmungen, die er an diesen beiden Künstlern wahrnahm, das große Problem der italienisch-deutschen Kultur im ausgehenden Mittelalter. Und von diesem Mittelpunkt einer allgemeinen Kunstanschauung aus, überstrahlte sein ästhetisches Sinnen alle Kunstgebiete und Kunstperioden.

A. war in guter Lehre aufgewachsen. Bei H. Brunn hatte er zu München in den achtziger Jahren als Studierender die Antike und zugleich ein methodisches Verfahren ihrer Erklärung erlernt. Die Seele war freilich schon dem Kinde auf den ersten Sinn der Kunst gestimmt worden, als er in den Räumen

des Elternhauses unter den Sammelschätzen seines Vaters, der ein bedeutender Altertums- und Kunstkenner war, aufwuchs.

Im elterlichen Besitz befand sich auch eine ausgewählte Bibliothek klassischer, romantischer, philosophischer, historischer und dramatischer Werke deutscher und ausländischer Literatur. An ihr bildete sich in der Stille der regsame Feuergeist des Knaben. Er brachte schon ein ungewöhnlich vielseitiges sprachliches und literarisches Wissen auf die Universität mit. Hier fesselten ihn Giesebrechts Vorträge über deutsche Geschichte und Bernays' in glänzender Dialektik vorgetragene Literaturgeschichte. Schon damals erwachte in ihm der Wunsch zu eigener literarischer Betätigung. Seine sensitive Natur, die große Auffassungsgabe, die reine Lust am Wissen und ein kritisches Element seines Geistes aber ließen ihn lange nicht zur Erkenntnis der in ihm schlummern- den eigenen künstlerischen Gestaltungskraft gelangen, so daß er wohl allzu lange ein Rezeptiver blieb und den Drang zu produktiven Versuchen durch Überschärfe der Selbstkritik hemmte. Es kam zu diesem Allzuviel des Empfangens zeitweilig auch noch das Bedürfnis nach den süßen Reizen eines feinen geselligen Lebens, denen der Gesuchte sich nicht zu entziehen vermochte. Auch die Gabe des Gesanges besaß er, seine schöne Baritonstimme bildete er bei Professor Hey zu einer sympathisch-durchgeistigten Ausdrucksfähigkeit aus, und an den großen welterschütternden Dramen Wagners, an Schumanns und Schuberts innigen Liedern und an Löwes tiefrührenden Balladen erprobte und zeigte er seine Sangeskunst zur edlen Freude und Erbauung künstlerisch gestimmter Seelen. Im Klavierspiel erreichte er eine künstlerische Höhe, die ihm gestattete, alle großen musikalischen Eindrücke im eigenen Spiele wiederzugeben und phantasierend weiterzubilden. Er war ein vorzüglicher Wagnerinterpret. Einige Lieder komponierte er und schenkte sie seinen Freunden. So geriet der hochgebildete, lebenswürdig mitteilende, der freimütige Freund und anziehende Gesellschafter in die Gefahr der genießenden Zersplitterung, eine Gefahr, die um so größer war, da keine äußere Notwendigkeit ihn zur Sammlung und Anwendung schaffender Kräfte drängte. Er schwamm auf den hohen Wogen des Lebens, er war der Liebling der Menschen. Doch in ihm verstummte nicht die ernste Mahnung seines Genius, die ihn hieß, sein Leben einer Aufgabe zu widmen. Was er in der Flut des geselligen Lebens und unter dem Einfluß führender Geister empfangen hatte, das wurde jetzt zum Gegenstande gestaltender Betrachtung. An den Werken Wagners und Shakespeares und an den großen Stoffen der Geschichte entzündete sich der innere Ruf der Muse zum flammenden Entschlusse.

Das Hohenstaufendrama war der Stoff, woran er sein Können zu bewähren, seinem künstlerischen Tatendrange zu genügen beschloß. Ein Freundschaftsabend war es, an welchem er einem kleinen, zur Begeisterung gestimmten Kreis von Freunden sein Programm enthüllte. Er trug uns eine Abhandlung über Aufgabe und Form des Dramas vor, und bald folgten in mehreren für Freunde gedruckten Heften die ersten Aufzüge des rasch voranschreitenden Werkes. In der szenischen Entwicklung des Stoffes ein Verwandter Gobineaus, in der Behandlung des Verses von Wagner beeinflusst, gestaltete A. den großen Gegenstand und die in ihm wirkenden Charaktere mit einer Meisterschaft eigenster Art. Es sollten die tiefsten Probleme des Menschentums in möglichst treuer Darstellung der geschichtlichen Wirklichkeit erschöpft werden. Die Gewalt

des menschlichen Herrscherwillens, durch den Ruf der vaterländischen Pflicht zu ihrem höchsten Aufschwunge gehoben, sollte am Gegensatze der religiösen Weltstimmung und am unabwendbaren Geschick als das unterliegende Motiv geschildert werden. Der große Entwurf und das rasche Fortschreiten der Arbeit versprachen der deutschen Literatur ein klassisches Werk. Dem Plane nach sollte die ganze Hohenstaufenzeit bis zu Konradins Tode bewältigt werden, aber das Werk gedieh nur bis zu Barbarossas Begegnung mit Heinrich von Babenberg bei Regensburg. Obgleich A.s Hauptwerk also ein Torso geblieben ist, gehört es doch zu den Perlen deutscher Literatur. Große Geschichtsauffassung, edelster deutscher Geist, starke Charakteristik und packende szenische und dialogische Kraft sichern dieser der Öffentlichkeit noch vorenthaltenen Dichtung einen unvergänglichen Wert.

Es ist schwer zu sagen, welche inneren Gründe A. bewogen, die Vollendung des Dramas aufzuschieben und andere Probleme in Angriff zu nehmen. Ehe er mit diesem Lebenswerke, einem Stücke, das eine Reihe von Abenden in der Aufführung beanspruchte, abzuschließen und herauszutreten wagte, wollte er sich mit Einabendstücken einfacheren Baues erst durchgesetzt oder doch wenigstens auf der Bühne selbst gesehen haben. So entstanden die Tragödien: »Franz von Assissi«, »Frauenland« und »Niobe«. Die Probe der Bühnenfähigkeit haben diese bedeutsamen Stücke noch nicht bestanden. »Franz von Assissi« und »Frauenland« sind Dramen von großer psychologischer Tiefe, sie harren der Würdigung des verständnisvollen Bühnenleiters.

Neben diesen besten Erzeugnissen seines Geistes entstanden Vorträge, Aufsätze, Übersetzungen und Gedichte und ein Bände umfassendes Tagebuch in Notizen über vielerlei Gegenstände, deren Sichtung noch vorbehalten bleiben muß.

Mit zunehmenden Jahren wuchs die Ungeduld und das Verlangen nach Erfolg in A.s Seele. Er fand und pflegte den strengen Freund, der ihn nötigte, abzuschließen und für die Herausgabe des Fertigen tätig zu werden. Die starke, verschlossene Seele, die so geübt war in der Beherrschung ihrer Bedürfnisse, wollte fast zerspringen, und dennoch war es nie eine Klage, die über seine Lippen kam, noch weniger gar eine Anklage, nur der tiefe Seufzer des überreifen Mannes, der, an Früchten reif, noch kaum seine Blüten hingegeben hatte. In dieser hohen Spannung seines Wesens litt A. tief, und doch war er immer bereit, des Freundes kleinere Sorgen zu teilen und, seinem gütigen Wesen folgend, überall, wo es not tat, zu helfen, zu raten und zu trösten und an den Kunstbestrebungen seiner Vaterstadt regsten tätigen Anteil zu nehmen. Sublimste Geister fanden bei ihm feinstes Verständnis und entbehrten von seiner Seite nie die wohlthuende Förderung, welche Anerkennung und Zuspruch reifenden Entschlüssen in kritischen Lagen zu bringen vermögen. Er wirkte wie Sonnenschein in der Trübsal, wie Regen in der Trockenheit. Er spendete immer aus dem reichen Schatze seines ethischen Wissens und Wollens und er gab, ohne zu verpflichten, wie ein Dankender und mit Enthusiasmus.

Wären seine Werke nichts weiter als der Ausdruck einer Übung der Selbsterziehung und Selbstvertiefung, so bliebe doch in dem ausgewählten Kreise derer, die von ihm den Gruß der Kunst empfangen, die Frucht dieser Übung allein schon ein unvergeßliches höchstes Gut, denn sie war eben der wunderbare Mensch Karl Adelmann, von dem es ausging, wie der versöhnende Klang eines

edeln Instrumentes und wie ein Aufruf an die Menschenseele zum Guten und Schönen, zur Erhöhung des Lebens, zur Überwindung seiner Kleinheit und Verworrenheit und zum Glauben an die reinigende Macht der Kunst. Als ein Bote der Schönheit schritt er durch diese Welt, von wenigen ganz erkannt als der, der er war, als ein echter Dichter des Göttlichen und ein Priester der einzig wahren Religion. Ein kleines Bändchen Gedichte und Sinnsprüche, in bescheidenster Form gedruckt und nur unter Freunden verteilt, gibt Aufschluß über die innersten Beweggründe seines Wesens. Hier mag der Lebenskundige verweilen und den feinen Lauten einer groß fühlenden, edel kämpfenden und tief gründenden Seele in stillen Andachtsstunden lauschen, hier findet er die letzten Wege zu dem wahren Wesen dieses einzigartigen Menschen. Nur in Briefen und im freien Freundesgespräche gab er noch geheimere Kunde von sich, als es in diesen formschönen, ernstesten Versen geschehen konnte, die wie ein lautloses Weinen in Tränen des Leids und der Freude ausklingen. Doch es ist, als gebiete er Schweigen über sich. Nur die Kunst mag von ihm verkünden, denn eine Menschenseele wie diese gehört zum höchsten, wovon er selbst sagt:

»Höchstes läßt nur stumm sich fassen,
Kunst nur kann Gestalt ihm geben,
Reden muß ich andre lassen:
Nur im Schweigen liegt Erleben.«

»Des Dichters Herbstrast« überschreibt er das Gedicht, in welches diese gedankentiefen Verse eingeschlossen sind. Im Herbst 1903 schrieb er die Worte nieder zu Pisa, dem »stillen Ort«, den er die »Stadt des Schweigens« nennt. Nun ist er zur ewigen Herbstrast eingegangen. Möchte sein so groß entworfenes Lebenswerk in auserwählten Herzen fortblühen und möchten Früchte werden aus dem, was er im Schweigen — erlebte. R. Piloty.

Scholten, Robert, Historiker und Religionslehrer, * am 30. Januar 1831 in Rees, † am 30. Januar 1910 zu Cleve. — Zu den vielen an Geist und Charakter hervorragenden Männern, die der Niederrhein im 19. Jahrhundert dem Vaterlande schenkte, gehört auch Sch.; mit andern seiner Landsleute teilt er den Sinn für Recht und Billigkeit, eine gewinnende Schlichtheit im äußeren Auftreten, ein rechtes Verständnis für die Wirklichkeit des Lebens und zugleich ein mitempfindendes Gefühl für die menschliche Gebrechlichkeit, der man nicht immer mit Strenge begegnen, sondern unter Umständen auch etwas verzeihen und nachsehen dürfe.

Das kleine Rees am rechten Ufer des Niederrheins in der Mitte zwischen Emmerich und Wesel, das Sch.s von ihm immer wieder voller Pietät aufgesuchte Geburtsstätte war, wurde dermaleinst in schwerem Ringen von den clevischen Fürsten dem Erzstift Köln abgewonnen, dann zählt es zu den Prinzipalstädten des Herzogtums und erwirbt den auszeichnenden Beinamen des »reichen«. Im Lauf der Jahrhunderte aber versinkt der Ort in einen Dornröschenschlaf; die beiden großen Eisenbahnrouen am linken und rechten Ufer des Rheins lassen das Landstädtchen zur Seite liegen, nur der Strom selbst sorgt für einiges Leben, hier und da legt ein Schiff an oder es ertönt vom jenseitigen Ufer der Ruf, daß die Fähre herüberkommen möge. Die Künstler aber in der benachbarten großen rheinischen Kunststadt suchen voller Eifer das vereinsamte Städtchen

auf, sie lieben vor allem den Marktplatz mit der alten Kirche und den hohen Ulmen: wie in den verträumten Beghinhöfen der Niederlande treibt hier die Sonne mit den Schatten der Bäume, mit den hellen Wänden der Gebäude und mit den roten Ziegeln der Dächer ihr anmutiges Spiel: auch für das verwöhnteste Auge ein immer wieder entzückender Anblick. In diesem Flecken, der seinen Bewohnern nur bescheidene Erwerbsmöglichkeiten darbot, wurde Sch. als elftes Kind einer altangesessenen Familie geboren. Den Eltern mochte es ganz im Sinne damaliger Anschauungen leichter erscheinen, eine so zahlreiche Nachkommenschaft in den Vereinigten Staaten durch- und vorwärtszubringen. Deswegen entschloß man sich zur Auswanderung; den kleinen Robert aber, der erst ein bis zwei Jahre zählte, ließ man um so eher zu Hause, als die Großeltern bereit waren, ihn bei sich aufzunehmen. Lange blieben die Nachrichten aus; endlich hörte man, daß die Mutter noch während der Überfahrt gestorben sei; unterdessen betreuten Großvater und Großmutter den kleinen Jungen, der dergestalt ohne Geschwister aufwuchs und schon längst Priester war, als einer der Brüder herüberkam, um ihn von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und von dem wachsenden Wohlstande der Familie drüben in der neuen Welt zu berichten.

Der Knabe sprach als Mann niemals von dem herben Geschick seiner Jugend, verbittert aber hat ihn seine Verlassenheit jedenfalls nicht. Zunächst durchlief nun Robert die Rektoratschule seiner Vaterstadt, dann kam er auf die gut geleitete katholische Studienanstalt zu Gaesdonk bei Goch, auf der er mit manchem Jungen Freundschaft schloß, der später zu hohen Würden in der Kirche emporstieg und voller Sympathie sich des Mitschülers erinnerte. Die weitere Ausbildung erfolgte im Priesterseminar zu Münster. Dort wurde Sch. 1858 zum Priester geweiht, den Doktorgrad erwarb er sich zwei Jahre später in München, wohin er sich zum Abschluß seiner Studien begeben hatte. Von München wurde er zum 1. Oktober 1860 als Religionslehrer an das Königliche Gymnasium zu Cleve berufen und zugleich zum Anstaltsgeistlichen an der sogenannten »Münze« ernannt, in der die verwaisten Kinder und unversorgte arme Leute der katholischen Kirchengemeinde untergebracht waren. Diese Doppelstellung in der schönen Schwanenstadt mit ihrer lieblichen Umgebung entsprach durchaus den Wünschen und Neigungen des jungen Geistlichen, der durch sein offenes und freundliches Wesen die Schüler und seine andern Schutzbefohlenen ebenso zur Liebe zwang, wie er ihnen durch seinen Ernst und seine Pflichttreue Achtung abgewann.

In Cleve selbst, das außer dem Gymnasium und einer landwirtschaftlichen Schule noch ein Landgericht in seinen Mauern barg, herrschte in jenen Tagen reges geistiges Leben. Damals mag Sch. in seinen Mußestunden — den Anregungen treu, die er in der bayrischen Kunststadt empfangen hatte — die kirchliche Kunst des Mittelalters näher kennen gelernt haben; auch liebte er es, den Pinsel zu führen und eignete sich die Fähigkeit an, Gemälde meist religiösen Inhalts geschickt zu kopieren.

In Cleve hatten in früheren Zeiten zwei höhere Schulen, eine evangelische und eine katholische, nebeneinander bestanden. Die schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts begründete Kapitelschule aber war zur Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft aufgehoben; jedenfalls knüpfte die preußische Regierung, als sie nach der Beendigung der Freiheitskriege ein Gymnasium errichtete, an die

evangelische Lateinschule an und betonte den evangelischen Charakter der neuen Anstalt. Zwar waren bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein die Schüler überwiegend protestantisch, aber die Bevölkerung der Stadt war zu drei Vierteln katholisch, und deswegen empfanden die Katholiken diese evangelische Ausgestaltung des Gymnasiums als unbillig. Erhöhte sich schon durch das hieraus entspringende Mißbehagen die Schwierigkeit, die bereits an und für sich in der Stellung des katholischen Religionslehrers in einem fast nur aus evangelischen Lehrern bestehenden Kollegium liegen mußte, so wuchsen die Schwierigkeiten ins Unendliche, als bald nach Beendigung unseres großen nationalen Einigungskrieges der Kulturkampf einsetzte und die Gemüter in beiden Lagern aufs äußerste erregte. Namentlich die katholischen Geistlichen kamen damals in eine manchmal wohl peinliche Lage, indem sie, dem allgemeinen Zwange nachgebend, Verkehrsbeziehungen abbrechen mußten, die ihnen lieb geworden waren. In diesen Zeiten der gegenseitigen Verbitterung offenbarte Sch. das edle Metall seiner innersten Natur: der Beamte in ihm trug den Sieg über den Priester davon. Statt Öl ins Feuer zu gießen oder doch den Dingen ihren Lauf zu lassen, wußte er überall in Ruhe zu vermitteln und freundlich auszugleichen. Das schöne Achtungsverhältnis, in dem er zum damaligen Provinzialschulrat, dem späteren Göttinger Universitätskurator Höpfer, stand, die auf innerem Gleichklang beruhende Freundschaft, die ihn mit seinem Chef, meinem lieben Vater, verband, lohnte er mit loyaler Treue; Zumutungen, die von Eiferern auf seiner Seite an ihn herantraten, lehnte er mit dem kurzen Worte ab: Ich muß mich an meinen Direktor halten! So war er der Vertrauensmann aller Teile, nicht zum wenigsten auch der Schüler beider Konfessionen. Noch längst, nachdem sie das Gymnasium verlassen, verfolgte er ihr Leben mit reger Teilnahme und wandte ihnen gegenüber noch immer das trauliche Du an.

Immerhin mag es diese schwierige Zeit gewesen sein, in der Sch. manchmal bei sich erwog, ob er nicht doch noch seine Studien vervollständigen und in Fächern, die ihm lieb waren, noch nachträglich ein Staatsexamen machen sollte. Den Gedanken hat er aber zum Glück bald aufgegeben. Als er im Herbst 1899 nach fast vierzigjähriger Lehrtätigkeit sein Amt niederlegte, da war nur eine Stimme über die hervorragenden Erfolge, die er im Schulfach erreicht habe.

Und dennoch hatte der fleißige Mann schon seit langem sich ein Arbeitsfeld ausgesucht, das ihm noch bleibendere Früchte bringen sollte. Mit dem Auftrage betraut, für seine namentlich von Holländern so rege besuchte zweite Vaterstadt einen Fremdenführer zu schreiben, bemerkte er sofort, wie sehr noch die heimische Geschichtsforschung im argen liege. Schnell entschlossen arbeitete er sich mit rastloser Energie in den ihm fremden Stoff ein, eignete sich die Hilfswissenschaften an, soweit es für seine Zwecke erforderlich war, und ließ bereits im Jahre 1879 die erste Lieferung einer auf urkundlicher Grundlage beruhenden »Geschichte der Stadt Cleve« erscheinen. Unter der Hand wuchs ihm nun immer neues Material zu; die Kirchenarchive öffneten sich ihm ebenso wie die Registraturen der alteingesessenen Geschlechter, daneben kamen die kleinen Leute mit allerlei Altertümern, worunter sich aber hier und da auch wertvolle Stücke fanden, wie etwa das alte Statutenbuch des Wülkenamts zu Cleve, das schon im Taubenschlag eines Tagelöhners der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt gewesen war. Auf die mancherlei wichtigen Einzelheiten, die sich so ergaben, zu verzichten, das vermochte der von dem Reiz der Neuheit Be-

fangene nicht; daher treten in der fast 40 Druckbogen umfassenden Darstellung, der noch dazu ein starker Urkundenanhang beigegeben wurde, die Grundlinien des Aufbaus allzu sehr zurück. Wohl aber ward das Buch, dessen Fertigstellung sich unter diesen Umständen in die Länge zog, eine reiche Fundgrube nicht allein für die Stadt-, sondern auch für die Landesgeschichte, zumal des ausgehenden Mittelalters. Der Verfasser war viel zu einsichtig, um die Schwäche seines Erstlingswerkes nicht herauszufühlen: die zweite Auflage (Zur Geschichte der Stadt Cleve, 1905) ist eine ganz neue, etwa auf die Hälfte des Umfangs zurückgebrachte Arbeit. In ihr liegt eine Stadtgeschichte vor, die auch hinsichtlich der Darstellung allen billigen Anforderungen durchaus entspricht.

Gerade in diese Anfänge seiner historischen Studien fallen zwei Schriften Sch.s von allgemeiner Bedeutung. In dem Buche »Papst Eugen IV. und das Clever Landesbistum« (1884) schraubte er die früher gang und gäbe Vorstellung, als ob die Herzöge von Cleve ihre eigenen Bischöfe gewesen seien, auf das richtige Maß zurück. Handelte es sich hier mehr um eine gelegentliche Untersuchung, so war die in demselben Jahre erscheinende Ausgabe der »Clevischen Chronik Gerts van der Schuren« nach der Originalhandschrift die Frucht jahrelangen emsigen Fleißes und besonnener Kritik. Die berühmte niederrheinische Chronik, die die Anfänge des clevisch-märkischen Hauses, die Sage vom Schwanenritter Elias Gral in köstlicher Naivetät erzählt, um dann das Emporkommen Herzog Adolfs, des gütigen Landesvaters und wahrhaftigen Fürsten, sowie die Heldenzeit der Soester Fehde mit reifem politischen Verständnis zu schildern, war bis dahin nur in mangelhaften späteren Handschriften bekannt. Erst Sch. entdeckte die Urschrift mit ihrem kernhaften, unverfälschten Platt und gab sie mit einer sorgfältigen Einleitung über Gert und mit ausgezeichneten, die verworrene ältere Genealogie des clevischen Regentenhauses erst aufklärenden Nachweisen heraus. Dann folgte eine Zeit reicher Ernte, fast kein Jahr verging, in dem nicht die eine oder die andere größere oder kleinere Arbeit selbständig oder als Zeitschriftenartikel veröffentlicht wurde. Sie alle tragen das Gepräge Sch.schen Geistes: solide Einzelarbeit, besonnene, sich an das Tatsächliche haltende Kritik. »Sammelt die Überreste, auf daß nichts umkomme«, das wurde jetzt der Wahlspruch des Uermüdlichen, mochte es sich nun um die Geschichte irgendwelcher Bauerschaften, um einen alten Rittersitz, um niederrheinische Adelsgeschlechter oder um Stifter und Klöster handeln, an denen das Land so reich ist. Was sich zur Abhandlung nicht gestalten ließ und auch zu einem kleinen Zeitungsartikel nicht lohnte, das fand seinen Weg in die Kollektaneen, die, mit Sch.s klarer, sauberer Schrift geschrieben, übersichtlich nach Schlagworten geordnet wurden. Sie sind nach seinem Tode in den Besitz des Staatsarchivs zu Düsseldorf gelangt, woselbst sie der Forschung noch viele wertvolle Dienste leisten werden.

Noch ein großer Wurf sollte dem Verfasser gelingen. Im Jahre 1899 kam nach langjährigen Vorarbeiten Sch.s umfangreiches Werk über das Zisterzienserkloster Grafental bei Goch heraus, das die geldernschen Fürsten begründet hatten, als sie auf der Höhe ihrer Macht standen und in dem die letzten Glieder des alten ruhmreichen Hauses ihre letzte Ruhestätte gefunden. Einen überreichen Schatz an alten Urbaren und Urkunden über die ganze Gegend zwischen Niers und Maas breitet der Verfasser vor uns aus. Dazu kommen scharfsinnige Darlegungen, wie sie nur das Ergebnis langer Beobachtungen sein können, über

die alte Siedlungsgeschichte der Landschaft, die von der Grafschaft Cleve bis auf den heutigen Tag durch den mächtigen Waldgürtel eines alten Reichsförstes geschieden ist.

Wie es zu Sch.s Wesen gehörte, andern mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, und wie er weit über seine bescheidenen Mittel hinaus stets eine offene Hand hatte, wo es galt, Menschennot zu lindern, so betrachtete er es auch als ein *nobile officium*, andern aus den reichen Schätzen seiner Sammlungen mitzuteilen, was immer sie begehrten. Da war ihm keine Mühe zu viel, und wenn er in den letzten Jahren seines Lebens über Kopfweh klagte, dann beschwerte er sich nicht über die Schmerzen, die er als Folgeerscheinung des Alters ansehen mochte, sondern nur darüber, daß er den andern, die von seiner sich immer gleichbleibenden Bereitwilligkeit wußten, nicht mehr nach Lust und Liebe gefällig sein konnte. Die zahllosen Besuche von nah und fern, die er früher, als die Mußestunden ihm nur knapp zugemessen waren, oftmals als störend empfinden mußte, wurden ihm später eine angenehme Abwechslung. Die Amtsbrüder, deren allgemeine Verehrung sich an seinem 50 jährigen Priesterjubiläum voller Begeisterung kundgab, die alten Schüler und viele andere Freunde und Bekannte waren häufige Gäste der freundlichen Studierstube und tauschten bei einer kleinen Erfrischung mit dem lebenserfahrenen alten Herrn behagliche Worte.

Nicht allein vom Niederrhein und seiner Vergangenheit war da die Rede, Sch. interessierte sich auch für den Lauf der Welt und ließ sich gern über unseren Kaiser berichten, an dessen schönem Familienleben er seine helle Freude hatte und dessen Unparteilichkeit den beiden großen Bekenntnissen gegenüber, auf denen unsere nationale Kultur beruht, er mit herzlichem Dank anerkannte.

Da mag es dem Greise, der sich schon dem 80. Lebensjahre näherte, eine besondere Genugtuung bereitet haben, daß der so sehnsüchtig erwartete Besuch, den der Kaiser anlässlich der Feier der 400-jährigen Zugehörigkeit Cleves zu Brandenburg-Preußen im Sommer 1909 der alten Herzogstadt machte, den Anlaß bot, dem hochverdienten Manne den Professortitel zu verleihen. Die ganze niederrheinische Bevölkerung hatte das Gefühl, daß hiermit noch in letzter Stunde eine schwere Unterlassungssünde gesühnt werde! Denn Sch.s Tage waren gezählt; ein älteres Herzleiden, verbunden mit der durch das hohe Alter bewirkten allgemeinen Abnahme der Kräfte führte am 30. Januar 1910 einen sanften Tod herbei. Unter allgemeiner Beteiligung der Stadt und der Umgegend, mit denen er so innig verwachsen war, wurde seine irdische Hülle beigesetzt. Die Stadt, der er seine Bibliothek vermachte, trug voller Bereitwilligkeit die Beerdigungskosten. Bald darauf erging ein Aufruf der Freunde zur Errichtung eines Denkmals. Auch hier nahm sich die Stadt voller Verständnis der Sache an. In kurzer Frist wird das Gebäude der alten landesherrlichen Münze, in dem der Verstorbene gerade ein halbes Jahrhundert hindurch für seine Armen und Waisen sorgte, ein Denkmal zieren, wie es seinem bescheidenen Sinn entspricht. Sch. konnte sich rühmen, keinen Feind zu haben; das Gedächtnis des edlen Mannes, dessen Christentum sich in werktätiger Menschenliebe und in humaner Gesinnung gegen Andersdenkende offenbarte, wird in seiner niederrheinischen Heimat unvergessen bleiben!

Quellen: Persönliche Erinnerungen und Mitteilungen der Familie; Nachruf in Nr. 25 und 34 des Clever Kreisblattes vom 1. und 14. Februar 1910 sowie in Nr. 27 des Clever Volks-

freundes vom 4. Februar 1910; ferner ein Nachruf von G. Mestwerdt in den »Beiträgen zur Geschichte der Stadt Cleve«, Heft 1 (Cleve 1911) mit wohl gelungenem Bild und mit Schriftenverzeichnis.

Erich Liesegang.

Ott, Arnold, * am 5. Dezember 1840 in Vevey am Genfersee, † am 30. September 1910 in Luzern. — Mit dem Dramatiker und Lyriker O. ist einer der bedeutendsten Vertreter schweizerischer Art und Kunst des 19. Jahrhunderts zu Grabe getragen worden. Eine reichbegabte, vielseitig ausgebildete und kenntnisreiche Natur, ein vaterländisch und menschlich warm schlagendes Herz, eine wuchtige und tiefgreifende dichterische Persönlichkeit verliert sein Land und Volk an ihm. Aber er hinterläßt uns ein würdiges und bedeutsames poetisches Erbe, ein hohes, von starken Idealen in stofflicher wie formaler Hinsicht getragenes und zeugendes künstlerisches Vermächtnis in seinen Schauspielen, meist historischer Art, und in seinen zahlreichen kraftvollen und eigenartigen Liedern und Balladen, in denen eine innige Gefühlstiefe mit hehrer, an klassischen Vorbildern geschulter Formenschönheit wetteifert. Nicht umsonst sind die drei von O. am meisten verehrten Dichtungsmeister Aeschylos, Shakespeare und Schiller gewesen; ihrer menschlichen Tiefe und Wahrheitsliebe, ihrer Größe und Reinheit des Stils strebte O. als etwas Vorbildlichem, wenn auch in ihrer Art für ihn, den neuzeitlich gearteten Menschen und Dichter weder Nachahmenswerten noch Erreichbaren allezeit nach. Diese drei Poetengestalten vermitteln die großen Eindrücke seines genießenden und schaffenden Lebens; sie sind es, um deren mustergültige Hoheit und Kraft der Schweizer Dichter mit all den reichen Mitteln und Gaben seiner eigenen Kunstbegabung gerungen hat, die ihm zeitlebens als anregende und ermutigende Förderer, als die Heroen und Heiligen seiner eigenen Ziele und Wünsche vor Augen gestanden haben. Eine zu relativ später Reife und Entwicklung gelangte poetische, speziell dramatisch-lyrische Begabung, die sich leider auf beiden Gebieten nicht vollkommen rasserein zu entfalten und auszubilden vermochte, zeichnet O. aus. Selbst aus kleineren Verhältnissen herausgewachsen, später durch eigene Arbeitskraft zu einer angesehenen beruflichen Stellung als Arzt gelangt, ist O. als Mensch wie als Dichter sein ganzes Leben hindurch nicht bloß ein großer Woller, sondern auch ein tatkräftiger und entschlossener Könnner gewesen, der sich selbst seine Ziele gesteckt, sie unbeirrt im Auge behalten und auf eigenen, selbst gebahnten Wegen verfolgt hat. Diese Vorzüge seines Charakters schlossen darum auch nicht minder ausgebildete Kehrseiten in sich, ohne deren billiges und liebevolles Verstehen und Beurteilen man weder seinen menschlichen noch seinen künstlerischen Eigenschaften und Eigenheiten auf die Dauer gerecht zu werden vermag.

O. ist als der Sohn eines aus Schaffhausen gebürtigen Drechslermeisters und einer waadtländischen Mutter (Luise Elise Tissot) am 5. Dezember 1840 in Vevey am Genfersee geboren worden. Auch bei ihm hat der deutsche wie der französische Geist in gleicher Weise auf die Ausbildung seines Wesens und später auf die künstlerischen Neigungen eingewirkt; ja das Erbteil der welschen, hochverehrten Mutter hat wohl die Oberhand über das deutsch-schweizerische Element behalten und seine große Vorliebe für französische Geschichte, Dichtung und Kunst ist für O. eine bezeichnende Tatsache geblieben. In der Geschichts-

und Memoirenliteratur des Revolutionszeitalters und der napoleonischen Epoche war er wie selten einer bewandert und zu Hause; eine größere Zahl seiner Balladenstoffe, das Drama »St. Helena« und die Idee zu einem geplanten »Robespierre« sind aus diesen Studien geschöpft. Der junge O. besuchte die Schulen seiner Vaterstadt Schaffhausen, wo er bei dem kinderlosen Bruder seines Vaters, Kaufmann und Major Ott, wie der Sohn des eigenen Hauses aufwuchs. Er wandte sich dann dem Studium philosophischer Disziplinen, später speziell den Naturwissenschaften und endgültig der Chemie und Medizin zu, das er an verschiedenen einheimischen und ausländischen Universitäten (Tübingen, Zürich, Paris und Wien) mit Eifer und Erfolg betrieb. Nach seiner Promotion zum *Dr. med.* kehrte O. in seine Schaffhauser Heimat zurück und ließ sich in Neuhausen nieder, wo er längere Zeit als Fabrikarzt tätig war und sich 1869 mit Anna Spörlin, einer selten verständnisvollen und aufopferungsfähigen Lebensgefährtin, verheiratete. 1870 diente O. als Lazarettarzt im deutschfranzösischen Kriege und 1871 machte er bei einem Truppenteile im Jura als schweizerischer Militärarzt die Grenzbesetzung mit. 1876 siedelte er dann mit seiner Familie nach Luzern über, wo er sich als geschickter und gesuchter Augenarzt eine blühende Praxis schuf, die er bis 1900 innehatte. Seit 1887 ist neben die ärztliche Betätigung dann auch die Ausübung seines Dichteramtes getreten, zu dem er sich bei Anlaß einer Darstellung des Shakespeareschen »Julius Cäsar« durch die Meininger in Basel, die er 1887 sich angehört hatte, berufen fühlte. Zahlreiche größere und kleinere Reisen und Erholungsaufenthalte haben den frühzeitig rastlos veranlagten Dichter auf Wochen oder Monate nach den verschiedensten Gegenden seiner engeren Heimat geführt, über deren Grenzen er nur selten für längere Zeit den Fuß gesetzt hat. Am 30. September 1910, wenige Wochen vor seinem 70. Geburtstage, ist O. als ein ermüdeter und resignierter, an den Folgen eines im Jahre 1904 erlittenen, schlecht verheilten Beinbruches, der seine ohnehin schon alternden Kräfte langsam aufzehrte, in seiner zweiten Heimatstadt Luzern dahingeshieden, aufrichtig betrauert von einem kleineren Kreise ihm durch alle Wirrungen und Wechselfälle des Lebens treu gebliebener Freunde und von dem größeren seines Volkes, dem er als lyrischer und dramatischer Dichter sein wärmstes Herzblut, sein echtestes, persönlichstes Leben geschenkt und geopfert hat. Seine gedruckten wie seine ungedruckten Werke bedeuten für unsere Nation ein großes künstlerisches Vermächtnis und Vorbild, das sie mit berechtigtem Stolz, aber auch mit anerkennender Achtung und Dankbarkeit zu wahren berufen ist! —

Eine große Zahl bedeutender Gelehrter und Künstler sind mit O. in persönlichen Verkehr getreten, so, außer den Berufsgenossen Griesinger und Billroth, die Schweizer Dichter Gottfried Keller, J. V. Widmann und Karl Spitteler, der Maler Rudolf Koller, die Musiker Johannes Brahms und Hans Huber. Auch zu dem Kardinal Hohenlohe ist der Dichter bei Anlaß eines Besuches in der Villa Carlotta in nähere Beziehungen getreten. Seine verständnisvollsten und freidenkendsten Freunde und Gönner hat O. aber in Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen und seiner Gemahlin gefunden, die ihn mehrere Male an ihren Hof beriefen (1891 und 1893), ihm die Erstaufführungen einiger Dramen an ihrer mustergültigen Bühne ermöglichten und den Dichter zeitlebens mit ihrer bewundernden Verehrung und Freundschaft begleitet haben. Spät erst erkannte auch das eigene Land die Größe und Echtheit seiner

Talente, und die schweizerische Schillerstiftung hat noch durch einen in den letzten Lebensjahren dem Poeten gespendeten Ehrensold eine alte nationale Ehrenschild an O. abgetragen und so seine Alterstage erleichtern und erhellen helfen.

Das poetische Lebenswerk O.s besteht aus den im Folgenden genannten dramatischen Dichtungen, die bisher nur zum Teil aufgeführt oder gedruckt worden sind, und aus einem Bande mit großer Selbstbescheidung ausgewählter Lyrik (»Gedichte« 1902), der eine stattliche Zahl seiner vollgelungensten und reifsten rein lyrischen Lieder und der dramatisch bewegten Balladendichtungen enthält und hoffentlich bald durch willkommene Ergänzungen aus dem erfreulich reichen Schatze der lyrischen Hinterlassenschaft des Dichters begleitet und ergänzt werden wird. Die Spenden des bisher einzig erschienenen Gedichtbuches zeichnen sich durch die Urwüchsigkeit und das persönliche Gepräge wie auch durch die Sprachschönheit und Formgewandtheit ihrer Gedanken- und Empfindungswelt aus. Da oder dort gibt eine absichtlich festgehaltene Rauheit oder Unebenheit in trotzigem Selbstbewußtsein des Urhebers die bedeutsame und bezeichnende persönliche Note. Sie zeugen von der Ideen- und Motivfülle des O.schen Dichtergeistes wie von dem Reichtum und der wuchtigen und herben Klarheit und Wahrheit seines inneren und äußeren Erlebens. Wundervolle Stimmungsbilder der Natur- und Liebeslyrik stehen neben farbengesättigten Bildern und plastisch gerundeten Gestalten aus der Geschichte alter und neuer Zeit. Auch hier bekundet sich die Vorliebe für Forschung und Historie in hohem Maße. Das erste dramatische Werk, in mancher Hinsicht, künstlerisch und technisch noch etwas abhängig und jugendlich unbeholfen, ist das in der ersten dichterischen Begeisterung auf die Meininger Anregung hin vom 14. Juli bis 28. September 1887 geschaffene Hohenstaufen-drama »Konradin«. Es wurde bisher weder aufgeführt noch gedruckt, läßt aber bereits die Eigenart der O.schen Begabung in bezeichnenden Einzelzügen (vgl. die Schachspielszene) erkennen und enthält zahlreiche autobiographische Anklänge in künstlerischer Maskierung. Schon das folgende Jahr 1888 brachte dann O.s erstes gedrucktes und aufgeführtes Drama, das historische Volksschauspiel »Agnes Bernauer«, das den unter anderen ja auch von Fr. Hebbel und Martin Greif sowie dem Schweizer Franz Krutter behandelten, dankbaren Stoff der Leidensgeschichte des »Engels von Augsburg« in origineller Weise zu entwickeln und auszugestalten wußte. Der Konflikt zwischen Liebesleben und Staatsraison ist deutlich herausgearbeitet und doch mit feinfühligem, poetischem Empfinden künstlerisch und menschlich verständlich gemacht und geadelt worden. Schon dieses Werk weist eine Reihe psychologischer Feinheiten und Einzelzüge auf, wie sie nur dem Gedankenkreise des vollbürtigen Dramatikers entstammen können. Die gleichen, ja in erstaunlich kraftvoller Art gesteigerten und ausgereiften Vorzüge, ein phantasiereiches Ausgestalten und doch ein typisch-menschliches, naturvoll-urwüchsiges Bilden im Aufbau der Handlung wie der Charaktere zeigt dann das nächste Werk, das großzügig angelegte und sprachgewaltige Trauerspiel »Rosamunde« von 1892. Auf dem weltgeschichtlichen Hintergrunde des ewigen Widerstreites zweier feindlicher Kulturwelten und Anschauungsmächte, Heidentum und Christentum, römischer und germanischer Eigenart, entwickelt sich der elementare Konflikt in den Schicksalen einzelner, fast mit übermenschlichen Maßen zu messender

Charaktere, und das wuchtig herausgearbeitete Bild dieser herrlichen Einzelgestalten, die Schritt für Schritt unaufhaltsam ihrer Katastrophe zuschreiten, das »eigene Gesetz tragend in glühender Brust«, bringt eine tiefe, ebenso tragische als dramatisch wertvolle und echte Wirkung hervor. Gerade dieses Drama stellt freilich an seine Darsteller in schauspielerischer Hinsicht ungeheure Anforderungen und verlangt auch, wie es bei O. mehr und mehr zu einer Lieblingsmanier wird, große Massenentfaltungen in Aufzügen und Volksszenen, die für Durchschnittsbühnen und ihre bescheidenen Mittel und Kräfte oft schwer ins Werk zu setzen sind. Eine durchaus eigenartige Dichtung ist die vaterländische, ihrem besonderen Zwecke entsprechend fast rein lyrisch gehaltene Kantate, der »Festakt zur Enthüllung des Telldenkmals in Altdorf« vom Jahre 1895, zu welcher Gustav Arnold die treffliche Musikbegleitung geschrieben hat. Aber auch hier tritt neben dem vaterländisch-volks-tümlichen Elemente des Gedichtes wieder besonders die auf das dramatisch Wirksame hinzielende Begabung und Technik in der Führung des Dialoges zwischen Geschichte, Sage und Schillers Geist bedeutsam hervor. Das Prägnanteste und glücklich Konzentrierteste, was der Dramatiker O. uns beschert hat, ist dann unbestreitbar der aus einer Umgestaltung des vierten Aktes der Staufentragödie »Konradin« fast zehn Jahre später hervorgegangene Einakter »Die Frangipani« (1896), der, wiederholt erfolgreich aufgeführt, vielleicht neben dem gleich zu nennenden größeren Werke, den dichterischen und dramatischen Höhepunkt im Schaffen unseres Dichters bezeichnet. Ebenbürtig, wenn auch nicht an Straffheit der Komposition, im Gegenteil in einzelnen Episoden häufig sogar etwas ins Lyrische zerfließend, aber von überwältigender Kraft in der Handlungsführung und dem Reichtum der Figuren, ist dann das schweizerische Volksschauspiel »Karl der Kühne und die Eidgenossen« von 1897, eine nationale Tat und Kunstleistung im besten Sinne des Wortes, die dem Dichter bei zahlreichen imposanten Auführungen unter freiem Himmel, so besonders in Diessenhofen und in Wiedikon bei Zürich, auch große Ehren und begeisterte Huldigungen eingetragen hat. Wie hier einzelne Gestalten zu unvergeßlichen Typen geschaffen sind, wie einzelne Szenen von vollendeter poetischer Form- und Gehaltsbeherrschung zeugen (Schachspielszene, der Landsknecht Brosi, Le Glorieux an der Leiche Karls des Kühnen), das erweist eine seltene Vereinigung tiefen, dichterischen Gefühls und meisterhafter, harmonischer, kunstvoller Technik. 1898 schuf O., wiederum den Gegensatz heidnischer und christlicher Weltanschauung zum historischen Hintergrunde wählend, die Sagentragödie »Grabesstreiter«, ein in seiner eigenartigen Mischung von Romantik und Realismus höchst anziehendes Spiel, dessen [Motiv einer heimatlichen Lokalsage entnommen ist. Musikdirektor Peter Faßbänder, damals in Luzern, jetzt Dirigent der »Harmonie« in Zürich, komponierte dazu eine stimmungsreiche Musik, deren Vorzüge wie diejenigen der Dichtung selbst bei der 1908 am Luzerner Stadttheater erfolgten Erstaufführung sich siegreich bewährten. 1899 hat O. auch ein soziales Drama »Untergang« geschaffen als poetischen Erweis, daß er auch der künstlerischen Gestaltung neuzeitlicher Probleme gewachsen sei und ihnen nicht aus dem Wege gehe. Das aufgeführte, aber nicht zum Druck gelangte Schauspiel leidet an einem gewissen Übermaß der Zeichnung, an einer oft fast unerträglichen Kraßheit in Situation und Cha-

rakteren, die den beabsichtigten Wirklichkeitsgehalt nicht zur dichterischen Erhebung, zur völligen Veredlung kommen ließen. Eine Gelegenheitsschöpfung patriotischer Art, im großen episodischen und bilderreichen Stile des nationalen Festspieles gehalten, ist dann die auch sprachlich prachtvoll urwüchsige und bodenständige dramatische Dichtung von 1901, das »Festdrama zur vierten Jahrhundertfeier des Eintritts Schaffhausens in den Bund der Eidgenossen«, zu welchem Karl Flitner nach den Intentionen des Dichters die zugehörige Musik geschrieben hat. An dramatischer Fülle, Bewegungsreichtum, Glanz und Kraft steht es mit seinen drei mit Volks- und Kinderszenen, Aufzügen, Kriegslärm und Friedensfesten ausgeschmückten Akten und dem prachtvollen »Schwurgesang des Volkes« am Schlusse poetisch als Ganzes, wenn auch vielleicht nicht in allen Einzelheiten auf der in »Karl dem Kühnen« erreichten Höhe der O.schen Kunst. Es war das letzte, aus dem Vollen geschöpfte, einem frohen Gelingen gepaarte Werk des sich auch künstlerisch immer mehr in gewisse Launen und trotzige Eigenwilligkeiten verlierenden Dichters. Schon das 1904 geschaffene Schauspiel »St. Helena«, das, eine Lieblingsidee O.s verwirklichend, sein Napoleondrama werden sollte, ist, da es nur die letzten Tage des alternden Kaisers in einer allerdings psychologisch sehr fein entwickelten und imposanten Bilderreihe darstellt, mehr »*un drame psychologique*«, wie es ein geistvoller französischer Kritiker zutreffend bezeichnet hat, als die machtvolle, dramatisch bewegte und hinreißende Aktion, wie wir sie sonst aus dieses Dichters Hand zu empfangen gewohnt waren. Es hat sich dennoch bei vorzüglichen Darstellungen des führenden Helden, um dessen gewaltige Gestalt sich das gesamte Geschehen des Spieles bewegt, noch bedeutenden Erfolg errungen. Das letzte, noch ungedruckte und unaufgeführte Werk des Dichters, gleichsam sein poetisches Vermächtnis, ist das 1904 entstandene historische Volksschauspiel »Hans Waldmann«, das O. noch einmal auf der Höhe seiner dramatischen Begabung und Kunst zeigt. Es ist als eine Fortsetzung von »Karl dem Kühnen« gedacht, von dem es einzelne Gestalten übernommen hat und in seiner großartigen Entfaltung von Massenszenen und kleineren Nebenrollen wie das frühere Werk ein Zeugnis von großer Ideenfülle und starkem, großzügigem Schaffensdrang. Der Niedergang der historischen Helden, dessen letzte Schicksale im Mittelpunkt der Handlung stehen, wird, gestützt auf geschichtliche Forschungen, künstlerisch ausgearbeitet und in ganz eigenartiger und neuer Weise auch psychologisch und poetisch motiviert. Das Stück, das an Regie und Darsteller keine geringen Anforderungen stellt, dürfte bei seinem individuellen Gepräge und des vaterländischen Stoffes und Gehaltes wegen wenigstens in der Heimat seines Urhebers eine nachhaltige Wirkung hinterlassen. Zu der geplanten Ausführung eines Revolutionsdramas mit Robespierre als Träger der Handlung ist O. leider nicht mehr gekommen. Dagegen birgt sein lyrischer Nachlaß noch manche wertvollen Dichtungen, die in voller Stimmungskraft besonders in den Jahren 1899 und 1902 geschaffen worden sind und es wohl verdienten, daß eine pietätvolle und sachkundige Hand sie ordnen und in geschickter Auswahl einer dauernden Vergessenheit entreißen würde! —

Bei aller Kraft und allem Reichtum zeigt auch das Lebenswerk dieses Dichters wie sein eigenes Dasein eine gewisse Unruhe und Unstetigkeit im Aufbau und in der Durchführung. Der dramatische Verlauf wird oft durch lyrisch-

epische Episoden oder Schilderungen gestört, unterbrochen und hingehalten, während wiederum in seinen lyrischen Schöpfungen eine echt dramatische Bewegung, ein fast übermächtiger Gedankengehalt die reine Formgebung des Liedes sprengt und überwuchert. Aber in ihren Vorzügen wie in ihren Schwächen sind die Dichtungen O.s wahr und echt, frei, ungebärdig und trotzig persönlich, nach eigenem Recht und Gesetz geschaut und geschaffen, wie es der ganzen Anlage seines dichterischen Wesens, seiner menschlichen Art entspricht. Der Künstler O. ist das getreue und aufrichtige Abbild des Menschen.

Von der über O.s Dichtungen bisher erschienenen Literatur seien als einige der wichtigsten Schriften und Aufsätze etwa die folgenden genannt: A. Beetschen, Literarische Begnungen, 10. Dichterprofile. Zürich 1896. S. 5 ff. — L. Suter, Arnold Ott als Lyriker. (Schweizer Rundschau Bd. III, Jahrg. 1903.) — Derselbe, Arnold Otts Dramen. (Schweizer Rundschau, Bd. IV, Jahrg. 1904.) — Die beiden bisher wertvollsten Publikationen über O. sind folgende: A. Frey, A. Ott, Ein schweizer Dramatiker (»Über den Wassern« Jahrg. I, 1908, Heft 22 u. 23) und E. Haug, A. Ott, Erinnerungen und Bemerkungen (»Am häuslichen Herd«, Jahrg. 1911, Januar- und Februar-Heft). Diese zwei Arbeiten orientieren am sorgfältigsten und eingehendsten über des Dichters Wesen, Leben und Wirken. Weiterhin seien etwa noch folgende Artikel über das poetische Schaffen O.s und seine Persönlichkeit als zuv. rlässige und aufschlußreiche Quellen verzeichnet: J. Coulin, A. Ott †. I—II. (Luzerner Tages-Anzeiger Jg. 1910, Nr. 234, 236, 237). — H. Federer, Aus A. Otts Leben und Dichten. I—VII. (Neue Zürcher Nachrichten Jg. 1910, Nr. 281 ff.) — A. Schaer, A. Ott, ein Schweizer Dichter. I—III (in »Fürs Heim« Jg. V, 1908, Nr. 48, 49 u. 51). — Derselbe, A. Ott. Der Dichter und sein Werk. (»Luzerner Chronik« Jg. 1908, Nr. 36.) — Derselbe, A. Ott, Einige Beiträge zur Kenntnis seines Lebens und Dichtens. 1—4. (»Neue Zürcher Zeitung« Jg. 1911, Nr. 271 ff.) — Derselbe, A. Ott, Ein Nachruf und eine Würdigung. (»Schweizer Heimkalender auf das Jahr 1912.« Jg. V, S. 95 ff.) Außerdem sind natürlich die in schweizerischen und auswärtigen Zeitungen und Zeitschriften erschienenen zahlreichen Nekrologe als ergänzendes Material heranzuziehen.

Zug.

Dr. Alfred Schaeer.

Hagenbach-Bischoff, Eduard, Professor der Physik an der Universität und Vorsteher des Physikalischen Instituts des Bernoullianums zu Basel, * 20. Februar 1833 in Basel, † 23. Dezember 1910 in Basel. — H. war der zweite Sohn des Kirchenhistorikers und Professors der Theologie Karl Rudolf Hagenbach. Frühzeitig war er entschlossen, sich den Naturwissenschaften zu widmen, und nach Absolvierung des damaligen Pädagogiums bezog er nacheinander die Universitäten Basel, Genf, Berlin und Paris, wo er Gelegenheit hatte, viele der damaligen Autoritäten in der Physik zu hören und persönlich auch kennen zu lernen. Diese Studienzeit, welche er 1855 mit der Erlangung der Doktorwürde abschloß, war besonders reich an Anregungen, denn sie fiel in die Zeit hinein, wo Foucault, Clausius, Faraday, Hittorf, Plücker und andere mehr die Gelehrtenwelt durch ihre großartigen Leistungen zu weiterer Forschung bewogen. Im Jahre 1856 wurde H. Lehrer für Physik und Chemie an der Gewerbeschule (jetzt Obere Realschule) zu Basel, und drei Jahre später (1859) habilitierte er sich für Mathematik an der Universität. Von 1862 an bekleidete er ein Jahr lang in Basel das Ordinariat für Mathematik, um 1863 definitiv sich der Physik zu widmen. In diesem Jahre wurde er nämlich zum Nachfolger Wiedemanns ernannt, der einem Rufe nach Braunschweig gefolgt war, und er verblieb bis 1906 auf diesem Lehrstuhle. Sein hervorragendes Lehrtalent stellte er nicht bloß in

den Dienst der Universität, sondern er wußte es bei mannigfachen Gelegenheiten zu verwenden, so insbesondere bei den öffentlichen populären Vorträgen, welche seit 1864 jeden Winter in Basel abgehalten werden und welche in gewissem Sinne als sein Werk zu bezeichnen sind. Die wissenschaftlichen Untersuchungen H.s befaßten sich mit den Problemen der Viskosität der Flüssigkeiten, mit der Fluoreszenz, mit den elektrischen Schwingungen und zu wiederholten Malen mit den physikalischen Eigenschaften des Eises in den Gletschern. Auch berührte er gelegentlich technische und pädagogische Fragen. Bei jeder Untersuchung verstand er es, die Frage in ihrer einfachsten und klarsten Gestalt aufzustellen und den Kernpunkt der Sache zu treffen. Ein großes experimentelles Geschick kam ihm bei allen seinen Forschungen zugute und ermöglichte es ihm, in ausgezeichneter und hervorragender Weise sein Kolleg über Experimentalphysik abzuhalten. Durch sein liebenswürdiges Benehmen jedem gegenüber hatte er sich einen erstaunlich großen Freundes- und Bekanntenkreis geschaffen, was ihm manches erleichterte. So war es seinem persönlichen Einfluß zu verdanken, daß Physik und Chemie im Jahre 1874 aus engen Räumen in ein neues Heim, das Bernoullianum, einziehen konnten, dessen Kosten fast gänzlich durch freiwillige Beiträge aus der Basler Bürgerschaft gedeckt worden waren. Dem Gemeinwesen seiner Vaterstadt diente er auch in politischer Hinsicht, neben seiner Professur, als Mitglied des Großen Rates, als Vorsteher oder Mitglied unzähliger Kommissionen und Inspektionen. Sein Hauptwerk in politischen Fragen ist das proportionale Wahlverfahren, welches er bereits 1875 anlässlich der Revision der eidgenössischen Konstitution als fundamentales Prinzip eines demokratischen Staates ins Licht stellte. Erst im Jahre 1905 drang er mit dieser seiner Ansicht in seiner Vaterstadt durch, und es gereichte ihm in seinem hohen Alter zur Freude und Genugtuung, sein Wahlverfahren in Basel und einigen andern Städten der Schweiz eingeführt zu sehen. Fördernd wirkte er auch auf die Basler sowie auf die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft, deren Versammlungen er mit großer Gewissenhaftigkeit besuchte und deren höchste Ämter er zeitweise bekleidete. Zwei Tage vor Weihnachten des vergangenen Jahres erreichte ihn der Tod als Erlöser verschiedener Altersbeschwerden und entriß ihn seinen Angehörigen, Freunden und Bekannten. Er ruht neben seiner Gattin, welche 23 Jahre früher ihm von der Seite gerissen worden war, auf dem Kannenfeld zu Basel begraben.

Publikationen: Über die Bestimmung der Zähigkeit einer Flüssigkeit durch Ausfluß aus Röhren. Verh. Nat. Ges. Basel 2, 533, 1860. Pogg. Ann. 109, 385, 1860. Übersetzt in *Arch. de Genève* 9, 281, 1860. — Mitteilung über einen Blitzschlag vom 10. Mai 1863. Verh. Nat. Ges. Basel 4, 81, 1863. — Die Begriffe der Mechanik in der Physik. Programm der Gewerbeschule Basel 1864/5. Schweighausersche Buchdruckerei, Basel 1865. — Über das Meteor vom 11. Juni 1867. Verh. Nat. Ges. Basel 4, 757, 1867. — Ueber die Fluoreszenz des mit Bleisuperoxyd behandelten Brasilins. Verh. Nat. Ges. Basel 4, 819, 1867. — Christian Friedrich Schönbein, Programm für die Rektoratsfeier der Universität Basel. Universitätsdruckerei C. Schultze, 1868. — Der Kohlensäuregehalt der Atmosphäre. Verh. Nat. Ges. Basel 5, 59, 1868. — Notiz über die Luft im Wasser der Grellingerleitung. Verh. Nat. Ges. Basel 5, 190, 1869. — Bericht über einige Blitzschläge. Verh. Nat. Ges. Basel 5, 192, 1869. — Über die Schmelzung bleierner Geschosse durch Aufschlagen auf eine Eisenplatte. Pogg. Ann. 140, 486, 1870, id. 143, 153, 1871. — Die Zielpunkte der physikalischen Wissenschaft. Rektoratsrede an der Basler Universität, 1870. Verlag F. C. W. Vogel, Leipzig 1871. — Untersuchung über die optischen Eigenschaften des Blattgrüns. Pogg. Ann. 141, 245, 1870.; Ber. d.

Gewerbeschule zu Basel 1869/70. Buchdruckerei G. A. Bonfantini 1870. — Verschiedene Versuche über Reibungselektrizität. Carl, Rep. Phys. 8, 65, 1872. — Versuche über Fluoreszenz. Pogg. Ann. 146, 65, 1872; Fortsetzung: 146, 232, 1872; Fortsetzung: 146, 375, 1872; Fortsetzung: 146, 508, 1872. — Verschiedene meteorologische Notizen. Verh. Nat. Ges. Basel 5, 521, 1873. — Formel für barometrische Höhenmessung. Verh. Nat. Ges. Basel 5, 513, 1873. — Über Polarisation und Farbe des von der Atmosphäre reflektierten Lichtes. Verh. Nat. Ges. Basel 5, 503, 1873; Pogg. Ann. 148, 1874. — Wirkungen eines Blitzschlages am Martinskirchturm. Verh. Nat. Ges. Basel 6, 209, 1874. — Aphorismen zur Molekularphysik. Festschrift zur Einweihung des Bernoullianums in Basel am 2. Juni 1874. C. Schultze'sche Universitätsbuchdruckerei 1874. — Plötzliches Springen von Gläsern. Verh. Nat. Ges. Basel 6, 355, 1875. — Über die physikalisch-topographische Aufnahme des Rhonegletschers durch Herrn Ingenieur Gosset in den Jahren 1874—76; Verh. der Schw. Nat. Ges. Basel, 59. Jahresvers. 1876. — Physikalische Untersuchung der dynamoelektrischen Maschine von Gramme. Carl, Rep. Phys. 12, 316, 1876; Pogg. Ann. 158, 599; übersetzt: Eisenbahn 5, 132, 1876. — Die auf dem Wasserstrahl schwebende Kugel. Pogg. Ann. 159, 498, 1876; übersetzt in *Arch. de Genève* 56, 325, 1876. — Zusammen mit J. Piccard, Joh. Jac. Stehlin: Bernoullianum, Anstalt für Physik, Chemie und Astronomie an der Universität Basel. Carl, Rep. Phys. 16, 158. Buchdruckerei C. Schultze, Basel 1876. — *Propriétés optiques du Spathfluor*. *Arch. de Genève* 60, 297, 1877. — Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die therapeutische Statistik und die Statistik überhaupt. Verh. Nat. Ges. Basel 6, 516, 1878. — Bericht über die Ausrüstung der astronomischen Anstalt (Bernoullianum). Buchdruckerei Fr. Bürgin, Basel 1878. — Das Stokes'sche Gesetz. Wied. Ann. 8, 369, 1879. — Über Hagelkörner mit Eiskristallen. Wied. Ann. 8, 666, 1879. — *Transmission des sons aigus par le téléphone*. *Arch. de Genève* 1 (3), 41, 1879. — Übertragung hoher Töne durch das Telephon. Wied. Ann. 6, 407, 1879. — *Explosion par congélation*. *Arch. de Genève* 3 (3), 531, 1880; *La Nature* 8, 209, 1880. — Sprengwirkungen durch Eis. Wied. Ann. 10, 331, 1880; Verh. Nat. Ges. Basel 7, 185, 1880. — Falsche blaue Fluoreszenz des Glases. Carl, Rep. Phys. 16, 53, 1880. — Hipp'sche Busssole zum Messen starker Ströme. Carls Zeitschr. f. angew. Elektrizitätslehre 2, 65, 1880. — *Sur le glacier du Rhône. Sur les propriétés optiques de la glace des glaciers*. *Arch. de Genève* 4 (3), 384, 1880. — Die internationale Ausstellung für Elektrizität in Paris. Eisenbahn 115, 1881. — Das Gletscherkorn. Verh. Nat. Ges. Basel 7, 192, 1882. — Johannes Bernoulli und der Begriff der Energie. Verh. Nat. Ges. Basel 8, 833, 1882. — Fluoreszenz nach Stokes' Gesetz. Wied. Ann. 18, 45, 1883. — Verdienste von Johannes und Daniel Bernoulli den Satz der Erhaltung der Energie. Verh. Nat. Ges. Basel, Anhang zu 7, 19, 1884. — Leonhard Eulers Verdienste um Astronomie und Physik. Verh. Nat. Ges. Basel, Anhang zu 7, 72, 1884. — Balmer'sche Formel für Wasserstofflinien. Verh. Nat. Ges. Basel 8, 242, 1886. — Fortpflanzung der Elektrizität im Telegraphendraht. Verh. Nat. Ges. Basel 8, 165, 1886; Wied. Ann. 29, 377, 1886; übersetzt in *Arch. de Genève* 12 (3), 476, 1884; in *Journal Télégraphique* 9, 6, 1885. — Zusammen mit F. A. Forel: *La Température interne des glaciers*. *Comptes Rendus* 105, 859, 1887. — Zusammen mit F. A. Forel: Die Temperatur des Eises im Innern des Gletschers. Verh. Nat. Ges. Basel 8, 635, 1888; übersetzt in *Arch. de Genève* 21 (3), 5, 1889. — Weiteres über Gletschereis. Verh. Nat. Ges. Basel 8, 821, 1889; Exner, Rep. Phys. 25, 776, 1889. — Erdbeben des 30. Mai 1889. Verh. Nat. Ges. Basel 8, 853, 1889. — Über Gletschereis. Exner, Rep. Phys. 25, 776, 1889. — *Le grain du glacier*. *Arch. de Genève* 22 (3), 373, 1890. — Zusammen mit L. Zehnder: Die Natur der Funken bei den Hertz'schen elektrischen Schwingungen. Verh. Nat. Ges. Basel 9, 509, 1891. — Die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Anstalten Basels 1817 bis 1892. Verh. Schw. Nat. Ges. Basel, Eröffnungsrede, 1892. — *Communication relative aux expériences de H. Hertz*. *Bull. Soc. vaudoise des Sc. nat.* 27 (3), 263, 1892. — Die Umkehrung der Ventilwirkung in Entladungsröhren. Wied. Ann. 63, 1, 1897. — Zusammen mit R. Emden: Versuche mit Druckluft. 1899. — Gustav Wiedemann †. Nachruf. Naturw. Rundschau 14, 1899. — Der Basler Chemiker Christ. Friedr. Schönbein hundert Jahre nach seiner Geburt. Verh. Nat. Ges. Basel, Anhang zu 12, 7, 1899. — Vermessungen am Rhonegletscher während 25 Jahren. Verh. des VII.

intern. Geogr.-Kongresses in Berlin 269, 1899. — Der elektromagnetische Rotationsversuch und die unipolare Induktion. *Ann. d. Phys.* 4, 233, 1901; Programm zur Rektoratsfeier der Univ. Basel, Universitätsdruckerei Reinhardt, 1900; übersetzt in *Arch. de Genève* 11 (4), 142, 1901. — *La glace et les glaciers. Rapports présentés au Ier Congrès intern. de Physique* III, 409, 1900. — Worte der Erinnerung an Georg W. A. Kahlbaum. *Verh. Nat. Ges. Basel* 18, 379, 1905.

Tiburtius, Karl Wilhelm, Dr. med., Oberstabsarzt, nachher praktischer Arzt, * 10. Juli 1834 zu Bisdamitz auf Rügen, † 19. Juli 1910 zu Marienfelde bei Berlin. — T. war der Sohn des Gutspächters Karl Gustav T. und dessen Gattin Auguste geb. Göbel, einer Pfarrerstochter. Er besuchte das Gymnasium in Stralsund und studierte auf dem Friedrich-Wilhelmsinstitute in Berlin 1852—56 Medizin, nahm dann als Militärarzt an den Feldzügen 1864, 1866 und 1870/71 teil und erwarb sich durch einen kühnen Rekognoszierungsritt in der Schlacht von Gravelotte das Eiserne Kreuz für Nichtkombattanten. Nach dem Kriege nahm er als Oberstabsarzt den Abschied und verheiratete sich im Winter 1872 mit Henriette Hirschfeld geb. Pagelsen, die, in Amerika vorgebildet, als erste Zahnärztin in Deutschland in weiteren Kreisen bekannt geworden ist und bis zu ihrem am 25. August 1911 erfolgten Tode in der Frauenbewegung Deutschlands eine Rolle gespielt hat. Im Jahre 1874 ließ T. sich als praktischer Arzt in Rixdorf nieder. Er war ein tüchtiger und beliebter Arzt, dabei eine eigenartige, tiefe, Zeit und Menschen mit offenen Augen betrachtende Natur, die gern in Wort und Schrift in humorvoller Weise Kritik an den Menschen seiner Zeit und ihren Einrichtungen übte; dieser Neigung verdanken einige kleine Schriften: »Luxus und Modeherrschaft«, »Bellamy als Lehrer« und »Populäre Dummheit« ihre Entstehung. In viel höherem Maße kommt seine Begabung und sein Humor in seinen plattdeutschen Schriften zur Geltung, vor allem in dem Roman »Der Bangbüx«, der ihm einen Platz unter unseren besten plattdeutschen Erzählern sichert. Ein zweites plattdeutsches Buch, das 1900 unter dem Titel »Hackels« erschien, ist eine Sammlung von Vers und Prosa, die zum Teil schon vor dem Bangbüx entstanden ist. Im ersten Teile finden sich mehrere sangbare Lieder, die auch in das vom Allgemeinen Plattdeutschen Verbands herausgegebene »Plattdütsch Leederbok« (Berlin 1902) übergegangen sind, die Prosageschichten des zweiten Teiles zeugen von demselben gesunden Humor und der Erzählungskunst, die wir im Bangbüx finden. T. schätzte und beherrschte wie selten einer die plattdeutsche Sprache und förderte sie, wo er konnte, er verschmähte es auch nicht, sich seines geliebten pommerschen Dialekts im täglichen Leben zu bedienen. Im Jahre 1905 gab er seine ärztliche Praxis in Rixdorf auf und lebte seitdem zurückgezogen in Marienfelde bei Berlin. Von seinen beiden Söhnen ist der älteste zurzeit Marinebaumeister in Kiel, der zweite ist als junger Marinearzt im Jahre 1904 während des Feldzuges in Südwestafrika ein Opfer seines Berufes geworden.

Schriften: Bemerkungen eines Militärarztes über das Invalidengesetz vom 6. Juli 1865. Stralsund 1870. — Über Ausrüstung und Instruktion der Krankenträger. Metz 1871. — *Pro sanitate*. Von Dr. Desiderius. Berlin 1881. — Bangbüx. Stralsund 1884; 2. Aufl. Leipzig 1910. — Luxus und Modeherrschaft. Berlin 1889. — Bellamy als Lehrer. Berlin 1892. — Positive Religion eines praktischen Arztes: Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung, Jahrg. 10, 1896. — Populäre Dummheit. Von *Medicus Grobianus*. Ebenda. Jahrg. 12, 1898. — Hackels. Berlin 1900. — Allddeutsch und Plattdeutsch: Heimdall, Jahrg. 9, 1904.

Persönliche Erinnerungen. Ludwig Schröder, Neuere niederdeutsche Literatur: Niedersachsen, Jahrg. 6, 1900/01, S. 367. — Rudolf Eckart, Handbuch zur Geschichte der plattdeutschen Literatur. Bremen 1911, S. 214. — Dr. Franziska Tiburtius, Frau Dr. Henriette Tiburtius, die erste Zahnärztin Deutschlands. Ein Lebensbild: Daheim, Jahrg. 48, Nr. 8, 25. November 1911.

Otto Zaretzky.

Hantzsch, Gustav Robert Viktor, Privatgelehrter, * 10. Mai 1868 in Dresden, † 12. November 1910 in Dresden, zeigt in seiner äußeren Lebensgestaltung die Schlichtheit eines Volksschullehrerschicksals. Geboren als ältester Sohn des Bürgerschuloberlehrers A. Hantzsch, wurden die äußeren Lebensideale des Knaben begrenzt von dem durch Vaterhaus und Verwandtschaft gegebenen Anschauungskreise. Die Ausbildung zum Lehrer erhielt H. 1882/88 auf dem Friedrichstädter Seminare zu Dresden, worauf er als Hilfslehrer in den Schulen zu Cossebaude und Löbtau und ein Jahr als Bürgerschullehrer in Dresden tätig war. Vom Sommersemester 1892 an betrieb er in Leipzig pädagogische und philosophische, besonders aber geographische und historische Studien. Als er zu Beginn des Jahres 1895 aufs neue ein Lehramt an einer Dresdner Bürgerschule antreten wollte, befahl ihn eine schwere Lungenblutung, das erste Anzeichen einer tückischen Krankheit, die durch längere Aufenthalte in Davos, Reiboldsgrün u. a. nur wenig aufgehalten wurde, am 1. Januar 1902 zur Versetzung des hoffnungsvollen Mannes in den Ruhestand und schließlich in seinem kräftigsten Mannesalter zum Tode führte. — H. war der typische Vertreter einer Reihe von Männern aus dem Königreiche Sachsen, die aus dem Volksschullehrerstande hervorgehen, auf Grund ihrer bei der Amtsprüfung erlangten Zensuren vom Kultusministerium die Erlaubnis zu akademischen Studien an der Landesuniversität erhalten, um — die Prüfungsordnung ist mehrfach abgeändert worden — nach einem wenigstens dreijährigen Universitätsbesuche eine Prüfung abzulegen, die in unwesentlichen Punkten von der Prüfung für das höhere Schulamt abweicht und zu einer beschränkten Anstellung an höheren Unterrichtsanstalten in Sachsen befähigt. Wenn das sächsische Kultusministerium für diese Vergünstigung von dem seminaristisch vorgebildeten Akademiker »hervorragende Begabung« und »ungewöhnlichen Fleiß« als Voraussetzung verlangt, so genügte H. diesen beiden Bedingungen in vollkommenster Weise, legte freilich auch in dem Bestreben, es den besten seiner gleichstrebenden Freunde vorzutun und in gleicher Weise hervorragend zu sein in der Ausfüllung eines schweren Lehramtes, in der Vervollkommnung seiner Bildung und in wissenschaftlicher Betätigung, den Keim zu seinem tückischen Leiden, dem er erlag. Seinen fabelhaften Fleiß charakterisiert nichts besser als die Tatsache, daß er nach rühmlichst bestandenem Staatsexamen an einem Morgen des Lenzmonats den Nachmittag dazu benutzte, um im geographischen Seminar der Universität Leipzig zu arbeiten. H. bestand seine sämtlichen Prüfungen mit der ersten Zensur. Über seine Leistungen in der Schule schrieb sein Löbtauener Schuldirektor an den Vater des H. Ostern 1890 folgendes: »Da ich aus eigener Erfahrung weiß, wie angenehm es ist, über die Wirksamkeit der Kinder ein Urteil zu hören, so erlaube ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß Ihr Herr Sohn nach tüchtiger, treuer Jahresarbeit mit seinen beiden Klassen an der Osterprüfung glänzend bestanden hat. Unter den zehn besten Klassen unserer beiden Schulen befinden sich auch

beide Klassen Ihres Herrn Sohnes.« Und Friedrich Ratzel, der neben Lamprecht auf den Bildungsgang des H. den entscheidendsten Einfluß ausgeübt hat und bis zu seinem Tode 1904 sein bester Freund blieb, fällt dem Vater gegenüber folgendes Urteil: »Ich habe eine Anzahl vortrefflicher Schüler, aber keiner derselben erreicht Ihren Sohn in seinem geradezu wunderbaren Gedächtnis und in der Art und Weise, einen selbst trockenen und spröden Stoff wissenschaftlich zu durchdringen und in glänzendem Stile darzustellen. Eine solche Arbeitskraft, wie sie Ihr Sohn entfaltet, ist mir noch nicht vorgekommen.« Diese Worte Friedrich Ratzels geben eine treffliche Charakteristik derjenigen Eigenschaften von H., denen er seine wissenschaftliche Bedeutung verdankt. Diese liegt auf historisch-geographischem und historisch-kartographischem Gebiete. Ein Meister war H. in bibliographischen Zusammenstellungen; seinem zähen Spürsinn entgingen auch Nebensächlichkeiten nicht. Das zeigt sich schon in seiner Promotionsschrift, in welcher er »die deutschen Reisenden des 16. Jahrhunderts« behandelte. Von dieser in vielen Punkten abschließenden Arbeit erschien zunächst im Sommer 1895 als Dissertation nur ein kleiner Teil: »Die überseeischen Unternehmungen der Augsburger Welser«. Die ganze Arbeit wurde in Bd. I, H. 4 der von Lamprecht herausgegebenen »Leipziger Studien aus dem Gebiete der Geschichte« im gleichen Jahre veröffentlicht und von der Fachpresse sehr günstig, zum Teil glänzend besprochen. Als Nebenfrüchte dieser Studien über deutsche Reisende erschienen in den folgenden Jahren einige kleinere Arbeiten. Im Sitzungsbericht der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig vom 7. November 1896 veröffentlichte H. »Georg Marggraf, ein sächsischer Reisender des 17. Jahrhunderts«, in der Hettnerschen »Geographischen Zeitschrift« 1897 »Die deutschen Geographen der Renaissance«. In der zweiten Hälfte des Jahres 1895 trat H. dem schon lange gefaßten Plane näher, über Sebastian Münster eine Monographie zu schreiben, die »Leben, Werk und wissenschaftliche Bedeutung« dieses berühmtesten Geographen des 16. Jahrhunderts behandeln sollte. Mit Hilfe von 80 deutschen und ausländischen Universitäten konnte H. das Werk nach dreijähriger Arbeit abschließen und als 3. Heft des 18. Bandes der »Abhandlungen der K. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften philos.-histor. Klasse« Ende 1898 veröffentlichen. Mit Recht urteilt Diese (Hettners Geogr. Zeitschrift 1899, S. 537) über das Werk: »Das ganze Werk beruht auf musterhafter quellenmäßiger Untersuchung und bietet in dem Anhang der Anmerkungen einen überaus reichen Schatz wissenschaftlicher Notizen und bibliographischen Materials. Im allgemeinen kann man sagen, daß H.s Werk, was sein eigentliches Thema anbelangt, geradezu abschließend ist, während es in mancher anderen Hinsicht grundlegend sein wird.« Eine Art von Ergänzung seiner Studien über Sebastian Münster bildet ein Aufsatz in den von Tille herausgegebenen »Deutschen Geschichtsblättern« (1899, H. 1 u. 2) über »Die landeskundliche Literatur Deutschlands im Reformationszeitalter«. Seit 1899 war H. ständiger Mitarbeiter vom »Literarischen Zentralblatt für Deutschland«. Im gleichen Jahre übernahm er auf Ratzels Veranlassung die wissenschaftliche Ordnung und Katalogisierung des reichen Kartenmaterials der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden (etwa 30 000 Stück), mit deren Verwaltung er nach Vollendung dieser umfangreichen Arbeit betraut wurde. In der Geographischen Zeitschrift (9. Bd. 1903, 3. Heft) veröffentlichte er einen kurzen, in Nr. 18 und 19 der Sonntags-

beilage zum Dresdner Anzeiger 1903 einen längeren Aufsatz über »Die Kartensammlung der Kgl. Bibliothek zu Dresden«. 1903 gab H. auch in Verbindung mit dem Bibliothekar Dr. L. Schmidt in Dresden »Die Kartographischen Denkmäler zur Entdeckungsgeschichte von Amerika, Asien, Australien und Afrika aus dem Besitz der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden« heraus (Verlag von K. W. Hiersemann, Leipzig), eine Publikation, die nur mit Unterstützung der Generaldirektion der Königlichen Sammlungen und der König Johann-Stiftung ermöglicht wurde. Als genauester Kenner der in der Dresdner Königlichen Bibliothek vorhandenen Kartensammlung wurde H. 1907 von der Prinzessin Mathilde von Sachsen beauftragt, die von König Georg von Sachsen bei seinem Tode 1904 hinterlassene Landkartensammlung hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Wertes zu prüfen. — Zwei Arbeiten von H. tragen kunsthistorischen Charakter. 1902 veröffentlichte er im »Neuen Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde« (Bd. XXIII, Heft 3 und 4) »Beiträge zur älteren Geschichte der kurfürstlichen Kunstkammer in Dresden«, und in den »Dresdner Geschichtsblättern« erschien 1903 ein umfänglicher Aufsatz über »Eine Dresdner Kunstsammlung vor 300 Jahren«, in welchem er die vom Hofarchitekten Johann Maria Nossen (1544—1620) zusammengebrachte Privatsammlung ausführlich beschrieb. Ein »Verzeichnis von Büchern aus dem Nachlaß Joh. Maria Nossen, welche sich gegenwärtig im Besitze der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden befinden«, liegt, von H. 1902 aufgenommen, als Manuskript in der Kgl. Bibliothek. In der Geographischen Zeitschrift veröffentlichte H. 1904 eine ausführlichere Würdigung der historisch-geographischen Verdienste des am 23. Dezember 1903 verstorbenen Dresdner Geographieprofessors Sophus Ruge. In dem als Festschrift für Friedrich Ratzels 60. Geburtstag geplanten Werke schrieb H. einen Aufsatz über »Hieronymus Megiser, ein Leipziger Geograph vor 300 Jahren« (»Zu Friedrich Ratzels Gedächtnis«, Leipzig 1904). Im gleichen Jahre veröffentlichte er noch ein »Gesamtinhaltsverzeichnis zum Neuen Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde« (Bd. 1—25, Dresden 1904). 1905 erschienen »Die ältesten gedruckten Karten der sächsisch-thüringischen Länder 1550—1593«, 1906 in dem von H. Helmolt herausgegebenen zweibändigen Sammelwerke »Kleine Schriften« von Friedrich Ratzel (München und Berlin, Oldenbourg) eine mit umfassendster Gründlichkeit bearbeitete »Ratzel-Bibliographie 1867 bis 1905«, die auf 63 Seiten ein erschöpfendes Verzeichnis aller der selbständigen Werke, Abhandlungen und Besprechungen dieses in der jüngsten Vergangenheit wohl fruchtbarsten geographischen Forschers gibt. In den »Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens« (19. Heft) veröffentlichte H. im gleichen Jahre einen Aufsatz über »Dresdner auf Universitäten vom 14. bis zum 17. Jahrhundert«, und in dem groß angelegten Werke von Dr. A. Meiche, »Burgen und Schlösser in der Sächsischen Schweiz« (Dresden 1906) stammt der Aufsatz »Weesenstein« von ihm. In dem Schlußbande der von Helmolt herausgegebenen Weltgeschichte, welche zum ersten Male den Versuch unternimmt, das geschichtliche Werden der Menschheit nach geographischen Gesichtspunkten darzustellen, veröffentlichte H. einen ausführlichen Beitrag über »Die deutsche Auswanderung« (9. Bd., S. 211—282; Leipzig und Berlin 1907). Für die unter der Presse befindliche 2. Auflage des monumentalen Werkes hat H. die Abschnitte »Hochasien und Indonesien« im 1. Bande und »Innerafrika«

in Band 3 zum Teil bearbeitet. In der aus Anlaß der Eröffnung des Kgl. Sächsischen Instituts für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig herausgegebenen »Ehrengabe für Lamprecht«, von seinen Schülern dargebracht, erschien als letztes, der Öffentlichkeit übergebenes Werk von H. »Der Anteil der Jesuiten an der wissenschaftlichen Erforschung Amerikas« (*Studium Lipsiense*, Berlin 1909). Eine besonders umfassend angelegte Arbeit von H. ist leider unvollendet geblieben. Fast 10 Jahre lang sammelte er im Auftrage der »Kommission für Sächsische Geschichte« Bausteine für eine möglichst erschöpfende Bibliographie zur sächsischen Geschichte. Etwa 60 000 Namen sind von H. für diesen Zweck gesammelt worden. Doch wird die Ordnung und Sichtung dieses Riesenmaterials, welche gegenwärtig Dr. Bemann in Dresden besorgt, noch längere Zeit in Anspruch nehmen, so daß die Publikation dieses Standwerkes zukünftiger sächsischer Altertumskunde noch einige Jahre auf sich warten lassen wird. Als Nebenfrucht dieser bibliographischen Arbeiten für die Zwecke der sächsischen Geschichte erschien im »Börsenblatte für den deutschen Buchhandel« 1901 (Nr. 266) eine kleinere Notiz über »Schenck, Atlas Saxonicus«.

Unter Benutzung ausführlicher Notizen des Herrn Bürgerschuloberlehrers a. D. A. Hantzsch in Dresden, des Vaters des Verstorbenen, und einiger Zusammenstellungen seines Freundes, des Herrn Seminaroberlehrers Lic. Dr. H. Gebhardt in Dresden. — Angaben über V. H. finden sich seit 1900 in dem Kürschnerschen »Deutschen Literaturkalender«, ebenso bei Degener, »Wer ist's?« (Leipzig 1905, S. 304).

Dr. Emil Schöne.

Anker, Albert, Maler aus Ins (Bern), * 1. April 1831, † 16. Juli 1910. — Als Sohn eines Tierarztes in Ins geboren, verbrachte A. seine ersten Lebensjahre in Neuenburg, wohin der Vater als neuenburgischer Kantonstierarzt übersiedelt war. In der französischen Schweiz besuchte er zunächst die Schule, kam dann aber nach Bern, der Hauptstadt seines Heimatskantons, auf das Gymnasium, das er, mit dem Reifezeugnis versehen, mit der Berner Universität vertauschte, um nach des Vaters Wunsche Theologie zu studieren. Er betrieb seine Studien hier und dann zwei Semester lang in Halle (1853/54) mit großem Eifer, ohne jedoch in der Gottesgelahrtheit festen Fuß zu fassen. Denn die Liebe zur Kunst war immer mächtiger in ihm geworden. Ferienreisen hatten ihn nach Paris (Herbst 1851), später von Halle aus nach Dresden und München geführt, wodurch er mit der großen Kunst in fruchtbarste Fühlung gekommen war. Schon bei jenem ersten Pariser Besuch hatte er sich im Kopieren geübt, und neben den Studien her ging beständig das Zeichnen und Malen. Diese künstlerische Begabung trat schließlich so offensichtlich zutage, daß der Vater auf den dringenden Rat eines einsichtigen Berner Theologen hin, der die geringe Eignung des Kandidaten zum praktischen Pfarramt deutlich erkannte, schließlich, ungern genug, in den Berufswechsel des Sohnes einwilligte. Da er aber den Künstlerberuf als einen sittlich nicht ungefährlichen glaubte betrachten zu müssen, fand er es für gut, den Sohn in der finanziellen Unterstützung recht knapp zu halten. So mußte sich der junge A. in Paris, wohin er im Herbst 1854 übersiedelt war, manche Entbehrungen auferlegen; aber die unbändige Freude an seiner Malerarbeit und seine bescheidenen Anforderungen an das Leben ließen ihn darüber hinwegsehen. »Wahrlich« — so

schreibt er einmal an eine Tante aus Paris — »nichts zu sehen als meine Palette mit ihrem Regenbogen von Farben, Öl riechen usw. das macht mir das Herz fröhlich, die Gipsmodelle, die Staffelei, die Pinsel und alles Ateliergerät gelten mir mehr als die tiefsinnigen Spekulationen pedantischer Professoren und ihre gigantische Gelehrsamkeit.« Gleyre, der Waadtländer, der seit Anfang der 1840er Jahre in Paris ein vielbesuchtes Atelier hatte, wurde A.s Lehrer, und daneben machte er sich die Kurse an der *École des Beaux-Arts* zunutze. Auch zum selbständigen Arbeiten fand sich Zeit, und fleißige Kopistenarbeit in den Sammlungen weihte ihn in die Technik alter und neuerer Meister ein, war zugleich als Erwerbsquelle erwünscht. Dem ersten Bilde, das er in der Stadt Bern ausstellte (1856), einem Hiob, kam die heimische Kritik nicht freundlich entgegen; den Mut zum Weiterstreben hat aber diese an sich nicht angenehme Erfahrung in A. nicht wankend gemacht. Der Vater, der 1852 nach Ins zurückgekehrt war, konnte in den Sommermonaten, die der Sohn in seinem behäbigen Bauernhause zubrachte, wenigstens das Eine konstatieren, daß sein Albert (oder Albrecht, wie er ihn nach dem eigentlichen deutschen Taufnamen nannte) stets fleißig an der Arbeit sei. Im übrigen ließ er den Sohn gewähren, ohne je mit dessen Berufswechsel sich völlig ausgesöhnt zu haben. Die schöne Künstlerlaufbahn des Sohnes erlebte er nicht mehr; er tröstete sich mit dem Bewußtsein, seine Pflicht zum Wohle des Sohnes in vollem Maße getan zu haben. 1860 ist der Vater gestorben. Paris blieb noch lange des Malers künstlerisches Zentrum. Auch als er Ende 1864 in die Ehe trat, teilte er noch Jahre hindurch sein Leben in den Winteraufenthalt in Paris und den Sommeraufenthalt in Ins. Der Winter 1889/90 sah den Künstler mit seiner Familie zum letztenmal in Paris. Das Vaterhaus in Ins war nunmehr auch sein pietätvoll geführtes Wohnhaus geworden; dort hat er im 80. Lebensjahre sein arbeitsames Dasein beschlossen. Im Herbst 1900 hatte ein Schlaganfall sein Leben schwer gefährdet; aber der zähe Berner erholte sich merkwürdig rasch, und wenn ihm auch die Schwächung des rechten Armes, den die Lähmung getroffen hatte, das freie Führen des Pinsels an der Staffelei fortan überaus erschwerte, so brachte er es mit seiner eisernen Energie dazu, die linke Hand an das Malgeschäft zu gewöhnen, freilich meist nur ans Aquarellieren, das ihm die Hand fest auf den Tisch oder sein Zeichenbrett zu legen gestattete. Die geistige Frische behielt er bis in sein hohes Alter wie seine unermüdliche Arbeitslust. Auf mehreren Reisen lernte er Italien, das er 1862 zum erstenmal besucht hatte, kennen und lieben. Historische Lektüre pflegte er eifrig. Die philosophische Fakultät der Universität Bern hat ihm 1900 die Würde eines Ehrendoktors verliehen. Das Diplom pries ihn vor allem als den bewundernswerten Schilderer bernischer Geistes- und Lebensart.

Von Gleyres kühler, korrekter Kunst, die sich gern in der antiken Welt bewegte, ist auf A. die Gewöhnung an peinliche Präzision und glatte, sorgfältig ausgeglichene Malerei übergegangen. Im Stofflichen geht er früh schon seine eigenen Wege, und wenn er gelegentlich einmal auch ins Altertum zurückgreift und in eine konventionelle Südenlandschaft ein paar Jungen in antiker Tunika hineinstellt, so zeigt schon das Motiv, das er sich für die Aktion der Knaben wählt, das Bockspringen, daß es ihm um keine speziellen Offenbarungen griechischen oder römischen Lebens zu tun ist. Das genannte Bild (von 1866, im Museum in Vevey) wirkt denn auch wie eine Maskerade. Und wenn Gleyre aus

der Szene, wie Divico die Römer unterm Joch durchschickt, ein kühl-pathetisches Historienbild gemacht hat nach dem Ritus der Pariser Akademie, so sehen wir auf den historischen Bildern A.s durchaus gemütliche, idyllische Motive bevorzugt: die hübsche Toleranzepisode, wie katholische und reformierte Schweizer Krieger vor der Kappeler Schlacht aus einem großen Gefäß die Milchsuppe mit den Brocken einträchtiglich auslöffeln; oder die Szene, wie Pestalozzi sich in dem verwüsteten Stans der Waisen annimmt (das in Licht und Kolorit feine Bild befindet sich im Kunsthaus in Zürich); oder die Anekdote von Karl dem Großen in der Schule — das waren Themata nach seinem Herzen. Der reich bewegten Aktion ist A. stets aus dem Wege gegangen. Und wo er solche Szenen darzustellen sich genötigt sah, wie gelegentlich in den Illustrationen zu Erzählungen seines Landsmannes Jeremias Gotthelf, die er für die Gotthelf-Ausgabe des Verlegers Zahn in Chaux-de-Fonds zeichnete, da sieht man deutlich, daß ihm dieses Gebiet nicht recht liegt. Das Genrebild aus dem bäurischen Leben, das seine eigenste Domäne als Maler darstellt, sucht den Bauer nur sehr selten bei seiner harten Arbeit auf, wie dies etwa der große Millet tat, sondern in seinen Mußestunden, wenn er behaglich sein Pfeiflein schmaucht, oder seine Zeitung liest, oder am breiten Kachelofen sich ausruht; und für die Großväter, hinter denen schon das arbeitsame Leben liegt und die nur noch kleinere häusliche Hantierungen verrichten können, wenn sie nicht ihren Enkelkindern etwas erzählen, hat er eine besondere Sympathie, wie auch für die guten Großmütter, die ihre Enkelin im Führen des Strickstrumpfes unterrichten, oder am Spinnrocken Märchen zum besten geben, oder die alten zitternden Hände am Feuer wärmen.

Es ist eine freundliche, von Aufregung freie Welt, in die uns A. führt; von dem prachtvollen Temperament, das in des großen Gotthelf Bauerngetalten lebt, verspürt man sozusagen nichts bei unserem Maler. Gerne hat er die Kinder zum Gegenstand seiner Kunst gemacht. Auch hier sind es brave Bauernkinder, die sich gesittet benehmen und ihrem Übermut nicht den Zügel schießen lassen.

Der glatte, genau detaillierende malerische Vortrag entspricht dieser gemäßigten Zone, in der sich die Bauernwelt A.s bewegt. Das Kolorit wandelt bei weitaus der Mehrzahl der Bilder auf den Pfaden einer konventionellen Palette. Aber immer wieder stößt man dann doch wieder auf Einzelheiten oder auch auf ganze Bilder, die mit einer breiten, frischen Farbigkeit und einer bemerkenswerten Tonfeinheit gemalt sind und zeigen, was für ein Maler im vollen Sinne des Wortes in A. steckte. Selten entschließt sich A. aus den braunen Tönen heraus zu einer hellen Palette in seinen Bildern. Ein Beispiel solcher hellen farbigen Haltung sind etwa das Kinderfrühstück von 1874 im Basler Museum, oder die Kinderkrippe von 1890 (in Züricher Privatbesitz), und ganz am Ende seines Lebens steht das Bild einer Kleinkinderschule beim Spaziergang über eine Brücke in Bern — ein Bild von einer für A. ungewöhnlichen Helligkeit der Farbengebung.

Nach dem Tode A.s veranstalteten erst Neuenburg, dann Bern, schließlich Zürich (Mai/Juni 1911) Gedächtnisausstellungen. Bei weitem die wichtigste war die Zürcher, die gegen 100 Ölbilder, 80 Studien in Öl, 170 in Aquarell, 260 Zeichnungen vereinigte. Hier sah man nun vor allem unter den Öl- und Aquarellstudien eine ganze Reihe von Arbeiten, welche die ausgezeichnete

malerische Kultur A.s unwiderleglich bewiesen, Sachen von einer erstaunlichen Feinheit des farbigen Sehens und einer vollendet freien, flüssigen Technik. Das novellistische Element hatte hier nicht dreingeredet, ebensowenig die ängstliche Rücksicht auf das Gefallen der Käufer, denen eine genaue Detailausführung, die keine Runzel und keinen Zehennagel und keine Einzelheit am Kleide unterschlug, als wertvollstes Charakteristikum eines A.-Bildes erschien. Wer A. nicht aus einigen der besten dieser Studien — in Licht und Farbe entzückend feinen Interieurs mit wahren Staatsöfen, sicher und rasch hingeschriebenen Landschaftsimpressionen, einzelnen geradezu freilichtmäßig gefaßten figürlichen Studien — kennen gelernt hat, wird sich über die künstlerische Qualität A.s niemals ein völlig zureichendes, gerechtes Urteil bilden können. Es darf aufrichtig bedauert werden, daß wohl vor allem die Rücksicht auf den Kunstmarkt dieser hohen Begabung des Malers nicht die volle, freie Entfaltung gegönnt hat.

Im Vorbeigehen sei noch bemerkt, daß A. für eine Pariser Keramikfirma, Gebr. Deck, von 1870 bis gegen Ende der 1880er Jahre Idealfiguren und historische Bildnisse auf Vasen, Teller und Tüfungen gemalt und mit dieser für uns heute ungenießbaren Fayencemalerei reiche Erfolge geerntet hat. Neben dem Genrebild pflegte A. auch gelegentlich das Stillleben und das Porträt; auf letzterem Gebiete ist ihm aber nur selten ein Werk von ästhetisch voll befriedigender Art gelungen.

In dem A.-Artikel des Schweiz. Künstlerlexikons findet man das Wichtigste, was bis 1902 (dem Erscheinen der ersten Lieferung dieses Werkes) über ihn publiziert wurde, beisammen. Nach dem Tode des Künstlers erschien eine kleine, wesentlich biographische und als solche wertvolle Arbeit von Pfarrer A. Rytz, »Der Berner Maler Albert Anker«, Bern 1911. Ferner seien genannt die Aufsätze über A. von Dr. W. Wartmann, dem Konservator des Zürcher Kunsthause, in den Nrn. 4 und 5 des unter dem Titel »Das Kunstauss« in Zürich erscheinenden Anzeigers der Zürcher Kunstgesellschaft (13. April und 18. Mai 1911). Schließlich seien noch genannt: ein Nekrolog von C. A. Loosli in der Schweizer Kunst (Nr. 101 vom 1. August 1910, Bern), aus dem man u. a. erfährt, wie gerecht A. sich gegenüber den von seiner Malerei vielfach so weit abweichenden Leistungen der jüngeren Generation der Schweizer Maler verhielt, und ein Aufsatz Dr. A. Baur's im 1. Juni-Heft der in Zürich erscheinenden Halbmonatsschrift »Wissen und Leben«. Arbeiten A.s enthält sozusagen eine jede öffentliche Gemäldegalerie der Schweiz.

Zürich.

H. Trog.

Angerer, Gottfried, * 3. Februar 1851, † 19. August 1910. — Wie Friedrich Silcher, der deutsche Volksliedermeister, war A., wenn auch in bedingtem Maße, ein Sänger des Volkes, und es ist mehr als ein Zufall, daß er ebenfalls dem sangesfrohen Schwabenländchen entstammte. Am 3. Februar 1851 erblickte er in Waldsee, unweit Friedrichshafen, das Licht der Welt, behütet von einer liebevollen, selbst musikalisch begabten Mutter. Auch A. war nicht von Anfang an für die von ihm später eingeschlagene musikalische Laufbahn bestimmt, er wurde zuerst Volksschullehrer und amtierte in dieser Stellung sechs Jahre. Dann übernahm ihn die Neigung zur Musik, und er vertauschte seine Schulstube mit den Lehrzimmern des Konservatoriums in Stuttgart, wo er zwei Jahre in den musikalischen Disziplinen ein eifriger Schüler war. Um seine schöne Stimme zur vollen Entfaltung bringen zu können, wechselte er Stuttgart mit

Frankfurt, wo er weitere zwei Jahre dem musikalischen Studium oblag und hauptsächlich den Unterricht Meister Stockhausens genoß.

Die Lehrjahre hatte er nun hinter sich, es begannen seine Wanderjahre. Vorerst blieb er in Frankfurt, etablierte sich dort als Gesang- und Musiklehrer und erhielt in dem bekannten Neebschen Männerchore zum ersten Male Gelegenheit, sich in die spezielle Technik des Männerchorgesanges einzuarbeiten, einem Gebiete, in dem er es zu großer Meisterschaft bringen sollte.

Als ihm nach nur 2½ jähriger Ehe seine geliebte Frau starb, da hielt er es in Frankfurt, wo er auf Schritt und Tritt an die glücklichste Zeit seines Lebens erinnert wurde, nicht mehr aus, und willig folgte er einem Rufe an die Spitze der »Liedertafel« nach Mannheim, mit der er bald prächtige Erfolge erzielte. Doch auch hier sollte A.s Wirksamkeit nicht lange dauern. In Zürich, der Wiege des deutschen Männergesanges, war Gustav Weber krankheitshalber von der Direktion des Sängervereins »Harmonie« zurückgetreten. Die Stelle wurde ausgeschrieben, A. meldete sich, kam in engere Konkurrenz und durfte nach seiner Probedirektion sagen: ich kam, sah und siegte. Er machte sich bald als Privatmusik- und Gesanglehrer beliebt, wurde Lehrer für Sologesang an der von Hegar gegründeten Musikschule. 22 Jahre lang war A. der musikalische Führer der »Harmonie«-Zürich, er führte sie von Erfolg zu Erfolg; der bedeutendste war es wohl, den Verein und Leiter beim Gesangswettstreit in Karlsruhe 1892 davontrugen. Kurze Zeit war A. interimistisch auch in Aarau und Luzern tätig, der Männerchor Enge-Zürich verdankte seiner Leitung ebenfalls schönen Aufschwung. Nach dem Weggange von der Musikschule übernahm A. die Leitung der Musikakademie Zürich, die er zu schöner Blüte brachte, und erteilte kurze Zeit vor seinem Tode auch noch den Gesangunterricht an der Zürcherischen Kantonsschule.

A.s hauptsächlichstes Gebiet war der Männergesang, in dem er sowohl in produktiver wie reproduktiver Hinsicht Vortreffliches leistete, zu den ersten Männern dieses Faches in der Schweiz gehörte und stark mitbestimmend für die Art der Pflege dieser Volkskunstgattung in der Schweiz wurde.

Wie er es verstand, das einfache Volkslied wie die schwierige, fast instrumental gedachte Chorballade eines Hegar zum Klingen zu bringen, das weckte rückhaltlose Anerkennung. Er besaß dabei die bei Musikern dieses Faches seltene Gabe der Beharrlichkeit, nicht eher von seiner Aufgabe abzustehen, bis sie die seinem geistigen Ohre vorschwebende Idealform angenommen hatte. Seine trefflichen Kenntnisse auf dem Gebiete des Gesangwesens, seine darin erworbene Routine spiegelten sich wieder in dem Chorklange, in der Aussprache seiner Sänger. Dabei wußte er diese derart für ihre Sache zu interessieren, daß ihr Vortrag ein lebenswarmes Kolorit erhielt. Wenn hierbei oft etwas stark auf die sentimentale Seite hingeneigt wurde, so war das wiederum auf A. selbst zurückzuführen. Eine leise Sentimentalität, die sich in vielen kleinen Volks-tonliedern A.s angenehm und gefühlswahr bemerkbar macht, trat in seiner Produktion in dem Verhältnis immer mehr hervor als die Art dieser Sachen bei unserem und dem deutschen Volke Anklang fand. Doch man würde A. Unrecht tun, wollte man seine schöpferische Gabe und den Charakter, der aus ihr spricht, ganz allein nur nach diesen allzu populär gewordenen Liedern beurteilen. A. war, wie schon eingangs erwähnt, ein Sänger des Volkes. Schuf er schlicht und einfach, bemühte er sich nicht, allzu dankbar zu schreiben,

neigte er aus Furcht mangelnder Differenzierung nicht nach der künstlichen Seite hin, dann gab er der deutschsprechenden Sängervelt prächtige Liedergaben, unsern Schweizer Sängern überraschend kraftvolle Vaterlandslieder, seinen engeren Heimatgenossen Liedchen von unverfälschtem schwäbischen Idiom — für die auch wir Allemannen diesseits des Rheins uns schönes Verständnis bewahrt haben — und melodiefrische Chöre, die von Wald und Feld, Berg und Tal, Lenz und Liebe singen, und denen man in der Bewertung seitens unserer Volksgesangsvereine eher Aufschwung als Rückgang prophezeien darf.

Auch künstlerisch anspruchsvollere Sachen hat A. geschaffen; ihre Zahl ist freilich klein, und ihr Wesen verrät uns eher ein geschicktes Assimilationsvermögen als schöpferische Begabung. Hat sich A. als selbstschaffender und ausführender Musiker in allen Gebieten seines Schaffens fast überall als gewandter Künstler gezeigt, den erfreulichsten und ehrlichsten Eindruck empfing man von ihm, wenn er sich als Sänger des Volkes gab. A. hatte für Silcher immer eine spezielle Vorliebe, das singende deutsche Volk wird neben Silcher auch die A.schen Lieder nicht vergessen.

Zürich.

Ernst Isler.

Martin, Ernst, Professor der deutschen Sprache und Literatur in Straßburg, * 5. Mai 1841 in Jena, † 13. August 1910. — M. gehörte einer Familie hessischer Refugiés an, deren Stammtafel er selbst für die Geschlechtsgenossen aufgestellt hat (»Die Nachkommen von Jean Pierre Martin«, Straßburg 1896); er selbst bildete mit seinem Bruder August, dem Berliner Gynäkologen, die dritte Staffel einer Professorenreihe: der Großvater Christoph Reinhard Dietrich (1772—1857) hat als hervorragender Prozessualist in Göttingen, Heidelberg und Jena doziert, der Vater Eduard (1809—1875) war in Jena und Berlin als Arzt und Lehrer der Frauenheilkunde hochgeschätzt. In Jena wurde M. am 5. Mai 1841 geboren, er erhielt den ersten Unterricht im Stoyschen Institut und wurde dann in der Erziehungsanstalt eines Verwandten auf dem Lande für das Gymnasium vorgebildet, das er von 1855 ab in Eisenach besuchte. Ostern 1858 bezog er die Universität Jena, wo er der Burschenschaft angehörte, der er durchs Leben Treue bewahrt hat, und die Vorlesungen von Götting, Droysen, Nipperdey, Kuno Fischer und Schleicher besuchte. Die weitere Studienzeit teilte er zwischen Berlin, Bonn und abermals Berlin: in Berlin waren Boeckh, Haupt, Müllenhoff, Trendelenburg, Weber und wieder Droysen, in Bonn Jahn und Ritschl seine Lehrer. Am 20. Oktober 1862 verteidigte er in Berlin seine Dissertation »*De responsionibus diverbi apud Aeschylum*«. In den nächsten Jahren wirkte er als Lehrer am Friedrichs-Werderschen Gymnasium: hatte er schon in seiner letzten Promotionsthese nachdrücklich den altdeutschen Unterricht auf dem Gymnasium verteidigt, wobei er freilich Beschränkung der Lektüre auf das Nibelungenlied und ausgewählte Stücke der mhd. Lyrik empfahl, so erwuchs ihm jetzt, zwar kaum aus den ersten Aufgaben, aber doch im Hinblick auf die Ziele der Schule die kleine, oft aufgelegte »Mittelhochdeutsche Grammatik und Glossar zu der Nibelunge Not« (Berlin 1865); dem Glossar hat er von der 3. Auflage (1867) ab noch den Wortschatz Walthers von der Vogelweide, von der 6. (1876) ab den des »Laurin« eingefügt.

Auch als Gelehrter vollzog M. um diese Zeit den Übergang zu den alt-deutschen Studien, die er auf der Universität noch keineswegs bevorzugt hatte. Müllenhoff zog ihn jetzt zu dem Kreise jugendlicher Germanisten hinzu, mit welchem er die Herausgabe des »Deutschen Heldenbuchs« ins Werk setzte. Der ganze zweite Band (1866), »Alpharts Tod«, »Dietrichs Flucht« und die »Rabenschlacht« umfassend, ist von M. allein und besonders in den späteren Partien durchaus selbständig bearbeitet worden. Für den »Alphart« hat M. zeitlebens eine gewisse Vorliebe bewahrt, und die Resultate, zu denen seine hier von Müllenhoff geleitete höhere Kritik gelangt war, gegen Anfechtungen nachdrücklich verteidigt.

Als dieser Band gedruckt wurde, hatte M. bereits den Schuldienst aufgegeben (1865), um sich für die Habilitation vorzubereiten. Im Wintersemester 1866 begann er an der Universität Heidelberg seine Vorlesungen; schon 1868 wurde er als Nachfolger Lexers, der nach Würzburg ging, zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur in Freiburg i. Br. ernannt, wo er 1872 zum Ordinarius aufrückte; außer der deutschen hat er hier auch die romanische Philologie vertreten. 1874 folgte er einem Rufe nach Prag, wo er, als Germanist neben Kelle lehrend, auch die englische Philologie zuerst an der Universität heimisch machte. Nach Prag führte er auch die Gattin hinüber, die er im badischen Lande gefunden hatte, Emma Bucherer, deren frisches süddeutsches Wesen seine schwerfälligere norddeutsche Art (in der das französische Blut kaum noch pulsierte) in der glücklichsten Weise ergänzte, und die ihm drei Jahre später die Eingewöhnung im Elsaß auch durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen erleichterte. Denn schon im Herbst 1877 siedelte M. nach Straßburg auf den durch Wilhelm Scherers Berufung nach Berlin verwaisten Lehrstuhl der deutschen Philologie über. Mit einem hohen Glücksgefühl ist er in diese seine letzte Lebensstellung eingetreten, und durch 33 Jahre hat er ihr mit selten getrübler Freudigkeit seine stets vom Ideal getragene Hingebung, seine nie ermüdende Arbeit gewidmet. Nachfolger Wilhelm Scherers zu sein, des Altersgenossen, zu dem er mit ehrlicher Bewunderung emporblickte, empfand er an sich schon als eine hohe Auszeichnung, und im Elsaß zu wirken, wo die deutschen Studien nach seiner Auffassung eine besondere Aufgabe, nicht nur für die Wissenschaft, zu erfüllen hatten, das ist gewiß der heimliche Wunsch des bis auf die Knochen patriotischen Mannes gewesen, seit die alte Westmark dem neuerstandenen Reiche wieder angegliedert war und er die Wiedergewinnung der wunderschönen Stadt durch einen Vortrag »Goethe in Straßburg« gefeiert hatte (1871). Und diese seine Tätigkeit für deutsche Sprache und Literatur im Elsaß ist zwar nicht immer von seinen Kollegen in ihrem Ernst und Werte gewürdigt worden, wohl aber hat sie bei einer großen Schülerzahl und darüber hinaus in allen deutschgesinnten Kreisen des Elsaß die herzlichste Anerkennung gefunden: das bewies vor allem die schön gelungene Feier, die ihm bei seinem Ausscheiden aus dem Lehramt am Schluß des letzten Wintersemesters bereitet wurde und deren wohltuende und erhebende Eindrücke dem kranken Manne das letzte Lebensjahr verschönt haben. Ein quälendes Leiden, das zunächst mehr seine Arbeitskraft hemmte, als daß es sein Leben zu bedrohen schien, ist rascher fortgeschritten, als er selbst ahnen mochte. Nachdem ein Badeaufenthalt im Juni und Juli kaum vorübergehende Linderung gebracht hatte, ist M. am 13. August 1910 sanft entschlafen.

Bei einem Überblick über M.s recht umfangreiche literarische Produktion fällt es sofort auf, daß er die Anregungen und Gegenstände zu wissenschaftlichen Arbeiten für sich und seine Schüler gern dem jeweiligen Boden seines Wirkens entnahm oder anpaßte. So hat er (1872) die »Freiburger Passionsspiele des 16. Jahrhunderts« ans Licht gezogen und bei seinem Scheiden aus dem Breisgau das literarische Andenken eines alten Freiburger Kollegen wiederbelebt, indem er »Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi nebst einem Abriß seines Lebens und seiner Dichtung« herausgab (Straßburg 1874). Auch auf die Erzherzogin Mechthild, »das Fräulein von Österreich«, hat er zuerst (1872) den Blick der Literaturgeschichte durch eine kleine Monographie gelenkt, und aus dem gleichen Interesse ist dann 1878 seine Ausgabe des »Hermann von Sachsenheim« hervorgegangen. In Prag hat er die Aufmerksamkeit nachdrücklich auf das deutsche Schrifttum des Landes hingewendet und die »Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen« begründet, deren drei erste Bände (1876 bis 1880) von seinen Schülern bearbeitet wurden. Ganz besonders aber hat M. in Straßburg eine überaus rege Tätigkeit für die Sprache und Literatur des Elsaß entfaltet, ohne doch je ganz darin aufzugehen. Mit fünf Bänden zeugen die »Elsässischen Literaturdenkmäler aus dem 14. bis 17. Jahrhundert« (1878 bis 1888), mit drei Bänden die »Straßburger Studien« (1883—1888), die in fünf Heften »Alsatische Studien« (1891—1894) ihre Fortsetzung fanden, für diese Seite seines Wirkens, und ein reiches Maß von eigener Mitarbeit, Anleitung und Anspornung hat M. auch dem »Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens« zugewendet, dessen Redaktionsmühen größtenteils er für den Historisch-literarischen Zweigverein des Vogesenklubs getragen hat: 25 Bände (1884—1909) sind davon erschienen, und wohl keiner, der nicht mehrere Beiträge von ihm selbst brachte. Die Krönung dieses Teiles seiner wissenschaftlichen Arbeit aber bildete das »Wörterbuch der elsässischen Mundarten«, zu dem er sich 1887 mit seinem Schüler Hans Lienhart verband und das sich in den Jahren 1899 und 1907 zu zwei stattlichen Bänden (nahezu 2000 Seiten) zusammenschloß. Schon die kurze Frist von 20 Jahren, die zwischen der ersten Inangriffnahme und dem Abschluß des Werkes liegt, läßt erwarten, daß Vorbereitung und Ausführung nicht an die großen Unternehmen des »Schweizerischen Idiotikons« und des »Schwäbischen Wörterbuches« hinanreichen, immerhin nimmt das Werk einen hohen Rang in unserer mundartlichen Literatur ein und ist recht eigentlich der elsässische Ehrentitel M.s, der über der eifrigen Sammelarbeit in Stadt und Land eine bekannte Persönlichkeit geworden war und es mit guter Miene hinzunehmen wußte, als ihn der Straßburger Poet Stoskopf zum Modell für eine Figur seiner köstlichen Komödie »D'r Herr Maire« wählte.

Die Pflege aller Beziehungen und Erinnerungsstätten, welche das Elsaß mit den großen Tagen unserer Literatur verknüpften, lag M. besonders am Herzen: der Friderikenhügel bei Sesenheim, das Geburtshaus der Karoline Flachsland in Reichenweier, das Andenken Herders und Goethes in Straßburg; und der 1. Mai 1904, an dem das Denkmal des jungen Goethe auf dem Platze vor der Universität eingeweiht wurde, war gewiß einer der großen Festtage seines Lebens.

Denjenigen, die außerhalb unserer Wissenschaft stehen, mochte es wohl gelegentlich scheinen, als ob M. in den Interessen für das Deutschtum im Elsaß

ganz aufginge und es überdies seiner Art entspräche, kleines und großes mit demselben Maße zu messen. Die freundliche Bereitwilligkeit, auf alles einzugehen, was ihm von Laien entgegengetragen wurde, und eine gewisse Umständlichkeit auch in Nebendingen haben dies Urteil verschuldet. Wer die wissenschaftlichen Leistungen M.s für die altdutsche Philologie aber mit ordnendem Blick übersieht, wird leicht gewahr, daß seine Arbeit dauernd sich um große Zentren der mittelalterlichen Geisteskultur bewegte und der Gefahr der Zersplitterung, der sie zeitweise ausgesetzt schien, nie erlegen ist. Ich streife nur die wertvollen Anregungen, welche er für das Verständnis des ältesten Minnesangs gegeben hat, indem er als erster (in der Zeitschr. f. d. Alt. Bd. 21) nachdrücklich auf die engen Beziehungen zur lateinischen Vagantenlyrik hinwies, ich erwähne nur im Vorbeigehen sein andauerndes Interesse für Otfried, das er auch auf seine Straßburger Schüler zu übertragen wußte, und für den Heliand, dessen Metrik er noch in einer Schrift vom Jahre 1907 behandelte, dem letzten der vier Hefte, die er selbst zu der von Scherer und ten Brink begründeten, später von ihm selbst mitredigierten Sammlung der »Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker« beigegeben hat (2, 42, 65, 100), um den Rest seiner Werke, besonders die zahlreichen Ausgaben, um drei große Mittelpunkte zu gruppieren.

Da ist einmal die deutsche Heldensage und das Volksepos, in deren Würdigung und Kritik er den Bahnen seines Lehrers Müllenhoff treublieb. Nach dem Abschluß seiner Arbeit für das »Heldenbuch« hat er sich alsbald der »Kudrun« zugewendet: die große Ausgabe mit Kommentar, welche als zweiter Band der von Jul. Zacher in Halle herausgegebenen »Germanistischen Handbibliothek« (1872) erschien, durfte er nach 30 Jahren (1902) neu auflegen; die Erneuerung einer kleinen Textausgabe (1883) hat ihn noch auf dem letzten Krankenlager beschäftigt. Und die treue Liebe, die er diesem einzigen deutschen Niederschlag des reichen Heldenlebens von den Gestaden der Nordsee bewahrte, bekundet auch seine Übersetzung: »Gudrun. Die echten Teile des Gedichtes nach Karl Müllenhoffs Text übersetzt von E. M. Mit Bildern von Julius Jürss« (Straßburg 1903), die es ihm vergönnt war, der der meerumschlungenen Nordmark entsprossenen deutschen Kaiserin zu widmen. Wie es hier der Titel ankündigt, ist M. über die Ergebnisse der höheren Kritik Müllenhoffs, auch bei wiederholter Nachprüfung, nicht hinausgekommen, insbesondere hat er dem Versuch Panzers, die auf uns gekommene Fassung als einheitlich und nicht wesentlich überarbeitet hinzustellen, nachdrücklich widerstrebt, hauptsächlich wohl deshalb, weil er sich seine Überzeugung von dem hohen ästhetischen Werte der Dichtung eben an der Rekonstruktion Müllenhoffs gebildet hatte.

Der eigenen Wahl M.s entsprach seine Hinwendung zur mittelalterlichen Tiersage, deren hervorragendsten Denkmälern er durch volle zwei Jahrzehnte einen großen Teil seiner Arbeit gewidmet hat. Denn bereits in den Jahren 1868—1870 hat er in Paris, Rom und England die Manuskripte des »*Roman de Renart*« kopiert. Nur Nebenfrüchte dieser wissenschaftlichen Reisen waren die Ausgaben zweier altfranzösischen Gedichte, des »*Besant de Dieu*« von Guillaume le Clerc de Normandie (1869) und des Romans »*Fergus*« von einem gleichnamigen pikardischen Verfasser (1872); durch diese Editionen kam die Diskussion über die beiden Dichter, welche M. von vornherein für identisch angesehen hatte, erst in Fluß, der »*Fergus*« löste außerdem einen der wertvollsten

Aufsätze Richard Heinzels aus (s. dessen »Kleinere Schriften« [1907] S. 63—116). Im Jahre 1872 veröffentlichte M. als Vorläufer seiner großen Ausgabe ein »*Examen critique des manuscrits du roman de Renart*«, aber erst zehn Jahre später begann diese selbst zu erscheinen, um dann freilich schon 1887 mit dem starken dritten Bande, der den umfangreichen Variantenapparat brachte, abgeschlossen zu werden: »*Le roman de Renart, publ. p. Ernest Martin, 3 voll.*« (Strasbourg-Paris 1882—1887). »*Observations sur le roman de Renart*« schlossen sich (1887) unmittelbar an; beim weiteren Ausbau dieses Gebietes sah M. seinen Schüler H. Büttner erfolgreich (1891) beteiligt. — Aus der Beschäftigung mit den Denkmälern der Tiersage ergab sich für M. auch ein tieferes Eindringen in die mittelniederländische Literatur, wie das schon ein Aufsatz in der »Zeitschrift für deutsche Philologie« Bd. 1 (1868) und seine Beisteuer zu der deutschen Ausgabe von Jonckbloets »Geschichte der niederländischen Literatur« (1870—1872) bekundete. Als wertvollste Frucht dieser Studien, die ihm durch freundschaftliche Beziehungen zu einer Reihe von niederländischen Gelehrten besonders lieb wurden und ihm auch mehrfach Schüler aus den Niederlanden zuführten, hat er uns die Ausgabe des »Reinaert« (Paderborn 1874) geschenkt, mit der das Interesse nicht nur an diesem köstlichen Gedicht selbst, sondern auch an der niederländischen Sprache bei uns neu geweckt wurde. 1876 ließ er ihm einen Neudruck des Antwerpener Prosatextes von 1564: »Das niederländische Volksbuch Reynaert de vos« folgen, 1889 hatte er die Freude, den schönen Fund seines Schülers Ad. Schmidt, die Darmstädter Fragmente des alten Gedichtes, bekanntzugeben, und er benutzte den Anlaß, um auch das prächtige Fragment »*Van bere Wisselauwe*« neu zu behandeln (Quellen und Forschungen H. 65). Unaufgeklärte Umstände haben ihm die Bekanntschaft mit der wertvollen Handschrift vorenthalten, die von Straßburg unwürdigt nach Schloß Dyck heimkehrte, um dann erst von Degering entdeckt zu werden (s. dessen Ausgabe »*Van den von Reynaerde*«, Münster 1910, S. III f.).

Zu der entschiedenen Konzentration, welche allen Ablenkungen zum Trotz, M.s Arbeiten für die »Kudrun« und die Dichtungen von Reinhart dem Fuchse nachgesagt werden darf, ist er bei seinen Studien über die Gralsage leider nicht gekommen: die Erwartung, welche das anregende Schriftchen »Zur Gralsage« (Quellen und Forschungen H. 42, 1880) erweckte, daß nämlich M., der das Altfranzösische so gut beherrschte und große Literaturmassen anderweit ohne Schwierigkeit bewältigte, hier die erschöpfende Umschau in der mittelalterlichen Literatur Frankreichs halten werde, die wir noch immer entbehren, diese Erwartung hat er später nicht erfüllt. Die schwierige Frage nach den Quellen Wolframs hat er weiter nicht selbständig gefördert. Die große Ausgabe von »Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel« (Halle 1900, 1903. Germanist. Handbibliothek IX 1, 2) ist allerdings ein schönes Denkmal seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit: in dem zweiten Bande ist (auf über 700 Seiten) eine imponierende Fülle von Einzelwissen und Lesefrüchten aufgeäuert, aber einem »Kommentar«, wie wir ihn gerade für diesen Dichter erschnen, kommen diese Tausende von Anmerkungen weniger nahe, als an ihrem Platze die Anmerkungen zur »Kudrun«. Seiner starken persönlichen Neigung für den altdeutschen Dichter und seiner Bewunderung für die Ausgestaltung der Gralsage im deutschen »Parzival« hat M. in einer akademischen

Rede (1903) Ausdruck gegeben, die mit der Charakteristik Wolframs eine Ergänzung der Ausgabe liefert.

Viel gesammelt und zum Teil auch, besonders in Aufsätzen des »Elsaß-lothringischen Jahrbuchs«, vorgearbeitet hatte M. für eine Darstellung der »Geschichte der deutschen Literatur im Elsaß«; ein Publikum, das er im Wintersemester 1910/11 an der Universität zu lesen gedachte, sollte der Gestaltung des Stoffes zum Buche vorausgehen. Er hat diesen letzten größeren Plan nicht mehr ausführen sollen. Dagegen besitzen wir von M. eine Gesamtdarstellung der neuern deutschen Literaturgeschichte bis zum Jahre 1870, die, höchst bezeichnend für sein Pietätsverhältnis, mit den Namen Müllenhoffs und Scherers schließt. Nachdem er nämlich Wilhelm Wackernagels Handbuch »Geschichte der deutschen Literatur« in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage bis zum Schlusse des Mittelalters unter peinlicher Zurückhaltung seiner eigenen Person und Auffassung besorgt hatte (Bd. I, Basel 1879), entschloß er sich, mit dem Beginn der neuhochdeutschen Zeit eine durchgreifende Bearbeitung eintreten zu lassen und das Werk vom 17. Jahrhundert bis an die Schwelle der Gegenwart selbständig weiterzuführen (Bd. II, vollendet 1894). M.s Arbeit zeichnet sich aus durch die Bewältigung umfangreicher Literaturmassen auf mäßigem Raume, klare und verständige Disposition und, hier im Gegensatz zu dem ersten Bande, ein wohlabgewogenes Verhältnis von Text und Anmerkungen.

Dieser Band gibt zugleich ein gutes Bild von M.s Vorlesungen, die höchst gewissenhaft ausgearbeitet waren und erziehllich die beste Wirkung tun konnten, obwohl es ihnen, wenn man von dem unzweideutigen inneren Anteil absieht, am Reiz des Vortrags fehlte und die vortreffliche Gliederung des Stoffes nicht ausreichend durch Akzente unterstützt wurde. Im persönlichen Umgang mit seinen Schülern war M. kein strenger Pädagoge, vielmehr von größter Liebenswürdigkeit, zu jeder Förderung durch eigenes Wissen, ja durch Beisteuer und Mitarbeit freudig bereit, und in seinem innersten Wesen frei von Eigennutz und Eitelkeit. Groß ist die Zahl derer, die ihm zeitlebens ein dankbares und respektvolles Andenken bewahren werden.

Auf Grund von persönlicher Bekanntschaft und einzelnen Informationen der Familie und der Freunde.

Göttingen.

Edward Schröder.

Kochendörffer, Karl, Bibliothekar und Germanist, * 16. Mai 1857 zu Kassel, † 14. August 1910. — K. wurde aus einer althessischen Familie geboren, besuchte das Lyceum Fridericianum seiner Vaterstadt und bezog Ostern 1876 die Universität Straßburg, um unter Wilhelm Scherer deutsche Philologie, daneben Sprachvergleichung und Geschichte zu studieren. Als Scherer zum Wintersemester 1877 nach Berlin berufen wurde, folgte ihm K. dorthin und gehörte in den nächsten Semestern auch zu dem engern Kreise der Schüler Karl Müllenhoffs. Ostern 1879 nach Straßburg zurückgekehrt, hat er hier im November d. J. promoviert und sich dann noch eine Zeitlang studienhalber in Marburg aufgehalten. 1881 durfte er seinen Lieblingswunsch, Bibliotheksbeamter zu werden, verwirklichen. Er trat zunächst als Praktikant bei der Kasseler Ständischen Landesbibliothek ein, wo er 1882 Assistent wurde; 1886

in den preußischen Staatsdienst übernommen, wirkte er zuerst als Hilfsarbeiter und dann als Assistent an der Paulinischen Bibliothek zu Münster, kam 1887 als Kustos an die Universitätsbibliothek in Kiel und von da 1891 als Bibliothekar nach Marburg. 1899 siedelte er als Oberbibliothekar und Stellvertreter des Direktors der Universitätsbibliothek nach Königsberg über. Von einem schweren Nervenleiden befallen, das zwar niemals seinen Geist trübte und ihm fast bis zuletzt wissenschaftliche Arbeit ermöglichte, aber ihn doch mehr und mehr in seiner Berufstätigkeit hemmte, verzichtete er freiwillig auf weiteres Avancement und bat um Rückversetzung nach Marburg. Dort hat er anfangs noch mit Aufbietung aller Kräfte seinem Amte zu genügen versucht, ist dann beurlaubt und im Jahre 1909 pensioniert worden, nachdem ihm noch der Professortitel verliehen worden war. Das letzte Lebensjahr verbrachte er in seiner Heimat Kassel, wo sein qualvolles Leiden nach einem schweren Todeskampfe am 14. August 1910 endigte.

K.s literarische Arbeiten zerfallen in solche, die ihm aus seinem Beruf als Bibliothekar erwuchsen, denn er war diesem Amte mit wirklicher Neigung zusetzen, und in germanistische Fachschriften, zu denen seine Universitätsstudien den Grund gelegt haben. Über wichtige Fragen der Organisation und Verwaltung der Bibliotheken hat er in den »Preußischen Jahrbüchern« (1884), in den »Grenzboten« (1886), im »Zentralblatt für Bibliothekswesen« (1885, 1902), auch in einer besonderen Schrift »Buchhandel und Pflichtexemplare« (Marburg 1901) gehandelt. Von einer »Hessischen Bibliographie«, die streng wissenschaftlich sein sollte, gab er eine ausgezeichnete Probe in der Untersuchung über die verschiedenen Ausgaben und Druckzustände von »Wilhelm Dilichs Hessischer Chronik« (»Zentralblatt für Bibliothekswesen« Bd. 2, 1885); diesen Plan mußte er leider nach seinem Weggang von Kassel fallen lassen und hat ihn auch in Marburg nicht ernstlich wieder aufgenommen.

Aus seiner germanistischen Promotionsschrift erwuchs die kritische Ausgabe der »Kindheit Jesu von Konrad von Fußesbrunnen«, welche 1881 in den Straßburger »Quellen und Forschungen« (Heft 43) erschien. In Königsberg beschäftigte sich K. eingehend mit den Handschriften der Deutschordensliteratur des ausgehenden Mittelalters: vom Krankenstuhl in Marburg aus schloß er die Edition von »Tilos von Kulm Gedicht Von siben Ingesigeln« ab (Berlin 1907, als Bd. 9 der von der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen »Deutschen Texte des Mittelalters«). Ein zweiter Text aus dem gleichen Literaturkreise, den er zur Herausgabe vorbereitet hat, wird von mir 1913 in Druck gegeben werden. Eine Reihe zumeist kleinerer Beiträge zur altdeutschen Literatur von ihm steht in der »Zeitschrift für deutsches Altertum« (Bd. 26, Anzeiger; Bd. 27, 28, 35; Bd. 37, Anzeiger): wichtig sind daraus die Untersuchungen über »Erinnerung und Priesterleben« (Bd. 35), worin er diese beiden altösterreichischen Satiren, welche R. Heinzel 1867 unter dem Namen des Heinrich v. Melk herausgegeben hatte, zwei verschiedenen Verfassern zuwies, zugleich aber ihr von Wilmanns bezweifelter Alter nachdrücklich verteidigte. — Auf einem andern Gebiete, das ihm gleichfalls durch die Straßburger Studienzeit lieb und vertraut geworden war, liegt die Abhandlung über »Goethes Glaubwürdigkeit in Dichtung und Wahrheit« (»Preußische Jahrbücher« Bd. 66, 1890), die durch die vermeintlichen Enthüllungen Joh. Froitzheims veranlaßt wurde, aber neben der temperamentvollen Zurückweisung des Angriffs in den

Feststellungen über die Straßburger Literarische Gesellschaft auch positives leistete.

Nach persönlichen Erinnerungen (vgl. »Erinnerungen an K. K.«, Hessenland, 1910 Nr. 17. 18).

Göttingen.

Edward Schröder.

Giesebrecht, Friedrich, D. Dr., Universitätsprofessor der Theologie, speziell für alttestamentliche Wissenschaft, * 31. Juli 1852 zu Kontopp in Schlesien, † 21. August 1910 zu Stettin; absolvierte die Gymnasialzeit auf dem Kgl. Pädagogium der Franckeschen Stiftungen, 1869, studierte dann in Halle und Erlangen 1869—1873 Theologie und semitische Philologie. 2. Juni 1876 *Dr. phil.* in Halle: Über den Sprachgebrauch der Präposition »Lamed« im A. T. 1877, Mitglied des Kgl. Domkandidatenstiftes zu Berlin. 24. Februar 1879 *Lic. theol.* in Greifswald: Über den Wendepunkt des Buches Hiob. 25. April 1879 Privatdozent für alttestamentliche Wissenschaft in Halle. 12. März 1883 Extraordinarius, 31. Juli 1890 *D. theol. h. c.*, fünf Jahre später ordentlicher Honorarprofessor. Im Herbst 1898 wurde G. ordentlicher Professor für alttestamentliche Wissenschaft an der Universität Königsberg und wirkte hier, bis er 1908 unter einem schweren Nervenleiden zusammenbrechend, sich vom akademischen Leben zurückzuziehen gezwungen war.

G. ist in Erlangen von v. Hofmann, in Halle von Kähler nachhaltig beeinflußt. Dementsprechend hatte er ein lebhaftes kirchliches Interesse und war durchaus konservativ gerichtet. Trotzdem vermißt man in seinen Arbeiten keineswegs den kritischen Sinn und eine unbefangene Wissenschaftlichkeit.

Auf seinem Gebiete veröffentlichte er: Beiträge zur Jesaja-Kritik 1890. Der »Knecht Jahves« des Deuterojesaja 1902. Kommentar zum Buche des Propheten Jeremias, 1. Aufl., 1894, 2. Aufl., 1907. Die Berufsbegabung der alttestamentlichen Propheten 1897, Die alttestamentliche Schätzung des Gottesnamens, 1901. Friede für Babel und Bibel, 1903. Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte, 1904. Vgl. Chronik der Kgl. Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. für das Studienjahr 1910/11, S. 15 f.

Prof. Dr. Max Löhr.

Tobler, Adolf, * 23. Mai zu Hirzel im Kanton Zürich, † 18. März 1910 in Berlin. — Wie so manche hervorragende Gelehrte des protestantischen Deutschland, so entstammt auch T. einer Pfarrerfamilie. Große geistige Begabung und starker Heimatsinn eignete schon seinem Vater Salomon, sie fanden ihren Ausdruck u. a. in einem Epos »Die Enkel Winkelrieds«, und sie kehrten in seinen Söhnen wieder. T. legte seine Gymnasialstudien in Zürich, seine Universitätsstudien ebenfalls in Zürich und in Bonn zurück, war an letzterer Universität ein Schüler von Diez, dem er stets ein warmes Andenken bewahrte, und traf ebenda mit Gaston Paris zusammen, der später der Führer der Romanisten Frankreichs werden sollte, und mit dem ihn bald eine das ganze Leben hin dauernde feste Freundschaft verband. Ein zweimaliger Aufenthalt in Italien und Frankreich diente ebensosehr der praktischen Spracherlernung als Vorbereitung auf den Mittelschuldienst wie dem Studium mittelalterlicher Handschriften. In seine Heimat zurückgekehrt, wirkte der junge Gelehrte zunächst einige Jahre am Gymnasium in Solothurn, wo er Französisch und

Italienisch lehrte, dann in Bern, wurde aber schon 1867, vermutlich auf die Empfehlung von Diez und von Mommsen hin, als außerordentlicher Professor nach Berlin berufen, daselbst 1870 zum ordentlichen Professor ernannt und verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode.

T. war in erster Linie Philologe. Er ging vom literarischen Denkmal aus; es voll und ganz zu verstehen, zu würdigen nach seinem Inhalte, nach seiner Stellung zu anderen Denkmälern, nach seiner Sprache, es so auf sich wirken zu lassen, wie es nach der Auffassung des Verfassers auf die Zeitgenossen wirken mußte, betrachtete er als das Ziel, das man erreichen sollte. Daß ihn dabei, soweit es sich eben um wissenschaftliche Durchdringung handelt, das Mittelalter mehr anzog als die Neuzeit, war um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts selbstverständlich. Aber gerade für die damals allmählich erschlossene altfranzösische Literatur fehlte das allererste Erfordernis für ein solches tiefes Verständnis, es fehlte ein Wörterbuch und eine Grammatik des Sprachgebrauches. Das erste zu schreiben, nahm sich der junge Bonner Student vor, und er war wie kaum ein anderer für eine solche Arbeit vorbereitet, da er mit der Ruhe und Gründlichkeit ein ungewöhnlich feines Verständnis für Bedeutungsverschiedenheiten, für die Feinheiten des Ausdrucks besaß. Leider mangelte ihm der »Mut des Fehlens«, er hat zwar in zahlreichen textkritischen Anmerkungen zu altfranzösischen Texten sich als der bei weitem beste Kenner des Altfranzösischen erwiesen, aber zur Veröffentlichung seines Werkes hat er sich nicht entschließen können. Erst jetzt wird es aus seinem Nachlasse erscheinen.

Hand in Hand mit der Arbeit am Wörterbuch gehen die unter dem Titel »Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik« seit 1876 erschienenen, jetzt in vier Bändchen vorliegenden Aufsätze. Zum erstenmal ist hier der Versuch gemacht, nicht nur mancherlei namentlich syntaktische Erscheinungen des älteren und in den späteren Serien des neueren Französisch zu buchen, sondern vor allem sie historisch und psychologisch zu erklären, und man kann wohl sagen, daß durch Tobler diese Arbeiten die französische, und infolgedessen überhaupt die romanische Syntax, als Wissenschaft der lateinischen oder griechischen und der deutschen weit vorausgeeilt ist.

Als drittes Ergebnis dieser Studien ist endlich ein in fünf Auflagen vorliegendes Büchlein »Vom altfranzösischen Versbau« zu nennen, das nicht eine abgeschlossene Metrik ist, sondern auch wieder nur bestimmte, dem Verfasser besonders am Herzen liegende Abschnitte behandelt, diese aber mit einer erstaunlichen Beherrschung des Stoffes von den ersten Anfängen französischer Dichtung bis hinunter auf die Dichterschulen am Ende des 19. Jahrhunderts.

Es war nur selbstverständlich, daß T. zum Verständnis der namentlich in den siebziger und achtziger Jahren zahlreich erscheinenden Ausgaben altfranzösischer und provenzalischer Texte durch Rezensionen unendlich viel beitrug, oft mehr als die Herausgeber selber, es mag aber auffallen, daß von ihm selber nur wenige Ausgaben vorliegen. Die wichtigste ist vielleicht *li dis dou vrai aniel*, die Parabel von den drei Ringen, wichtig darum, weil sie die erste Ausgabe ist, die den bei klassischen Autoren üblichen kritischen Grundsätzen folgt, wichtig auch darum, weil hier der Versuch gemacht wird, auch die Schreibweise, das Schriftbild zu normalisieren, ähnlich wie die Humanisten an Stelle der, oft wechsellvollen Schreibungen der lateinischen Handschriften eine ziemlich einheitliche Schreibung durchgeführt haben.

In einer feinsinnigen Rektoratsrede hat T. die Verschiedenheit der drei im gewöhnlichen Sprachgebrauch als »Philologie« bezeichneten Wissenszweige dargelegt. Die Sprachgeschichte und die Literaturgeschichte gehen vom Einzelnen aus und suchen es aufzufassen als Teil eines Ganzen, suchen es einzureihen in das Ganze und dadurch zum Verständnis des Ganzen zu kommen; die Philologie geht vom Ganzen zum Einzelnen, sie sucht die Einzelercheinung zu verstehen dadurch, daß sie das Milieu, dem sie angehört und aus dem sie sich heraushebt, studiert. Seiner persönlichen Begabung lag die Philologie am nächsten, aber er anerkannte die Bedeutung und Berechtigung der anderen Betrachtungsweisen voll an; er wagte sich zum Teil mit Glück auf das etymologische Gebiet, und er war ein feinsinniger Kenner der Literatur. Aber es ist charakteristisch, daß, als er die Legende des hl. Julian in verschiedenen Versionen verfolgte, er wieder das Hauptgewicht darauf legte, zu zeigen, wie die veränderte Auffassung sich jeweilig aus der Persönlichkeit der Schriftsteller erkläre.

Wenn somit T.s Arbeiten sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Sprachen Frankreichs bewegen, so wäre es doch unrecht, wollte man ihm die Beschäftigung mit den anderen romanischen Idiomen absprechen. Zur Zeit, da er in Solothurn auch Italienisch unterrichtete, schrieb er Artikel über italienische Literatur und zog auch in seinen grammatischen Arbeiten das Italienische heran; auch später hat er sich gelegentlich namentlich in Rezensionen mit Italienisch beschäftigt, und als 1882 die Kgl. Bibliothek zu Berlin eine der wichtigsten Handschriften altnorditalienischer Dichtungen erwarb, gab er die meisten dieser Texte in mustergültigen Editionen heraus. Aber in der Lehrtätigkeit fand er fast nur für Französisch weitergehendes Interesse, und das mag auch auf seine publizistische Tätigkeit eingewirkt haben. Wer ihn aber näher kannte, wußte, daß ihm das Spanische und Portugiesische fast ebenso vertraut war wie die im Vordergrund stehenden romanischen Sprachen.

Als Lehrer war er streng, namentlich in früheren Jahren gegen die Studierenden mehr abweisend als entgegenkommend. In sein Seminar nahm er nur zwölf Mitglieder auf, auch als die Hörer zu Hunderten zählten, und diese zwölf behandelte er nicht immer mit Samthandschuhen. Aber wo er ernstes Streben und Begabung erkannte, konnte er aufmuntern, und bei näherer Bekanntschaft konnte man gewahren, daß die Kälte und Rauheit nur dem Bedürfnis entsprang, alles, was Halbheit, Flachheit, Schein war oder sein konnte, von sich abzuwehren. Eine vorwiegend innerliche Natur, die sich schwer gab, nicht oft das Bedürfnis empfand, sich zu geben, daher, was sie sich abrang, allzu leicht herber erschien, als es war.

Vgl. W. Meyer-Lübke, Neue Freie Presse 17. April 1910; Germanisch-Romanische Monatsschrift II, 369; A. Risop und H. Morf, Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen 124, 237; A. Risop, Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie X, 4, 90.

M e y e r - L ü b k e.

Dändliker, Karl, Professor an der Universität Zürich und Lehrer am Seminar in Küssnach, * 6. Mai 1849 zu Elsau (Ktn. Zürich), † 14. September 1910 zu Küssnach (Ktn. Zürich). — D. verlebte seine ersten Kinderjahre zu Elsau (Bez. Winterthur), wo sein Vater Karl D. als Ortsgeistlicher wirkte; doch schon 1853 folgte dieser einem Rufe an die Kirche der größeren Gemeinde Rorbas (Bez. Bülach), wo nun der Knabe die ersten Schulen besuchte. Zwei Eindrücke übten schon früh einen wesentlichen Einfluß auf das stille, ernsthaft

fleißige Kind aus. Der Großvater und ein Oheim hatten sich auf dem pädagogischen Felde erprobt, und so war das Interesse des Pfarrersohnes früh auf die Schule gelenkt; aber ganz besonders mußte der historisch bemerkenswerte Boden, das auch durch Anmut der Landschaft fesselnde Tal des Tößflusses, die Nähe des Rheinstroms, der Blick auf die der Kirche gegenüberliegende Schloßruine von Freienstein, schon bald die Aufmerksamkeit des gern in das Studium von Chroniken, der Akten des Gemeindegenealogischen Archivs sich vertiefenden Knaben auf sich ziehen. So ist 1870 die erste selbständig erscheinende Arbeit des Historikers D. die »Geschichte der Gemeinden Rorbas, Freienstein und Teufen« geworden. D. wandte sich demgemäß nach Vollendung der Gymnasialjahre in Zürich als Student an der dortigen Hochschule dem historischen Fache zu und fand in den akademischen Lehrern Max Büdinger, für die allgemeine, Georg von Wyß, für die schweizerische Geschichte, die Förderung, die er wünschte und der er mit voller Hingabe folgte; daneben trat ihm in dem nur um zwei Jahre älteren Joh. Jakob Müller (vgl. Allgemeine deutsche Biographie Bd. XXII S. 635—637) ein gleichstrebender Freund und Arbeitsgenosse zur Seite. In Büdingers »Untersuchungen zur allgemeinen und zur mittleren Geschichte« brachte dann auch D. 1870 und 1871 seine Abhandlungen über die drei letzten Bücher Herodians und über Liudprand von Cremona — diese letztere gemeinsam mit seinem Kommilitonen Müller — zur Veröffentlichung. Nach seiner in Zürich bewerkstelligten Promotion setzte danach D. noch in München, zwei Semester hindurch, die Studien fort und gewann da von Giesebrecht und von Riehl weitere reiche Anregung. Nach der Rückkehr in die Heimat trat der junge Doktor 1872 als Lehrer in das zürcherische Lehrerseminar, anfangs für allgemeine Geschichte und Geographie, später nur noch für das historische Fach, mit Hereinziehung der schweizerischen Geschichte. Da wirkte D., zuletzt der am längsten im Amt stehende Lehrer, Jahrzehnte hindurch mit voller freudiger Hingabe, nicht so sehr, wie ein dankbarer Schüler nach D.s Tode bezeugte, mit hinreißendem Temperament, in eleganter Darstellung, wohl aber, was den wohltuenden Einfluß auf die lange Reihe seiner dem Lehrberuf sich widmenden Hörer bedingte, mit der Sorgfalt und Objektivität, die von der ethisch-patriotischen Bedeutung des Unterrichtsfaches, in ernster, sittlich religiöser Weltanschauung, durchdrungen war. D. trat tapfer für die Geltung seines Faches in der Zusammenfügung des Lehrplanes immer von neuem ein, und daß manche seiner Schüler nach erlangtem Lehrerdiplome die Studien fortsetzten, um als promovierte Doktoren nachher auf höherer Lehrstufe zu arbeiten, war die schöne Bestätigung der von D. ausgegangenen Saat. Daneben aber war es D. möglich, bei der Nähe von Küssnacht bei der Hauptstadt, auch an der philosophischen Fakultät der Hochschule lehrend sich zu betätigen, seit 1875 als Privatdozent, seit 1887 als Extraordinarius. Auch hier traten, in den Vorlesungen und besonders in den von ihm geleiteten praktischen Übungen, die gleichen Eigenschaften, kritische Schärfe und lichtvolle Gruppierung des Stoffes, hervor. Aber freilich trug auch diese Doppelbetätigung viel dazu bei, daß der körperlich zarte Mann seiner Kraft zu viel zumutete, so daß diese, obschon auf Unterbrechung der Krankheit stets wieder die mutige Rückkehr zur Arbeit geschah, schließlich versagen mußte. Noch während der Sommermonate des Todesjahres blieb D. tätig, bis die im August beginnende Krankheit in raschem Verlauf zum Tode führte.

Die vielfache literarische Tätigkeit, die D. entwickelte, galt nach jenen ersten der allgemeinen Geschichte dargebotenen Arbeiten ganz vorzüglich der Geschichte der Schweiz. Zwar verfaßte er zunächst noch, 1873, wieder in Gemeinschaft mit seinem Freunde Müller, ein »Lehrbuch der allgemeinen Geschichte«, das drei Auflagen erlebte; dann aber ließ er seine »Kleine Geschichte der Schweiz für Schule und Haus«, die auch mehrfach aufgelegt, in das Französische übersetzt wurde, folgen, und hatte er hier von den in dem Unterrichte gemachten Erfahrungen aus den Stoff behandelt, so schuf er in der 1904 veröffentlichten »Schweizerischen Geschichte«, die in der Sammlung Göschen erschien, eine äußerst zweckmäßige gedrängte Übersicht des gesamten Stoffes für die weitesten Kreise. Allein das Buch, das innerhalb der Schweiz seinen Namen zumeist in weitem Umfang zur Geltung gebracht hat, ist das für den Verlag von Friedrich Schultheß in Zürich geschaffene dreibändige Werk »Geschichte der Schweiz«, dessen erster Teil schon die vierte Auflage erlebte. Es waren die ausdrückliche Betonung des kulturgeschichtlichen Elementes, dann die warmherzige Erfassung der Aufgabe, das Streben, volkstümlich zu schildern, ohne doch der Wissenschaftlichkeit sich zu entschlagen, was den günstigen Anklang erklärt, den die Arbeit gewann. Dabei war der Verfasser ernsthaft beflissen, von einer Ausgabe zur anderen, den kritischen Anforderungen noch mehr zu genügen, sein Urteil zu verschärfen. Indessen behandelte D. in seinen Vorträgen an der Hochschule ganz vorzüglich auch die Geschichte des Kantons Zürich, und so forderte ihn der Verlag von Schultheß auf, eine »Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich« zu schreiben, die 1908 und 1909 in zwei den Stoff bis zum Jahre 1712 erledigenden Bänden erschien; er vermochte das Werk, für dessen dritten Teil er allerdings in den Vorarbeiten weit gelangt war, nicht selbst zu vollenden. Ein reiches archivalisches Material ist hier benutzt, und besonders legte der Forscher ein nachdrückliches Gewicht auf die verfassungsgeschichtliche Seite der Aufgabe; wie die Entstehung des zürcherischen Gebietes der Entwicklung des städtischen Gemeinwesens vom späteren Mittelalter zur Neuzeit hinüber parallel ging, tritt in besonders aner kennenswerter Weise zutage. Allein neben diesen größeren Werken steht durch die vier Jahrzehnte hin eine ganze Fülle kleiner interessanter Arbeiten. Als tätiges Mitglied der zürcherischen antiquarischen, der allgemeinen schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft gab D. zu den »Mitteilungen« der ersten, zu dem »Jahrbuch« der zweitgenannten Vereinigung wertvolle Beiträge; die Jahrgänge des »Zürcher Taschenbuchs« wurden durch seine Feder bereichert; eine Reihe von Artikeln lieferte er in die »Allgemeine deutsche Biographie«; in der 1898 Büdinger dargebrachten Festschrift hob D. universalhistorische Anknüpfungen der mittelalterlichen Geschichte Zürichs hervor. Es waren vorzüglich einzelne Abschnitte, die so von dem Historiker Licht empfangen, aus dem 15. Jahrhundert der große aus der Toggenburger Erbschaft erwachsene innere Krieg, dann die Zeit der Burgunderkriege und des Zürcher Bürgermeisters Waldmann, im weiteren die für die Verfassungsgeschichte Zürichs wichtige Frage der Anfragen der Regierung an das Volk vor und nach der Reformation. An die Jugendarbeit schloß sich D. in den mustergiltigen Ausführungen: »Andeutungen und Materialien zur historischen Heimatkunde« und »Orts-geschichte und Heimatkunde in Wissenschaft und Schule« wieder an.

In solcher Weise blieb der bescheidene Forscher und Darsteller bis un-

mittelbar zur Todeskrankheit unermüdet tätig. Die Gattin, die während einer über ein Vierteljahrhundert sich erstreckenden glücklichen Verbindung ihm in treuem Verständnis zur Seite stand, ehrte das Gedächtnis an den hingebenden Lehrer dadurch, daß sie die reichhaltige Bibliothek des Verstorbenen den beiden Anstalten darbrachte, denen er sein Leben gewidmet hat, dem Lehrerseminar in Küsnach und der Hochschule für die Bibliothek des historischen Seminars.

Quellen: Erinnerungsblatt zum Andenken an Prof. Dr. Karl D. (mit den am Begräbnistage gehaltenen Ansprachen); Dr. W. Wettstein: Prof. Karl D. † (Separatabzug aus der Neuen Zürcher Zeitung); G. Meyer von Knonau: Karl D. † (in der Zeitschrift »Wissen und Leben«).

G. Meyer von Knonau.

Jäger, Oskar, Historiker und Pädagoge, * zu Stuttgart am 26. Oktober 1830, † zu Bonn a. Rh. am 2. März 1910. — Geboren in der Hauptstadt Schwabens als Sohn des Obermedizinalrats und Naturforschers Georg Friedrich v. Jäger und der Charlotte, geb. Schwab, der hochbegabten, feinsinnigen Schwester Gustav Schwabs, verlebte der Knabe eine fröhliche, sonnige Jugendzeit im Kreise seiner 11 Geschwister, als deren letztes er nun aus dem Leben geschieden ist. Das elterliche Haus bildete durch die weitverzweigte Verwandtschaft wie durch den freundschaftlichen Verkehr mit Männern wie Ludwig Uhland, Justinus Kerner u. v. a. einen der geistigen Mittelpunkte im damaligen Stuttgart: es war eine Umgebung, wo nichts Gemeines sich nahen durfte und die Gedanken auf hohe, geistige Ziele gespannt waren, wo man bei noch einfachen äußeren Lebensformen Befriedigung und Glück in der Pflege des Guten und Schönen, im Reich des Idealen, suchte und fand. — Des Knaben früh hervortretende Befähigung für die Wissenschaft wies deutlich auf einen gelehrten Beruf hin, und ein ebener Weg führte ihn durch das *Gymnasium illustre* seiner Vaterstadt und durch das Seminar Schöntal, wo er namentlich von dem Ephorus K. L. Roth unverlierbare Eindrücke empfing, nach Tübingen in das theologische Seminar. Es war das Jahr 1848. Wie es damals im »Stift« und in der theologischen Fakultät aussah und wie die sturmbewegte Zeit auf ihn, der damals schon politisch mündig war, und auf die anderen Stiftsinsassen wirkte, davon hat er in den Monatsheften von Velhagen & Klasing eine höchst anziehende, mit viel Humor gewürzte Schilderung entworfen und damit zugleich einen wertvollen persönlichen Beitrag zu der noch ungeschriebenen Geschichte des Tübinger Stifts geliefert (abgedruckt in »Erlebtes und Erstrebtes« 1907). Mit seinem ausgesprochenen Sinn für Freundschaft und Geselligkeit schloß er sich der »Königsgesellschaft« an, in deren Kreis er insbesondere an Christoph Sigwart und an dem unvergeßlichen Julius Klaiber Freunde fürs Leben fand. Aber so ernst er es mit seinen philosophischen und theologischen Studien nahm und so wichtig ihm sein Leben lang die religiösen Fragen waren, so zogen ihn Neigung und Begabung doch weit mehr zum Lehramt als zur Kanzel. Der Beruf des Lehrers war in seinen Augen der schönste und befriedigendste, den es unter Menschen geben kann. »Er nötigt uns« — so schrieb er nach einer mehr als vierzigjährigen Praxis in der Einleitung zu seiner »Lehrkunst und Lehrhandwerk« — »mit gelindem Zwang, was der menschlichen Gebrechlichkeit immer gut tut, über uns selbst zu wachen, weil wir ganz unmittelbar die Aufgabe haben,

der heranwachsenden Generation ein Beispiel zu sein; er mahnt und ermutigt uns, jeden nämlich, der es soweit gebracht hat, auf solche Gottesstimmen zu hören, nach dem Vollkommenen, nach immer höherer Vollkommenheit zu streben, da wir dieses Ziel ja unsern Schülern vorhalten, und zwar ernstlich, nicht bloß rhetorisch vorhalten; er erhält jung, ziemlich lange wenigstens, und die begnadigteren unseres Standes bis ins höchste Alter, sofern man unter jung die Eigenschaft versteht, dem Leben immer neue Seiten abzugewinnen und an den ferneren Geschicken der Welt nicht zu verzweifeln; er macht frei, wenn es wahr ist, daß die Wahrheit frei mache: denn ihr allein dienen wir, dürfen wir dienen, müssen wir dienen und brauchen der Welt, die bekanntlich ohne gewisse konventionelle Lügen oder Halblügen nicht bestehen kann, bei Ausübung unseres Berufs kaum irgendwelches Zugeständnis zu machen, wie doch der Advokat, der Staatsmann, der Geistliche usw. tun müssen.«

Nach Abschluß seiner Studien verdiente sich J. seine pädagogischen Sporen in einer Erziehungsanstalt in Freienfelde bei Halle, wo er in der Tochter des Direktors, Minna Eilers, seine spätere Gattin fand, dann in unständiger Verwendung an den höheren Lehranstalten in Stuttgart und Ulm. Aber die Aussichten waren damals in Württemberg herzlich schlecht: so nahm er 1859 gern eine Stelle als Gymnasiallehrer in Wetzlar an, wo er seinen Hausstand begründete; schon 1862 folgte die Berufung als Rektor an das Progymnasium in Mörs und 1865 die Ernennung zum Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Köln, das er von da ab bis zu seinem Rücktritt im Frühjahr 1901, also 36 Jahre lang, geleitet hat. Was bei seinem Abschied und vorher schon bei seinem 25 jährigen Direktorenjubiläum im Jahre 1890 von früheren Schülern, von Kollegen und Freunden zu seinen Ehren veranstaltet und gesprochen wurde, legt beredtes Zeugnis ab für die staunenswerte Arbeitskraft und eigenartige Begabung, die J. gerade für diesen Beruf mitbrachte. Auch hierüber, d. h. über die Regentenpflichten eines Vorstandes, hat er in der Form von Ratschlägen an einen jüngeren Kollegen goldene Worte hinterlassen. »Regieren heißt zunächst: zuerst auf dem Platze sein. Gib nicht viel Verordnungen, sondern ein gutes Beispiel. Tue vieles selbst — sehr viel — viel Arbeit, meine ich. Nimm dir nicht die besten Stunden, sondern die wirksamsten, diejenigen, welche die meiste Arbeit verlangen. . . . Regieren heißt ferner: Haupt- und Nebensachen unterscheiden können; Blick für das Mögliche haben, das Gute, das Positive an dem Menschen herausfinden. Und man kann auf zweierlei Art regieren: auf die orientalische, mit viel amtlichem Air, Verordnungen, Zirkularen, Konferenzen usf. Aber es gibt noch eine andere, die man die okzidentalische, germanische, menschliche nennen kann. Sie besteht darin, daß man auf dem Platz ist und die Augen offen hält, am Gespräch der Kollegen teilnimmt, für jedes Desiderium zugänglich ist — diese Methode hat den großen Vorteil, daß man sehr vieles im Keime ersticken, ruhig schlichten kann, ehe es an die große Glocke kommt. Dann merke dir als ein Stück verschollener Weisheit, daß man eine Sache, auch ohne gleich eine Konferenz darüber zu halten und über diese ein Protokoll aufzunehmen, sehr ernsthaft behandeln kann« (»Aus der Praxis« 177 ff.). Ein Meister in der freien, persönlichen Erfassung seiner Aufgaben, hat J. dem preußischen Zuge zum Uniformieren und Reglementieren nach Kräften entgegengewirkt und auch noch als »Geheimrat« den maßgebenden Kreisen gegenüber manch freimütiges Wort gesprochen. Jedes

Strebertum war ihm verhaßt und auf äußere Auszeichnungen wie Titel, Orden und dergleichen legte er wenig Wert; auch in seiner äußeren Erscheinung und seinen Lebensgewohnheiten blieb er immer schlicht und natürlich. Wie als Direktor, so war er auch als Lehrer nie steif und langweilig, sondern anregend, Kräfte weckend; sein Vortrag war fern von leeren oder selbstgefälligen Phrasen, aber packend durch die innere Wahrhaftigkeit und persönliche Ergriffenheit, insbesondere in dem Fach, das ihn seit seiner Jugend besonders anzog, in der Geschichte. Aber auch in andern Fächern, in alten oder neueren Sprachen, in Aufsatz und Literatur war es eine Lust, von ihm zu lernen, und ich erinnere mich mit Vergnügen an eine englische Stunde in Prima, in die er mich mitnahm, und wo er Shakespeares Macbeth erklärte. Auf die raffinierte Ausbildung der didaktischen Methode durch unsere pädagogischen Schriftgelehrten hielt er nicht viel. »Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.« Dieser natürlichen Methode des redlichen Willens und des gesunden Menschenverstandes hat er in der originellen Form eines pädagogischen Testaments ein klassisches Denkmal errichtet in seinem Buch »Aus der Praxis« (Wiesbaden 1883). Es war unter all seinen Schriften diejenige, die durch ihre packende, geistvoll aphoristische Form und die herrliche Gabe des *ridentem dicere verum* am meisten gezündet und durch ihre rücksichtslose Wahrhaftigkeit und den gesunden Naturalismus landauf, landab als eine befreiende Tat gewirkt hat. Human, aber nicht weichlich, am wenigsten gegen sich selbst, haßte er auch jene andere, nicht minder gefährliche Zeitströmung, die vergißt, daß die Schule in erster Linie zum Lernen da ist und aus lauter Angst vor Überbürdung die Anforderungen an die Schüler nicht niedrig genug bemessen kann. Er weckte vielmehr durch sein lebendiges Vorbild in seinen Schülern und in seinen Lehrern die Lust zu ernster Arbeit und strenger Pflichterfüllung, und jene kraftvolle Energie des sittlichen Willens, die ihn selber auszeichnete, spiegelte sich in dem Geiste der Zucht und der Ordnung, der in seinem Gymnasium waltete.

Ein männliches, zielbewußtes Wollen und ein klarer, durchdringender Verstand beherrschten sein Wesen von Jugend auf. Darum hat er sich auch auf preußischem Boden so rasch eingelebt und so heimisch gefühlt, daß er eine Zeitlang dem Schwabentum fast entfremdet scheinen konnte: in Wahrheit hat er die Vorzüge des preußischen und des schwäbischen Naturells aufs glücklichste in sich vereinigt; sein schwäbischer Humor und etwas von der schwäbischen Gemütlichkeit gewannen ihm überall die Herzen. Aber er liebte es nicht, wenn man die Gegensätze von Nord und Süd zu sehr betonte, denn über allem stand ihm, dem begeisterten Patrioten, das große, geeinigte deutsche Vaterland, und er hat auch sein Amt als Lehrer und Erzieher stets im Zusammenhang mit den großen nationalen Aufgaben unseres Volkes erfaßt. Der Vielbeschäftigte, der freilich die Zeit auszukaufen verstand, wie kaum ein anderer — »man gewinnt Zeit, indem man keine verliert«, lautet eines seiner goldenen Worte — fand denn auch die Muße, sich am politischen Leben in hervorragender Weise zu beteiligen. Bis ins hohe Alter stand J. an der Spitze der nationalliberalen Partei in den Rheinlanden, grimmig gehaßt von den Ultramontanen, aber verehrt von allen frei und deutsch denkenden Männern um seiner tiefen politischen Einsicht, seiner schlagfertigen Beredsamkeit und seiner Charakterfestigkeit willen, mit der er unentwegt im Sinne des nationalen Fortschritts kämpfte.

»Und wo du in einer Versammlung für deine Auffassung vom Staat oder von staatlichen und sittlichen Dingen, welche nicht die des Krämers, nicht die des Pfaffen, nicht die des Demagogen und nicht die des Junkers ist, eintreten kannst und tust es nicht, da ist dir's Sünde. Denn wer da weiß, Gutes zu tun — in diesem Fall also Gutes zu reden — und tut es nicht, dem ist es Sünde« (»Aus der Praxis« 158).

Neben dieser politischen Tätigkeit ging bei J. eine ebenso fruchtbare Vereinsarbeit für die Sache des humanistischen Gymnasiums, das an ihm seinen mutigsten Vorkämpfer verloren hat. Fester als er war niemand von dem Werte der klassischen Studien und von dem Vorrang der sprachlich-historischen Bildung überzeugt, und streitbarer als er ist keiner den Ansprüchen und den Anklagen der preußischen Realschulmänner entgegengetreten, denen er in einer geharnischten Schrift »Realschulwesen und Realschulschwindel« den Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Er war überall auf dem Platz, wo über das humanistische Gymnasium verhandelt wurde; bei den Konferenzen in Berlin, zu denen er wiederholt berufen wurde, auf den großen deutschen Philologentagen wie bei den jährlichen Versammlungen der »rheinischen Schulmänner« in Köln und des »Deutschen Gymnasialvereins«, dessen Mitbegründer und erster Vorsitzender er war — überall hat er das Gewicht seiner Persönlichkeit und seiner Gründe in die Wagschale geworfen für das schwer gefährdete preußische Gymnasium, und hat mit lauter Stimme gewarnt »vor einer feigen Rückzugstaktik gegenüber jener Koalition von zweifelhaften Kräften, die sich selbst den Zeitgeist nennt«. Gott weiß, wie schwer es dem Siebzigjährigen geworden ist, jener »Braunschweiger Erklärung« vom 5. Juni 1900 beizutreten und damit zu der Gleichberechtigung der Realschulen und Realgymnasien mit dem humanistischen Gymnasium seine Zustimmung zu geben. Wenn er dem Drängen seiner Freunde endlich nachgab, so tat er es in dem Glauben, daß durch die Nachgiebigkeit in diesem einen Punkt das Gymnasium vor weiteren drohenden Schlägen bewahrt werde, und in der Zuversicht, daß das Gymnasium von nun an dem Streit der Parteien entrückt, seiner humanistischen Aufgabe mehr als bisher werde leben dürfen — eine Hoffnung, die sich freilich in Preußen so wenig als anderswo erfüllt hat.

Zu all dieser praktischen Arbeit in der Schule und im Vereinsleben, zu den Sorgen und Pflichten des Gatten und Familienvaters, denen er sich niemals entzog, trat bei J. noch eine umfassende literarische Tätigkeit. Er war ein Meister der Feder, und schon einen Brief von ihm zu lesen war ein Genuß und eine geistige Bereicherung. Neben einer Menge von Aufsätzen, Abhandlungen, Broschüren verdanken wir ihm eine stattliche Reihe größerer Werke geschichtlichen und pädagogischen Inhalts. Die Geschichte stand ja von jeher im Mittelpunkt seiner Studien, und wie er in seinen grundlegenden methodischen »Bemerkungen zum geschichtlichen Unterricht« (Wiesbaden, bei Dr. Jakoby) und später in Baumeisters »Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre« (Teil 8) dem Lehrer der Geschichte die richtigen Wege weist, so hat er selbst in seiner »Geschichte der Römer« (1861) und in der »Geschichte der Griechen« (1865), in seinen »Punischen Kriegen, nach den Quellen erzählt«, in der Neubearbeitung von Schlossers Weltgeschichte und deren Fortsetzung bis auf die neueste Zeit, endlich in seiner vierbändigen Weltgeschichte (Velhagen & Klasing) Muster edler historischer Darstellung geliefert, die nicht

nur bei den Berufsgenossen, sondern auch in unzähligen Familien Bürgerrecht erworben und gar manchem erst die Freude an geschichtlicher Lektüre geweckt haben. Vereinigt er doch mit wissenschaftlicher Gründlichkeit jenes Erzählertalent, das auch das längst Vergangene als Gegenwart empfinden läßt: er trachtet nicht nach hohen Worten, sondern läßt die Sache reden, er läßt das Wesentliche und Wertvolle scharf hervortreten, ohne durch gelehrtes Detail zu ermüden, und er bringt dem Leser zugleich sittliche Förderung durch den unbeugsamen Wahrheitssinn wie durch die großen ethischen und nationalen Gesichtspunkte, von welchen seine Darstellung beherrscht ist. — Den geschichtlichen Werken traten bald pädagogische zur Seite; vor allem jenes »Pädagogische Testament: Aus der Praxis«, später »*Pro domo*« (1894), eine Sammlung von Reden und Aufsätzen, die trotz der Verschiedenheit der behandelten Gegenstände doch alle eine Rechtfertigung des humanistischen Gymnasiums enthalten, endlich »Lehrkunst und Lehrhandwerk« (1897), hervorgegangen aus Vorträgen und Übungen mit den seiner Obhut anvertrauten Kandidaten des höheren Lehramts. J.s anerkannte wissenschaftliche und literarische Bedeutung ebnete ihm nun auch den Weg zur letzten Station seines arbeitsreichen Lebens. Nachdem der Siebzigjährige in Köln sein Szepter niedergelegt, siedelte er 1901 an die Universität Bonn über, wo ihm als ordentlichem Honorarprofessor ein *olium cum dignitate* beschieden war. In voller geistiger Frische, hochgeschätzt von seinen akademischen Kollegen wie von seinen Zuhörern, zu denen eine Zeitlang auch der deutsche Kronprinz gehörte, las er unter großem Beifall über Geschichte und Gymnasialpädagogik, und die reife Frucht dieser akademischen Lehrtätigkeit war das schöne Buch über »Homer und Horaz im Gymnasialunterricht« (München, C. H. Beck, 1905). Es ist zugleich der Niederschlag einer 50 jährigen Beschäftigung mit den beiden Dichtern und bedeutsam durch den streng konservativen Standpunkt, den J. in der homerischen Frage einnimmt. Noch folgte 1907, im gleichen Verlag, ein stattlicher Sammelband zerstreuter Reden und Aufsätze, unter dem Titel »Erlebtes und Erstrebtes«, ein Buch, dessen mannigfaltiger Inhalt uns noch einmal den ganzen Mann in seiner persönlichen Eigenart und in seiner Vielseitigkeit nahe bringt; liebe Erinnerungen aus der Heimat und aus der Jugendzeit, aus den Mannesjahren, seine Besuche bei Bismarck in Kissingen (1892) und Friedrichruh (1895), bei dem Präsidenten von Transvaal, Paul Krüger in Köln (1900); daran reihen sich Betrachtungen über Schulreform und Reformgymnasium, über das Verhältnis von Politik und Schule; ein mannhafter Protest gegen die Zulassung der Marianischen Kongregationen (abgedruckt aus der Wartburg, 1904), eine Schillerrede über die Bedeutung des Dichters für das Gymnasium (1905) und ein schönes Wort über das evangelische Pfarrhaus und den katholischen Klerus zeigen den freimütigen Protestanten und den gemütvollen Idealisten.

Sein letztes Buch, das dem dringenden Wunsche des Verlegers seinen Ursprung verdankte, waren die zwei stattlichen Bände, die unter dem Titel »Deutsche Geschichte« 1909 bei Beck in München erschienen und eine Art Gegenstück zu der im gleichen Verlag erschienenen Deutschen Literaturgeschichte von Alfred Biese bilden: die Geschichte des deutschen Volkes, dargestellt für die gebildete deutsche Familie, ohne schweren wissenschaftlichen Ballast, aber anschaulich und eindringlich, das Ganze getragen von dem starken

Glauben an unser deutsches Volk und von jener unbeugsamen Wahrheitsliebe, die ihn sein Leben lang beseelte.

War so J.s Leben nach außen hin eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen, so ist ihm dagegen in seiner Familie mancherlei Sorge und schweres Leid nicht erspart geblieben. Er ertrug es mit männlicher Festigkeit, als eine Schickung aus Gottes Hand. Im Jahre 1875 wurde ihm nach 16 jähriger glücklicher Ehe die geliebte Gattin durch den Tod entrissen, und von den acht Kindern, die sie ihm geschenkt, mußte er fünf im jugendlichen Alter hinsterben sehen. Drei Jahre später vermählte er sich zum zweitenmal, mit der Witwe des Universitätsprofessors Kampschulte in Bonn. Erst in den letzten Jahren bekam J. die Gebrechen des Alters zu spüren in der Abnahme seines Gehörs wie in rheumatischen und asthmatischen Beschwerden, für die er in Wildbad oder Ems Linderung suchte und fand. Es war ein Ereignis, daß er im Frühjahr 1906 zum erstenmal bei der Tagung des Deutschen Gymnasialvereins in Berlin nicht zugegen sein konnte. Im Winter 1906/07 nahm er mit frischer Kraft seine Vorlesungen wieder auf, aber als im Herbst 1907 der Deutsche Gymnasialverein, zugleich mit der 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, in Basel tagte, hielt er es mit Rücksicht auf seine 77 Jahre und seine zunehmende Schwerhörigkeit für geboten, brieflich um die Enthebung von dem Amt eines ersten Vorsitzenden zu bitten. »Daß ich damit«, schrieb er, »nicht unsere Sache verlasse, das versteht sich von selbst, und ehe ich gestorben oder verdorben bin, gedenke ich unserer Fahne weiter zu dienen, so gut ich noch kann. Die Sache ist einfach die: ich trete wieder als gemeiner Soldat oder meinetwegen als Unteroffizier in die Reihen zurück.« Unter allgemeiner begeisterter Zustimmung wurde er zum Ehrenvorsitzenden des Vereins ernannt, und seine Bereitwilligkeit, zusammen mit Gustav Uhlig die Redaktion des »Humanistischen Gymnasiums« weiter zu führen, wurde mit freudigem Dank aufgenommen. Der Sommer 1908 brachte dem Hochbetagten eine schwere Prüfung. Die treubesorgte Gattin wurde durch den Tod von seiner Seite genommen. Er trug den herben Schlag mit männlicher Ergebung, aber die Freudigkeit, im folgenden Winter noch einmal ein Kolleg zu lesen, war ihm vergangen; er fand, daß »die Maschine zu abgenutzt« sei, und er hatte leider richtig gefühlt. Ende September erlitt er einen Schlaganfall, der ihm durch die Lähmung der rechten Seite fortan das Schreiben erschwerte. Doch konnte er noch selbst die Druckbogen zur 10. Auflage seiner »Geschichte der Griechen« durchsehen, ehe im Frühjahr 1910 ein erneuter Schlaganfall sein Ende herbeiführte. Mit seinem Tode hat ein volles, reichgesegnetes Mannesleben seinen Abschluß gefunden: reich an rastlosem, vielseitigem Wirken im Dienste der Schule, der Wissenschaft, des Vaterlandes, reich an Sorgen, aber auch an Anerkennung, an Liebe und Freundschaft, und wenn es Mühe und Arbeit gewesen ist, so ist es köstlich gewesen.

Blaubeuren.

H e r m a n n P l a n c k.

Clouth, Franz, Großindustrieller, * 18. Februar 1838 in Köln, † daselbst 7. September 1910. — Er war der Sohn eines Buchdruckereibesitzers und Verlegers in Köln und erhielt seine Schulbildung und kaufmännische Lehre in seiner Vaterstadt. Nachdem er zu weiterer Ausbildung einige Jahre im Aus-

lande gewesen, kehrte er 1860 nach Köln zurück, um hier 1862 ein eigenes Geschäft zu gründen. Dabei wandte er sich der Kautschukindustrie zu, die damals noch in ihren Anfängen steckte und kaum die Bedeutung ahnen ließ, die sie heute im Welthandel einnimmt. Im Jahre 1864 begann er in kleinen Verhältnissen selbst zu fabrizieren. Der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands nach dem französischen Kriege blieb nicht ohne günstigen Einfluß und machte im Jahre 1875 die Errichtung einer größeren Fabrik notwendig, in der vornehmlich Fabrikate für die Zwecke der Industrie erzeugt wurden. Gleichzeitig nahm die Firma den Namen »Rheinische Gummiwarenfabrik« an. Die immer weitere Kreise ziehende Entwicklung der Elektrotechnik, deren große Bedeutung F. C. bald erkannte, veranlaßte ihn, neben diesem Fabrikbetriebe, jedoch im innigsten Zusammenhange damit, im Jahre 1891 zur Errichtung einer Fabrik für elektrische Kabel. Die schnell wachsende Ausdehnung dieses Werkes, das nach wenigen Jahren seines Bestehens 600 Arbeiter beschäftigte, ließ die Trennung seiner Verwaltung von der Gummiwarenfabrik bald als eine Notwendigkeit erscheinen, und so wurde es 1898 in ein selbständiges Unternehmen unter der Firma »Land- und Seekabelwerke A. G.« mit C. als Vorsitzendem des Aufsichtsrats umgewandelt. Eine wesentliche Veranlassung hierzu war auch die Absicht, die Erzeugung von Seekabeln in den Bereich der Fabrikation zu ziehen, die aber vernunftgemäß nur an der Küste ausgeübt werden konnte. Die junge Aktiengesellschaft erwarb deshalb zur Errichtung eines Filialwerkes ein geeignetes Gelände in Nordenham an der Wesermündung auf oldenburgischem Gebiete. Es erwies sich aber, daß eine andere Firma zu gleichem Zwecke ein Gelände bei Emden suchte. Durch eine vernünftige Vereinbarung, bei der auch die Reichspostverwaltung mitwirkte, kam man überein, nur ein Werk gemeinschaftlich zu errichten, nicht als Filiale des Mutterwerkes, sondern als ein für sich selbständiges. So entstanden die »Norddeutschen Seekabelwerke A. G.« in Nordenham. C. hat das unzweifelhafte Verdienst, der geistige Schöpfer dieses Werkes und so der deutschen Seekabelindustrie überhaupt zu sein. Erst durch das Nordenhamer Werk und seine weitere Entwicklung ist eine vom Auslande unabhängige und selbständige deutsche Kabelpolitik möglich geworden, die dann ihren Ausdruck fand in den Schöpfungen der Deutsch-Atlantischen, der Deutsch-Niederländischen, der Osteuropäischen und der Südamerikanischen Telegraphengesellschaften, sämtlich mit dem Sitze in Köln, und in deren Aufsichtsräten C. seinen Platz hatte. — Wie vorher der Elektrotechnik, hat C. später sein Interesse der Luftschiffahrt zugewandt. Material für Luftfahrzeuge hatte die Gummiwarenfabrik schon früher hergestellt. Jetzt aber nahm sie auch den Bau von Frei- und Drachensballonen und von lenkbaren Luftschiffen auf. Das wurde ja selbstverständlich zunächst als Geschäft betrieben. Aber C. verfolgte dabei auch rein ideale Ziele und opferte der Förderung der Luftschiffahrt nicht unwesentliche Summen. So durch den Bau des lenkbaren Luftschiffes »Clouth«, mit dem ein ganz neuer Typ geschaffen wurde. Das Schiff hat durch seine Fahrten im Jahre 1909 während der Internationalen Luftschiffausstellung in Frankfurt a. M. seine Tüchtigkeit bewiesen und berechnete Anerkennung gefunden. Mehr noch im Jahre 1910 durch eine nächtliche Fahrt von Köln nach Brüssel, wo es plötzlich und unangemeldet über der Stadt und der Internationalen Ausstellung erschien, wo man lange den Besuch angemeldeter französischer Luftschiffe erwartete,

die aber niemals kamen. — Bei den außerordentlichen Anforderungen an seine Person fand C. dennoch Zeit zu wiederholten und weiten Reisen, die ihn durch ganz Europa, nach Afrika und Indien führten. Auf Ceylon wandte er dabei seine besondere Aufmerksamkeit dem Studium der Akklimatisation der brasilianischen Hevea und ihrem plantagenmäßigen Anbau zu. — Auch literarisch betätigte sich C. durch eine Monographie über Kautschuk und die Kautschukindustrie. Das Buch erschien 1873 in Köln, dann jedesmal bedeutend erweitert und verbessert 1879 und 1899 in Weimar. Eine englische Ausgabe erschien unter dem Titel »*Rubber, Gutta Percha and Balata*« 1903 in London und New York. — Von Preußen war C. durch Verleihung des Roten Adlerordens, vom Großherzog von Oldenburg durch das Ehrenritterkreuz erster Klasse des oldenburgischen Haus- und Verdienstordens ausgezeichnet worden. — Ganz unerwartet, ohne vorherige Krankheit, starb er am Morgen des 7. September 1910, nachdem er am Vorabend noch bis zu später Stunde in seinen Werken tätig gewesen, recht in den Sielen, wie er es sich selbst stets gewünscht hatte. Mit ihm ist, wie die Kölnische Zeitung schreibt, eine markante Persönlichkeit aus den Kreisen der kölnischen und rheinischen Großindustrie aus dem Leben geschieden, deren fruchtbares Wirken mit seinem Tode nicht sein Ende gefunden hat.

Vgl. auch: Denkschrift zum 50jährigen Bestehen der Firma F. C., Köln 1912. Privatdruck (mit Bild).

Nekrologe: Kölnische Zeitung 1910, Nr. 969. Illustr. Westdeutsche Wochenschau, Essen 1910, Nr. 38 (mit Bild). Woche, Berlin 1910, Nr. 42 (mit Bild). Gummi-Zeitung, Berlin 1910, Nr. 51 (mit Bild). *The India Rubber Journal*, London 1910, Bd. 40, Nr. 6. *The India Rubber World*, New York 1910, Bd. 43, Nr. 1 (mit Bild). Deutsche Exportrevue, Berlin 1910/11, Nr. 13 (mit Bild). Deutsche Zeitschrift für Luftschiffahrt, Berlin 1910, Nr. 19 (mit Bild). Die Luftflotte, Berlin 1910, Nr. 10 (mit Bild). Luftschiffahrt und Flugtechnik, Bielefeld 1910, Nr. 18. Flugsport, Frankfurt a. M. 1910, Nr. 18 (mit Bild). Chemische Industrie, Berlin 1910, Nr. 19, und viele andere.

F r i t z Z i l c k e n.

Warneck, Gustav Adolf, Professor der Missionswissenschaft an der Universität Halle-Wittenberg, * 6. März 1834 in Naumburg a. S., † 26. Dezember 1910 in Halle a. S. — W. entstammte einem schlichten Handwerkerhaus in Naumburg a. S. und war der Älteste von sieben Geschwistern. Sein Vater hatte als Nadlermeister hart um seine wirtschaftliche Existenz zu ringen. Daher mußte der Sohn, obwohl er von körperlich schwächlicher Konstitution und nach seiner reichen geistigen Begabung für wissenschaftliche Ausbildung wohl geeignet war, schon frühzeitig in der Werkstatt des gestrengen Vaters durch Abzählen der Nadeln und später mit der Drahtzange und dem Hammer arbeiten. Als sich zwei Jahre nach Beendigung der Volksschulzeit die Hoffnung, bei einem Leipziger Kaufmann in die Lehre zu kommen, zerschlug, erreichte der der mechanischen Arbeit überdrüssige Nadlergeselle mit Hilfe seines Oheims, des Dr. Weber, Lehrers der Mathematik an der *Latina* der Franckeschen Stiftungen zu Halle, die Aufnahme in diese Schule. Mit zäher Energie hatte er sich im Laufe eines halben Jahres — nur wenig unterstützt durch einen ziemlich unfähigen Kandidaten in höheren Semestern — für die Aufnahmeprüfung in die Oberquarta vorbereitet. Von Ostern 1850 an durchlief er in fünf Jahren die sieben Klassen bis zur Oberprima. Mit einem glänzenden Zeugnis zur Uni-

versität entlassen, widmete er sich von 1855 bis 1858 dem Studium der Theologie und Pädagogik in Halle. Wie schon auf der *Latina* mußte sich W. auch während dieser Jahre durch kärglich bezahlte Privatstunden, die ihm die wertvollsten Arbeitsstunden des Tages raubten und den Wissensdurstigen zur Nacharbeit zwangen, seinen Lebensunterhalt verdienen. Seit dem Tode des Vaters (1856) trug er zugleich ein Beträchtliches zur Existenz seiner Angehörigen bei. So eignete sich bereits der Jüngling jene Fähigkeit an, die den Mann zur Durchführung seines Lebenswerkes instand setzte: unbekümmert um Hindernisse, mit festem Willen und unerschütterlicher Ausdauer die Erreichung des klar erkannten Zieles durchzusetzen und sich, wo Hilfe und Vorarbeit durch andere fehlte, selbst den Weg zu bahnen. Infolge der ungewöhnlichen Anstrengungen drohte der längst durch Kränklichkeit geschwächte Körper den Dienst zu versagen. Eine Lungenblutung führte den Studenten bis an den Rand des Grabes. Die schweren Führungen des Lebens hatten schon den in der rationalistischen Frömmigkeit des Elternhauses und des Gymnasiums aufgewachsenen Knaben zu einem ernsten Streben nach Selbsterkenntnis und nach der »Tugend« erzogen. Auf der *Latina* erlebte er »eine reelle Bekehrung« in einem kleinen pietistisch gläubigen Kreise von Freunden, dessen Führer Neubert (später Superintendent in Zeitz) war. Als Student gab er sich dem Einfluß von Julius Müller und dem gleichfalls pietistischen Professor Tholuck hin, dem treuen Seelsorger an seinem Krankenlager. Ihm wie dem damaligen Hilfsprediger (nachmaligen Pastor an St. Laurentii) Heinrich Hoffmann verdankt er die feste biblische Begründung, die seinem Leben, seiner Stellung in der kirchlichen Arbeit und im theologischen Kampf und seiner missionswissenschaftlichen Methode ihre Eigenart gab.

Diese Eigenart wurde weiterhin durch einen dreijährigen Aufenthalt im Wuppertal, 1859—1861, gefestigt, während dessen W. Hauslehrer bei dem Fabrikanten Herrn v. Lilienthal war. W. lernte das reiche christliche Gemeinschaftsleben des Tales und seine Leiter, Missionsinspektor Dr. Fabri, die Prediger Ball, Künzel, Krafft u. a. kennen; seine Prinzipalin war eine feinsinnige Pietistin. Allen ungesunden Erscheinungen der Frömmigkeit gegenüber zeigte W. bereits damals die ihm allzeit eigene, streng kritische Veranlagung. 1861 wurde ihm die schwierige Aufgabe übertragen, eine unter den 300 Zöglingen des Elberfelder städtischen Waisenhauses ausgebrochene Erweckungsepidemie mit auffallenden und unnatürlichen Erscheinungen in die rechten Bahnen zu leiten, ein Auftrag, dessen er sich mit erstaunlicher Besonnenheit, zarter Rücksichtnahme und Reife des Urteils entledigte.

Die Arbeit im Wuppertal erhielt ihre besondere Bedeutung dadurch, daß W. hier, angeregt durch den Missionseifer der Gemeinden und durch Dr. Fabri, warmes Interesse für die äußere Mission gewann. Lebhaft erwog er den schon in der Studienzeit gefaßten Entschluß, Missionar zu werden. Indessen mußte er denselben endgültig aufgeben, als er einige Zeit nach dem »vorzüglich« bestandenen zweiten theologischen Examen (Juni 1860) Hilfsprediger in Roitzsch bei Bitterfeld in der Provinz Sachsen wurde (April 1862) und wiederum unter schwerer Krankheit litt. Mit um so größerer Freude sah W. später seinen ältesten Sohn als Missionar und eine Tochter als Missionarsfrau hinausziehen. In den Tagen hoffnungslosen Darniederliegens in Roitzsch knüpfte sich das Freundschaftsband mit dem Hilfsprediger des benachbarten Dorfes Pouch, R. Grunde-

mann (jetzt Pfarrer und Professor in Möritz bei Belzig). Grundemann hatte bereits seine ersten Missionskarten gezeichnet und Spezialkenntnisse über die Mission erworben. Faßten die Freunde damals den Plan, auf einem Schiffe die Welt zu umfahren, um Missionsstudien zu treiben, so war dieser abenteuerliche Vorsatz ein Ausdruck der bitteren Notlage, in der sich die aller Hilfsmittel für ein umfassendes Missionsstudium entbehrenden Forscher befanden. Das einzige allgemeine Missionsblatt jener Zeit, das Basler Magazin, genügte in keiner Weise wissenschaftlichen Ansprüchen. Die evangelische wie die katholische Missionsliteratur bot fast ausschließlich unzuverlässige, höchst lückenhafte Stoffsammlungen, in geschmacklos erbaulichem Stil geschrieben. Ein Missionsatlas fehlte. Das gebildete Publikum spottete über die Missionstraktate, die wissenschaftliche Theologie beachtete sie nicht. W. und Grundemann beschlossen, die Missionsliteratur auf die Höhe wissenschaftlicher Gründlichkeit und literarischen Geschmacks zu heben. Die Arbeit teilte sich allmählich entsprechend der Naturanlage der beiden; Grundemann wurde Missionsgeograph und -statistiker, W., der gegründete Theologe, der Mann der großen Gesichtspunkte, der klaren, sicheren Gedankenführung und der scharfen, treffenden Formulierungen wurde der Missionshistoriker, -systematiker und -apologet. Schon damals standen W. die Grundlage und das Ziel seiner Arbeit vor Augen. Die vielseitige und sehr umfangreiche Ausgestaltung derselben war ihm allerdings naturgemäß noch verborgen.

An missionswissenschaftlichen Veröffentlichungen wurde W. noch auf Jahre durch andere Berufsaufgaben verhindert. Nachdem er in Roitzsch seine Braut Henriette Gerlach aus Naumburg heimgeführt hatte, ging er im März 1863 als Archidiakon nach Dommitzsch, einem Landstädtchen unweit Torgau. Hier nahm die seelsorgerliche Arbeit an der durch den Rationalismus ausgedörrten Gemeinde seine ganze Kraft in Anspruch. Er trieb sie unter Vertiefung in die Bibel. Davon zeugen seine erste literarische Arbeit, die biblisch-psychologische Studie »Pontius Pilatus«, ein feinsinniges Büchlein erbaulichen Inhalts auf Grund sorgfältiger Exegese (Gotha 1867), und seine Dissertationsschrift: »Pauli Bekehrung, eine Apologie des Christentums« (Gütersloh 1872), mit der er von Dommitzsch aus die philosophische Doktorwürde an der Universität Jena erwarb (1870). Als Episode ist die Feldpredigertätigkeit während des preußisch-österreichischen Krieges in den Lazaretten von Neubidschow und Nechanitz zu nennen. Die Dommitzsch'schen Jahre brachten mancherlei Sorgen im Familienleben. Die Einkünfte der Stelle waren sehr gering. Der Familienvater und die wachsende Schar der Kinder hatten oft mit Krankheit zu kämpfen. W. wartete in jenen Jahren sehnsüchtig auf die Berufung in ein Schulamt. Schon von Elberfeld aus hatte er das Rektoratsexamen (März 1859) absolviert. Zu der früher mit Erfolg betriebenen pädagogischen Tätigkeit fühlte er sich bis ins Alter gezogen. Auf wenige seiner zahlreichen Werke hat er nachmals so viel Detailarbeit verwandt wie auf sein klassisches Handbuch für den Lehrer »Die Mission in der Schule«, das bereits im Jahre seines ersten Erscheinens (1887) fünf Auflagen erlebte und im Jahre vor W.s Tode (1909) die zwölfte Bearbeitung erfuhr.

Im Frühjahr 1871 trat er in die Arbeit ein, der er fortan seine Kraft fast ausschließlich widmete, in den heimatlichen Missionsdienst. Nach reiflicher Überlegung nahm er einen Ruf als Reiseprediger und theologischer Lehrer im

Dienste der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen an. (Einer kurze Zeit nach dieser Entscheidung an ihn ergehenden Berufung zum Seminardirektor leistete er nicht mehr Folge). In Barmen arbeitete W. vier Jahre hindurch an der Seite eines führenden, weitblickenden Missionsmannes, des Inspektors *Dr. Fabri*, und gewann mit dem Bonner Professor *D. Christlieb*, dem Basler Inspektor *Blumhardt* und anderen Förderern des heimatlichen Missionslebens Fühlung. Er hatte die Rheinische Gesellschaft auf Missionsfesten und -konferenzen, vornehmlich des Rheinlandes und Westfalens, zu vertreten, lernte die heimatliche Missionsgemeinde, die Trägerin des Missionswerkes, kennen und griff durch seine ausgezeichneten, die Gewissen packenden Predigten und Vorträge fördernd in ihr Leben ein. Die Redaktion der Missionsblätter der Gesellschaft war in seine Hand gelegt. Durch diese Arbeit gewann er auch auf die Berichterstattung in anderen Missionsorganen Einfluß. Durch die Abfassung seiner Traktate (*»Nacht und Morgen auf Sumatra«* 1872, *»Christiane Kaehler«* 1873, 4. Aufl. 1898) schaffte er neue vorbildliche Formen für die verwahrloste Traktatliteratur. Am bedeutsamsten aber wurde für seine fernere Lebensarbeit der von ihm den zukünftigen Missionaren im Barmer Seminar erteilte Unterricht. Dieser nötigte ihn zu weiteren eindringlichen Bibelstudien und stellte ihn unmittelbar vor die Probleme, für deren systematische, umfassende Bearbeitung ihn ein neues Amt alsbald Kraft und Zeit erübrigen ließ.

Schweres Kehlkopfleiden und beständiger heftiger Kopfschmerz nötigten W. im Jahre 1874, seine Stellung in der Missionsgesellschaft aufzugeben. Er übernahm das Pfarramt zu Rothenschirmbach bei Querfurt. Die pastorale Arbeit in der nur 700 Seelen zählenden Gemeinde gewährte dem trotz beständiger Kränklichkeit Unermüdlichen hinreichend Zeit zu jener grundlegenden wissenschaftlichen wie organisatorischen Tätigkeit auf dem Gebiete der äußeren Mission, besonders auf heimatlichem Boden, die sein großes Lebenswerk ausmacht.

Die charakteristische Grundlage für dasselbe ist der pietistische Biblizismus. Seine Anfänge sahen wir sich bei dem Schüler der *Latina* entwickeln, seine Vertiefung und vollbewußte Aneignung dann unter dem Einfluß Tholucks und Hoffmanns, des Wuppertaler Lebens, in der Zeit der Einsamkeit des Krankenzimmers in Roitzsch, in der Seelsorgerarbeit in Dommitzsch und zuletzt im Unterricht in Barmen. Von Rothenschirmbach aus besuchte W. die berühmten Versammlungen des amerikanischen Evangelisten Pearsall Smith in Brighton (England) — W.s einzige Reise ins Ausland — und empfing durch ihn und Monod tiefe Eindrücke für sein religiöses Leben. Er bezeugte später, erst seit jenen Tagen herzlichere Freude über seinen Christenstand erlangt zu haben und ein »fröhlicher Christ« geworden zu sein. — Das charakteristische Ziel der Lebensarbeit W.s ist, daß sein wissenschaftliches Forschen durchaus und in jedem Zuge der Praxis dienen sollte, damit es einen wirklichen Beitrag zur lebensvollen Arbeit der gegenwärtigen Kirche liefere. In einer doppelten Überzeugung wurzelte W.s Arbeitsweise: daß nur eine streng wissenschaftliche Bearbeitung der Missionsprobleme die Kirche zur Erfüllung der praktischen Aufgaben rüsten könne, die das Zeitalter der Weltmission ihr stellt, und daß nur diejenige Theologie innerlich gesund bleiben könne, welche in inniger dienender Verbindung mit dem Leben und der Arbeit der Kirche steht. Von diesen Gesichtspunkten aus ist W.s Lebenswerk zu verstehen.

Die Wege, die W. zur Durchführung seiner Aufgabe wählte, auf denen er seinen tiefgehenden und nachhaltigen Einfluß auf die gesamte Arbeit nicht nur der kontinentalen, sondern auch der angelsächsischen Mission ausübte, waren ein großartiges literarisches Unternehmen, die Begründung und Redaktion der »Allgemeinen Missions-Zeitschrift« sowie eine dem Versammlungsbetrieb der Gegenwart angepaßte Organisation, die Einberufung und Leitung der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen in Halle a. S. Beide Unternehmungen sollten nicht nur einer einzelnen Missionsgesellschaft oder einem Missionsunternehmen zugute kommen, sondern der einen, einheitlichen, in dem Universalismus des Evangeliums begründeten Mission. Die Bedeutung der »Allgemeinen Missions-Zeitschrift« beruht aber nicht nur darauf, daß sie ein Sammelbecken und eine Fundgrube für geschichtliche und theoretische Missionskunde geworden ist, sondern ebenso sehr darin, daß W. durch seine redaktionelle Arbeit eine Reihe tüchtiger Missionsliteraten heranzog, mit deren Hilfe er die frühzeitig von ihm erstrebte Umwandlung der deutschen Missionsliteratur zu einer allen wissenschaftlichen und literarischen Ansprüchen genügenden Fachliteratur erreichte, und daß sodann sich ihm selbst bei der Redaktion und weiterhin seinen Mitarbeitern die Aufgaben für einzelne große literarische Werke herausstellten. Und die Bedeutung der Hallischen Missionskonferenz erschöpft sich keineswegs mit dem nachhaltigen Einfluß der einzelnen Tagung auf die Bevölkerung von Halle in allen ihren Schichten und Gesellschaftskreisen und auf die Geistlichen der Provinz Sachsen, sondern sie wurde unter W.s Leitung durch ein Menschenalter hindurch der Sammelpunkt der Missionsfachleute und der Vertreter der einzelnen Missionsgesellschaften; dort wurden die Parolen für die Arbeit des folgenden Jahres ausgegeben. Gleichzeitig wurde sie sodann das Vorbild für nunmehr 23 andere Missionskonferenzen Deutschlands, die ihrerseits weckend und fördernd auf das Missionsleben und somit das geistige Wachstum der betreffenden Provinzial- oder Landeskirche einwirkten. Zudem zog W. durch seine sorgfältige Vorbereitung der Tagungen und durch andere Unternehmungen seiner Konferenz in der Provinz einen Stab tüchtiger heimatlicher Missionsagenten heran. Es war ein entsprechender Ausdruck der Anerkennung für W.s wissenschaftliche Leistung, wenn ihm die theologische Fakultät der Universität Halle auf der Missionskonferenz von 1883 die Würde eines Doktors der Theologie zuerkannte, und ein äußeres Zeichen des Dankes, den die Vertreter der praktischen Missionsarbeit W. schuldeten, wenn die Leiter der deutschen Missionsgesellschaften und der Tochtermissionskonferenzen ihm bei der 25. Tagung in Halle ihre Huldigung und ihre Wünsche darbrachten.

So großzügig die genannten beiden Unternehmungen orientiert waren, so peinlich hatte W. ihr Programm bis in die kleinsten Einzelheiten durchdacht und darnach ausgeführt. Als er noch in Barmen im Jahre 1874 die ersten Monatshefte der »Allgemeinen Missions-Zeitschrift« herausgab, sagte er in den einleitenden Artikeln, welche Gesichtspunkte ihn bei seiner Arbeit an der Zeitschrift leiten sollten. Wenn wir sie aufführen, so erkennen wir in ihnen zugleich die Abzweckung der aus der Redaktionsarbeit herausgewachsenen anderen großen literarischen Erzeugnisse W.s. 1. Die Lehrer der zukünftigen Missionare, die Arbeiter auf dem Missionsfeld inmitten der Fülle großer Probleme des vielgestaltigen Missionsbetriebes und die Hauptträger des Missionswerkes in der Heimat, die Pastoren, sollten das ihnen bisher ermangelnde Werk zur allseitigen

Orientierung über die von ihnen getriebene Arbeit erhalten. 2. Auf Grund seines Studiums des Missionsgedankens der Bibel und zufolge seiner Erfassung des Christentums als der universalen, absoluten Religion wollte W. die Mission im ganzen als einen unveräußerlichen Zug des Christentums erweisen und in allen ihren Methoden biblisch fundieren. 3. W. wollte an die Stelle der vorhandenen, überwiegend erbaulichen und anekdotenhaften Missionsliteratur eine solche setzen, die durch wissenschaftliche Exaktheit und durch Erfüllung aller modernliterarischen Anforderungen allgemeiner Beachtung wert wäre, ja entsprechend der Sache sich als unentbehrlich erwiese. 4. Das Missionsverständnis der Freunde der Mission mußte bei der großartigen Entfaltung des Werkes vertieft, das Interesse Gleichgültiger geweckt werden. So sollte für die große Missionszeit, die W. heraufziehen sah, ein Geschlecht treuer und begeisterter Mitarbeiter zubereitet werden. — Diesem Plan zufolge brachte die Zeitschrift prinzipielle Artikel über die biblische Begründung der Mission und ihre biblisch fundierten Methoden, Aufsätze über die Missionsgeschichte und ihre Grenzgebiete, die Geographie, Ethnologie und Religionsgeschichte, Rundschauen und Chroniken über die gegenwärtigen Bewegungen und den Stand der Arbeit, Artikel, die die protestantischen Missionen und ihre Arbeiter gegen ungerechtfertigte Angriffe Roms oder der öffentlichen Meinung schützten, ausführliche Besprechungen der früheren und der neu erscheinenden Missionsliteratur. Ein Beiblatt bot vorbildliche Missionsfestpredigten und Material zu Missionsstunden. Es gehörte der Fleiß eines W., seine ausgezeichnete Kenntnis des Werkes, seine geniale Fähigkeit schneller systematischer Ordnung und kritischer Sichtung der Vorgänge auf dem Missionsfeld und in der heimatlichen Arbeit dazu, um das nicht zu umfangreiche Blatt dauernd auf der von vornherein angestrebten Höhe wissenschaftlicher Tüchtigkeit zu halten. Die historischen Aufsätze und die Rundschauen ließ W. mehr und mehr seine Mitarbeiter und Schüler bearbeiten. Seine eigenen, eingehenden historischen Studien und die dauernde Lektüre von 60 Monatsblättern einzelner Gesellschaften und noch zahlreicherer Jahresberichte setzten ihn in den Stand, den Verfassern die Themata zu stellen und ihre Beiträge vor der Drucklegung sorgfältig zu prüfen. Oft fanden diese erst nach Verbesserungen oder gar völliger Umarbeitung Aufnahme in die Zeitschrift. Nur Erstklassiges sollte dem Leserkreise geboten werden, und W. fühlte sich für jede Darbietung selbst verantwortlich. Das Beste hat zweifellos er selbst in allen Jahren gegeben, bis die Zeitschrift nach seinem Tode mit dem 38. Jahrgang in die Redaktion von D. Julius Richter und W.s Sohn, D. Johannes Warneck, überging.

In dieser Redaktionsarbeit ruhten die Keime zu W.s weiteren großen literarischen Arbeiten. Die Fülle seiner geschichtlichen Studien faßte er zum ersten Mal im Jahre 1882 in einem Artikel für Herzogs Protestantische Real-Enzyklopädie zusammen, erweiterte diesen Stoff in demselben Jahre zu einem Büchlein von 155 Seiten mit dem Titel: »Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart«. Dieses Geschichtswerk hat W. in neun Auflagen, zuletzt 1910, herausgegeben, 530 Seiten stark, immer wieder bis auf die neueste Zeit fortgeführt, von der achten Auflage (1905) an durch einen Anhang über die katholischen Missionen bereichert. Es ist allgemein als die gediegenste protestantische Missionsgeschichte anerkannt, auch von den Angelsachsen, obgleich ihre Missionsmethode zum Teil energisch

kritisiert wird. W. behandelt in zwei Abteilungen 1. das heimatliche Missionsleben, 2. die evangelischen Missionsgebiete.

Neben das große missionsgeschichtliche Werk stellte W. das »Hauptwerk« seines Lebens, die »Evangelische Missionslehre«, in fünf Abteilungen von 1892 bis 1893, zum Teil in zweiter Auflage, herausgegeben. Auf dem Gebiete der Missionstheorie, das zuvor wenig gepflegt, jedoch von W. schon in Artikeln seiner Zeitschrift und einigen Monographien bearbeitet war, (»Die apostolische und die moderne Mission« 1876, »Mission und Kultur« 1879 u. a.), tritt W.s Eigenschaft als Bahnbrecher am deutlichsten hervor. Gerade durch sein eigentümliches Verständnis der Mission im Zusammenhang mit der gesamten Heilsoffenbarung Gottes in Jesus Christus wurde er auf dieses unbearbeitete Feld wissenschaftlicher Arbeit geführt. Hier erweist er im Zusammenhang und ausführlich, daß der Missionsgedanke nicht etwas Isoliertes, sondern etwas Integrierendes im Organismus der Heilsökonomie sei. Und sodann zeichnet er von den biblischen Grundprinzipien aus die Grundlinien für den vielgestaltigen Missionsbetrieb in der Heimat und auf dem Missionsfeld. In der biblizistischen Orientierung jedes einzelnen Kapitels beruht der bleibende Wert dieses Werkes. Die Abteilungen der »Missionslehre« behandeln: 1. die Begründung der Sendung, 2. die Organe der Sendung, 3. den Betrieb der Sendung (a. Missionsgebiet und Missionsaufgabe, b. die Missionsmittel), 4. das Missionsziel. Mit seiner Missionslehre hat W. das »Bürgerrecht der Mission im Organismus der theologischen Wissenschaft« erkämpft und gesichert. Er hat an seinem Lebensabend die Genugtuung gehabt, seine Sache als Universitätslehrer vertreten zu dürfen.

W. gliederte die Missionswissenschaft in drei Hauptdisziplinen, die Missionsgeschichte, die Missionslehre und die Missionsapologetik. Dem zuletzt genannten Zweige fällt die missionarische Auseinandersetzung des Christentums mit den nichtchristlichen Religionen zu. Hatte W. auf den beiden zuerst genannten Gebieten selbst die epochemachenden Arbeiten geliefert, so wies er, als die eminente Bedeutung der Missionsapologetik in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr erkannt wurde, ihre Bearbeitung in der Hauptsache den jüngeren Missionsgelehrten zu. Der führende Forscher auf diesem Gebiete wurde sein Sohn Johannes mit seinen »Lebenskräften des Evangelismus« (4. Aufl., Berlin 1911). Er wurde von der theologischen Fakultät zu Halle mit dem Lizentiatengrad und von Edinburgh mit der Würde eines Doktors der Theologie für seine Leistung geehrt.

Aus der weiteren missionsliterarischen Tätigkeit W.s seien noch fünf Gruppen von Veröffentlichungen hervorgehoben. Auch diese erwachsen zumeist aus der Redaktionsarbeit der »Allgemeinen Missions-Zeitschrift«: 1. Besondere Sorgfalt verwandte W. auf die Heranziehung des Pastorenstandes zur heimatlichen Missionsarbeit. Darum behandelte er »das Studium der Mission auf der Universität« (1877 und 1897), wies die Wege zur Belebung und Pflege des Missionssinnes in Gemeinde und Schule (1878, 1888) und bot in drei Bänden »Missionsstunden« (in vierter und fünfter Auflage erschienen 1883 bis 1907) und im Beiblatt seiner Zeitschrift selbst den Stoff für einen Zweig dieser Arbeit. Andringlich sprach er von der Pflicht, aber auch von dem Gewinn des Werkes für die Heimatkirche (1879, 1885, 1892). 2. W.s Freude am Schuldienst und sein Buch »Die Mission in der Schule«, vorbereitet durch kleinere Broschüren, sind bereits oben erwähnt. 3. Das Werk, das W. nach seiner eigenen Äußerung

die größte geistige Anspannung gekostet hat, ist seine »Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission« (zwei Bände, 1884 und 1885). Im Interesse des Evangelischen Bundes veröffentlichte er weitere Broschüren zur Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche (1888 und 1889), und die Verteidigung der protestantischen Missionen gegenüber Rom zieht sich durch alle Jahrgänge seiner Zeitschrift hindurch. 4. Mit gleicher Sachkenntnis und scharfer Formulierung seiner Sätze trat W. in den Kampf ein, wenn das Missionswerk von der falsch orientierten, irregeleiteten öffentlichen Meinung angegriffen wurde. Die zu diesem Zweck geschriebenen Broschüren machten seinen Namen in der großen Öffentlichkeit berühmt (1890: »Offener Brief an Herrn Major v. Wißmann«; 1900: »Die chinesische Mission im Gesicht der deutschen Zeitungspress« in 22 Auflagen). 5. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens focht W. eine literarische Fehde mit den Führern der sogenannten »religionsgeschichtlichen Schule« der protestantischen Theologie, den Professoren Troeltzsch und Bousset, über das »Missionsmotiv und die Missionsaufgabe« aus. Wie in seinen früheren Schriften, gewann er auch hier seinen Standpunkt von seiner pietistisch-biblizistischen Grundüberzeugung aus.

Durch die kurz skizzierte literarische Tätigkeit — nur die hauptsächlichsten Werke konnten angeführt werden — ist W. zum »Begründer der Missionswissenschaft« geworden, einer Wissenschaft, die in seinem Sinne, wie erwähnt, in jedem Zuge der Praxis dienen soll. Sie hat diese Aufgabe durchaus erfüllt. Die heimatlichen Missionsarbeiter wie die Missionare haben W.s Arbeiten anerkannt und ihn als ihren Lehrer bezeichnet. Daß sein Bemühen nicht vergeblich war, lehrt ein Vergleich unserer modernen deutschen Missionsliteratur mit der, die W. bei Beginn seines Wirkens vorfand. Eine der großen Freuden seines Lebens waren die gediegenen »Missionswissenschaftlichen Studien« (Berlin 1904), die ihm eine Reihe seiner Schüler zum 70. Geburtstag widmete. Sie bieten einen augenscheinlichen Eindruck des Erfolges seiner literarischen Lebensarbeit.

Griff W. durch seine schriftstellerische Tätigkeit mehr mittelbar in das lebendige Missionsleben seiner Zeit ein, so arbeitete er durch seine »Missionskonferenz in der Provinz Sachsen« unmittelbar an der Lösung der Missionsaufgabe in der Heimat mit. Er hat die Konferenz von Rothenschirmbach aus im Jahre 1879 begründet. Seitdem tagt sie alljährlich vom Montag bis Mittwoch in der Woche nach dem Sonntag *Sexagesimae* in Halle a. S. Ihr großzügiges Programm ist oben entwickelt. Ihre Organisation im einzelnen stand unter dem Gedanken, Wissen von der Mission zu vermitteln und dadurch die Mitarbeit für sie zu fördern. Dazu sollen die zahlreichen Versammlungen während der Tagung dienen. Diese beginnen bei der gegenwärtigen Entfaltung, die sich im Laufe der Jahre ohne unnatürliches Drängen herausbildete, mit Zusammenkünften des Vereins für ärztliche Mission, des Laienmissionsbundes und mit gesonderten Nebenkongressen der Freunde der einzelnen Missionsgesellschaften. Die Eröffnung der großen Konferenz geschieht durch einen Gottesdienst in der Marktkirche (am Montag). Die Abendversammlung bietet einen Vortrag über die heimatliche Missionsarbeit. In der Hauptversammlung am Dienstag wird ein aktuelles Thema missionskundlicher Art verhandelt, der Nachmittag bringt die Versammlungen der Agenten der Konferenz, der Lehrer,

der Jünglings- und der Jungfrauenvereine, der Abend Berichte über den Fortschritt des Werkes im Heidenland. Am Mittwoch finden Kindergottesdienste statt, sodann die Konferenz zur Förderung religions- und missionswissenschaftlicher Studien. Den Abschluß bildet die allgemeine studentische Missionsversammlung. Nebenher laufen Beratungen der anwesenden Leiter und der Missionare der Gesellschaften. Die Hallische Missionskonferenz dürfte die zurzeit am zahlreichsten besuchte Konferenz protestantischer Christen Deutschlands sein. Mag die zentrale Lage Halles und die alte Universitätsstadt zu dem großartigen äußeren Wachstum der Konferenz beigetragen haben, ihre Zugkraft gewann sie durch die hervorragenden geistigen Darbietungen. Sorgsam stellte W. schon Monate zuvor das Programm auf, die kundigsten und erprobtesten Redner aus den Reihen der Missionsfachmänner folgten W.s Ruf nach Halle stets mit Bereitschaft, um mit ihrem Wort zu zünden; wie bei der Redaktion seiner Zeitschrift, so war W. auch bei der Leitung der Konferenz beständig darauf bedacht, daß nur sachkundige und wortgewandte Redner sprachen, auch in den Diskussionen, für die er selbst die Reihenfolge und die Zeit der Ansprache festsetzte. W. selbst war ein geborener Redner und hatte in hervorragendem Maße die Gabe, seine Gedanken in knapper, wuchtiger Rede und in Schlagworten darzubieten, die sich dem Hörer unvergeßlich einprägten. — So erschienen seine eigenen durchschlagenden Referate nach den Konferenzen als Flugschriften, die das beste Werbemittel für die von ihm vertretene Sache wurden. Die Leitung der Hallenser Konferenz hat nach W.s Tode Professor D. Haussleiter übernommen. Die Tochterkonferenzen in anderen Provinzen stehen in gesunder Entwicklung.

Schon die Missionskonferenz in Halle zeigt in ihrem Wachstum, daß W. mehr und mehr ein Mann des allgemeinen Vertrauens und ein Führer der Missionssache in Deutschland geworden war. Die Missionsgesellschaften holten vor wichtigen Entscheidungen seinen Rat ein; die Zahl der Missionsleiter und Missionare, die sein stilles Pfarrhaus in dem entlegenen Rothenschirmbach aufsuchten, wuchs beständig. Auf der kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen, einer Versammlung der Missionsfachleute des Kontinents, gehörte W. zu den führenden Männern. Auf seine Anregung hin konstituierte sich von hier aus der »Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen«, der in wirksamer Weise ein Zusammengehen der deutschen Gesellschaften gegenüber der Regierung und der Öffentlichkeit ermöglichte. W. war jahrelang der Vorsitzende dieses Ausschusses. Als im Jahre 1910 die Weltmissionskonferenz in Edinburgh tagte, hatte W. bei den vorbereitenden Arbeiten einen maßgebenden Einfluß ausgeübt.

Aber über den Kreis der Berufsarbeiter hinaus wurde sein Rat in Missionsangelegenheiten gesucht. So hat er während mehrerer Jahrzehnte auf der sächsischen Provinzial- und auf der preußischen Generalsynode die Berichte über die Heidenmission gegeben. Seine Sache und seine großzügige Erfassung derselben gestatteten ihm, mit einer großen Zahl von Vertretern aller kirchlichen Parteien und theologischen Richtungen gemeinsam zu arbeiten.

Die geschilderte, erstaunlich vielseitige und tiefgegründete Arbeitsleistung hat W. als Pfarrer in Rothenschirmbach getan. Er hat über seiner Wirksamkeit für die Mission die Gemeindegarbeit nicht vernachlässigt. Sie stand ihm vielmehr stets an erster Stelle. Davon zeugt äußerlich der Kirchbau, den er in Rothenschirmbach anregte und durchführte. Um den Rest seines Lebens

noch ungeteilt der Arbeit für die Mission widmen zu können, suchte er im Alter von 62 Jahren seine Emeritierung aus dem Pfarramte nach (1896). Er siedelte nach Halle über. Hier wurde ihm wider Erwarten noch eine Aufgabe übertragen, durch die er am Lebensabend nochmals in die immer mit Vorliebe ausgeübte unmittelbare Lehrtätigkeit eintrat. Auf dringende Bitte der theologischen Fakultät übernahm er im Jahre 1896 eine ordentliche Honorarprofessur für Missionswissenschaft. Mit den Professoren der Fakultät hatte er, besonders durch seine Konferenzen, längst enge Fühlung gewonnen, mit Professor Kaehler verband ihn in den letzten zwei Jahrzehnten eine herzliche Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft. Zwölf Jahre hat er noch als akademischer Lehrer gewirkt. Und als er zu Ostern 1908 durch die Beschwerden des Alters genötigt war, seine Vorlesungen einzustellen, wurde ein ordentlicher Lehrstuhl für sein Fach begründet, der Erfolg seines Wirkens an der Universität. Seither ist auch an anderen Universitäten Auftrag, missionswissenschaftliche Vorlesungen und Seminare abzuhalten, gegeben. Die Redaktion seiner Zeitschrift, die Vorbereitung und Leitung der Konferenz behielt W. bis zu seinem Heimgang in seiner Hand, die außerordentlich umfangreiche Korrespondenz bewältigte er bis zuletzt, noch einmal bearbeitete er seinen »Abriß der Missionsgeschichte« (in neunter Auflage) und seine »Mission in der Schule« (in zwölfter Auflage).

Seit dem Tode seiner Gattin, die 46 Jahre lang mit großer Treue das Hauswesen durch alle Klippen hindurchgeführt und den Gatten in Zeiten schwerer Krankheit und der beständigen Kränklichkeit verständnisvoll und unermüdlich gepflegt hatte, gehörte W. dem Vorstande des Diakonissen- und Krankenhauses in Halle an (1908). Hier suchte er, als im Gefolge einer leichteren Erkältung Mitte Dezember 1910 ein altes schmerzhaftes Leiden wiederkehrte, Linderung der Schmerzen. Noch beschäftigten den Nimmermüden bis in die Träume der Nacht und die Fieberphantasien hinein seine Arbeiten, als wenige Tage vor Weihnachten ein schneller Kräfteverfall eintrat, der am zweiten Feiertag seinen Tod herbeiführte. Am 29. Dezember fand die Beisetzung der Leiche auf dem Nordfriedhof in Halle statt.

Inzwischen ist manches Zeugnis derer, die ihm im Leben nahe standen, laut geworden. Ein jeder bezeugt, daß hinter der besonders in früheren Jahren oft rauhen Außenseite des unerbittlich wahrhaftigen und unentwegt für die Wahrheit kämpfenden Mannes ein Herz voll demütiger und brennender Liebe geschlagen hat, die sich der Erfolge anderer ebenso herzlich freute, wie sie an fremdem Leid teilnahm. Über seine Persönlichkeit und sein Lebenswerk schrieben zwei seiner vertrauten Freunde und Mitarbeiter: Das Geheimnis dieses wundersam vielseitigen Mannes lag in seiner geschlossenen Einseitigkeit: in der biblischen Begründung, auf der sich sein Leben und sein Wirken wie sein wissenschaftliches Denken fest aufbaute. — »Niemand hat in den letzten dreißig Jahren so belebend auf das Pfarramt gewirkt wie W. und seine Kinder, die Missionskonferenzen. Die Missionswissenschaft hat er geschaffen, nicht nur für Deutschland, sondern für die Welt, und fortgesetzt werden Theologen aller Nationen seine Schüler sein.«

Ein Verzeichnis der schriftstellerischen Arbeiten von W. bringt die Allgemeine Missions-Zeitschrift 1911, S. 231 ff. u. 275 ff. (Verlag M. Warneck, Berlin), insbesondere sind daraus hervorzuheben: Allgemeine Missions-Zeitschrift, 1874 bis 1895 im Verlag Bertelsmann, Gütersloh, seit 1896 im Verlag Warneck, Berlin. — Abriß einer Geschichte

der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart, 9. Aufl., Warneck, Berlin 1910. — Evangelische Missionslehre, 5 Bde., 2. Aufl., Perthes, Gotha 1897—1903. — Missionsstunden, 3 Bde., 4. Aufl., Bertelsmann, Gütersloh 1897—1900. — Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur, ebenda 1879. — Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission, 2 Bde., ebenda 1884 u. 1885. — Die Mission in der Schule, 12. Aufl., ebenda 1909. — Zur Biographie: D. Gustav Warneck, Blätter der Erinnerung, von D. M. Kaehler und D. Joh. Warneck, Berlin 1911. — Einzelne Artikel über W. in der Allg. Miss.-Zeitschrift 1911, S. 57 ff. und S. 105 ff., Beiblatt S. 21 ff., sowie in den Februarnummern 1911 der meisten deutschen Missionsblätter. — Wohlgelungene Bildnisse hat Hofphotograph Pieperhoff in Halle a. S. aufgenommen.

Wittenburg i. Wpr.

Siegfried Schoene.

Schürer, Emil Johannes, ordentlicher Professor der Theologie und Geheimer Konsistorialrat in Göttingen, * 2. Mai 1844 in Augsburg, † 30. April 1910, war der Sohn eines angesehenen Fabrikanten und der Älteste in einem Kreise von acht Geschwistern. Er besuchte in seiner Vaterstadt das Gymnasium, das er im Herbst 1862 verließ, um evangelische Theologie zu studieren. Ich habe Sch. erst in späteren Jahren kennen gelernt, näher erst, als wir 1878 in Gießen Kollegen wurden, mich aber nie gewundert, daß er keine Neigung gehabt, etwa in das Geschäft seines Vaters einzutreten, daß er die Nachfolge hier vielmehr jüngeren Brüdern überließ. Denn er war eine ausgesprochene Gelehrtennatur. Daß er das Studium der Theologie ergriff, entsprach dem Geiste des Hauses; sich zum Pfarramte zu wenden, mag er ursprünglich im Sinne gehabt haben, hat er dann aber früh aufgegeben. Sein Studiengang zeigt, daß er bald die Laufbahn eines Forschers und akademischen Lehrers als die ihm durch seine Gaben und ganze Art vorgezeichnete erkannt hat. Er verbrachte die ersten zwei Jahre in Erlangen, aber die dort vertretene Richtung der Theologie hat wenig Einfluß auf ihn gehabt, obwohl es bedeutende Männer waren, die gerade damals dort wirkten. Im Wintersemester 1864/65 war er in Berlin, im Sommer 1865 in Heidelberg, dann wandte er sich zunächst wieder nach Erlangen, um dort durch das Kandidatenexamen den ersten Abschluß seines Studiums zu machen. Sofort nachher, Herbst 1866, ging er nochmals nach Heidelberg und richtete seine Gedanken nunmehr auf die Habilitation als Privatdozent, die er jedoch nicht dort, sondern in Leipzig, wohin er Ostern 1867 übersiedelte, nach weiteren zwei Jahren, April 1869, vollzog. Bis dahin war in erster Linie der Heidelberger Theologe Richard Rothe für sein theologisches Denken bestimmend gewesen. Er war jedoch nicht im engeren Sinne des Wortes ein Schüler dieses geistvollen Mannes geworden. Das stark ausgeprägte spekulative Interesse Rothes fand kaum Widerhall bei Sch. Aber Rothe war, wie sein Hauptwerk, die »Theologische Ethik«, zeigt, zugleich von nüchternstem praktisch sittlichem Sinn erfüllt, und er war nicht minder ein weit- und tiefblickender Historiker. Daran muß man denken, wenn man es verstehen will, daß Sch. sich zu ihm hingezogen fühlte. Nüchternheit im besten Sinne des Wortes, gepaart mit warmem, etwas verschlossenem Gemüt, kennzeichnete Sch.s Wesen. Für dieses fand er bei Rothe Vertiefung und Leitung in einem. Besondere Eindrücke gewann er in Rothes Vorlesung über Dogmatik. Denn sie bot ihm eine Abklärung seines lebhaften religiösen Interesses, wie er sie in Erlangen nicht gefunden hatte. Die an dieser seiner Heimatsuniversität gepflegte Dogmatik war in ihrer konfessionell lutherischen Art abgeschlossener als seiner Natur, trotz eines stark

konservativen Zuges in ihr, entsprach. Ohne je zur Skepsis geneigt zu haben, war Sch. zu kritisch veranlagt, um traditionellen Gedanken ohne weiteres zugeneigt zu sein. Erst bei Rothe fand er eine Weise, die evangelischen Gedanken zu verstehen, die ihn in seiner Kirche und ihrem Glauben innerlich ganz heimisch machte und ihm die volle Freudigkeit gab, beruflich als Lehrer in ihr zu wirken. Sch. würde es nicht schwer gehabt haben, den Übergang vom Theologen zum Philologen zu vollziehen. Das Griechische und Hebräische beherrschte er virtuos. Er wurde als akademischer Lehrer Exeget des Neuen Testaments und offenbarte dabei deutlich seine philologische Neigung. Aber er war und blieb zugleich stets innerlich interessiert am kirchlichen Leben und bot seinen Schülern mit Bewußtsein und Willen überall das, was zukünftige Pfarrer an Verständnis des Neuen Testaments gewinnen müssen. Ohne am unrechten Orte in Erbaulichkeit zu verfallen, war ihm das Neue Testament doch nicht bloß der Gegenstand gelehrten historischen Interesses. Soviel ich weiß, hat Sch. nur ein einziges Mal im Leben, in jungen Jahren in einer Dorfkirche, gepredigt; dennoch wird niemand verwundert gewesen sein, wenn er, ohne ihn vorher gekannt zu haben, hörte, daß er Professor der Theologie sei.

Nach Rothe († 1867) hat noch einmal ein Theologe größere Bedeutung für Sch. gewonnen. Vielleicht darf man sagen, daß auch neben Rothe in Heidelberg noch ein anderer Theologe, J. H. Holtzmann (hernach lange Professor in Straßburg), Einfluß auf ihn geübt hatte und speziell sein exegetisches Interesse weckte oder steigerte. Holtzmann entwickelte sich jedoch selbst mit der Zeit stärker nach der »liberalen« Seite in der Theologie, als Sch. mitmachen konnte. Daß dieser sich vielmehr stets in abwägender Mitte zwischen den theologischen und kirchlichen Gegensätzen hielt, entsprach einerseits seiner ruhigen, allem Extremen abholden Geistesart. Es ergab sich für ihn jedoch zugleich daraus, daß er sich auch noch einem weiteren Meister erschloß, Albrecht Ritschl, dem Göttinger Theologen, der seit 1870 auf fast die ganze damals junge Generation theologischer Dozenten Einfluß übte, auch diejenigen, die nie unter seinem akademischen Katheder gesessen. Ritschl war als Historiker vielseitiger als Rothe. Als Systematiker hielt er sich fern von aller religiösen Spekulation. Aber er erschloß, selbst zuerst von Kant und Schleiermacher bestimmt, vielfach ein ganz neues Verständnis Luthers und stellte im Zusammenhange damit eine Fülle neuer Probleme auf. Sch.s gut lutherischer Sinn, sein in aller inneren Freiheit lebendiges kirchliches Interesse war letztlich doch mehr noch als für Rothens Theologie für diejenige Ritschls disponiert. Gleichwohl blieb er auch Ritschl gegenüber sehr selbständig. Ritschl hatte sich zuerst einen angesehenen Namen erworben, als er der sogenannten Tübinger Schule und ihrem großen Meister F. Chr. Baur mit einer andern Auffassung vom Urchristentum siegreich entgegengetreten war. Kein Zweifel, daß Sch. nach dieser Seite schon, vielleicht durch Holtzmanns Vermittlung (der hier auch Ritschl nahestand), den Gedanken Ritschls zugewendet gewesen, ehe letzterer mit seinen eigentlich für ihn charakteristischen Werken hervortrat. Aber er ließ auch diese, wie sie seit 1870 erschienen, noch mit der vollen jugendlichen Offenheit für »Neues« auf sich wirken. Nur als Exeget im speziellen Sinne konnte er sich Ritschl nicht ergeben. Und das entsprach wieder seiner gesunden kritischen Art, der es nicht entging, daß Ritschl nicht gerade auch als Philologe Glänzendes zu leisten vermochte.

Sch.s äußeres Leben verlief ruhig und glücklich. Im September 1873 war er in Leipzig zum außerordentlichen Professor ernannt worden. 1877 ehrte die Tübinger theologische Fakultät ihn beim 400jährigen Jubiläum ihrer Universität durch Verleihung des Doktorats. Im Frühjahr 1878 verheiratete er sich mit der Lübecker Pfarrerstochter Emilie Becker; seiner überaus glücklichen Ehe entstammten fünf Söhne und zwei Töchter, die bis auf einen Sohn, der als junger Kaufmann in Ostafrika starb, ebenso wie seine Gattin ihn überlebten. Der Herbst 1878 brachte ihm die Berufung zum ordentlichen Professor in Gießen, wo er nun zwölf Jahre in einer Fakultät wirken konnte, zu der u. a. Adolf Harnack sieben Jahre mitgehörte, und die durch eigentümliche Homogenität ihrer Mitglieder, die auch längere Zeit sämtlich Altersgenossen waren, charakterisiert war. Im Herbst 1890 folgte er einem Rufe nach Kiel und Ostern 1895 einem weiteren nach Göttingen; an letzterem Orte war es mir beschieden, noch einmal einige Jahre mit ihm zusammenzustehen. Sowohl in Kiel als in Göttingen war er Rektor der Universität. Sein Tod trat nach schwerem Krebsleiden früher ein, als man auch nur ein Jahr zuvor geahnt hätte. Aber es ist ihm beschieden gewesen, bis fast zuletzt als akademischer Lehrer und wissenschaftlicher Forscher in voller Befriedigung zu wirken. In seinen Vorlesungen beschränkte er sich auf die Disziplinen, die die Erforschung des Neuen Testaments hervorgebracht hat. Eine derselben hat er, man kann fast sagen, geschaffen, wenigstens hat er sie auf die Höhe ihrer Aufgabe gehoben, die sogenannte Neutestamentliche Zeitgeschichte. Der Titel dieser Disziplin bestand schon. Mit einer vorläufigen Idee der Sache selbst war er von dem früh verstorbenen Schneckenburger aufgestellt. A. Hausrath hatte unter dem Titel eine höchst elegant und interessant geschriebene, aber nicht ebenso zuverlässige und quellenmäßig wohlbegründete Darstellung in einem mehrbändigen Werke dargeboten. Sch. gab 1874 ein »Lehrbuch« der Disziplin heraus, das die Vorzüge seiner soliden Gelehrsamkeit bereits nach vielen Seiten zeigte, bald aber von ihm selbst zu knapp befunden wurde. Schon in der zweiten Auflage wurde es auf zwei Bände erweitert (der zweite Band erschien zuerst, 1886, der erste 1890). Von der dritten ab hatte das Werk gar drei Bände (Bd. II und III 1898). Der auch jetzt wieder zuletzt erschienene Bd. I wurde sogleich in doppelter Auflage gedruckt, 1901. So brauchte 1907 und 1909 nur erst von Bd. II und III die vierte Auflage veranstaltet zu werden. Von der zweiten Auflage an führte das Werk den Titel »Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi«. Im ersten Bande bringt Sch. eine Darstellung der »politischen Geschichte« Palästinas von Antiochus Epiphanes an (175 v. Chr.) bis zum hadrianischen Kriege (135 n. Chr.). Nach der Teilung des zweiten Bandes handelt II von den »inneren Zuständen« im Lande, während III das »Judentum in der Zerstreuung und die jüdische Literatur« schildert. Insgesamt umfassen die drei Bände mehr als 2000 Seiten. Man darf sagen, daß Sch.s Werk alles berührt, was aus der Geschichte des jüdischen Volkes in der letzten Periode seiner nationalen Selbständigkeit in Betracht kommt. Die Gewissenhaftigkeit des Verfassers in der Berücksichtigung der Literatur, der je länger je mehr zutage getretenen Quellen, der zahllosen Einzelforschungen, ist allseits anerkannt. Sch. war kein Mann der Hypothesen. Geistreiche Einfälle wurden von ihm unerbittlich als bloß solche gekennzeichnet. Er wollte nur feststellen, was die Quellen nach kritischer Untersuchung ihres Wertes an »Tatsachen« ergeben.

Gewiß liegt eine Schranke des Werkes in den vielfach nur einfach schildernden, der kombinierenden Phantasie möglichst wenig Raum gewährenden Darlegungen aus den Quellen. Aber Sch. verdankte seiner nüchternen, peinlich sorgfältigen Methode das Ansehen, das er in Deutschland nicht nur, sondern allenthalben auch im Auslande gewann und das bei seinem Tode vollends vielfach und lebhaft zum Ausdrucke kam.

Noch eines andern »Werkes«, das Sch.s Namen bekannt und geehrt machte, muß gedacht werden. 1876 begründete er die »Theologische Literaturzeitung«, die er auch bis zu seinem Tode (also 34 Jahre lang) leitete. Dieselbe kritische Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit, die ihn bei seinen eigenen Arbeiten begleitete, bestimmte hier die Auswahl seiner Mitarbeiter und die Überwachung ihrer Beiträge. Man wird es nicht beanstanden, wenn ich seine Zeitschrift als das sehr bald am meisten beachtete theologische Rezensionsblatt bezeichne: es wird auch im Auslande ebenso anerkannt wie in Deutschland. In ihm bewährte Sch. sich als allgemein trefflich orientierten Theologen, als Gelehrten, der nicht nur sein Spezialfach kannte und übersah, sondern das gesamte Gebiet seiner Wissenschaft mit persönlichem Interesse im Auge hatte. Er hat selbst jährlich eine große Anzahl von Berichten und Kritiken in seinem Blatte erscheinen lassen. Außer seinem charakterisierten Hauptlebenswerk hat er eine größere Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, teils in theologischen Zeitschriften (Studien und Kritiken 1872, 1876, 1899, Jahrbücher für protestantische Theologie 1876, 1892, Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1875, 1898), teils in der Form von »Festschriften« (Gießen 1879 und 1883), Vorträgen usw., teils endlich unter den Abhandlungen der Berliner Akademie (der er als korrespondierendes Mitglied angehörte; s. die Jahrgänge 1896 und 1897). Zu der »Protestantischen Realenzyklopädie« (speziell auch in der dritten Auflage, die A. Hauck herausgegeben) hat er mehrere größere Artikel beigegeben. Seine letzte große Spezialabhandlung handelt über »Die siebentägige Woche im Gebrauch der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte« (Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft, 1905, S. 1—67). Fast alle Sonderstudien standen im Dienste der weiteren Vervollkommenung seines Hauptwerkes. Seine jugendliche Erstlingsschrift (philosophische Doktordissertation, Leipzig 1868) zeigt ihn noch außerhalb seines hernach gefundenen Eigengebietes; sie behandelte (in noch jetzt durchaus beachtenswerter Weise) Schleiermachers Religionsbegriff. Seine Habilitationsschrift (*De controversiis paschalibus secundo p. Chr. n. saeculo exortis*, 1869) trifft sich merkwürdigerweise mit seiner letzten, oben benannten Studie in dem Hinübergreifen in die Fragen der alten Kirchengeschichte.

Halle a. S.

D. F e r d. K a t t e n b u s c h.

Haupt, Erich, D., Professor der Theologie in Halle, * Stralsund 6. Juli 1841, † 19. Febr. 1910. — H. stammte aus Stralsund, wo sein Vater als Lehrer der englischen Sprache lebte. Schon nach wenigen Jahren siedelten die Eltern nach Stettin über, so daß er seine Schuljahre dort verlebte, als ein Schüler des Marienstiftsgymnasiums, dem er kräftige Anregungen in philologischer Beziehung verdankte, während der ernste Sinn, der im Elternhaus heimisch war, Liebe zur Theologie in ihm erweckte. Zu Michaelis 1858 bezog er die Berliner Universität, um Philologie und Theologie zu studieren. Neben dem Interesse

für die klassischen und die orientalischen Sprachen trat während der Studienzeit, besonders unter Steinmeyers Einfluß die theologische Neigung immer bestimmter bei ihm hervor. Nach einer Hauslehrertätigkeit in Mecklenburg und nach Absolvierung der ersten theologischen Prüfung in Stettin trat er Ostern 1864 in Kolberg in den Gymnasialdienst, legte die Prüfung für das höhere Schulamt in Greifswald ab und wurde Ostern 1866 an das Bugenhagensche Gymnasium in Treptow an der Rega berufen, wo er zugleich die Leitung eines Alumnats übernehmen mußte. Er war hier besonders als Religionslehrer und als Lehrer des Deutschen und des Hebräischen tätig, und erwarb sich bald in der Provinz Pommern das Ansehen eines hochbegabten Lehrers und eines trefflichen Erziehers. Durch Festpredigten und durch Vorträge sowie durch literarische theologische Arbeit lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich. 1869 erschien sein Kommentar zum 1. Johannesbrief, 1871 seine Schrift »Über die alttestamentlichen Zitate in den vier Evangelien«, durch welche er sich als Exeget des Neuen Testaments einführte, und zwar als ein Theologe, dem es vor allem um ein kongeniales Erfassen der Gedanken der biblischen Schriftsteller, um die religiöse Seite der Heiligen Schrift zu tun war. 1878 wurde er als Nachfolger Theodor Zahns in die Professur für Neues Testament nach Kiel gerufen — Greifswald machte ihn aus diesem Anlaß zum *Dr. theol.* —; er erwarb sich hier bald den Ruf eines ebenso in seinen Vorlesungen wie durch seinen persönlichen Verkehr mit den Studierenden fesselnden und Einfluß üübenden Dozenten. Daneben erschloß sich ihm hier in der Nähe der Stadt (in Sophienhof) eine Predigtstätte, an welcher seine Gabe geistvoller Schriftauslegung und tiefinnerlich erbauender geistlicher Rede ihm eine treuanhängliche Predigtgemeinde sammelte. 1883 vertauschte er Kiel mit dem damals in der theologischen Fakultät kräftig aufblühenden Greifswald, wo er bald neben Cremer die Anziehungskraft für einen großen Teil der jungen Theologen bildete. Zugleich fand er als Konsistorialrat im Stettiner Konsistorium eine angesehene und einflußreiche Wirksamkeit auch in der kirchlichen Verwaltung. Die durch die Anhänglichkeit seiner Zuhörer und durch das Vertrauen weiter kirchlicher Kreise für ihn so erfolgreiche Greifswalder Tätigkeit wurde ihm getrübt durch die ersten Vorboten eines schmerzhaften Gichtleidens und durch die unverhüllte Mißgunst seines Kollegen Cremer, der es nicht gewöhnt war, sein Ansehen als Haupt der Greifswalder Theologen mit einem andern teilen zu müssen. So war es für H. eine willkommene Erlösung aus dem für ihn peinvollen Konflikt mit einem in vielen Beziehungen von ihm hochgeschätzten Kollegen, als er 1888 nach Halle in friedliche und bis zu seinem Tode ihm ungetrübt erhalten gebliebene glückliche kollegiale Verhältnisse berufen wurde. Hier hat er fast 22 Jahre lang noch eine reiche, vielgestaltige Wirksamkeit gefunden: als Dozent, als theologischer Schriftsteller, als einer der angesehensten Führer der Evangelischen Vereinigung, als Mitglied der Provinzial- und Generalsynoden, nach J. Köstlins Rücktritt auch als Vorsitzender der theologischen Prüfungskommission für das erste theologische Examen und als Mitglied des Magdeburger Konsistoriums; nach Beyschlags Tode auch als Herausgeber der »Deutsch-evangelischen Blätter«. Daneben widmete er seine Kraft besonders dem Gustav-Adolfs-Verein und dem Evangelischen Bunde. Hatte er in Kiel und Greifswald als theologischer Schriftsteller sich nur durch gehaltvolle Aufsätze in Zeitschriften, besonders in »Studien und Kritiken«, betätigt, so z. B. in der Leben-Jesu-Frage, so bot ihm Halle

wieder Gelegenheit und Antrieb zu größeren theologischen Arbeiten. So erschien sein Kommentar zu den Gefangenschaftsbriefen des Paulus (1897; 2. Aufl. 1902) und die Schriften über »Die eschatologischen Aussagen Jesu in den synoptischen Evangelien« 1895 und »Zum Verständnis des Apostolats« 1896 sowie das Osterprogramm »Über die ursprüngliche Form und Bedeutung der Abendmahls-worte« 1894. In den Deutsch-evangelischen Blättern veröffentlichte er eine große Reihe von Aufsätzen zu neutestamentlichen Fragen sowie Einführungen in das Verständnis der Korintherbriefe und des Galaterbriefes. Ebenso ergriff er hier regelmäßig das Wort zu den kirchlichen und andern Zeitfragen, wobei er in musterhafter Weise den Gegnern gegenüber, mit denen er sich auseinandersetzte, eine wahrhaft vornehme Polemik zu führen wußte und sich bemüht zeigte, die Einzelfragen, um die gestritten wurde, aus den religiösen Prinzipien der evangelischen Kirche heraus zu beleuchten und damit die Debatte des Tages auf ein höheres Niveau zu erheben. Dadurch verschaffte er seiner Stimme weit über die Grenzen seiner kirchlichen Partei hinaus Ansehen und Beachtung. Sein Gichtleiden, das ihm viele schwere Schmerztage bereitete und das allen dagegen angewendeten Heilmitteln und Kuren trotzte, nötigte ihn allmählich, seine vielseitige außeramtliche Tätigkeit einzuschränken. Mit großer Willenskraft setzte er auch in Tagen des Leidens seine akademische Tätigkeit fort, bis die zunehmende Krankheit den Zusammenbruch seiner Kraft herbeiführte. Im Herbst 1909 fühlte er sich nicht mehr imstande, an der Generalsynode in Berlin teilzunehmen. Seinen Studenten widmete er sich noch mit letzter Kraft, bis im Februar 1910 eine Kopfrosete und eine Bronchitis in wenigen Tagen seinem Leben ein Ziel setzte.

Hatte er als Theologe auch nicht im engeren Sinne Schule gemacht, so war doch von seiner intensiven Tätigkeit als Dozent und von seiner schriftstellerischen Arbeit auf weite Theologenkreise ein starker Einfluß geübt, im Sinne wissenschaftlicher Unbefangenheit und Aufgeschlossenheit für die Fortbewegung in der Theologie in Verbindung mit starker Ergriffenheit von der Herrlichkeit der im Neuen Testamente bezeugten Offenbarung Gottes und freudigem Eintreten für die religiösen Prinzipien der reformatorischen Theologie.

Von seinen zahlreichen kleineren Veröffentlichungen seien noch genannt »Der Sonntag und die Bible«, 1877; »Die Kirche und die akademische Lehrfreiheit«, 1881; die Schrift »*Plus ultra*« (Ratschläge zur Hebung des akademischen Studiums), 1887; »Die Bedeutung der Heiligen Schrift für den evang. Christen« (zuerst in der »Christl. Welt« erschienen), 1891, sowie seine beiden Predigtsammlungen »Pilgerschaft und Vaterhaus«, 1881, und »Mein Reich ist nicht vor dieser Welt«, 1903. — Vgl. Nachruf von M. Schian in Deutsch-Evangelisch 1910, S. 129. — G. Kawerau, Zur Erinnerung an D. Erich Haupt, ebenda S. 130—134; 197—212; 257—271. — Wächtler in Preuß. Kirchenzeitung 1910, 177—185. — Rogge, ebenda 257 f. — Kautzsch in Stud. u. Krit. 1910, 493—500.

Berlin.

G. Kawerau.

Fellner, Richard, Dr. phil., Dramaturg am Deutschen Volkstheater in Wien, * 13. Januar 1861, † 20. Juli 1910 in Gleichenberg in Steiermark. — Als der Sohn eines angesehenen Architekten sollte auch F. sich einem technischen Berufe widmen, und er absolvierte darum zunächst die Realschule. Schon in der Mittelschule tat er sich durch außerordentliche Fähigkeiten hervor, so daß er von der Schulleitung dazu ausersehen wurde, die Schlußrede zu halten, als

die Unterrichtsanstalt aus dem alten in ein neues Haus übersiedelte. Das Studium an der Technischen Hochschule behagte ihm indes nur wenig, so daß er nebenbei auch germanistische Vorlesungen besuchte und in ihm schon nach anderthalb Jahren der Entschluß reifte, umzusatteln. Mit allem Eifer holte er Latein und Griechisch nach und schon nach einem Jahre konnte er aus den Lehrgegenständen des Gymnasiums die Maturitätsprüfung ablegen, um zuerst in Berlin und dann in Graz sich dem Studium der Philosophie hinzugeben. Von einem starken Deutschbewußtsein erfüllt, stellte er sich da und dort als leidenschaftlicher Burschenschafter an die Spitze der deutschnationalen Bewegung, und er war vorübergehend am »Kyffhäuser«, dem Organ der deutschen Burschenschaften, auch als Redakteur tätig. Nach Vollendung seiner Studien in Graz erwarb er sich in Tübingen den Doktor. In der Grazer Studienzeit entstand sein Hauptwerk: »Die Geschichte einer Musterbühne«. In dieser auf gründlicher Quellenforschung beruhenden Monographie der dramaturgischen Tätigkeit Karl Immermanns am Düsseldorfer Stadttheater ist mit großer Umsicht alles zusammengetragen, um uns ein anschauliches Bild davon zu geben, was der Dichter des »Münchhausen« mit seinen Bühnenreorganisationsversuchen theoretisch erstrebt und praktisch erreicht hatte, und es werden mit tiefer Einsicht in das Wesen des deutschen Theaters die Gründe dargetan, warum und woran sein idealer Hoffnungsraum, den Deutschen das Beispiel einer nationalen Musterbühne zu hinterlassen, scheitern mußte. Auf Grund dieser verdienstvollen wissenschaftlichen Arbeit, in der sich jugendliche Begeisterung mit einem klaren Sinn für das Sachliche verband, wurde F. nach dem Tode Theodor Fontanes im Herbst 1889 als Kritiker zur »Vossischen Zeitung« berufen, in deren Redaktionsverband er sich mit Dr. Paul Schlenther in das Theaterreferat teilte. Im Frühjahr 1893 kehrte er nach Wien zurück, um am Deutschen Volkstheater die Stelle eines Dramaturgen anzutreten, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Als solcher hatte er die einlaufenden Stücke zu prüfen und, wo es nottat, für die Bühne einzurichten und nebenbei auch die klassischen Dramen, die hier zur Aufführung gelangten, in Szene zu setzen. Nach dem Rücktritt Ludwig Martinellis ins Privatleben wurde F. auch die Inszenierung der Volksstücke Anzengrubers übertragen. Seine puritanischen Versuche, aus den Anzengruber-Stücken die Mitwirkung der Musik auszuschalten, fanden freilich nicht den Beifall der Kenner. Als seine bedeutendsten Inszenierungen gelten die der beiden Teile von Björnsens »Über unsere Kraft« (4. und 5. April 1902) und von »Was Ihr wollt«, nach dem Prinzip der altenglischen Bühne eingerichtet (17. Februar 1896). Über die Grundzüge dieser Bühneneinrichtung hat er auch im Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft eine anregende Studie veröffentlicht, wie denn F. neben der Ausübung seines dramaturgischen Amtes auch sonst noch eine rege schriftstellerische Tätigkeit entfaltet und in den verschiedensten Kreisen gern gehörte Vorträge über Theater und Literatur gehalten hatte. Als poetische Gelegenheitsversuche, die anspruchslos aus seiner Feder flossen und durch ihre stilvolle Zweckmäßigkeit erfreuten, verdienen die Prologe vermerkt zu werden, die zur Feier von Franz Grillparzers 25. Todestage und gelegentlich einer Festveranstaltung zum Besten des Anzengruber-Denkmal-schatzes im Deutschen Volkstheater gesprochen wurden. Seiner Vorliebe für burschenschaftliches Wesen blieb F. bis zu seinem letzten Atemzuge treu, und die deutschgesinnte Hochschuljugend Wiens verlor an ihm einen warmherzigen

Freund und einen in allen studentischen Belangen wohlvertrauten und maßgebenden Berater.

Geschichte einer Musterbühne. Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1888. — »Was Ihr wollt« auf einer neuen Shakespeare-Bühne. Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, 1897.

Wien.

Theodor Antropp.

Bayer-Bürck, Marie, * in Prag 31. Oktober 1820, † in Dresden 17. [10.?] Februar 1910, ist die Tochter des Schauspielers Franz Rudolph Bayer (* in Wien 1780, † in Dresden 1860), der durch mehr als 40 Jahre der gefeierteste Heldendarsteller Prags war, wo er neben einen vielbewunderten Wallenstein einen Falstaff stellte, und auch bei einem Gastspiel am Burgtheater ehrenvollsten Erfolg errang. Er, der nach vielbelachten Anekdoten den Charakter seiner jeweiligen Rolle auch im täglichen Leben festhielt, erzog seine Tochter zu einer ähnlichen künstlerischen Vielseitigkeit, wie sie ihm eigen war, und schärfte ihr das Schlagwort: Natur! auf das Nachdrücklichste ein. Fünfzehnjährig, betrat sie im Dezember 1835 als Dorothea in Töpfers Dramatisierung des Goetheschen Epos, als Friederike in den »Jägern«, Cordelia und Thekla neben ihrem Vater als Lear und Wallenstein die Prager Bühne mit kindlicher Unbefangenheit, aber mit einer künstlerischen Reife und einer Innigkeit, die sie sofort zu einem erklärten Lieblinge des Publikums machten. Im August 1838 nahm sie als »Königin von 16 Jahren« Abschied von Prag, ging nach Hannover, wo sie bis September 1841 wirkte, bis zu ihrem Abgange ans Dresdener Hoftheater, wohin sie Tieck berufen hatte. Sie debütierte am 11. September als Louise in »Kabale und Liebe«, trotz des Andenkens, das die Gley und die Fournier hinterlassen, mit größtem Beifall begrüßt. Und dieser Bühne blieb sie bis in ihre ältesten Tage hinein erhalten, sie spielte alle sentimentalen Rollen an der Seite Emil Devrients, eroberte sich auch das Salonfach und wurde die Retterin manches unsicheren Stückes Gutzkows und Laubes. Sie steigerte sich bis zur Heroine hinauf, einer Isabella in der »Braut von Messina«, einer Volumnia, einer Lady Macbeth, noch in hohem Alter entzückte sie als Herzogin in der »Welt, in der man sich langweilt«. Bis 1893 war sie wirkliches Mitglied, von da ab Ehrenmitglied, ihr letztes Auftreten fand am 28. Mai 1896 im »Hüttenbesitzer« statt.

Ein reiches Feld künstlerischer Wirksamkeit war ihr eingeräumt — doch kann ihr große Verwandlungsfähigkeit kaum zugesprochen werden. Sie blieb, was sie war: die ideale Vertreterin der echten, manierlosen Sentimentalität, der Ausdruck tiefen Fühlens in poetischster Form war ihre Domäne, vom Tone leiser Schalkhaftigkeit und graziöser Sinnigkeit bis zur Träne der Wehmut und des unschuldigen Leidens. Wilde Ausbrüche, gewaltige Steigerungen des Affekts waren nicht nur den zarten Stimmitteln, sie blieben auch ihrem echt deutschen Wesen fremd, das sich in einer gleichmäßigen Mitteltemperatur am wohlsten fühlte. Ihre durchgebildete Technik und weise Ökonomie rangen sich zwar die größten Leistungen ab, aber der Beobachter fühlte sie erzwungen, selbst eine gewisse Manier stellte sich da durch die Überspannung ihrer Kräfte ein. Ihre künstlerische Bedeutung reichte über Dresden hinaus durch ihre Wiener Gastspiele, die auch eine Epoche in der Geschichte des Burgtheaters bilden. Laube hatte sie in Dresden in seinem »Struensee« gesehen, und als er

nach Wien ging, gehörte der Gewinn der B.-B. geradezu zu seinem künstlerischen Programme. Er sah in ihr »ein weibliches Herz, wie es dem Theater selten beschert«, und gleich nach dem Antritte seines Wiener Engagements verhandelte er mit ihr und ihrem Gatten, dem Schriftsteller August Bürck über die Möglichkeit ihres Gewinns für das Ensemble des Burgtheaters, in dem sie die notwendige Ergänzung zu Joseph Wagner bilden sollte. Ihr Gastspiel vom 1. bis 17. Mai 1850 brachte Maria Stuart, die Jungfrau von Orléans, Kabale und Liebe u. a., nicht mit dem durchschlagenden Erfolge, den Laube erwartet hatte. Er vergleicht sie der antiken Statur, deren Schönheit sich nicht dem ersten Blick erschließe. Aber daß ihre Eigenart richtig erfaßt wurde, beweist eine Kritik der »Allgemeinen Zeitung«, die das durch den Mangel des Pathetischen und Heroischen anfangs befremdete Publikum ganz unter ihrem Banne zeigt, so daß man nunmehr die tragische Deklamation, das theatralische Auftragen, ja selbst das Lautsprechen der Mitwirkenden unerträglich fand. So eifrig Laube ihr Engagement betrieb, das auch sie lebhaft wünschte, Dresden verstand es, sie festzuhalten, sie kehrt bis 1857 immer wieder als Ehrengast ins Burgtheater zurück, mit manchen neuen Rollen. Von größter Bedeutung wurde ihre Hero am 29. November 1851, die das verkannte Werk Grillparzers für immer der deutschen Bühne eroberte. Hier vereinte sich die vornehme Gestalt mit den reinen edlen Zügen, die Keuschheit ihres Wesens und die zurückhaltende tiefe Sinnlichkeit, die sich in dem kurzen Kusse der Turmszene aussprach, zu der vollen Gestalt, die der Dichter geschaffen, der Griechin, die zugleich echtes deutsches Mädchen sein mußte. Ebenso tief wirkte sie als Imogen in der unglückseligen Laubeschen Verarbeitung Shakespeares, während sich die Grenzen ihrer Begabung, die schon beim ersten Gastspiele die Eboli gestreift, in »Antonius und Kleopatra« oder Adrienne Lecouvreur, die nach der Rachel zu unfranzösisch wirkte, offenbarten. Auch »Sappho«, »Orsina«, »Lady Milford«, »Phädra« zeigten den Wienern, wo inzwischen die Seebach und Würzburg erschienen waren und die Rettich im Höhepunkt ihrer heroischen Erfolge stand, daß der tragische Nerv bei ihr nur andeutend ausgebildet sei. Sie war und blieb Wiens »Hero«, der sie gerne des Dichters »Libussa«, in der sie das lustspielmäßige Element stark herausfühlt, an die Seite gesetzt hätte, ohne aber trotz Laubes Intervention Grillparzers Zustimmung zu erreichen. Ihr Briefwechsel mit Laube zeigt sie als feinfühliges Künstlerin, die dem Direktor und Shakespeare-Einrichter manchen klugen Rat zu erteilen weiß. 1862 vermählte sie sich zum zweiten Male mit dem Major v. Falkenstein, ein ruhiges Greisenalter führte sie bis an die Schwelle des 90. Lebensjahres.

Neuer Theater-Almanach Bd. 22 (1911) S. 167 f. — Edgar Pierson in Bühne und Welt Bd. 12, S. 474—476. — A. v. Weilen: H. Laube und Marie Bayer-Bürck in Österreichische Rundschau Bd. 28, S. 207—222.

A. v. Weilen.

Lueger, Karl, Dr., Bürgermeister von Wien, österreichischer Politiker, Geheimer Rat, * Wien 24. Oktober 1844, † Wien 10. März 1910. — Dreieinhalb Jahrzehnte stand Dr. Karl L. im Vordergrund der politischen Kämpfe in Wien, zweieinhalb Jahrzehnte war er für ganz Österreich eine vielumstrittene Persönlichkeit. Liebe und Feindschaft beschäftigten sich gleichmäßig mit ihm, und während die einen begeistert, fast verzückt zu ihrem sieggekrönten Führer

emporblickten, verhielten sich die andern ablehnend, indem sie bisweilen die schärfste Kritik übten. An dieser Stelle handelt es sich darum, festzuhalten, was von L.s Wirksamkeit in die Bücher der österreichischen Geschichte übergehen wird. Losgelöst von allen parteipolitischen Vorurteilen wollen wir in großen Zügen dem Lebensgange des eigenartigen Politikers folgen, denn so wird sich am besten feststellen lassen, wie viel der Begründer der christlichsozialen Partei für seine Vaterstadt und für sein Vaterland bedeutet hat.

*Dr. Karl L.*s Vater entstammte einer niederösterreichischen Bauernfamilie. Er diente beim Militär und wurde dann als Hausknecht am Wiener polytechnischen Institute beschäftigt. Später erhielt er die Stelle eines Aufsehers im technologischen Kabinett. Seine Frau war die Tochter eines Tischlermeisters im ehemaligen Wiener Vororte Liechtental. Dreieinhalb Jahre vor der Revolution kam Karl in der alten Kaiserstadt zur Welt. Er blieb bis zu seinem vierten Lebensjahre stumm, entwickelte sich aber nachher zu einem aufgeweckten Jungen. Nachdem er die Volksschule besucht hatte, trat er als externer Zögling in das Gymnasium des »Theresianums« ein. Im Jahre 1862 legte Karl L. die Maturitätsprüfung mit gutem Erfolge ab. In den nächsten vier Jahren studierte er als fleißiger Hörer an der juristischen Fakultät der Wiener Universität. Um diese Zeit starb der Vater, der eine unversorgte Familie zurückließ. Die Mutter erhielt eine kleine Tabaktrafik im dritten Bezirke, doch der einzige Sohn mußte tüchtig mithelfen, um seinen Angehörigen das Los zu erleichtern. Mit 29 Jahren wurde *Dr. Karl L.* in Wien Advokat, und schon damals nahm er am politischen Leben teil. Die ersten rednerischen Erfolge hatte er freilich schon früher aufzuweisen gehabt, denn er galt unter den Studenten als guter Sprecher, der sein Auditorium zu fesseln wußte. Im Dezember 1870 trat er bei einem Studentenkommerse gegen einen deutsch-nationalen Redner auf, indem er eine österreichisch-patriotische Ansprache hielt.

Zwei Jahre später wurde *Dr. Karl L.* im »Landstraßer Bürgerklub« zum zweiten Schriftführer gewählt. Von da ab datiert seine politische Karriere. Der Verein war liberal und in ihm spielte der beliebte Bäckermeister Khunn die führende Rolle, der es bis zur Würde eines Vizebürgermeisters von Wien gebracht hat. Bald erhielt *Dr. Karl L.* ein öffentliches Mandat, denn er wurde im Jahre 1875 vom zweiten Wahlkörper des dritten Bezirkes in den Gemeinderat entsendet. Ein Jahr hierauf mußte sich der junge Politiker einer neuerlichen Wahl unterziehen, aber seine Wähler blieben ihm treu und verliehen ihm diesmal das Mandat für drei Jahre. Schon damals löste er sich von seinen liberalen Parteifreunden los, denen er noch kurz vorher von Khunn als »gute Akquisition« vorgestellt worden war. *Dr. Karl L.* schloß sich an den Demokraten Ignaz Mandl an, der als Gemeinderat gegen die »Korruption« des liberalen Regimes zu Felde zog. Dadurch geriet L. in einen Konflikt mit dem liberalen Bürgermeister *Dr. Felder*. Außerdem mußte er wahrnehmen, daß seine engeren politischen Freunde bei den Wählern des dritten Bezirkes an Sympathie verloren. Er legte deshalb sein Gemeinderatsmandat im Oktober 1876 nieder und blieb eine Weile dem Rathause fern. Im Jahre 1878 wurde er abermals vom Bezirke Landstraße zum Gemeinderat gewählt; allerdings verdankte er diesmal die Würde dem dritten Wahlkörper. Von dieser Zeit ab gehörte *Dr. Karl L.* unausgesetzt der Wiener Gemeindevertretung an. Im Gemeinderate begründete der strebsame Politiker die »Wirtschaftspartei«, die sich schnell eine einfluß-

reiche Stellung erwarb, so daß sie über einen Vizebürgermeisterposten verfügen konnte. *Dr. Karl L.* wurde nahegelegt, sich um dieses wichtige Amt zu bewerben, aber er lehnte zugunsten seines Freundes, des demokratischen Politikers *Dr. Schrank* ab, der auch tatsächlich Vizebürgermeister wurde. *Schrank* starb jedoch im Dezember 1881, und als es nun wieder galt, die Vizebürgermeisterstelle zu besetzen, standen sich *Dr. L.* und *Dr. Prix* gegenüber. Der liberale *Dr. Prix* siegte über den Demokraten, und zwischen diesen beiden Männern entwickelte sich eine Gegnerschaft, die mit den Jahren an Heftigkeit zunahm. Am 8. Dezember 1881 war das Wiener Ringtheater das Opfer einer schrecklichen Brandkatastrophe geworden. Das Unglück zog auch den Bürgermeister *Dr. Ritter von Newald* in Mitleidenschaft, dem man einen Teil der Verantwortung aufbürden wollte. Viele Gemeinderäte wandten sich damals von dem Stadtoberhaupt ab, während *Dr. L.* treu zu dem Bedrängten hielt. *L.* versuchte persönlich beim Ministerpräsidenten Grafen Taaffe für *Newald* zu intervenieren, und dieser Schritt hatte heftige Angriffe zur Folge, denn der leitende Staatsmann war von den deutschen Liberalen in Acht und Bann getan worden. Indes, die Stellung *Dr. v. Newalds* ließ sich nicht retten; *Dr. Uhl* wurde Bürgermeister von Wien, und an seiner Seite wirkten der Liberale *Prix* und der Demokrat *Steudel* als Vizebürgermeister.

Für *Dr. L.* brach eine schwere Zeit an. Durch seine rastlose Agitation, durch seine Ausfälle gegen die liberale Mehrheit in der Gemeindevertretung, durch seine persönlichen Angriffe und durch eine Reihe von Prozessen war er bereits ein in der Stadt bekannter Mann geworden. Allein er verlor im Gemeinderate an Ansehen. Auch mußte er den Wahlen des Jahres 1884 mit Sorge entgegenblicken. Wohl gelang es *L.*, sein Mandat zu behaupten, doch seinem scharfen Blicke konnte die Tatsache nicht entgehen, daß die durch persönliche Rivalitäten gespaltene demokratische Partei immer mehr an Boden einbüßte. Schon im Jahre 1882 hatte darum *Dr. Karl L.* freudig zugestimmt, als der gefeierte Wortführer des Jahres 1848, *Dr. Adolf Fischhof*, die Notwendigkeit der Gründung einer in politischer Hinsicht stramm demokratischen, in nationaler Beziehung versöhnlichen großen deutschen Volkspartei vertrat. *L.* nahm an den vorbereitenden Arbeiten rege teil, allein er tröstete sich schnell, als das Projekt fehlschlug. Im Jahre 1883 gaben sich die Wiener Demokraten ein neues Programm, mit dessen Ausarbeitung *Dr. L.* betraut wurde. Die Grundsätze waren von freiheitlichen Ideen erfüllt. Die Gleichstellung aller Konfessionen, die Reichsunmittelbarkeit für Wien, die Beibehaltung des gegebenen Verhältnisses zwischen Österreich und Ungarn: das waren einzelne Forderungen des Programmes. Im Frühling 1885 fanden in ganz Österreich Reichsratswahlen statt. Zum ersten Male machten sich die Folgen der Erweiterung des Stimmrechtes in den zwei Kurien der Städte- und Landgemeinden geltend, denn die »Fünfguldenmänner« — jene Staatsbürger, die wenigstens fünf Gulden Steuern zahlten — durften zur Urne gehen. *Dr. L.* bewarb sich im fünften Wiener Bezirke, in dem er sich unterdessen niedergelassen hatte, um einen Sitz im Abgeordnetenhouse. Er kandidierte als Demokrat gegen den demokratischen Vizebürgermeister *Steudel*, ohne auf die Mahnungen seiner Parteifreunde zu hören, die vor der Entfesselung des Bruderkampfes warnten. Die Wähler entschieden sich für den rührigen Agitator *Dr. L.*, dem sich nun die Pforten des Reichsrates öffneten. Er betrat das Parlament im Juni 1885 als Demo-

krat, der mit seinen Ideen in den freiheitlichen Auffassungen des Jahres 1848 wurzelte.

Bald sollte sich der entscheidende Gesinnungswechsel im Leben *Dr. L.s* vollziehen. Die Fortschritte der Industrie hatten auf der einen Seite die Gewerbetreibenden in eine mißliche Lage gebracht und zur Gegenwehr aufgerüttelt, während auf der andern Seite die Arbeiterschaft ein immer mächtigerer Faktor wurde und sich — allerdings durch innere Krisen gehemmt — für die Berücksichtigung ihrer wirtschaftlichen und politischen Forderungen einsetzte. Die Handwerker waren nach und nach in das Fahrwasser des Zünftlertums geraten; sie bekämpften die Gewerbefreiheit, die in Österreich seit dem Jahre 1859 herrschte und gaben sich nicht mit den vorgenommenen Beschränkungen zufrieden. Gleichzeitig folgten sie den Verkündern der antisemitischen Schlagworte, die auch in den Kreisen der deutschen Intellektuellen Zustimmung zu finden begannen. Antisemitismus und Sozialreform: das waren die Losungen des Tages; die Lehren der Demokraten vermochten die Massen nicht mehr zu fesseln. *Dr. L.*, der von brennendem Ehrgeize beseelt war, fürchtete beiseite geschoben zu werden, wenn er der populären Bewegung trotzen würde. Anderseits erkannte er wohl, daß die sich im politischen Leben vordrängenden Massen — vor allem die des Mittelstandes — ohne Führer waren, denn Georg Ritter von Schönerer hatte nicht die Eigenschaften, die seinen Erfolg in Wien begründen konnten. Darum vollzog *Dr. L.* allmählich seinen Übergang, indem er sich von den nackensteifen Demokraten entfernte und die der Menge geläufig gewordenen Schlagworte aufgriff. Bereits im Mai 1887 unterstützte er im Parlamente den Antrag auf Erlassung eines Einwandererverbotes für Juden, den die Schönerianer gestellt hatten. Er suchte an den christlichsozialen Verein in Wien Anschluß und begründete in einer Plenarversammlung, der er als Gast beiwohnte, seinen Frontwechsel mit den Worten: »Ob Demokrat, ob Antisemit, das läuft schließlich auf ein und dasselbe hinaus. Die Demokraten stoßen auf Schritt und Tritt auf Juden, und die Antisemiten bekämpfen ja nicht bloß den schlechten Juden, sondern ebenso den schlechten Christen.« Im Schoß des christlichsozialen Vereins wirkten mehrere Geistliche, und *Dr. L.* bemühte sich daher, die Gunst der Kirche zu erlangen. Bei einer Feier zu Ehren des fünfzigjährigen Priesterjubiläums des Papstes hielt er im Februar 1888 eine flammende Rede, in der er sich gegen die Liberalen wandte, die als falsche Propheten die Völker betrügen und aussaugen. »In dieser Not wendet sich das Auge des Volkes zu dem Gotte seiner Väter, und es beginnt jener mächtige Kampf der Geister, dessen Zeuge wir sind. Auf Seite der Gegner sind ungezählte Massen, die furchtbaren Waffen der Presse und des Reichtums, auf Seite der Christen stehen vorläufig noch wenige und diese geteilt in einige Häuflein. Wenn ich dennoch siegesgewiß in die Zukunft schaue, so ist es deswegen, weil der Gedanke der Einigkeit immer weitere Kreise durchdringt.« Im selben Jahre sprach sich *Dr. L.* im Parlamente gegen die freie interkonfessionelle Volksschule aus, trotzdem er — was Prof. Eduard Sueß nachwies — früher für eine selbständige und freie Schule eingetreten war. Der Jungtscheche *Dr. Gregor* nannte damals das Verhalten *L.s* »eine Schande, eine Schmach für die Demokratie«.

Dr. L. bekannte sich immer offener als Christlichsozialer, und dieses Wort wurde zur Firma einer in Wien zusehends erstarkenden Partei. Ein scharf-

umrissenes christlichsoziales Programm gab es damals nicht, und darum konnte *Dr. L.* bei seiner außerordentlichen rednerischen Gewandtheit den verschiedenen Schichten der Bevölkerung Versprechungen machen und in allen Berufskreisen Anhänger werben. Aus den Lehren des Freiherrn v. Vogelsang wurden die Grundsätze der Sozialreform übernommen; die aktuelle Politik machte es notwendig, daß man vor allem gegen die herrschenden Liberalen losstürmte. Also: für die Gegenwart Erreichung der Macht durch die Christlichsozialen und für die Zukunft Sozialreform. Vor allem aber Kampf gegen die Juden, die man nicht bloß als die Bringer der wirtschaftlichen Not, sondern auch als die Beherrscher der Gemeinde und des Landes brandmarkte. Aber während *Dr. L.* mit unvergleichlicher Arbeitsamkeit und Rücksichtslosigkeit die festen Organisationen für die neue christlichsoziale Partei schuf, predigte er gleichzeitig den Zusammenschluß aller Christen gegen die Liberalen und Demokraten, weil er fühlte, daß er und sein engerer Anhang zu schwach sein würden, die Positionen der Gegner zu erobern. Im Jahre 1887 waren die ersten zwei antisemitischen Gemeinderäte im Wiener Rathause eingezogen, zwei Jahre später rissen die Antisemiten der verschiedenen Spielarten, die als vereinigte Christen den Wahlkampf führten, dreißig Gemeinderatssitze an sich. Das Jahr 1890 brachte *Dr. L.* zum ersten Mal ein Mandat für den niederösterreichischen Landtag; er gehörte jetzt nicht nur dem Abgeordnetenhaus des Reichsrates und dem Wiener Gemeinderate, sondern auch dem Landesparlamente für Niederösterreich an. In einer Versammlung sagte er damals: »In Österreich stellt sich die politische Parteifrage gegenwärtig so: Antichrist oder Christ, ein Drittes gibt es nicht.«

Jahre der zügellosen Agitation, der beispiellosen Wühlarbeit nahmen nun ihren Lauf. Von Straße zu Straße wurde in Wien die antisemitische Parole weitergegeben und die Leidenschaft der Menge gegen das »mobile Kapital« und seine Repräsentanten erweckt. Der »Lueger-Marsch« ertönte immer häufiger, die Schar der Anhänger schwoll an. *L.* ließ dem Stab von Führern, der sich freiwillig unter sein Kommando gestellt hatte, freien Lauf, obgleich er selbst die Worte etwas vorsichtiger wählte als die andern. Österreich erlebte die erste große Volksbewegung seit der Revolution, aber es war eine Zeit des wilden Klassen- und Rassenhasses. In der Hoffnung, die Arbeiter von der Sozialdemokratie ab und an sich zu ziehen, leitete *Dr. L.* bereits im Frühjahr 1889 den Streik der Wiener Tramwaybediensteten, bei dem es zu exzessiven Ausschreitungen kam, so daß Militär aufgeboten wurde. Um der Menge zu schmeicheln, machte man das »Bildungsprotzendum« lächerlich; angesehene Männer der Wissenschaft wurden besudelt. *Dr. L.* selbst meinte im Jahre 1892: »Es gibt viele alte Weiber, die gescheiter sind als Doktoren.« In den Vertretungskörperschaften, in denen sich die Christlichsozialen niederließen, sank der Ton auf ein tiefes Niveau. Die Rücksicht vor dem Gegner schwand dahin; ja, man machte es ihm unmöglich, Versammlungen ruhig abzuhalten. In dieser Zeit des Stürmens und Drängens wandten sich die österreichischen Kirchenfürsten noch schroff von der christlichsozialen Bewegung ab, gegen die Hirtenbriefe erlassen wurden. Und dies, trotzdem sich *Dr. L.* im Jahre 1894 rühmen konnte: »Seit unserer Agitation sind die Kirchen wieder gefüllt.« Der Kardinal Graf Schönborn unternahm sogar eine Reise nach Rom, um den Papst zum Einschreiten gegen die Christlichsozialen zu bewegen, die sich als Stützen

der Kirche hinzustellen beliebten. Die Mission scheiterte jedoch. Als *Dr. L.* einige Jahre nachher persönlich im Vatikan erschien, rief ihm Kardinal Rampolla die Worte zu: »Nur Mut!« Immerhin dauerte es eine Weile, bis sich auch der österreichische Episkopat mit den Christlichsozialen abfand, bis er in ihnen das geeignete Mittel erkannte, die Politik der Kirche zu fördern.

Die rastlose Kleinarbeit zeitigte für *Dr. L.* große Erfolge; den Liberalen wurde eine Position nach der andern entrissen. *Dr. L.* hatte sich zwar heftig gegen die von den Liberalen durchgeführte Erweiterung Wiens durch die Einbeziehung der Vororte im Jahre 1890 gewendet und den Vorwurf erhoben, daß die Schaffung von Groß-Wien nur aus parteipolitischen Rücksichten geschehe. In der ersten Gemeindevertretung des vergrößerten Wien standen auch noch 94 Liberale 42 Antisemiten und 2 Wilden gegenüber. Das Jahr 1895 wurde aber zum Wendepunkt. Infolge der unvergleichlichen Tätigkeit *Dr. L.*s drangen bei den Neuwahlen 68 Liberale, 64 Antisemiten und 6 Wilde durch. Der zweite Wahlkörper, in dem die Intelligenz den Ausschlag gab, hatte sich zur schmerzlichen Überraschung der Liberalen für den Antisemitismus und für den glücklichen Volkstribunen entschieden. Am 14. Mai wurde *Dr. L.* zum Vizebürgermeister gewählt. Sofort stand der liberale Bürgermeister *Dr. Gröbl* auf, um seine Würde niederzulegen. So kam die Leitung der Stadtverwaltung zum ersten Male für kurze Zeit an *Dr. L.* Am 25. Mai sollte die Wahl des Bürgermeisters stattfinden. Im dritten Wahlgange entfielen auf *Dr. L.* 70 Stimmen; er lehnte jedoch ab, weil er die Auflösung des Gemeinderates in der Hoffnung herbeiführen wollte, daß neuerliche Wahlen seine Positionen stärken würden. Die Auflösung erfolgte auch wirklich, und ein kaiserlicher Kommissär nahm im Rathause seinen Sitz. *Dr. L.* arbeitete fieberhaft, um seinen Anhang zu kräftigen, und die Liberalen erlitten im Herbst neuerliche Einbußen. Am 29. Oktober wurde *Dr. L.* abermals zum Bürgermeister gewählt; diesmal sprachen sich für ihn 93 von 138 Stimmen aus. Allein der Kaiser verweigerte die Anerkennung der Wahl, was aber nicht hinderte, daß die christlichsoziale Mehrheit *Dr. L.* am 13. November zum dritten Male die Bürgermeisterwürde verlieh. Daraufhin wurde die Gemeindevertretung wieder aufgelöst. Die Ereignisse im Rathause warfen ihre Wellen bis in den Reichsrat; die Wiener Lokalpolitik beeinflußte stark die österreichische Politik. In der Hauptstadt aber herrschte ein Fieberzustand. Im Frühjahr 1896 befestigten die Neuwahlen für den Gemeinderat die Macht *Dr. L.*s. Am 18. April wies ihm die gemeinderätliche Mehrheit zum vierten Male die Stelle eines Bürgermeisters von Wien zu. 96 gegen 42 Gemeinderäte erklärten sich für den Führer der Christlichsozialen. Jetzt griff Kaiser Franz Josef persönlich ein. *Dr. L.* wurde zur Audienz beschieden, und der Monarch appellierte an die Kaiser- und Vaterlandstreue des Politikers. *Dr. L.* fügte sich nun der Nichtbestätigung, und sein Parteigenosse Josef Strobach übernahm im Mai die oberste Leitung der Gemeindegeschäfte. In Wirklichkeit jedoch fiel diese *Dr. L.* zu, der als erster Vizebürgermeister — über diese Stelle konnte die Gemeinderatsmehrheit frei verfügen — der eigentliche Herr der Stadt war. Nicht ganz ein Jahr dauerte das Zwischenregime. Am 8. April 1897 erfolgte die fünfte Wahl *Dr. L.*s zum Bürgermeister, die acht Tage später vom Kaiser bestätigt wurde. Der Ministerpräsident Graf Badeni, der sich früher gegen die Anerkennung *Dr. L.*s als Bürgermeister ausgesprochen hatte, brauchte nach der Erlassung der berüchtigten Sprachenverordnungen die

Unterstützung der Christlichsozialen im Parlamente, und darum bemühte er sich, die Gunst ihres Oberhauptes zu erlangen. *Dr. L.* aber stand am Ziele seiner Wünsche. Was von Kindheit an sein Traum war, das hatte sich ihm erfüllt: der Sohn des armen Hausknechtes war der Gebieter der Reichshaupt- und Residenzstadt Österreichs geworden, und er sollte es bis an sein Lebensende bleiben.

Die Christlichsozialen beschränkten ihre Agitation nicht auf Wien. Sie suchten in der Provinz Wurzel zu fassen, und sie konzentrierten ihre Werbetätigkeit vor allem auf das Kronland Niederösterreich. Unter der Führung *Dr. L.s* gelang es ihnen auch, die Verwaltung des Erzherzogtums nach rücksichtslosen Kämpfen in ihre Hände zu bekommen. Von der Herbstsession des Jahres 1897 ab waren die Wiener Christlichsozialen zum ausschlaggebenden Faktor im niederösterreichischen Landtage und in der niederösterreichischen Landesadministration geworden; so wie sie früher von allen Ämtern und Stellen in Wien Besitz ergriffen hatten, so bemächtigten sie sich nun aller Positionen im Erzherzogtum. Dadurch waren sie zu außergewöhnlicher Macht und zu gewaltigem Einflusse gelangt. Den Führern winkte reicher Lohn.

Der Siegeszug der Partei, der vor allem der Werbekraft des Oberhauptes zu danken war, festigte auch die Stellung *Dr. L.s* im Abgeordnetenhouse des Reichsrates. Dazu kam noch der große Gewinn an Mandaten. Aus den Wahlen des Jahres 1897 gingen 33 christlichsoziale Reichsratsabgeordnete hervor; 12 davon waren in der fünften Kurie gewählt worden, für die das allgemeine Wahlrecht maßgebend war. *Dr. L.* hat in den ersten eineinhalb Jahrzehnten seiner Tätigkeit im Parlamente oft das Wort ergriffen und es verstanden, wirkungsvoll zum Fenster hinauszusprechen. Ein wesentliches Moment seiner parlamentarischen Haltung war der in der Form wüste Kampf gegen die Übermacht der Magyaren in Österreich-Ungarn — *Dr. L.* erfand das Wort »Judäo-Magyaren« —, gegen die Vorherrschaft Ungarns in der Monarchie. Als im Jahre 1896 wieder einmal im ungarischen Parlamente über die Angriffe der Christlichsozialen Klage geführt wurde, meinte der ungarische Ministerpräsident Baron Banffy: »Die Richtung, der Ton und die Manieren jenes gewissen *L.s* sind von der Art, daß die Anschauungen, welche er vertritt, nicht für wert gehalten werden können, ernst diskutiert zu werden.« *Dr. L.* kehrte die Spitze seines Schwertes gegen verschiedene Großunternehmungen, so — außerhalb des Parlaments — besonders gegen die Nordbahn und — im Abgeordnetenhouse — gegen den Lloyd und gegen die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft. Heftig agitierte er gegen die segensreiche Valutareform, indem er die Einführung der Goldwährung »als ein großes Unglück, als den Ruin für Millionen fleißiger Hände« und ein anderes Mal »als eine Gewissenlosigkeit, ein Verbrechen« bezeichnete. Dazwischen setzte sich *Dr. L.* geschickt für volkstümliche Forderungen ein, wodurch er die Reihen seines Gefolges erweiterte. Die erste Obstruktion, die es im Parlamente gab, machte er an der Seite der Jungtschechen mit: es war dies in den Tagen des Koalitionsministeriums. Dagegen verhielten sich die Christlichsozialen vollständig passiv, als die Deutschen unter dem Eindrucke der Badenischen Sprachenverordnungen daran gingen, die Parlamentsmaschinerie gewaltsam stillezusetzen. In diese Zeit fiel der traurigste Tag, der *Dr. L.* im Abgeordnetenhouse beschieden war. Als der Bürgermeister von Wien am 4. November 1897 das Wort ergreifen wollte, da hinderten ihn die

deutschbürgerlichen Abgeordneten drei Stunden am Sprechen. Erst als Graf Badeni schon ein abgetaner Mann war, als in Wien Bürger und Arbeiter zum äußersten entschlossen auf die Straße gingen, da ließ auch *Dr. L.* den Ministerpräsidenten fallen. Später wurde dem Bürgermeister die unrühmliche Haltung in den Monaten des großen nationalen Kampfes zum Vorwurfe gemacht. Er entschuldigte sich jedoch mit den Worten: »Lieber feig als dumm.«

Ungefähr um die Wende des Jahrhunderts änderten sich der Ton und die Stimmung in der christlichsozialen Partei. Der Aufstieg war vollzogen, die Zeit der Opposition und der bissigen Kritik gehörte der Vergangenheit an. Die Verwaltung Wiens und des Landes Niederösterreich zwang zur positiven Arbeit. Auch war die Partei innerlich so gekräftigt, daß ihr verhätschelter Führer einen neuen Kurs wagen konnte. *Dr. L.* machte fortan alle Anstrengungen, sein Gefolge zu disziplinieren und zur Einhaltung besserer Formen zu verhalten. Die Drauflosgängerei wurde eingestellt, der Antisemitismus, der übrigens in den Massen an Anziehungskraft verloren hatte, weniger ostentativ zur Schau getragen. Außerdem hatten die Christlichsozialen nun unter der konservativen Bauernschaft viele Anhänger, auf die Rücksicht genommen werden mußte. Dazu kam noch vor allem, daß *Dr. L.* wohl niemals ein innerlich überzeugter Antisemit gewesen war. In seiner Jugend verkehrte er viel mit Juden, als Advokat beschäftigte er mehrere Juden in seiner Kanzlei, und selbst später, als er in der Öffentlichkeit den Haß gegen die Bürger jüdischen Glaubens nährte, brach er persönlich durchaus nicht den Verkehr mit den Israeliten ab. Ihm war die Benutzung der antisemitischen Schlagworte zweifellos nur Mittel zum Zweck, und da der Zweck erfüllt war, brauchte man das Mittel nicht mehr zur Anwendung zu bringen. So bildete sich die christlichsoziale Partei allgemach zu einer klerikal-konservativen Partei um, die die umstürzlerischen Ideen der christlichen Sozialreformer völlig vergaß. *Dr. L.* brachte seinen versöhnlichen Charakterzug ungescheut zur Geltung. Wenn er als Bürgermeister auch den Parteimann nicht überwinden konnte — die Deutschnationalen, mit denen er früher Bundesgenossenschaft gehalten hatte, die Sozialdemokraten und die Juden wurden nach wie vor verkürzt, von allen kommunalen und Landesstellungen ferngehalten — so ließ er es sich doch angelegen sein, sich menschlich auch den politischen Widersachern zu nähern. Früher hatte es geheißen: »Gegner begrüßen sich nicht«; nun begrüßte *Dr. L.* gern die Gegner.

Im Parlamente trat der Bürgermeister von Wien fortan weniger hervor. Auf die große Politik der christlichsozialen Partei gewann *Dr. Geßmann* wachsenden Einfluß, der es dahin brachte, daß die Gruppe den engen Zusammenhang mit Wien auflöste und sich nach der Einführung des allgemeinen, gleichen Stimmrechtes für das Abgeordnetenhaus in eine Reichspartei umwandelte, die in ihrem Programme großösterreichische Grundsätze vertrat. Im Jahre 1907 wurden die Christlichsozialen nach ihrer offiziellen Vereinigung mit den klerikal-Abgeordneten zur mächtigsten Partei des Parlaments. Drei ihrer Führer, *Dr. Geßmann* und *Dr. Ebenhoch* — und später *Dr. Weiskirchner* — nahmen Ministerportefeuilles an, wovon *Dr. L.* nichts wissen wollte. Ebenso lehnten die christlichsozialen Politiker nicht mehr Verwaltungsratsstellen ab. Als schwerkranker Mann war *Dr. L.* noch im Parlament erschienen, um an der Abstimmung für das allgemeine, gleiche Wahlrecht teilzunehmen. Im niederösterreichischen Landtage hatte *Dr. L.* die Würde eines Landmarschallstellver-

treters inne. Doch läßt sich auch hier sagen, daß *Dr. Geßmann* auf die Leitung der christlichsozialen Politik in Niederösterreich von Jahr zu Jahr richtunggebender einwirkte.

Mit allen Fasern seines Seins hing *Dr. L.* an Wien, und der Verwaltung dieser Stadt widmete er vor allem seine bewundernswerte Arbeitskraft. Wien ist während seiner Tätigkeit als Bürgermeister größer und schöner geworden; die Gemeinde entwickelte sich in wirtschaftlicher Hinsicht zu einem der mächtigsten Großbetriebe des Reiches. Im Jahre 1904 führte *Dr. L.* die zweite Erweiterung der Hauptstadt durch, indem er eine große Zahl von Gemeinden am linken Donauufer als 21. Bezirk an die Stadt anschloß. Am 24. März 1900 trat ein neues Gemeindestatut und eine neue Wahlordnung für Wien in Kraft. Obwohl *Dr. L.* früher das Wahlkörpersystem und die Einrichtung des Stadtrates grimmig verurteilt hatte, wurde — nach einem nicht ernst gemeinten Versuche, ein demokratisches Wahlrecht zu schaffen — im Wesen bloß eine Kurie des allgemeinen, gleichen Stimmrechts an die Wahlkörper der Privilegien angegliedert. Desgleichen blieb der Stadtrat fortbestehen, in den die Opposition keinen Einlaß fand. Während des christlichsozialen Regimes wurde die Versorgung der Stadt mit Gas und mit elektrischem Lichte kommunalisiert; die Straßenbahnen gingen in den Betrieb durch die Stadt über; die Leichenbestattung wurde von der Gemeinde übernommen; eine städtische Zentralsparkasse und eine städtische Lebens- und Rentenversicherungs-Anstalt traten in Wirksamkeit. Außerdem gelangten verschiedene kleinere kommunale Betriebe zur Einrichtung: so der Wiener Rathauskeller, die städtische Übernahmestelle usw. Selbst ein Brauhaus wurde, allerdings bloß aus Parteirücksichten, in den Betrieb der Gemeinde übernommen. In der Verstadtlichungspolitik schlug *Dr. L.* einen neuen Weg ein. Hingegen folgte er dem Beispiele der Liberalen, als er das Riesenwerk der zweiten Hochquellenwasserleitung schuf. Die kommunale Wirtschaftspolitik *Dr. L.s* wurde von den Gegnern heftig angegriffen, von seinen Anhängern mit Stolz gerühmt. Bei dem Mangel objektiver Untersuchungen ist es schwer, ein abschließendes Urteil zu fällen. Jenseits der Parteipolitik steht bloß die kritische Arbeit *Dr. K. T. Wächters*, aus der hervorgeht, daß *Dr. L.* manchen Mißgriff getan hat. Unter seiner Bürgermeisterschaft haben sich die Schulden Wiens ganz bedeutend vermehrt; freilich stehen den Ausgaben Erwerbungen und verschiedene Schöpfungen von bleibendem Werte gegenüber. Unvergessen mag es *Dr. L.* sein, daß er im Mai 1905 die Anregung zur Schaffung eines großen Wald- und Wiesengürtels, der Wien mit einem weiten Luftreservoir umschließen soll, gegeben hat. Im ganzen und großen läßt sich sagen: wenn man die Kritik, die der Oppositionsführer *Dr. L.* an dem Wirken der Liberalen in Wien geübt hat, mit dem vergleicht, was *Dr. L.* als Bürgermeister selbst getan hat, dann ergibt sich ein tiefgreifender Widerspruch. Bedenkt man jedoch, daß jeder praktischen Tätigkeit Grenzen gesetzt sind, und betrachtet man die Amtsführung *Dr. L.s* an sich, so darf man ohne Einschränkung seine unversieglige Arbeitskraft im Dienste der Gemeinde, sein inniges Gefühl für die Stadt und seine persönliche Unantastbarkeit anerkennen.

In den letzten Jahren gab *Dr. L.* noch zu einer lebhaften Diskussion Anlaß, als er in der ersten Sitzung des VI. Katholikentages in Wien die Rückeroberung der Universitäten für die römisch-katholische Kirche ankündigte. Vorher, im

Oktober 1904, hatte er durch eine abfällige Bemerkung über die sozialdemokratische Arbeiterschaft — er sagte in einer Polemik zu den Sozialdemokraten: »Wenn Sie uns Lumpenproletariat, also Lumpen höherer Ordnung nennen, dann müssen Sie auch gestatten, daß ich die geehrten Herren Sozialdemokraten einfach Lumpen nenne« — die Feier seines 60. Geburtstages gestört. Statt der erwarteten christlichsozialen Jubelkundgebungen gab es eine große sozialdemokratische Demonstration.

Der Bürgermeister von Wien, der sich lange Zeit strotzender Gesundheit erfreute, wurde in den letzten Jahren seines Daseins von einer schweren Krankheit niedergeworfen; auch erblindete er fast ganz. Trotz des schweren Siechtums führte er die Leitung der Stadt weiter; des Augenlichtes beraubt, saß er noch den Sitzungen des Gemeinderates vor. Die qualvolle Krankheit verschaffte ihm auch die Teilnahme der Gegner, und selbst die, denen er im Jahrzehnt des Sturmes und Dranges so schmerzliche Wunden geschlagen, waren ergriffen von dem leidvollen Ende eines der früher Rührigsten und Unermüdlichsten. Im Jahre 1908 wurde *Dr. L.* von Kaiser Franz Josef durch die Verleihung der Würde eines Geheimen Rates ausgezeichnet. Der Volkstribun von einst hatte sich bis zur Exzellenz geklärt.

Am 10. März 1910 erlöste der Tod *Dr. L.* von seinen Qualen. Der Führer hinterließ seiner Partei ein kurzes politisches Testament, in dem er sie aufforderte, am Kampfe gegen die Magyaren festzuhalten, niemals zur Partei einer einzelnen Berufsschichte herabzusinken und für die klaglose Fortführung der Verwaltung der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien zu sorgen. Ferner legte er seinen Anhängern nahe, *Dr. Richard Weiskirchner* »als den einzigen Mann, welcher die Fähigkeit besitzt, die Geschäfte der Stadt Wien« in seinem Geiste fortzuführen, auf den Bürgermeisterstuhl zu erheben. Das Leichenbegängnis des Begründers und Führers der christlichsozialen Partei gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung. Kaiser Franz Josef erschien in der Stephanskirche, um dem von der Gunst des Volkes gehobenen Politiker die letzte Ehre zu erweisen. In der Gruft der neuen Kirche auf dem Zentralfriedhofe in Wien ruhen die Gebeine des Mannes, den seine Freunde den ersten Volksbürgermeister nannten.

In *Dr. L.* verkörperten sich all die anziehenden Vorzüge und auch die Schwächen des Wiener. Er war ein schöner Mann und ein Redner, der zu wirken vermochte. Ohne in die Tiefe zu gehen, wußte er sein Thema humorvoll zu behandeln. Persönlich schlicht und anspruchslos gab er sich im Verkehre jedem hin: ohne Vorurteil, bisweilen sogar ohne Selbstachtung. Er lebte ganz der Politik und besaß die Gabe, auch in den andern Interesse für die Politik zu erwecken. Kein Grübler und kein Skeptiker, war er von einem frischen Wagemut erfüllt; ohne Skrupel diente er dem Tage und den wechselnden Tagesidealen. Sein Gefolge hielt er fest in seiner Hand; indem er kleine Leute zu mächtigen Politikern machte, und früher Unbekannten zu Ansehen verhalf, schuf er sich eine ergebene Garde, die sich willenlos seinen Winken fügte. Im Sinne der Parteipolitik war *Dr. L.* kein Charakter, denn die Entwicklung vom Liberalen zum Demokraten und vom Demokraten zum Christlichsozialen und Klerikalen setzte vielerlei Wandlungen voraus. Innerlich mag *Dr. L.* die Übergänge nicht sehr empfunden haben, weil ihn bestimmte programmatische Überzeugungen nie zu sehr beschwerten. Darin war er eben ein Wiener, der

seine Meinung leicht ändert, ohne es recht zu wissen und zu fühlen. Richtunggebend und unwandelbar ist in ihm gewiß nur der Ehrgeiz gewesen, Bedeutung zu erlangen und in Wien ein Erster zu sein. Gern fügen wir hinzu: um für die Stadt Ersprießliches zu schaffen. Wie schade, daß es zur Erlangung dieses Zieles so verwerflicher Mittel bedurfte! Selbst in einem Panegyrikus auf *Dr. Karl L.* heißt es vorsichtig, aber vielsagend: »Manche antisemitische Redner vergriffen sich zuweilen in der Form der Kriegsführung.«

Literatur: Richard Charmatz, *Dr. Karl Lueger*, in der Monatsschrift »Deutschland«, Berlin 1904, Heft 25. — Franz Stauracz, *Dr. Karl Lueger, zehn Jahre Bürgermeister*. Wien 1907 (christlich-soziale Parteischrift). — Die Nekrologe in den verschiedenen Wiener Tagesblättern vom 11. März 1910, vor allem in der »Neuen Freien Presse« und in der »Reichspost«. — Karl Hron, Wiens antisemitische Bewegung, Wien 1890. — Die Gemeindebetriebe in Österreich. Aus den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Leipzig 1909 (Die Gemeindebetriebe der Stadt Wien, von *Dr. K. T. Wächter*). — *Dr. Gustav Kolmer*, Parlament und Verfassung in Österreich, Bd. 4—7. — »Deutsches Volksblatt«, Wien, vom 16. Oktober 1904, »*Dr. Lueger als Politiker*« usw.

Richard Charmatz.

Seydewitz, Kurt Damm Paul v., sächsischer Kultusminister, * 3. Mai 1843 zu Lauterbach bei Lausigk, † 17. Dezember 1910. — v. S. wurde als Sohn eines Rittergutsbesitzers aus altem Geschlecht und von verantwortungsreichem Namen geboren. Als Ältestem von zwölf Geschwistern, sieben Brüdern und fünf Schwestern, fiel ihm frühzeitig, nach dem Tode seines vorher nach Mittel-Sohland am Rothstein verzogenen Vaters neben seiner trefflichen Mutter, einer geborenen v. Kiesewetter, ein großer Teil der Sorge um die Familie zu. Nach sorgfältiger Vorbereitung durch Hauslehrer, war er zunächst Zögling von St. Afra in Meißen gewesen, hatte dort, vornehm gesonnen, von heiterem Temperament, musikalisch begabt, schon einen reichen Kranz bewundernder Freunde gefunden und schließlich die ragenden Zinnen der alten Fürstenschule mit all den Gaben verlassen, die einem echten Fürstenschüler eignen und gebühren: mit unverbrüchlicher Gründlichkeit, ernster Eigenständigkeit der Lebensführung und unverwüstlichem Idealismus. So ausgestattet, mit einem berechtigten Stolz auf eine Nummer I *in litteris*, die er zugleich mit vier anderen Mitabiturienten errungen hatte, war er dann trotz mancher heimischer Schwierigkeiten wohlgemut zur Universität Leipzig gezogen.

Was wir von seinem Leipziger Studium hören, verschiebt das soeben gezeichnete Bild nur wenig: eine harmonische Natur von glücklichen und klaren Anfängen entfaltet sich weiter. So steht er noch jetzt vor dem Gedächtnis von Leipziger Universitätsfreunden, die ihn überlebt haben: sie rühmen an ihm seinen erfrischenden Humor und die Fähigkeit, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein. Er war fleißig; aber er genoß auch die harmlosen Freuden studentischen und gesellschaftlichen Lebens in vollen Zügen. Für sein ganzes späteres Leben bestimmend wurden diese fruchtbaren Jahre insofern, als er in ihnen dem Professor v. Gerber, dem späteren Kultusminister, als Schüler besonders nahe trat. v. Gerber hat früh seinen Wert erkannt und hat ihn später sobald als möglich in sein Ministerium gezogen.

Ostern 1866, kurz nach Ablauf seines akademischen Trienniums, bestand v. S. die Referendarprüfung und trat zunächst in Leipzig in die heimatliche

Justizverwaltung. Doch verließ er diese Laufbahn schon nach wenigen Jahren und ging als juristischer Sekretär der Kreisdirektion Leipzig in den inneren Verwaltungsdienst über. Und hier war sein Weg eben, sobald er im Herbst 1871 von dem nunmehrigen Minister v. Gerber als Hilfsarbeiter in das Kultusministerium berufen war. Er stieg innerhalb dieses Ministeriums über die Staffeln des Regierungsrats (1874) und des Vortragenden Rats (1877) zum Geheimen Regierungsrat auf (1879): bis er im Jahre 1892 seinen heimgegangenen Gönner in der Leitung des Ministeriums ersetzte. Dabei befand er sich das letzte Jahrzehnt vor dem Eintritt in die volle Verantwortlichkeit in den schönsten Möglichkeiten eines edlen und arbeitsvollen Lebensgenusses. Er hatte sich noch vor der Mitte der siebziger Jahre mit einem Fräulein v. Kyaw verheiratet und lebte mit ihr bis zu ihrem Tode, 1886, in glücklichster, auch mit Kindern gesegneter Ehe. Im Ministerium wurde er in verschiedenen Ressorts beschäftigt, und so fand er Gelegenheit, sich für eine künftig führende Stellung gründlich vorzubereiten. Daraus ergaben sich denn zugleich literarische Niederschläge, einem schon im Jahre 1879 herausgegebenen Supplementband zum Kodex des sächsischen Kirchen- und Schulrechts folgte im Jahre 1889 eine sorgfältig revidierte Neuauflage des ganzen Kodex; und inzwischen war im Jahre 1888 auch die wohlbekannte, oft wieder aufgelegte Handausgabe des Volksschulgesetzes vom 23. April 1873 erschienen.

Von diesen Arbeiten ist die Beschäftigung mit dem Volksschulgesetze vielleicht am charakteristischsten. v. S. hat als Minister seine Sorge an erster Stelle dem Volksschulwesen zugewandt, er war sich in dieser Vorliebe bewußt, und er hat sie oft mit den speziellen Verhältnissen dieses wichtigen Teiles seines Ressorts begründet. So ist er unermüdlich für die äußere institutionelle Ausgestaltung der Elementarschule und der an sie anschließenden Fortbildungsschulen tätig gewesen; so hat er innerlich durch Verbesserung der Ausbildung der Lehrer wie der Qualität der Unterrichtskontrollen getan, was er irgend vermochte, und auch der materiellen und sozialen Hebung der Elementarlehrer war er ein günstig gesonnener Freund. Man wird sich dieser Tatsachen in einem Moment besonders gern erinnern, in dem es gilt, in zusammenfassender Gesetzgebung auf dem Gebiete des Volksschulwesens in vieler Hinsicht die Konsequenzen dessen zu ziehen, was v. S. gewollt und ersehnt hat.

Weniger tritt die Amtszeit des Ministers in der Entwicklung des Mittelschulwesens hervor. Es waren zum großen Teil die Zeiten regster Schulreform in Preußen; dem Minister mochte scheinen, daß Sachsen deren Ausgang abzuwarten habe, ehe es die altbewährten Grundlagen namentlich seiner Gymnasialverfassung antaste; auch bestimmte ihn wohl der im tiefsten Grunde konservative Zug seines Wesens, wie eine innige evangelisch-lutherische Frömmigkeit, die leicht zum Mißtrauen neigte gegenüber Neuerungen, deren Effekt nicht völlig sicher war. Dennoch verschloß er sich, in dieser Hinsicht ein wahrer Konservativer, einzelnen Neuerungen nicht, welche die Kontrolle der Erfahrung als wünschenswert erwiesen zu haben schien, oder die der Notwendigkeit eines Ausgleichs von Härten entsprangen. So ist er z. B. zwar kein begeisterter Freund einer Frauenemanzipation gewesen, die nach Mädchengymnasium und juristischem oder gar theologischem Doktor rief; aber da, wo Frauen leisteten, was sich sonst nur Männer zumuteten, hat er sich immer für volle Anerkennung der Pflichten wie Rechte beider Geschlechter erwärmt.

Nach alledem ist die Haltung des Ministers gegenüber den großen und freien Fragen des Lebens im Bereiche des erwachsenen Staatsbürgers leicht zu ermessen. Er ging mit der Entwicklung, ohne sie zu entflammen, und er pflegte die beharrenden Mächte des bürgerlichen und nationalen Daseins mit Verständnis. Amtlichen Anlaß hatte er hierzu in seinem Ressort vor allem gegenüber der Kirche — oder richtiger, gegenüber den Kirchen. Denn wenn etwas für ihn charakteristisch ist, so dies, daß er, obwohl in Lebensführung wie Lebensvergangenheit allezeit lutherischer Christ, und obwohl einer der *in Evangelicis* beauftragten Minister, doch auch dem Katholizismus als einer berechtigten Kirchenform gerecht geworden ist. Die evangelische Kirche Sachsens aber hat ihm innerlich wie äußerlich, hier namentlich für die Regelung ihrer Finanzen, Gutes zu danken.

Die Universität Leipzig ist verfassungsgeschichtlich und damit doch wohl auch verfassungsrechtlich noch immer ein *Corpus ecclesiae evangelicae annexum*: oder wie sonst sollte man ihre verfassungsrechtliche Stellung beschreiben? Sie ist aber heutzutage zugleich nicht mehr die einzige Hochschule des Landes: neben ihr steht die Technische Hochschule in Dresden mit Doktorpromotion und Magnifizenzentitel. Man denke sich nun auch diese Hochschule als *Corpus ecclesiae evangelicae annexum*: und man wird die ganzen Schwierigkeiten ermessen, welche eine Hochschulpolitik der Gegenwart, insbesondere aber die Universitätspolitik, erfüllen. Da drängen aus den Fugen uralten Brauches und alter Verfassung tausend Fragen empor, und die Notwendigkeit einer Um- und Fortbildung wird heute nur noch vereinzelt von professoraler Kurzsichtigkeit geleugnet. Die Amtstätigkeit des Ministers v. S. fiel noch in ruhigere Zeiten. Zwar in einer Hinsicht gestaltete sich die Lage immerhin schon bedrohlich. Die Gesamtzahl der Hörer an der Universität Leipzig ist während der Jahre der Tätigkeit des Ministers vom Sommersemester 1892 bis zum Wintersemester 1905 auf 1906 von etwas über 3000 auf 5000 gestiegen, und unter diesen 5000 Studenten des Schlußtermins befanden sich schon 111 Hörerinnen sowie zahlreiche Kategorien früher nicht zugelassener Hörer: nach Qualität wie Quantität drängte die Studentenschaft einer Umbildung der Universität entgegen. Aber noch konnte man glauben, der Bewegung durch Entwicklung der Räume und durch damit zugleich auch durchführbare begrenzte Fortbildung der Lehrmittel und Lehrmethoden Herr werden zu können. Und so hat v. S.s Ministerzeit für die Universität vor allem eine Ära der Bauten bedeutet. Was ist da alles gebaut und errichtet worden! Neben dem schon im Gange befindlichen Um- und Neubau der Hauptgebäude der Universität, des Augusteums und des Paulinums, kamen in Betracht: die Neubauten der Bibliothek, des Physikalisch-chemischen, des Chirurgischen, des Landwirtschaftlichen, des Tierärztlichen, des Physikalischen Instituts und des Instituts für Pathologische Anatomie und gerichtliche Medizin, ferner die Erweiterungsbauten des Physiologischen Instituts, des Laboratoriums für angewandte Chemie, des Chemischen Laboratoriums, der Klinischen Abteilungen für Haut- und Geschlechtskrankheiten und für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten, sowie der Psychiatrischen Klinik, zahlreicher kleinerer Bauten, namentlich zugunsten der Geisteswissenschaften, nicht zu gedenken. So könnte man das Kultusministerium in der Ära v. S., soweit die Universität in Betracht kommt, fast als ein Bautenministerium bezeichnen. Und gewiß verdankt ihm die Universität damit unendlich viel,

und auch der Gesellschaft der Wissenschaften ist bei dieser Gelegenheit ein neues, schönes und praktisches Heim geworden. Immer aber wird einmal in späteren Tagen, in denen die innere Universitätsreform Wirklichkeit geworden sein wird, in der neuen äußeren Ausgestaltung der Hochschule durch das Ministerium v. S. eine Vorstufe auf dem Wege zu einer größeren Zukunft gesehen werden.

Wir aber wenden den Blick rückwärts. Jäh, wie unsere Betrachtung, brach die soeben kurz geschilderte, in sich so harmonische und glückliche Tätigkeit des Ministers ab. Unerwartet überfiel ihn im Dezember 1905 eine Lähmung der Gehirnteile, die die Sprache beherrschen, und bald stellte sich heraus, daß eine Arbeitsleistung von voller Verantwortlichkeit mit dem nunmehr eingetretenen Zustande nicht vereinbar war. Anfang Februar 1906 nahm v. S. seinen Abschied.

Dem Minister sind dann noch etwa vier Jahre eines verhältnismäßig ruhigen, ja noch einmal scheinbar in leisem Emporsteigen begriffenen Daseins beschieden gewesen. Er hatte im Jahre 1897 noch einmal geheiratet, und seine zweite Gemahlin, die Witwe seines Schwagers v. Kyaw, eine geborene v. Carlowitz, hatte ihm mit zwei jugendlichen Stieftöchtern vollstes Sonnenlicht für alternde Tage ins Haus gebracht. Jetzt gehörte er vor allem und bald wohl fast ganz nur diesem Kreise und dem sich lichtenden Häuflein älterer Freunde aus Jugend- und Manneszeit an. So versteht es sich, was es für ihn bedeutete, als ihm Ende 1908 seine zweite Frau durch den Tod entrissen wurde. Bald stellte sich in seiner Krankheit ein schwerer Rückfall ein, dem er am 17. Dezember 1910 erlag.

v. S. war ein einfacher, gerader, sich selbst getreuer Charakter. Von Adel durch und durch, ging er mit der selbstverständlichen Heiterkeit des Gutgesinnten durchs Leben, und keinerlei spätere Erfahrungen haben ihm dies Piedestal seines Daseins verschoben. So war er recht eigentlich sympathisch und bis zu dem Grade freundlich, daß es ihm nicht leicht wurde, zu versagen. Gegengewogen aber wurde diese frohe Weichheit durch eine Frömmigkeit, die Pflichtbewußtsein einschloß und Lebensstrenge, Strenge vor allem gegen sich selbst. Das Ergebnis war ein temperierter Charakter, der recht eigentlich zur Ministerlaufbahn in einem konstitutionellen Staate geschaffen schien.

Beste biographische Angaben von K. H. Waentig (Dezernent für das Hochschulwesen und später Ministerialdirektor im Sächsischen Kultusministerium) in dem *Ecce* von St. Afra vom Jahre 1911, S. 19—26. Gute Zusammenstellung über die ministerielle Tätigkeit im amtlichen Dresdner Journal, Nr. 39 vom 16. Februar 1906, nach Abgang des Ministers. Persönliche Erinnerungen und Mitteilungen vornehmlich aus Universitätskreisen.

Karl Lamprecht.

Daublebsky v. Sterneck, Robert, k. u. k. Generalmajor, Geodät, * 7. Februar 1839 zu Prag, † am 1. November 1910 zu Wien. — Er entstammte einer alten, angesehenen Prager Familie und war der Sohn des Prager Advokaten Dr. Jakob D. v. St. († 1878) und seiner Frau Marie, geborenen Kalina v. Jaethenstein († 1875). In seiner Vaterstadt Prag absolvierte er das Untergymnasium, die Oberrealschule und zwei Jahrgänge der technischen Hochschule, dann trat er im Jahre 1859 in die österreichische Armee ein und machte noch im selben Jahre als Leutnant den Feldzug in Italien, speziell die Schlacht von Magenta und jene von Solferino, mit. Im Jahre 1862 wurde er dem k. u. k. Militärgeographischen

Institute zugeteilt, dem er bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand im Jahre 1905 angehörte. Zunächst in der Triangulierungs-Kalkülabteilung dieses Institutes tätig, vervollständigte er noch seine Studien an der technischen Hochschule in Wien, wo er Vorträge über höhere Geodäsie und sphärische Astronomie hörte.

In den 43 Jahren, die v. St. dem Militärgeographischen Institute (1880 bis 1894 als Leiter der astronomischen Abteilung und der Instituts-Sternwarte, 1894 bis 1905 als Leiter der geodätischen Gruppe) angehörte, entfaltete er eine reiche Tätigkeit auf geodätischem Gebiete. Die offiziellen Arbeiten, die er als Mitglied dieses Institutes ausführte, sind wesentlich von zweierlei Art: sie dienten einerseits der Landesvermessung, andererseits den Zwecken der internationalen Erdmessung, die im Jahre 1862 als »europäische Gradmessung« auf Anregung des Generals Baeyer ins Leben gerufen wurde. Von besonderen Arbeiten v. St.s sind zu erwähnen: die in den Jahren 1871—74 auf der Balkanhalbinsel, insbesondere in Serbien, Bulgarien, Bosnien und der Herzegovina durchgeführten astronomischen Ortsbestimmungen und barometrischen Höhenmessungen, welche die erste Grundlage für eine exakte Kartographie dieser Länder bildeten; die Basismessungen von Eger (1873) und Radautz (1874); die Verbindung des albanesischen Dreiecksnetzes mit dem italienischen bei Otranto (1873), ferner die von ihm im Jahre 1886 durchgeführten astronomischen und Triangulierungsarbeiten im Limgebiete. Fast jedes Jahr führte er ferner auf mehreren Punkten Winkelmessungen sowie Polhöhen- und Azimutbestimmungen aus. Im ganzen hat er auf über 100 trigonometrischen Punkten erster und zweiter Ordnung die Winkel gemessen (teilweise unter sehr schwierigen Verhältnissen, wie z. B. auf der 3480 m hohen Hochwildspitze in Tirol im Jahre 1884), und auf 59 Stationen zweiter Ordnung die Polhöhen- und Azimutbestimmungen durchgeführt. Bei den Polhöhenbestimmungen verwendete er mit Vorliebe eine von ihm selbst erdachte Methode, die Beobachtung sogenannter »Meridianzenitdistanzen«, die sich durch besondere Einfachheit auszeichnet und nun von den Geodäten sehr allgemein verwendet und als v. St.sche Methode bezeichnet wird, obwohl er eigentlich in keiner seiner Publikationen dieser Methode irgendwie Erwähnung getan hat. Endlich hat v. St. die sehr umfangreichen Ausgleichsrechnungen, die das Dreiecksnetz erster Ordnung der österreichisch-ungarischen Monarchie betrafen, im Jahre 1897 zu einem, wenn auch nur vorläufigen Abschlusse gebracht und so das enorm große Material für die Zwecke der Landesvermessung erst vollständig zugänglich gemacht.

Neben diesen offiziellen Arbeiten entfaltete v. St. aber noch eine reiche wissenschaftliche Tätigkeit auf astronomischem und geodätischem Gebiete. Es sind vor allem drei spezielle Arbeitsgebiete, denen er sich zuwandte. Das erste derselben betrifft die Astronomie im engeren Sinne; von seinen bezüglichen Arbeiten sind zu erwähnen die in den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien veröffentlichten Abhandlungen: »Über den Einfluß des Mondes auf die Richtung und Größe der Schwerkraft der Erde« (Bd. 73, 1876), »Über besondere Eigenschaften einiger astronomischer Instrumente« (Bd. 77, 1878), »Über die Änderung der Refraktionskonstante und Störungen der Richtung der Lotlinie im Gebirge« (Bd. 80, 1879). Ferner führte er in den Jahren 1892 und 1893 eine längere Reihe von Beobachtungen über

Polhöfenschwankungen durch, um namentlich die Frage nach eventuellen kürzeren Perioden derselben endgültig zu lösen (Mitteilungen des Mil.-geogr. Inst. Bd. 13, 1893). In die erste Zeit seiner wissenschaftlichen Tätigkeit fällt auch eine »Trigonometrische Bestimmung der Lage und Höhe einiger Punkte der königlichen Hauptstadt Prag, ausgeführt im Jahre 1877« (dieselben Mitteilungen Bd. 7, 1887).

v. St.s wissenschaftlichen Ruf begründete aber vor allem die zweite Kategorie von Arbeiten, die die Intensität der Schwerkraft zum Gegenstande hatten. Die bezüglichen Abhandlungen sind fast sämtlich in den erwähnten »Mitteilungen« (Bd. 2, 1882 bis Bd. 21, 1901) erschienen. v. St. hatte eine eigene Methode zur Ausführung sogenannter relativer Schwerebestimmungen erdacht, die nun sozusagen in der ganzen Welt Verbreitung gefunden hat. Sie besteht in der Verwendung invariabler Pendel, deren Schwingungsdauer an den einzelnen Orten gemessen wird, woraus sich der Unterschied der Schwerkraft in den betreffenden Orten gegenüber der Ausgangsstation ergibt. Das Wesentlichste an der Erfindung v. St.s ist die Beobachtung der Schwingungsdauer des Pendels mit Hilfe des sogenannten Koinzidenzapparates, der auf dem Prinzip beruht, das von einem an dem schwingenden Pendel angebrachten Spiegel reflektierte Licht durch einen von der Beobachtungsuhr nach jeder Sekunde auf elektrischem Wege für ganz kurze Zeit geöffneten Spalt in das Auge des Beobachters zu leiten und so zur Beobachtung der Elongation des Pendels im Momente der Öffnung des Spaltes zu verwenden, wodurch es möglich ist, jene Sekunde anzugeben, in der die Elongation gleich Null ist, also Koinzidenz mit der Beobachtungsuhr stattfindet. Diese Methode gestattet die Ermittlung der Schwingungsdauer des beobachteten Pendels bis auf Einheiten der siebenten Dezimalstelle der Sekunde genau. Ganz besonders exakt ergibt sich der Schwereunterschied zweier Orte, wenn es möglich ist, an beiden Orten gleichzeitig Beobachtungen zu machen und mit Hilfe einer telegraphischen Verbindung die beiden Koinzidenzapparate durch dieselbe Uhr antreiben zu lassen, da dann die Ungenauigkeit in der Kenntnis des Uhrganges so ziemlich einflußlos wird. Nach dieser Methode hat v. St. Untersuchungen über die Schwerezunahme in dem 1000 m tiefen Adalbertschachte des Silberbergwerkes zu Příbram in Böhmen in den Jahren 1882 und 1883, sowie 1885 im Abrahamschachte des Silberbergwerkes in Freiberg in Sachsen ausgeführt und aus den Resultaten auch neue Bestimmungen der mittleren Erddichte abgeleitet.

Fast gleichzeitig begann er auch Untersuchungen über die Schwere auf der Erde, nämlich 1883 in Kronstadt und in dem horizontalen Stollen des Bergwerkes in Krušna hora in Böhmen, dann 1884 auf dem Sághegy in Ungarn, dem Schöckel bei Graz sowie dem 3000 m hoch gelegenen Sandbüchel an der Hochwildspitze in Tirol. Im Jahre 1887 wandte er sich der Untersuchung des Einflusses lokaler Massenattraktionen auf die Resultate astronomischer Ortsbestimmungen zu. Im nächsten Jahre begann er jene große Untersuchung über die Schwerkraft in den Alpen, die ursprünglich den Zweck hatte, den Einfluß der Schwerestörungen auf die Ergebnisse des Nivellements festzustellen. Zu diesem Ende wurden auf einer großen Zahl dicht aneinander liegender Stationen längs der Nivellementsschleife Innsbruck-Bozen-Meran-Landeck-Innsbruck relative Schwerebestimmungen ausgeführt. Das wissenschaftliche Ergebnis dieser Arbeit reichte aber über den ursprünglichen Plan weit hinaus,

es ergaben sich, namentlich durch Helmersts theoretische Verarbeitung der Resultate, sehr wichtige Aufschlüsse über die Konstitution der obersten Erdkruste im Hochgebirge, indem sich unter der Zentralkette der Alpen, etwas nach Norden verschoben, ein sehr bedeutender Massendefekt herausstellte.

Durch diese interessanten Ergebnisse ermutigt, dehnte v. St. die Schwerebestimmungen im Jahre 1890 auf Böhmen aus, untersuchte 1891 die Schwerestörungen längs der Linien München-Innsbruck und Bozen-Verona im Anschluß an die vorerwähnte Arbeit in Tirol und bestimmte gleichzeitig den absoluten Wert der Schwerkraft in Wien durch relative Bestimmungen in München und Padua, wo die Schwerkraft durch sehr genaue absolute Bestimmungen ermittelt war. Im folgenden Jahre schlossen sich relative Schwerebestimmungen im Karpatengebiet und in Ungarn an, wobei sich unter den Karpaten ebenfalls ein nach Norden verschobener Massendefekt zeigte; schließlich vervollständigte er durch Beobachtungen in Ungarn, Steiermark, Kärnten und Tirol im Jahre 1893 die von Lemberg im Osten bis Bregenz im äußersten Westen der österreichisch-ungarischen Monarchie reichende Ost-West-Linie von Schwerestationen. Indem nunmehr auch andere Offiziere zur Ausführung der Schwerebestimmungen herangezogen wurden, stellte v. St. allgemeine Direktiven für die Ausführung der Pendelbeobachtungen zusammen und wurden teils von ihm selbst, teils unter seiner Leitung im Jahre 1894 Schwerebestimmungen in Nieder- und Oberösterreich, 1895 und 1896 in Mähren und Ungarn, 1901 in der Umgebung des Plattensees in Ungarn ausgeführt, wodurch die Anzahl der in Österreich-Ungarn beobachteten Schwerestationen die beträchtliche Zahl von 544 erreichte. Es seien schließlich noch die von Linienschiffsleutnant August Gnatzl 1892 ausgeführten Schwerebestimmungen im hohen Norden erwähnt, die v. St. bearbeitete und veröffentlichte.

Auf größeren Reisen ins Ausland hat v. St. es ferner unternommen, die bestehenden absoluten Bestimmungen miteinander in Relation zu setzen und hierdurch die Vergleichbarkeit der Resultate der in den einzelnen Ländern von bestimmten Ausgangspunkten aus vorgenommenen Schwerebestimmungen sehr wesentlich erhöht. So hat er neben den bereits erwähnten relativen Schwerebestimmungen zwischen Wien, München und Padua im Jahre 1891, im Jahre 1892 zwischen Wien, Berlin, Potsdam und Hamburg, ferner 1893 in Paris, Greenwich, Straßburg und Budapest, endlich 1894 in Pulkowa und Moskau relative Schwerebestimmungen ausgeführt. Im Jahre 1894 hat er sich auch mit der Konstruktion eines Apparates, des sogenannten Barymeters, beschäftigt, der die Schwere ohne Zeitbestimmungen, sondern mit Benutzung der Elastizität eines eingeschlossenen Gasquantums zu bestimmen gestatten sollte und im wesentlichen auf dem Prinzip der Wage beruhte. Die mit diesem Instrument erhaltenen Resultate hatten jedoch nicht einen so hohen Grad von Genauigkeit, um es in der Praxis mit Erfolg verwenden zu können.

Die Untersuchungen in den Bergwerken hat v. St. im Jahre 1898 nochmals aufgenommen, um über Anregung und mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften in Wien die Frage eines eventuellen Zusammenhanges der Schwerezunahme mit der Temperaturzunahme einer näheren Prüfung zu unterziehen. Zu diesem Zwecke hat er in den Bergwerken von Joachimsthal, Příbram, Kuttenberg und Idria sehr eingehende Beobachtungen angestellt und über die Ergebnisse in den Sitzungsberichten der Akademie (Bd. 108, 1899) berichtet.

Ein drittes wissenschaftliches Arbeitsgebiet, dem sich v. St. in den letzten Jahren seines Lebens noch zuwandte, bildeten endlich die Untersuchungen über die Höhe des Mittelwassers und das Gezeitenphänomen im Adriatischen Meere. Die ersten bezüglichen Arbeiten führte er offiziell für das Militärgeographische Institut durch und veröffentlichte die Ergebnisse in den »Mitteilungen« Bd. 22—24 (1902—04). Zunächst stellte er einen nach seinen Angaben konstruierten stabilen Mareographen für die Zwecke der Kontrolle des Nivellements in Ragusa auf (1902). Auf Grund der Aufzeichnungen dieses Mareographen veröffentlichte er 1904 seine erste Arbeit über das Gezeitenphänomen der Adria, mit dem Versuche, eine Karte der Isorachien für das Adriatische Meer zu zeichnen. Durch Heranziehung des Materiales von Pola und Triest sowie einjähriger Beobachtungen auf der kleinen Insel S. Andrea, wo er im Jahre 1904 selbst einen Mareographen aufstellte, gelang es ihm im nächsten Jahre, einen wesentlichen Einblick in die Seespiegelschwankungen der Adria zu gewinnen und den fast vollständigen Parallelismus der Schwankungen in den vier Beobachtungsorten nachzuweisen. Hatten die bisher genannten Arbeiten mehr den Zweck einer Kontrolle des Nivellements, weniger den eines eingehenderen Studiums der Gezeiten, so widmete nunmehr v. St. zwei weitere Jahre einer gründlichen Untersuchung über das letztere Phänomen in der Adria, indem er, hauptsächlich in den Jahren 1906 und 1907, mit Hilfe eines von ihm konstruierten sehr einfachen und leicht transportablen Mareographen an 37 Küsten- und Inselstationen des Adriatischen Meeres die Hafenzeit und Flutgröße bestimmte. Durch diese außerordentlich dicht aneinander liegenden Stationen konnte man erkennen, daß es sich im nördlichen Teile des Adriatischen Meeres, das etwa durch die Linie Ragusa-Monte Gargano begrenzt wird, nicht so sehr um ein Fortschreiten einer Flutwelle, wie man bisher annahm, als vielmehr um die Zusammensetzung zweier stehender Schwingungen handeln muß, indem das Hochwasser den nördlichen Teil der Adria in zwölf Stunden einmal umkreist, und zwar im Norden und Süden mit sehr großer, in der Mitte aber mit sehr kleiner Geschwindigkeit, so daß sich dort die Isorachien ganz enge zusammendrängen. Hier in der Mitte ist auch die Flutgröße am kleinsten und daher durchaus nicht, wie man bisher annahm, von Süden nach Norden in steter Zunahme begriffen. Es war also v. St. auch auf diesem Gebiete vergönnt, durch seine Untersuchungen zu wesentlich neuen Erkenntnissen fortzuschreiten (Sitzungsberichte der Akad. d. Wiss. Bd. 117, 1908).

Die vielseitige Tätigkeit v. St.s fand in wissenschaftlichen Kreisen reiche Anerkennung. Er wurde zum korrespondierenden Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Wien sowie zum Mitgliede der Akademien in Rom und in Kristiania, ferner zum Ehrenmitgliede zahlreicher gelehrter Gesellschaften des In- und Auslandes erwählt. Nebst zahlreichen andern in- und ausländischen Ordensauszeichnungen besaß er das österreichische Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft. Die Universität Göttingen ernannte ihn zum Ehrendoktor. Seit 1882 bekleidete er die Stelle eines bevollmächtigten Kommissärs der internationalen Erdmessung, referierte als solcher regelmäßig über die bezüglichen Arbeiten des Militär-geographischen Institutes und nahm wiederholt an internationalen Konferenzen der Kommission teil.

Den größten Teil seines Lebens erfreute sich v. St. großer körperlicher Rüstigkeit, die es ihm, verbunden mit außergewöhnlicher Energie und Arbeits-

freude, ermöglichte, seine zahlreichen, oft mit großen Strapazen und vielen Entbehrungen verbundenen Arbeiten im Felde durchzuführen. In den letzten Jahren, etwa von 1906 an, begann sich jedoch ein Herzleiden einzustellen, dem er einige Zeit, namentlich bei dem mit der Arbeit über die Gezeiten verbundenen, anregenden und gesunden Aufenthalte in Dalmatien, noch Widerstand leisten konnte, das sich aber doch zusehends verschlimmerte und im letzten Jahre recht schwer erträglich wurde. Trotzdem hat er eigentlich bis in die letzten Monate seines Lebens stets intensiv gearbeitet und noch in den letzten zwei Jahren Bestimmungen der magnetischen Deklination auf fast 100 Stationen in Niederösterreich und Mähren ausgeführt, die recht interessante Resultate ergaben und deren Veröffentlichung er bereits plante, als ihn der Tod von seinem schon sehr qualvollen Leiden erlöste.

L. Andres, Generalmajor *Dr. R. D. v. St.*, »Österr. Zeitschrift für Vermessungswesen«, Jahrg. 1911 (mit Bildnis). — P. Pizzetti, *Commemorazione di R. D. v. St.*, [*Rendiconti della R. Accademia dei Lincei, Classe di scienze fisiche, vol. XX, serie 5, 1^a sem. pag. 65—71*]. — Generalmajor *Dr. R. D. v. St.* (offizieller Nekrolog in den »Mitteilungen des Milit. geogr. Institutes« Bd. 30, 1911, Verf. Hofrat V. v. Haardt). — F. Köhler, Generalmajor *Dr. R. D. v. St.*, »Zeitschrift für Vermessungswesen« Bd. 40, 1911, S. 597—611.

Graz.

Prof. *Dr. R. v. Sterneck*.

Kautzsch, Emil Friedrich, *Dr. theol. et phil.*, Universitätsprofessor der alttestamentlichen Theologie, * 4. September 1841 zu Plauen im sächsischen Vogtlande, † 7. Mai 1910 zu Halle a. S. — Als zweiter Sohn des damaligen Bürgerschullehrers, späteren Pfarrers zu Rodersdorf, Karl Friedrich K. in Plauen geboren, besuchte K. von 1856 bis 1859 das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er dann mit ausgezeichneten Zeugnissen und ausgerüstet namentlich mit einem hervorragenden philologischen Rüstzeug als 18jähriger verließ, um sich in Leipzig dem Studium der Theologie zuzuwenden. Im Elternhause, wo die Schar der Geschwister allmählich auf sechs anwuchs, flossen die Mittel nicht allzu reichlich; auch während der Studienzeit galt es, die Hilfe von Stipendien in Anspruch zu nehmen, um die hochgesteckten Ziele glücklich zu erreichen. K.s Interesse haftete von Anfang an an der philologisch-exegetischen Seite der Theologie, insbesondere an der wissenschaftlichen Interpretation des Alten Testaments, der er später seine Hauptwerke widmen sollte. Als seinen Lehrer auf diesem Gebiete hat er selbst Fr. Tuch oft und gern genannt; mit dessen Nachfolger, dem Altmeister Franz Delitzsch, neben dem er später als Privatdozent tätig war, hat ihn pietätvolle Freundschaft verbunden. Von Theologen lehrten damals in Leipzig Tischendorf, Anger, Kahnis, Luthardt und Brückner (später in Berlin); von dem letzteren, dessen homiletisches Seminar K. regelmäßig besuchte, hat er selbst geäußert, daß dieser Lehrer es verstanden habe, den Stempel seiner Eigenart unverkennbar seinen Schülern aufzuprägen und sie zu tüchtigen Predigern heranzubilden.

Neben den theologischen zogen K. auch die orientalischen Studien stets mächtig an, und hier waren es besonders die Vorlesungen und Übungen des Arabisten Fleischer, deren er später noch mit großem, ja begeistertem Dank gedachte. So suchte er die wissenschaftliche Grundlage für seine Arbeit am Alten Testament zu erweitern und zu vertiefen und daneben mit den Aufgaben namentlich der praktischen Theologie in enger Fühlung zu bleiben. Nachdem

er 1863 seine erste theologische Prüfung bestanden hatte und bald darauf zum *Dr. phil.* promoviert worden war, trat er im gleichen Jahre als Lehrer an der Nikolaischule zu Leipzig ein, an der er bis 1872 Religion, Hebräisch, auch Deutsch und Latein unterrichtete. Hier fand seine Lehrgabe, die unter allen seinen Fähigkeiten wohl die erste und ihm stets die teuerste gewesen ist, ein erstes reiches Feld zur erfolgreichen Betätigung. 1865 absolvierte er sein zweites theologisches Examen in Dresden.

1866 — im Kriegsjahre — vermählte sich K. mit Helene Michaelis aus Rodersdorf bei Plauen. Der erste Gast im neuen Heim war — eine Einquartierung, der »Feind« aus Preußen! Doch mag die Gesinnung gegen diesen Gast bei K., der sich als Student zeitweilig auch an der burschenschaftlichen Bewegung beteiligt hatte, eine nicht allzu feindselige gewesen sein.

Nachdem sich K. 1869 mit einer Schrift »*De veteris Testamenti locis a Paulo Apostolo allegatis*« in Leipzig für Altes Testament habilitiert hatte, wurde er daselbst schon 1871 zum außerordentlichen Professor ernannt. Durch nur ein Jahr verblieb er in dieser Stellung: 1872 folgte er einem Ruf nach Basel, wo ihm nach dem Weggang von Hermann Schultz das Ordinariat für Altes Testament übertragen wurde. Auch in der neuen Umgebung lebte er sich rasch ein, und manche ihm erwiesene Ehrung bezeugte, wie man seine Persönlichkeit und seine amtliche Tätigkeit zu schätzen wußte. 1873 wurde er Mitglied des Baseler Kirchenrates; im gleichen Jahre promovierte ihn seine Fakultät zum Doktor der Theologie. 1875 wurde er zum Ehrenbürger der Stadt Basel, 1878/79 zum Rektor der Universität ernannt. (Rektorsrede: Johannes Buxtorf der Ältere. Basel, Detloff 1879.) Von den wissenschaftlichen Arbeiten dieser Zeit ist namentlich der Angriff auf »Die Echtheit der moabitischen Altertümer« (Straßburg, Trübner 1876) hervorzuheben, den K. mit seinem Freunde A. Socin gegen eine Sammlung angeblich moabitischer Tonwaren, die von der preußischen Regierung auf ein Gutachten Prof. Schlottmanns hin angekauft worden waren, mit bestem Erfolge durchführte. Den archäologischen Forschungen im heiligen Lande war auch sonst sein Interesse stets lebhaft zugewandt. 1876 reiste er (mit Orelli) zum erstenmale nach Palästina; im gleichen Jahre gründete er mit Socin und dem Baseler Gymnasialrektor Zimmermann den deutschen Verein zur Erforschung Palästinas, dessen Vorstand er bis zu seinem Tode angehört hat. Sechs Jahre vor seinem Tode (1904) war es ihm vergönnt, ein zweites Mal die ihm teuren Stätten aufzusuchen und sich an den Ausgrabungen auf dem Tell el Mutesellim zu beteiligen. Auch an den internationalen Orientalistenkongressen hat K. in der Folgezeit regelmäßig teilgenommen.

In Basel nahm ihn neben seiner amtlichen Tätigkeit, wie einst in Leipzig, auch der Unterricht an dem Pädagogium in Anspruch; daneben hat er wiederholt in Baseler Kirchen gepredigt und dabei eine dankbare Zuhörerschaft zu gewinnen gewußt. So hatte er sich, zumal nach seinem Einzug in die freie Amtswohnung des Frey-Grynäischen Institutes, dessen Lektor er 1874 geworden war, so fest in Basel eingelebt, daß er 1875 einen Ruf an Hitzigs Stelle nach Heidelberg ausschlug.

Erst 1880 vertauschte er sein schweizerisches Wirkungsfeld mit der schwäbischen Universitätsstadt, die ihm und seiner Familie in den folgenden acht Jahren gleichfalls zu einer teuren Heimat wurde. In Tübingen, wohin er als Nachfolger Diestels berufen wurde, entfaltete er zunächst als akademischer Lehrer eine

nachhaltige Tätigkeit. Eine bedeutsame Wandlung in seiner eigenen Stellung zum Alten Testament hatte sich seit dem Erscheinen von Wellhausens Geschichte Israels (1878) vollzogen. Von der Richtigkeit der (schon früher durch Reuß und Graf vertretenen) »Wellhausenschen Hypothese«: daß die sogenannte Priesterschrift im Alten Testament jünger sei als die Propheten und das Deuteronomium, hatte sich K. bald überzeugt. Er hat diese einst von vielen heiß bekämpfte Lehre, die wohl mit manchen veralteten Anschauungen gründlich aufräumte, aber einer wahrhaft geschichtlichen und unbefangenen Betrachtung der alttestamentlichen Religion in heilsamster Weise vorarbeitete, zu der seinigen gemacht und sie in gründlichster literarkritischer Kleinarbeit 30 Jahre hindurch seinen Hörern vermittelt. Und da bei ihm selbst auch die strengste wissenschaftliche Kritik nie das warme religiöse Interesse zu überwuchern vermochte, das er dem, was wirklich religiösen Wert hatte, stets entgegenbrachte, so hat er in Vorlesungen und Vorträgen gewiß auch viele für seine Anschauungsweise gewonnen, die von Hause aus den Ansprüchen moderner Bibelwissenschaft ablehnend gegenüberstanden. — Neben der eigentlich literarkritischen Arbeit war es auch hier wieder das philologische Gebiet, dem er sich zwecks einer ganz sicheren, ja unumstößlichen Fundamentierung der neuen Gedanken vor allem zuwandte. Seit 1878 hatte er die Neubearbeitung der hebräischen Grammatik von W. Gesenius übernommen, von der er in den folgenden Jahren sieben Auflagen (22. bis 28.) besorgte. Das Buch ist seit seinem ersten Erscheinen (Halle 1813) bis zur 28. Auflage (Leipzig 1909) von 202 auf 530 Seiten angewachsen und bildet neben dem von K. neu geschaffenen »Übungsbuch« (5. Auflage, Leipzig 1901) an Gymnasien und Universitäten in Deutschland wohl das verbreitetste Hilfsmittel zum Studium der hebräischen Sprache. — Eine wichtige Einzelschrift aus dieser Zeit, die besonders anschaulich zeigt, wie sorgfältig und gründlich K. von der philologischen Seite her den religionsgeschichtlich wichtigsten Begriffen des Alten Testaments beizukommen suchte, ist das Tübinger Osterprogramm von 1881: »Über die Derivate des Stammes *zdq* im alttestamentlichen Sprachgebrauch«. Im Zusammenhang dieser Arbeiten hat K. auch der Erforschung des aramäischen Dialekts die gebührende Beachtung geschenkt und sie durch mehrere bedeutsame Schriften gefördert. (Grammatik des Biblisch Aramäischen, Leipzig 1884. Mitteilung über eine alte Handschrift des Targum Onkelos (*Codex Socini* Nr. 84), Hallesches Osterprogramm 1893. Die Aramaismen im Alten Testament, Halle 1902.)

Neben der rein wissenschaftlichen Tätigkeit war ihm auch in Tübingen die praktisch-theologische Betätigung Freude und Bedürfnis. Mit seiner Stellung an der dortigen Universität war das Amt eines Frühpredigers verbunden, das er in regelmäßigen Predigten alle vier Wochen abwechselnd mit Weizsäcker, H. Weiß und Kübel in der alten Stiftskirche gern und erfolgreich ausübte. Außer einigen Predigten, die in G. Geroks »Himmelan« (Stuttgart 1884) enthalten sind, ließ K. mit seinem Kollegen H. Weiß zusammen eine Reihe von »Predigten über den zweiten Jahrgang der Württembergischen Evangelien« in Tübingen 1887 im Druck erscheinen. So war es auch hier kein leichter Entschluß, zu dem er 1888 durch die Berufung nach Halle (nach Riehms und Schlottmanns Tode) gedrängt wurde. Doch bestimmte ihn der Wunsch, seiner sächsischen Heimat und den gealterten Eltern, die inzwischen nach Leipzig verzogen waren, wieder näher zu sein, diesen Ruf anzunehmen. In Halle, wo er 1890

ein eigenes Haus an der Wettinerstraße bezog, hat er die letzten 22 Jahre seines Lebens gern geweiht. Einen Ruf nach Leipzig 1890 (an Delitzsch' Stelle) sowie den letzten, ehrenvollen Ruf 1894 nach Berlin (an Stelle Dillmanns) schlug er aus: »Man soll einen alten Baum nicht verpflanzen«.

Die ersten Jahre in Halle dürfen als Höhepunkt seiner engeren amtlichen Wirksamkeit betrachtet werden. Bis zu 350 Zuhörer besuchten damals seine Vorlesungen, namentlich die der biblischen Theologie, und in der Leitung des alttestamentlichen Seminars sowie in den regelmäßigen Prüfungen bei den Hebraica, den Dekanats-, Kandidaten- und Oberlehrerexamina hatte er eine umfassende, oft recht anstrengende Tätigkeit zu entfalten. Trotzdem er bei diesen Prüfungen, namentlich in der ersten Zeit, in Halle strenge Anforderungen stellte, war er doch von den Kandidaten bei diesen feierlichen Anlässen stets gern gesehen, und dem Schreiber dieser Zeilen ist von manchem Examinanden versichert worden, wie es ihm mitten in allen Examensnöten ordentlich wohl ums Herz geworden sei, als er K.s gütige Züge unter den strengen Gesichtern der Examinatoren erblickt und seine ruhige, freundliche Art der Fragestellung gespürt habe.

In Halle war es auch, wo K.s Lebenswerk, die neue Übersetzung des gesamten hebräischen Alten Testaments, zur Vollendung reifen sollte. Schon lange hatte er sich mit dem Gedanken getragen, einen neuen deutschen Bibeltext zu schaffen, der den Sinn des ursprünglichen hebräischen Wortlauts so genau, als dies mit Hilfe des gegenwärtigen wissenschaftlichen Rüstzeugs möglich sei, dem Leser vermitteln sollte, und der zudem über die oft recht buntfarbige Zusammensetzung der biblischen Bücher aus einer Fülle älterer Quellenschriften durch erläuternde Buchstaben am Rande die nötigen Aufschlüsse geben sollte. Nachdem K. mit seinem Freunde Socin zusammen schon in Tübingen eine Vorarbeit für dieses große Werk veröffentlicht hatte (»Die Genesis, mit äußerer Unterscheidung der Quellenschriften übersetzt, 2. Aufl., Freiburg 1891), gewann er nun eine Reihe weiterer namhafter Fachgenossen (Bäthgen, Guthe, Kamphausen, Kittel, Marti, Rothstein, Rütschi, Ryssel, Siegfried, Socin) zur Mitarbeit an dem großen Bibelwerk. Dasselbe erschien 1894 bei Mohr in Freiburg und Leipzig. Enthält die erste und die fast unveränderte zweite Auflage im wesentlichen nur den Text des Alten Testaments, so schritt K. in unermüdlicher Arbeit dazu fort, in der dritten Auflage diesem Text auch die nötigen wissenschaftlichen Anmerkungen sowie kurze Einleitungen zu den einzelnen Büchern und Abschnitten beizugeben. Diese dritte Auflage (2 Bände, Tübingen 1909 und 1910), ein staunenswertes Werk deutschen Gelehrtenfleißes, hatte K. fast vollendet, als ihm der Tod die fleißige Feder aus der Hand nahm. Über die Grundsätze, die ihn bei dieser völlig neu gearbeiteten Übersetzung leiteten, hat sich K. bereits im Vorwort zur ersten Auflage ausgesprochen, auf das hier verwiesen sei. Betont sei nur noch, daß diese Übersetzung ihrer ganzen Anlage nach nicht ästhetischen, sondern wissenschaftlichen Zwecken dienen will. Ist es darum fast durchweg die Sprache des Gelehrten, die darin zu Worte kommt, so besitzt sie doch vor allem den Vorzug (auch vor allem Flickwerk der »revidierten« Lutherbibeln!), daß der Leser so genau, als dies heute möglich ist, in ihr erfährt, was der ursprüngliche hebräische Text wirklich besagt.

Zur Seite trat diesem »großen Kautzsch« demnächst eine Übersetzung der

apokryphischen Schriften, die den letzten Jahrhunderten vor der christlichen Zeitrechnung entstammen und auf deren Durchforschung seitens der religionsgeschichtlichen Schule heute mit Recht besondere Sorgfalt verwendet wird, da sie uns deutliche Einblicke gewähren in die geistige Welt, die Jesus in seinem Land und Volke vorfand. Zu diesem Werke (Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments, 2 Bände, Tübingen 1900) waren als Mitarbeiter die Professoren Beer, Blaß, Clemen, Deißmann, Fuchs (Pfarrer), Gunkel, Guthe, Kamphausen, Kittel, Littmann, Löhr, Rothstein, Ryssel, Schnapp, Siegfried, Wendland gewonnen worden.

Um dem Bedürfnis derjenigen gebildeten Bibelleser entgegenzukommen, die unter Verzicht auf den gesamten wissenschaftlichen Apparat lediglich den genauen Text des Alten Testaments kennen zu lernen wünschten, wurde von der Mohrschen Verlagsbuchhandlung gleichzeitig eine einfache Textausgabe hergestellt, die dann durch Aufnahme des Textes der neu übersetzten alttestamentlichen Apokryphen sowie der meisterhaften Übersetzung des Neuen Testaments von Karl Weizsäcker zu einer vollständigen »Textbibel« erweitert wurde (3. Aufl., Tübingen 1911).

Eine zusammenfassende Darstellung seiner literarkritischen Arbeiten gab K. in seinem »Abriß der Geschichte des alttestamentlichen Schrifttums«, der zuerst in den »Beilagen« zu seinem Bibelwerk 1894, dann in besonderer Ausgabe 1897 erschien. Eine wertvolle Ergänzung zu diesem Werke bildet der umfassende Artikel »*Religion of Israel*«, der 1894 in dem »*Dictionary of the Bible*« englisch erschien. Er ist von dem Schreiber dieser Zeilen nach dem Tode des Verfassers 1911 im ursprünglichen deutschen Text als »Biblische Theologie des Alten Testaments« veröffentlicht worden.

Von K.s sonstiger Tätigkeit in Halle (wo er 1898/99 auch das Rektorat inne hatte) ist vor allem seine Mitwirkung bei der Herausgabe der theologischen »Studien und Kritiken« zu erwähnen, in der ihm bis 1903 J. Köstlin, von da an bis kurz vor seinem Tode E. Haupt zur Seite stand. Neben einzelnen Rezensionen in dieser Zeitschrift finden sich kleinere Aufsätze von ihm auch in der Zeitschrift der Deutsch-Morgenländischen Gesellschaft (bes. 1880 und 1881), in der Zeitschrift des deutschen Palästinavereins (1881, 4: Über die Siloahinschrift) sowie in Haucks Realenzyklopädie (Artikel: Könige Israels und Judas, Samaritaner, Zebaoth, Zahlen bei den Hebräern u. a.). Gepredigt hatte K. in Halle seltener, doch war er lange Jahre hindurch Mitglied des Kirchenvorstandes der Neumarktgemeinde. Und wie ihn sein auf das Praktische gerichteter Sinn schon in Tübingen zur Gründung sonntäglicher Gesellen- und Lehrlingsabende geführt hatte, so betrieb er in Halle mit Eifer die Gründung eines evangelischen Vereinshauses, für dessen Gedeihen er bis zuletzt mit größter Hingebung sorgte und zu dessen gunsten er wiederholt mit Hilfe seiner Kollegen Vortragsreihen veranstaltete. Aus solchem Anlaß ist auch sein Buch über »Die Poesie und die poetischen Bücher des Alten Testaments« (6 Vorträge, Tübingen und Leipzig 1902) hervorgegangen. Desgleichen allgemeinverständlich und von besonderem Wert sind die bei andern Anlässen gehaltenen Vorträge über »Bibelwissenschaft und Religionsunterricht« (Sechs Thesen. Halle 1900) und über »Die bleibende Bedeutung des Alten Testaments« (Tübingen und Leipzig 1901).

Am kirchlichen Leben nahm K. weit über die Grenzen seiner Gemeinde

hinaus regen Anteil. In seinen letzten Jahren war er Mitglied der Kreis- und Provinzialsynode sowie der preußischen Generalsynode, an deren Sitzungen er noch im Jahre 1909 mehrere Wochen lang teilnahm.

Die reiche Fülle geistiger Arbeit, insbesondere das immer wieder nötige Lesen ermüdender Korrekturen, mochte mit schuld daran sein, daß seine Zuckerkrankheit, die ihn seit 1896 heimsuchte, einen recht verderblichen Verlauf nahm, obwohl er ihr durch strenge Diät und manchen erfrischenden Ritt ins Freie zu begegnen suchte. Nachdem er in seinem letzten Lebensjahre sich bereits zu einer teilweisen Entlastung im Halten von Vorlesungen hatte entschließen müssen, war er soeben um völlige Entbindung von der Pflicht, Vorlesungen zu halten, eingekommen, als der Tod am 7. Mai 1910 seinem unermüdlichen Schaffen ein Ziel setzte. Bis zu Ende hatte ihn die treue Lebensgefährtin gepflegt, die in 44 jähriger glücklicher Ehe mit ihm verbunden gewesen war und die ihm in seinen schriftstellerischen Arbeiten manche wertvolle Hilfe geleistet hatte.

In seinem Hause in Halle war es schon vorher recht stille geworden. Die »offenen Abende«, zu denen er früher seine nächsten Schüler zu versammeln liebte, hatte er aufgeben müssen. Von seinen acht Kindern war die älteste Tochter schon vor zehn Jahren dem Vater vorausgegangen, und die übrigen (sechs Söhne, eine Tochter) hatte ihr Weg im Laufe der Zeit sämtlich von Halle weggeführt. Doch erlebte K. noch die gewiß seltene Freude, seine sechs Söhne sämtlich ihre akademischen Studien vollenden und alle sechs zu Doktoren promoviert zu sehen. Der Plan der Söhne, zu des Vaters 70. Geburtstag ein Werk zu schaffen, zu dem jeder aus seinem besonderen Gebiet einen auf das Alte Testament bezugnehmenden Gegenstand behandeln sollte, wurde durch den vorzeitigen Tod des von allen Geliebten vereitelt. Aber das Denkmal, das er sich selber in seiner Bibelübersetzung geschaffen, war glücklich vollendet; es wird auch ferner seinen Namen weit über die Kreise der zünftigen Theologen hinaus in Ehren bekannt bleiben lassen.

Nach seiner wissenschaftlichen Stellung ist K. der sogenannten literarkritischen Schule zuzuzählen, deren Hauptinteresse besonders seit dem bahnbrechenden Vorgehen Wellhausens in erster Linie den Fragen nach den Quellen, der Entstehungszeit, Verfasserschaft und literarischen Abhängigkeit der biblischen Bücher zugewendet ist. Wenn in jüngster Zeit von der sogenannten religionsgeschichtlichen Schule (Gunkel, Greßmann, Jeremias u. a.) neue Wege beschritten und zum Verständnis der religiösen Schriften des Alten Testaments in steigendem Maße außerbiblische, besonders babylonische Sagenstoffe herangezogen werden, so war K. gewiß nicht der Mann, der sich neuen Erkenntnissen hartnäckig verschloß, wenn sie ihm nur in zureichender wissenschaftlicher Begründung entgegentraten. So hat er einst selbst nach dem Erscheinen der Wellhausenschen »Geschichte Israels« gründlich »umgelernt« und hat noch in späteren Jahren die früher von ihm bekämpften metrischen Theorien über die prophetischen Bücher seit ihrer erneuten scharfsinnigen Begründung durch E. Sievers in weitem Umfange akzeptiert. Dagegen hat er sich solchen Theorien gegenüber, bei denen »der Wunsch als Vater des Gedankens« oft in so peinlich unwissenschaftlicher Weise zutage tritt, stets ablehnend verhalten; er hat sich namentlich an den Bestrebungen neuester Forscher, möglichst die gesamte Sagenwelt des Alten Testaments in einen astralmythologischen Nebel aufzu-

lösen, in keiner Weise beteiligt — wofür ihm einsichtige Forscher gewiß nicht weiter grollen werden. Seine Zurückhaltung solchen neuesten »Resultaten« gegenüber hing wohl einmal mit seiner persönlichsten Eigenart zusammen, der von seiner vogtländischen Heimat her ein starker konservativer Grundzug wesentlich anhaftete. Sie stand aber auch in engster Verbindung mit seiner religiösen Stellung zur Bibel, die ihn bei aller wissenschaftlichen Unbefangenheit religiöse Werte auch da noch erkennen ließ, wo andere mit kühleren Blicken lediglich ein Objekt wissenschaftlicher Arbeit vor sich sahen.

Viel stärker als bei seiner wissenschaftlichen Arbeit am Alten Testament trat in den allgemein religiösen sowie kirchlichen und dogmatischen Fragen der konservative Grundzug seines Wesens hervor. Auf diesen Gebieten hat er wohl nie grundsätzlich mit jener Betrachtungsweise gebrochen, wie sie zu seiner Studienzeit in dem Leipzig Luthardts die übliche war. Wohl hat er auch hier einzelne Mängel lebhaft gefühlt und sich gelegentlich scharf genug darüber ausgesprochen. Wohl hat er die neuen Gedanken Albrecht Ritschls und seiner Schule, namentlich seit den Tagen seiner beginnenden Freundschaft mit J. Kaftan in Basel, mit sympathischem Interesse verfolgt, hat auch seinen Sohn ohne Widerspruch zum Studium dieser Theologie nach Marburg ziehen lassen. Aber zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit den überlieferten kirchlich-dogmatischen Gedanken oder gar zu einem entschlossenen Bruch mit denselben ist es bei ihm nicht gekommen. Was aber nicht rühmend genug hervorgehoben werden kann, war seine edle persönliche Weitherzigkeit fremden Ansichten und Standpunkten gegenüber, sofern sie nur ehrlich errungen waren und sich von dem leeren Schein hochtönender Worte, vor denen er eine äußerst erfreuliche Abneigung besaß, fernhielten. In wahrhaft väterlicher Weise ist er so ganzen Generationen von Studenten wirklich nahe getreten, und manchem jungen Theologen hat er in schweren Stunden innerer Entscheidung ganz in der Stille echt seelsorgerliche Worte gesagt, wie sie nimmer vergessen werden. Wie lebhaft erinnert sich Schreiber dieser Zeilen an eine erhebende Abschiedsfeier in Tübingen, wo er von einem Redner in herzlichen und gewiß aufrichtigen Worten als ein »Vater der Studenten« gefeiert wurde!

Wer K. besonders in seinen letzten Jahren nähergetreten ist, konnte sich davon überzeugen, wie tief und mächtig das religiöse Bedürfnis in seiner innersten Natur verankert war. Eine gewisse Weichheit des Gemüts, die wohl auch als Erbe seiner vogtländischen Heimat betrachtet werden darf, machte sich hier geltend in der Pflege vorwiegend subjektiv-religiöser Stimmungen, wie er sie in den Liedern Gerhards, M. Claudius' u. a. wiederfand. Neben dem Gesangbuch waren die Losungen der Herrnhuter Brüdergemeinde ihm täglich in Händen und Herzen. Daß ihn nach seinem mühevollen Tagewerke ein neues Leben im ewigen Lichte erwarte, war ihm feste persönliche Gewißheit, und trotz aller reinen Freuden, die er im Kreise der Seinen stets innig dankbar genoß, ein sehn-süchtig erschautes Ziel.

Literatur: H. Guthe, Nachruf mit vortrefflichem Bild in der Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins 1910. — Kattenbusch, Nachruf in den Theol. Studien u. Kritiken 1910, 4. Heft.

Ballestrem, Franz Karl Wolfgang Ludwig Alexander, Graf, Exzellenz, deutscher Parlamentarier und Großgrundbesitzer, * Plawniowitz 5. September 1834,

† ebendasselbst 23. Dezember 1910. Graf Franz B. war der Sohn des Grafen Karl Wolfgang, Fideikommißherrn auf Plawniowitz im oberschlesischen Kreise Gleiwitz, und seiner Gemahlin Bertha geb. v. Leithold. — Er besuchte, in geistlichen Schulanstalten Schlesiens und Belgiens vorgebildet, von 1853 bis 1855 die Universität in Lüttich und trat dann in die preußische Armee ein, zunächst in ein Infanterieregiment. Zwei Jahre darauf wurde er als Sekondleutnant in das Leibkürassierregiment Nr. 1 versetzt und nahm als Kavallerieoffizier 1863 und 1864 an den Grenzbesetzungen gegen Polen, 1866 am Feldzuge gegen Österreich teil. Im Jahre 1867 zum Rittmeister und Eskadronchef befördert, war er während des Feldzuges in Frankreich erster Adjutant der zweiten Kavalleriedivision. Ein Sturz vom Pferde zwang ihn, Ende 1871 als Invalide seinen Abschied zu nehmen. Nun trat er sofort mit großem Eifer in das politische Leben ein und wurde schon 1872 für den Wahlkreis Oppeln in den Deutschen Reichstag gewählt, wo er bald zu den angesehensten Vertretern der Zentrumsparthei gehörte. Besonders lebhaft beteiligte er sich am Kulturkampf, wofür ihn Papst Pius IX. 1873 zum Geheimen Kämmerer *di spada e cappa* ernannte. Im Jahre 1890 wurde er zum ersten Vorsitzenden der Zentrumsfraktion und bald darauf zum ersten Vizepräsidenten des Reichstags gewählt. Beide Ämter bekleidete er bis zum Jahre 1893. Infolge der Uneinigkeiten in Sachen der Militärvorlage (s. u.) trat er damals aus dem Fraktionsvorstand aus und kandidierte für die Reichstagsneuwahl nicht mehr. Erst 1898 kehrte er in den Reichstag zurück, und zwar nunmehr für den Wahlkreis Lublinitz. Jetzt wählte ihn der Reichstag zu seinem Präsidenten, und er hat dieses Amt bis zur Auflösung im Jahre 1906, also volle acht Jahre, bekleidet. Im Jahre 1891 war er auch in das Preußische Abgeordnetenhaus eingetreten, und diesem gehörte er ununterbrochen bis zu seiner Ernennung zum erblichen Mitgliede des Preußischen Herrenhauses an, die im Jahre 1903 erfolgte. Ein anderer Beweis der kaiserlichen Huld während seiner Tätigkeit als Reichstagspräsident war die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz. Von sonstigen Würden bekleidete er die eines Ehrenbailli und Großkreuzes des »Souveränen Malteser-Ritterordens«, an dessen Wiederbelebung er emsig mitarbeitete.

Am 21. Juni 1858 hatte er sich mit Hedwigis Gräfin von Saurma-Jeltsch, Ehrendame des Kgl. Bayrischen Theresienordens, vermählt. Aus dieser Ehe sind sechs Söhne und drei Töchter hervorgegangen. Der älteste Sohn, Graf Valentin B., nimmt den Sitz seines Vaters im Preußischen Herrenhause ein. Der dritte, Graf Gustav, schien die politische Laufbahn des Vaters betreten zu wollen und war schon in jungen Jahren Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses geworden, verunglückte aber am 24. April 1909 bei Tarnowitz.

Seinen Höhepunkt erreichte das Leben des Grafen B. in den acht Jahren seiner Tätigkeit als Reichstagspräsident. Es hatte nicht immer so ausgesehen, als ob gerade er berufen sein würde, die Würde und das Ansehen des Deutschen Reichstags und die Ordnung im Hause des deutschen Volkes zu wahren. Als der Kulturkampf am heftigsten entbrannt war und Fürst Bismarck im Dezember 1874 in Erwiderung auf eine Rede Dr. Jörgs auf das Kissinger Attentat zu sprechen kam, um zu konstatieren, daß sich Kullmann doch an die Rockschöße des Zentrums festhänge, so sehr sich dieses von dem Mörder lossagen möge, war es Graf B., der auf diese harten Worte mit wiederholtem Pfuirufe antwortete. Präsident v. Forckenbeck erklärte damals den Ausdruck »Pfui«

für unparlamentarisch, der Reichskanzler aber sprach die berühmten Worte: »Pfui ist ein Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Meine Herren, glauben Sie nicht, daß mir diese Gefühle fernliegen. Ich bin nur zu höflich, um sie auszusprechen.« Es hat tatsächlich einen gewaltigen Wandel der Dinge gebraucht, um den Mann, auf den sich damals die entrüsteten Blicke eines großen Teils des Hauses richteten, auf den Präsidentenstuhl zu erheben. Trotzdem aber wurde Graf B. nach allgemeinem Urteil ein vortrefflicher Präsident. Dazu verhalfen ihm gewisse persönliche Eigenschaften, insbesondere eine ungewöhnliche Schlagfertigkeit und ein frischer Humor, der ihm oft genug aus einer schwierigen Situation heraushalf. Hinzu kam ein starkes Gefühl für die Würde des Reichstags, der er tatsächlich nie etwas vergeben hat, auch nicht den Mitgliedern des Bundesrats gegenüber. So macht er einmal den Handelsminister Brefeld darauf aufmerksam, daß es bei den Mitgliedern des hohen Bundesrats nicht üblich und die Stellung des Präsidenten dem Hause gegenüber zu schädigen geeignet sei, wenn Äußerungen, die der Präsident bereits rektifiziert habe, nochmals rektifiziert würden. Ein andermal betont er dem Reichskanzler Fürsten zu Hohenlohe gegenüber, der seinem lebhaftesten Bedauern darüber Ausdruck gegeben hatte, daß eine Rede Seiner Majestät des Kaisers einer solchen Kritik (durch den Zentrumsführer *Dr. Lieber*) unterzogen worden sei: »Ich habe schon früher erklärt, daß bezüglich Reden Seiner Majestät, welche in authentischer Form z. B. im »Deutschen Reichs- und Preußischen Staatsanzeiger« verkündet werden, eine passende Berührung in den Äußerungen der Reichstagsmitglieder nicht verwehrt werden kann. Ich würde der hohen Bedeutung, welche der Deutsche Kaiser im politischen Leben einnimmt, glauben zu nahe zu treten, wenn ich den bedeutsamen Äußerungen, die derselbe tut, nachdem sie in authentischer Form bekannt geworden sind, eine so geringe Wichtigkeit beimessen würde, daß ich sie hier nicht erwähnen ließe. Natürlich muß dies in passender Form geschehen, und ich kann nur erklären, daß der Herr Vorredner nach meiner Ansicht diese Form beobachtet hat. Das wollte ich den Worten des Herrn Reichskanzlers gegenüber sagen.«

Gerade diese Episode ist charakteristisch für die Amtsführung des Grafen B. als Reichstagspräsident. Die Lösung, die er damit für eine der schwierigsten Fragen des deutschen Verfassungslebens fand, war sicherlich nicht unanfechtbar, wie sie ja auch aus dem Hause selbst, nämlich von der ganzen Rechten und insbesondere von seiten der Bundesratsvertreter tatsächlich angefochten worden ist, und wenn z. B. der damalige »Sprechminister« Graf Posadowsky seinerseits erklärte: »Bei der Erörterung Allerhöchster Meinungsäußerungen ist an den verfassungsmäßig verantwortlichen Stellen haltzumachen. Denn derartige Erörterungen haben nur dann Wert, wenn sich an die Allerhöchsten Meinungsäußerungen staatsrechtliche Folgen knüpfen. Für derartige staatsrechtliche Folgen sind aber die Ratgeber der Krone verantwortlich, die Allerhöchste Person ist unter allen Umständen aus der Debatte zu lassen«, so hatte dieser Standpunkt den Vorzug einer sachlich verfassungsrechtlichen Begründung, während die Praxis, die Graf B. für den Reichstag festzulegen suchte und tatsächlich auch so ziemlich festgelegt hat, an einer gewissen Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit leidet. Aber seine Lösung des Problems war eben aus dem Bedürfnis der praktischen Leitung der Reichstagsgeschäfte heraus geboren und hatte insofern ebenfalls ihre Berechtigung, wenn sie auch nur die Folge gehabt hat,

daß der »Reichsanzeiger« sich in der Wiedergabe der in der Regel von Wolffs Telegraphenbureau »halbamtlich« verbreiteten Reden des Kaisers seitdem starke Zurückhaltung auferlegt, ein Auskunftsmittel, das auch seinerseits die Schwäche der Ballestremschen Lösung erkennen läßt.

Bei dieser selben Gelegenheit zeigte übrigens Graf B. noch eine andere wichtige Eigenschaft, die für den Reichstagspräsidenten fast unerläßlich ist, nämlich einen gewissen unerschrockenen Mannesmut. Der von dem Präsidenten aufgestellte Grundsatz, wonach Ausführungen des Kaisers dann im Reichstag besprochen werden dürften, wenn sie im Reichsanzeiger veröffentlicht seien, hatte offenbar an irgendeiner amtlichen Stelle Bedenken erregt, und so fand sich — wie die Änderung zustande kam, ist der Öffentlichkeit nie authentisch bekanntgegeben worden — in dem amtlichen stenographischen Protokolle die Bemerkung hinzugefügt: »vorausgesetzt, daß es der amtliche Teil des Blattes war«. Gegen diese Einschränkung und Korrektur seines Prinzips protestierte Graf B. am 29. Juni 1899 energisch, indem er sagte: »Diese Worte habe ich nicht gesprochen, auch später in den stenographischen Bericht weder selbst hineingesetzt noch deren Hinzufügung direkt oder indirekt veranlaßt. Dieselben sind ohne mein Wissen unbefugterweise im Bureau des Reichstags hinzugefügt worden; von der Hinzufügung erhielt ich erst Kenntnis, nachdem der amtliche Bericht bereits gedruckt und verteilt war.«

Was ihm am Schlusse jeder Tagung und jedes Tagungsabschnittes regelmäßig in den herzlichsten Worten und unter lebhafter Zustimmung des Hauses bezeugt und gedankt wird, das ist die große Geschäftskenntnis, die immer gleiche Unparteilichkeit und die Liebenswürdigkeit, mit der der Präsident seiner Aufgabe gerecht geworden sei. Selbst von sozialdemokratischer Seite wird ihm hohes Gerechtigkeitsgefühl bezeugt. Einer starken Belastungsprobe wurde diese seine Popularität jedoch bei Gelegenheit des heißen Kampfes um den Zolltarif ausgesetzt. Der Reichstag erlebte damals Szenen, wie sie in seiner ganzen Geschichte bisher noch nicht vorgekommen sind: der sozialdemokratische Führer Singer wurde ausgeschlossen; zwei Sitzungen mußten wegen andauernden Tumults unterbrochen werden; in einer dritten zerbrach die Glocke des Präsidenten. Diese leidenschaftlichen Kämpfe wurden hervorgerufen durch einen Antrag des Abgeordneten v. Kardorff, der, um die Obstruktion der äußersten Linken gegen den Zolltarif zu Ende zu bringen, den Tarif zum bloßen Anhang eines kurzen Gesetzes machte, das verhältnismäßig rasch zu erledigen war, was dann auch geschah. Ein sozialdemokratischer Redner erklärte damals, daß das Vertrauen, das bisher alle Parteien in den Präsidenten gesetzt hätten, nunmehr leider durchbrochen sei, und sprach sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß derselbe Präsident, der sonst wie vielleicht keiner seiner Vorgänger das Vertrauen des ganzen Reichstages sich zu erwerben verstanden habe, dieses ganze Vertrauensspiel setze. Die starke Erregung legte sich jedoch mit der Zeit wieder, und Graf B. blieb bis zum Schluß seiner parlamentarischen Tätigkeit und seiner Führung der Präsidialgeschäfte einer der beliebtesten Präsidenten, die der Reichstag jemals gehabt hat. Dazu trug immer wieder der gefällige Humor bei, mit dem er gelegentlich auch strenge und etwas diktatorische Entscheidungen zu mildern wußte. Schließlich spielte aber auch die reiche, liebenswürdige, gern angenommene und vielfach gesuchte Gastfreundschaft, die er übte, eine gewisse Rolle. Dazu setzte ihn seine außerordentlich günstige Vermögenslage ohne

weiteres in den Stand. Er war einer der reichsten schlesischen Großgrundbesitzer, und Plawniowitz allein umfaßt über 2700 Hektar.

Seiner Abstammung und Erziehung wie seiner ganzen Persönlichkeit nach gehörte Graf B. zu dem hauptsächlich in Schlesien beheimateten konservativ-aristokratischen Flügel der Zentrumspartei, was sich alsbald nach Beendigung des Kulturkampfes in seiner politischen Stimmung und Haltung geltend machen mußte. Auch Bismarcks hat er später mit hoher Anerkennung und warmer Bewunderung seiner staatsmännischen Größe gedacht. So entstand ein gewisser Antagonismus zwischen ihm und dem Führer des demokratischen, vorwiegend vom Rhein und aus Bayern sich rekrutierenden Flügels, dem »Mußpreußen« Dr. Lieber. Bei der Entscheidung über die Militärvorlage des Jahres 1893 siegte nochmals diese demokratische Opposition, und nur ein kleines Häuflein von Zentrums Männern scharte sich mit dem Grafen B. um den in zwölfter Stunde geborenen Vermittlungsantrag des Freiherrn v. Huene. Der Antrag fiel, der Reichstag wurde aufgelöst und Graf B. kandidierte nicht wieder, hatte aber die Genugtuung, die von ihm vertretenen politischen Gedanken in der Partei trotzdem erstarken und allmählich obsiegen zu sehen. In den Reichstag zurückgekehrt, konnte er der neuerlich immer stärker einsetzenden Flottenbewegung große Dienste leisten, aber zugleich hatte nun auch sein früherer Gegner Dr. Lieber die Schwenkung nach der Regierung hin vollzogen. Die Jahre seiner Tätigkeit als Reichspräsident sind mit durch diese Präsidentschaft als Jahre der Freundschaft zwischen dem Zentrum und der Reichsregierung und bis zu einem gewissen Grade der »Zentrumsheerrschaft« gekennzeichnet. Gegen das Ende dieser Periode gefährdete das Wiederemporkommen der oppositionellen Richtung zusammen mit einem augenfälligen Mißbrauch der »ausschlaggebenden Stellung« der Partei durch gewisse undisziplinierte Elemente den inneren wie den äußeren Bestand dieser Ordnung. Dem Grafen B. hatten die polnischen Wähler seines Kreises schon die Gefolgschaft gekündigt, als die Auflösung am 13. Dezember 1906 unter Umständen erfolgte, die ihm das Scheiden aus seiner parlamentarischen Stellung und Tätigkeit erleichtern mußten. Daß er diese einschneidende Wendung nicht ohne ein Gefühl der Bitterkeit und des Grolls durchlebte, ist leicht zu verstehen, und auf diese Stimmung, die sich mit in erster Linie gegen den Reichskanzler Fürsten Bülow wandte, ist eine Enthüllung zurückzuführen, die wenige Tage nach dem Tode des Grafen B. erfolgte. Da teilte die »Germania« mit, Graf B. habe sich dahin geäußert, daß Fürst Bülow ihm in der berühmten Sitzung vom 13. Dezember 1906 eine Täuschung bereitet habe, die er nie vergessen könne. Unmittelbar vor Beginn der Verhandlung habe er den Reichskanzler gefragt, ob es wahr sei, daß der Reichstag aufgelöst werde, wenn er die Kolonialvorlage in der zweiten Lesung wieder ablehne. Fürst Bülow habe darauf geantwortet: »Ich denke nicht daran, es ist kein Wort davon wahr.« Dennoch sei in derselben Sitzung die Auflösung erfolgt. — Das war ein schriller Mißklang, am Ende einer ungewöhnlich erfolgreichen und glänzenden parlamentarischen Laufbahn. Aber der Name Ballestrem wird in der Geschichte des Deutschen Reichstags immer mit hohen Ehren genannt werden.

Dr. Hermann Diez.

zu Stolberg-Wernigerode, Udo, Graf, preußischer Oberpräsident, konservativer Parlamentarier und Präsident des Deutschen Reichstags, Erlaucht,

* 4. März 1840 zu Berlin, † ebendasselbst am 19. Februar 1910. — Graf Udo zu St., Sohn des Grafen Konrad zu Stolberg-Wernigerode und seiner Gemahlin Marianne geb. v. Romberg, besuchte das Gymnasium in Gütersloh und studierte an der Universität Halle Staatswissenschaften, betrat dann aber zunächst die Offizierslaufbahn und wurde im Regiment der Gardes du Corps bei Königgrätz schwer verwundet. Nach dem Feldzuge von 1870/71, den er ebenfalls mit Auszeichnung mitmachte und aus dem er das Eiserne Kreuz heimbrachte, wandte er sich der Bewirtschaftung seiner Güter zu. Im Jahre 1872 machte ihn der Tod seines Oheims, des Grafen Eberhard zu St., des langjährigen feudalen Mitgliedes und Präsidenten des Preußischen Herrenhauses sowie Oberpräsidenten von Schlesien, zum Fideikommißherrn auf Kreppelhof in Schlesien und zum Haupte des Kreppelhofer Astes der Wernigeroder Linie des alten Harzer Dynastengeschlechtes der Stolberg, im Jahre 1884 der seiner Mutter zum Fideikommißherrn auf Dönhoffstädt in Ostpreußen. Mit dem schlesischen Fideikommiß hing es zusammen, daß er von 1882—1884 auch das Landratsamt im Kreise Landeshut übernahm und Mitglied des Provinziallandtags und des Provinzialausschusses wurde. Außerdem war er Herr auf Groß-Cammin in der Provinz Brandenburg. Im Jahre 1873 wurde er zu den »Offizieren von der Armee« versetzt. Im Jahre seines 50 jährigen militärischen Dienstjubiläums erhielt er den Charakter als Generalmajor. Zum Jubiläumstage selbst sandte ihm der Kaiser ein Telegramm, in dem es hieß, daß Graf zu St. sich in den Reihen der Armee trefflich bewährt und in großer Zeit mitgekämpft und geblutet habe für die Ehre des Vaterlandes.

Ins Herrenhaus wurde Graf St. am 18. Dezember 1872 auf Lebenszeit berufen, am 18. Februar 1873 trat er in das Haus ein und hat zu verschiedenen Zeiten als Schriftführer auch dessen Vorstand angehört. Im Jahre 1907 wurde er mit dem erblichen Recht auf Sitz und Stimme im Herrenhause beliehen.

In den Deutschen Reichstag trat Graf St. 1877 als Abgeordneter für Rastenburg-Gerdauen ein. Er vertrat den Wahlkreis bis 1881 und dann wieder von 1881 bis 1893. Im Jahre 1891 wurde er zum Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen ernannt. Wegen seines Eintretens für die Handelsverträge wurde er nach der Reichstagsauflösung von 1893 infolge der Agitation des Bundes der Landwirte nicht wiedergewählt. Er machte dem Bunde jedoch späterhin gewisse Konzessionen, und so führte ihn eine Ersatzwahl im Wahlkreise Oletzko-Lyck im Jahre 1895 in den Reichstag zurück, dem er dann bis zu seinem Tode angehört hat, seit Januar 1901 als Vizepräsident, seit 1907 als Präsident. Die Nachgiebigkeit gegenüber dem Bund der Landwirte, die ihm eine Wiederaufnahme seiner parlamentarischen Tätigkeit gestattete, machte indes seiner amtlichen Tätigkeit ein Ende. Noch im Frühjahr 1895 wurde er als Oberpräsident zur Disposition gestellt; wie es hieß, fand man einen so raschen Wechsel der Ansichten, wie sie Graf St. gegenüber dem Antrag Kanitz auf Einführung eines staatlichen Getreidemonopols bekundet hatte, mit der Stellung des obersten Beamten der Provinz nicht vereinbar. Sein Nachfolger wurde Graf Wilhelm Bismarck, der zweite Sohn des Altreichskanzlers.

Als Präsident des sog. Blockreichstags hat Graf St. sich lebhaft und erfolgreich bemüht, die Traditionen des Grafen Ballestrem fortzusetzen, und es ist von allen Seiten anerkannt worden, daß er seinem Vorsatze, sein Amt unabhängig nach allen Richtungen hin gerecht und unparteiisch zu führen, die Würde des

Hauses zu wahren und seine Geschäfte nach Möglichkeit zu fördern, gerecht geworden sei. Selbst die sozialdemokratische Presse erkannte zum mindesten seinen guten Willen an und betonte, daß er im persönlichen Verkehr äußerst liebenswürdig und entgegenkommend gewesen sei und auch dem politischen Gegner die Achtung nicht versagt habe. So erregte es im Reichstag allgemeines Bedauern, als man vernahm, daß der Präsident unmittelbar nach Beginn der Weihnachtsferien 1909 auf das Krankenlager geworfen worden sei und bei der Wiederaufnahme der Arbeit am 11. Januar nicht auf seinem Posten sein konnte. Man glaubte indes allgemein an seine Wiedergenesung und verzögerte so die Wahl eines Ersatzpräsidenten, die schließlich in dem Augenblick erfolgte, wo seine Krankheit die entscheidende Wendung zum Schlimmeren nahm. Im Anschluß an eine Lungenentzündung hatte sich eine Rippenfellentzündung entwickelt, die am 19. Februar 1910 die Überführung des Kranken in eine Berliner Klinik notwendig machte, wo eine Punktion vorgenommen wurde. Noch am Abend dieses Tages trat eine bedrohliche Herzschwäche ein und kurz darauf erfolgte der Tod durch Lungenschlag. Die Beisetzung erfolgte in Dönhoffstadt.

Von den Ehren, die dem Grafen St. zuteil wurden, ist noch die Ernennung zum Ehrendoktor der Rechtswissenschaft seitens der Universität Königsberg im Jahre 1894 und die Beförderung zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikate Exzellenz im Jahre 1904 zu erwähnen.

Vermählt war Graf St. seit dem 26. Juli 1871 mit M. H. Elisabeth geb. Gräfin v. Arnim, Palastdame der Kaiserin und Königin. Aus dieser Ehe sind zwei Söhne und fünf Töchter hervorgegangen.

Dr. Hermann Diez.

Epp, Rudolf, Genremaler, * 30. Juni 1834 zu Eberbach (Baden), † 8. August 1910 in München, kam als Sohn eines kinderreichen Tünchermeisters und Dekorationsmalers, mit instinktivem Zeichnen frühzeitig seinen Beruf beweisend, durch glückhaften Zufall zu dem damaligen Inspektor und nachmaligen Direktor der Galerie in Darmstadt, dem als Landschaftler bekannten Karl Ludwig Seeger, welcher ihn in die Schule nahm. Zum Militärdienst 1854 einberufen, beurlaubte ihn der Großherzog zur weiteren Ausbildung an die neue Kunstschule in Karlsruhe, wo Joh. Wilhelm Schirmer und später de Coudres ihm hilfreich an die Hand gingen. Abermals 1859 als Reservist eingezogen bei drohendem Kriegsfalle, stand E. mit seiner Truppe in der landschaftlich reichen Gegend von Freiburg und dem Kaiserstuhl, erhielt aber nach sechs Wochen einen großherzoglichen Auftrag, welcher ihm die Mittel zu einer Studienreise nach dem Schwarzwald und einem längst ersehnten kurzen Aufenthalt nach München ermöglichte, wohin er, angezogen durch Pilotys Ära, bleibend 1863 übersiedelte, mit höchster Energie und fleißigster Ausdauer, in innigster Verbindung von Landschaft und Figurenbild, bald einen guten, geachteten Namen erringend und sein koloristisches Talent bewährend, z. B. ein »Versteckspiel«, welches schon 1863 im Kunstverein erfreulichen Anklang fand, Partien »Aus Wimpfen am Neckar« und »Aus Schwaben«, Idyllen aus dem Schwarzwald (1864), so daß der Künstler 1867 daran denken konnte, einen eigenen Herd zu gründen. Dazu kamen ein heller »Sonntagsmorgen« (1865), die »Heimkehr von der Taufe« und der »Christ-

abend« (1866), das »Seifenblasenspiel« und das herzige »Junge Mütterchen«, welches im glücklichen Vorgefühl ein gelungenes Kinderhäubchen auf der Hand probierend paradiere läßt. Seine Bilder »gingen«, der Kunsthandel und die Gunst des Publikums bevorzugten ihn, und der Maler wußte durch subtile Motive aus »Hermann und Dorothea« und neue Überraschungen in Atem zu halten. Fortwährende Ausflüge in das bayerische Gebirge und nach Tirol erweiterten mit lebenswahren Szenen sein Repertoire, wie die in einer »Wirtsstube« ihre Künste produzierenden »Seiltänzerkinder« oder der »Unwillkommene Gast« (ein im Kinderstühlchen sitzendes Baby vermag sich der Liebkosungen eines jungen Hundes nicht zu erwehren), die Freuden einer »Hopfenernte«, »Schuljugend im Winter«, »Großvaters Geburtstag«, ein familiäres »Katzenfrühstück« in der Kinderstube — alles im willkommenen Humor und Stil eines Vautier und Knaus, mit subtiler Freiheit der Technik. Die ansprechende Liebesswürdigkeit des Künstlers — welcher nebenbei auch in edelmütiger Weise an den unvollendeten Bildern eines frühe verstorbenen Kollegen zum Besten dessen Familie die fertigende Hand anlegte — sprach aus allen seinen immer originell bleibenden Schöpfungen: als Mensch und Maler ein gleich fortschreitender und gewinnender Kleinmeister; welcher nie den Beschauer ermüdete, und deshalb bis in sein hohes Alter in stets neuer Schaffensfreudigkeit die Gunst eines sinnigen Publikums genoß. — Holzschnitt und Photographie vermittelten im weitesten Sinne seine Bilder; auch seine schönen Frauenköpfe, unter denselben das hehre Bildnis einer Schwarzwälderin. — Sein Sohn, Franz E., Major und Adjutant bei der 3. bayrischen Division, betätigte sich an der China-Expedition und an den Kämpfen in Südwestafrika.

Vgl. Fr. v. Bötticher, 1895, I, 275. — »Das geistige Deutschland«, 1898, S. 162. — Münchener Kunstvereins-Bericht für 1910, S. 9 f.

H y a c. H o l l a n d.

Skraup, Zdenko Hans, Chemiker, * Prag 3. März 1850, † 10. September 1910 in Wien. — Z. S. hat als Sohn des Domkapellmeisters Johann Nepomuk S. in Prag das Licht der Welt erblickt. Er besuchte daselbst die Realschule 1860 bis 1866, absolvierte dann 1866 bis 1871 die technische Hochschule sowie den einjährigen militärischen Dienst als Freiwilliger, wurde 1871 Assistent bei Professor Buff in Prag und, nach kurzer Tätigkeit in der Porzellanfabrik zu Alt-Rohlau bei Karlsbad und im Wiener Hauptmünzamt, im November 1873 Assistent bei Professor Rochleder an der Wiener Universität. In dieser Stellung verblieb S., der 1875 das Doktorat *phil.* in Gießen erworben hatte, auch als nach Rochleders Tode Professor Ad. Lieben im März 1875 die chemische Lehrkanzel übernahm. 1878 war er genötigt, seine wissenschaftliche Tätigkeit für kurze Zeit zu unterbrechen, um als Reserveleutnant den bosnischen Okkupationsfeldzug mitzumachen. Er rehabilitierte sich als Privatdozent 1879 an der Wiener technischen Hochschule und 1881 an der Universität. Im selben Jahre 1881 schied er, einem Rufe als Professor der Chemie an die Wiener Handelsakademie folgend, aus seiner Assistentenstellung an der Universität. Darauf folgte 1886 eine Berufung an die technische Hochschule in Graz und 1887 an die Grazer Universität.

In Graz, woselbst er 20 Jahre verblieb, fühlte sich S. besonders wohl. Die schöne Lage der Stadt, das von seinem Vorgänger Pebal schön und zweckmäßig

engerichtetes Laboratorium, ein angenehmer Verkehr mit Kollegen und ein sehr glückliches Familienleben (er hatte sich schon 1883 in Wien mit Fräulein Sophie Trutter verheiratet) mußten im Verein mit dem regen Fortschritt seiner Arbeiten ihn alles Glück empfinden lassen, das durch die Verhältnisse und seine von Natur heitere Veranlagung ihm geboten war. Nur schwer trennte er sich von der ihm lieb gewordenen Stadt an der Mur, als 1906 der lockende Ruf an ihn erging, die durch Liebens Abgang frei gewordene Lehrkanzel der Chemie an der Wiener Universität zu übernehmen. Er kam nach Wien, doch war ihm eine leider nur allzu kurze Wirksamkeit in seiner neuen Stellung beschieden.

S. war ein ebenso fleißiger als geschickter Experimentator. Groß ist daher auch die Zahl seiner Publikationen, von denen nur einige der wichtigsten hier besprochen werden sollen. Dazu gehört vor allem die von ihm 1880 ausgeführte Synthese des Chinolins durch Einwirkung von Glyzerin und Schwefelsäure auf Nitro- oder auf Amidobenzol (noch besser auf ein Gemenge von beiden) sowie im Anschluß daran und mit Hilfe derselben Methode die Synthese zahlreicher Chinolinderivate. Diese Studien gaben auch Gelegenheit, verschiedene Pyridinkarbonsäuren zu gewinnen und ihre Konstitution festzustellen. Eine lange Reihe von Arbeiten S.s bezieht sich auf die Chinaalkaloide.

S. hat der Wiener Akademie angehört, nachdem er schon vorher 1886 von der Akademie durch Verleihung des Lieben-Preises ausgezeichnet worden war.

Nach Adolf Liebens Nekrolog im Almanach der Wiener Akademie, 61. Jahrg., 1911.

Höcker, Paul, Genremaler, Akademieprofessor, * 11. August 1854 zu Ober-Langenau bei Glatz (Schlesien), † 13. Januar 1910 in München, genoß die Unterweisung bei W. Diez an der Münchener Akademie (1874—1879), ging seit 1882 auf wiederholten Studienreisen nach Paris und Holland, befreundete sich, abermals 1884 zu München, mit Uhde, Piglheim und Liebermann, übersiedelte nach Berlin, um dann bleibend in München festen Fuß zu fassen. Hier erwartete ihn als ehrenvolle Auszeichnung die seit F. A. v. Kaulbachs Rücktritt noch unbesetzt gebliebene Akademie-Professur der Malklasse, wodurch die auch von H. mitbegründete Sezession den ersten Lehrer und Freilichtmaler erhielt, zugleich eine Lehrkraft ersten Ranges. Mit zäher Ausdauer und steter Gewissenhaftigkeit wies er jedem Temperament die ihm zuständige Förderung: einer großen Zahl von originalen Talenten hat er die Wege geebnet, die alle in der Folge ihrem Meister zu Ehren gereichten, wie Bruno Paul, Max Feldbauer, Frhr. v. Reznicek (vgl. Bettelheim, Jahrb. XIV, 177), Walter Georgi, Adolf Münzer, R. M. Eichler, Leo Putz, Angelo Jank, Adolf Höfer, Gustav Bechler und viele andere, die in der »Jugend« und im »Simplicissimus« festen Fuß faßten oder neue Bahnen und eigene Wege einschlugen, auch in der neuen Vereinigung »Die Scholle« ihre freie Zusammengehörigkeit wahrten. H. zog, wie dies früher schon die Brüder Zimmermann und Voltz zu Eberfing (bei Weilheim) — die Vorläufer der späteren »Dachauer« mit ihren zahlreichen Sippen in löblicher Gepflogenheit übten — monatelang »auf das Land«, wo sie, oft arg beengt und hart untergebracht, im jovialsten Feuereifer geradezu als »wahre Fanatiker der Arbeit« erzogen wurden, aber auch das »*otium cum dignitate*« genossen und in unverbrüchlicher Ausdauer (wie die deutsche Malerkolonie im Steineichenwald zu Olenano) ihrer Kunst rücksichtslos oblagen, regen Anteil nehmend

an den Freuden und Leiden der jeweiligen Quartier- und Obdachgeber, wie H. z. B. bei einem nächtlichen Brande zu Neubeuern mit seinen Scholaren hilfsbereit und wacker mit Löscharbeiten sich betätigte. Seine vorzügliche Technik bekundete er mit inhaltlich weniger ansprechenden »Holländischen Mädchen«, die am Kamin sitzen, sich vor dem Spiegel putzen, mit Kätzchen spielen oder auf einer Wiese lagern, darunter seine sogenannte »Nichte« (Radierung von W. Woernle), welche in Konkurrenz gegen Herm. Knopfs ungleich anziehendere »Hasplerin« für die Neue Pinakothek (1883) angekauft wurde, und andere Kleinigkeiten, welche gegen die lebenswürdigen »Waisenmädchen« von Therese Schwartz oder Walther Firlle weniger sich behaupten konnten. Vorübergehend fesselte ihn auch die Marine: H. malte Bilder »An Bord Sr. M. Schiff Deutschland« (1886), Szene »Klar zum Feuern« mit fast lebensgroßen Figuren, ein »Gefechtsschießen auf einem Panzerschiff«, »Marinesoldaten beim Putzen der Gewehre« (Lützow, »Zeitschrift« 1885, XX, 747), nahm ein Motiv von der »Zuydersee« 1887, auch die leere Kajüte des Prinzen Heinrich als »Sonntagmorgenstimmung«; besonderes Vergnügen bereitete ihm eine klösterliche »Konvikstube« mit lesenden und einen Hucklebein neckenden Mönchen (Nr. 15 »Über Land und Meer« 1885, 53, 333) und die detaillierte Darstellung einer »Schusterwerkstätte« (1887). Nach beliebten Mustern des Modernismus schuf er mit kühnen Lichtwirkungen eine »Mariä Verkündigung« (1890), eine im Lusanngärtlein »Betende Nonne« (1891), eine »Stigmatisierte« mit unheimlich glänzenden Wundmalen (1893) à la Gabriel Max, einen vor dem Schweiß Tuch des Herrn in Verzückung betenden Engel; aber auch einen unter zweistimmigem Frauengesang »Ausklingenden Tag« in Böcklins Manier, ebenso eine Menge frischer, derb-realistischer Eindrücke (einen seine schwere Fischbeute hochhaltenden jungen Lazzarone) aus Italien. Schwer leidend kam H. von seinem südlichen Ausfluge zurück; er starb nach langen Leiden an den Folgen einer im Münchener Krankenhause glücklich überstandenen Operation.

Vgl. Das geistige Deutschland. Leipzig 1898, S. 311. — Fr. v. Bötticher: Malerwerke, 1898, I, 547. — Nekrolog in Nr. 20 »Münch. Neueste Nachrichten« vom 14. Januar 1910. — August Hartmann in Nr. 5 »Allgemeine Zeitung« vom 29. Januar 1910; Nr. 8 »Münchener Woche« vom 14. Mai 1910 (mit Porträt). — Eine Gesamtausstellung seiner Werke im M. Glaspalast ergab eine stattliche Serie von 90 Nummern, darunter auch das gediegene Frühbildnis seiner Mutter.

H y a c. H o l l a n d.

Löfftz, Ludwig v., Historien-, Genre- und Landschaftsmaler, * 21. Juni 1845 zu Darmstadt, † 3. Dezember 1910 in München, besuchte das Institut Schmitz und das Gymnasium seiner Heimat, mußte aber, trotz der damals schon unverkennbar hervortretenden Neigung und Begabung zur Kunst, nach dem frühen Tode des Vaters, eines Tapetenfabrikanten, ein Handwerk lernen, wurde Tapezierer, suchte jedoch jede freie Stunde mit Malen und Zeichnen auszunutzen, wobei er der prächtigen Natur, insbesondere den herrlichen Wäldern, sein volles Interesse unter Rudolf Hofmanns Leitung zuwendete. Schließlich wagte er sich 1869 nach Nürnberg, wo ihn August v. Kreling und Ludwig Raupp, sein Talent richtig erkennend, liebevoll förderten und nach München wiesen. Hier an der Akademie bei W. v. Diez 1870 eintretend, entwickelte sich L. so rasch, daß ihm schon 1874 an dieser Anstalt eine Lehrstelle übertragen wurde, welche

nach fünfjähriger Praxis zur Ernennung als ordentlicher Professor der Maler- und Komponierschule führte. Als Fr. Aug. v. Kaulbach von der Direktion der Kgl. Akademie der bildenden Künste 1893 zurücktrat, wurde L. auf drei Jahre und 1896 abermals auf dieselbe Frist (bis 1899) äußerst ehrenvoll mit dieser obersten Stelle betraut. — Zuerst hatte er sich mit einer nur aus wenigen halb-lebensgroßen Figuren bestehenden Szene aus dem »Münchener Trödelmarkt« (1872) eingeführt und neben vielen, in ihren Motiven zwischen Salvator Rosa und Karl Rottmann sich bewegendes Landschaften, ausgezeichnet durch einen feinen silbernen, nachmals vorwiegenden, äußerst gefällig klingenden braun-warmen Ton hervorgetan. Rasch folgten ein mit zwei Geistlichen staffierter »Spaziergang«, ein im Atelier mit seiner subtilen Kunst ganz versunken waltender »Radierer«, ein »Marinemaler« und ein orgelspielender, unwillkürlich an Franz Liszt gemahnender »Kardinal« (Nr. 59 »Süddeutsche Presse« 11. März 1876), völlig nach der Intention eines Giorgio Barbarelli, mit solch harmonischer Glut der Farben und durchgeistigter Auffassung, welche den Namen des Künstlers bleibend begründete. Mit jedem neuen Bilde ein frisches Problem verfolgend, gewährte er unter dem Titel »Geiz und Liebe« (im Besitze Vanderbilts in New York) den Einblick in die Wechselstube eines alten Geldverleihers (radiert von Krauskopf, 1880), welcher die Goldstücke eines leichtlebigen jungen Kunden nachzählt, während dessen im Rücken des Vaters lauerndes Töchterchen im unverkennbaren Einverständnis mit dem Junker flirtet. Die fest an dem Rechen-tisch sitzenden Halbfiguren erinnern an die Vorbilder des Quentin Massys oder Marinus van Roymerswale, während unser Maler mit seinem am Schreibpult wohlgefällig schaffenden »Erasmus von Rotterdam« keinem Geringeren als dem großen Hans Holbein die kühne Wette bietet (1879). Ebenso schuf L. ein an Thomas Morus erinnerndes Gelehrtenporträt und etliche entzückende Mädchen-köpfe, ganz im Sinne eines Lionardo oder Luini, womit er dem süßen Zauber dieser Meister sehr nahe kam, ebenso wie der Dichter O. Kernstock die Lieder-strophen Walthers von der Vogelweide und dessen minnesingerlichen Zeit-genossen auch sprachlich zum Vorbilde nahm. Seine vielgerühmte »Pieta« mit der langgestreckten Leiche des Erlösers und der im Helldunkel fast ver-schwindenden trauernden Frauengestalt bringt uns Holbeins und Riberas Vorbild in Erinnerung. Mit zielbewußter Bravour arbeitete L. nach dem Maler-rezept der Bologneser »Incamminaten« (Carracci) in kongenialer Retrospektive nach kunstgeschichtlichen Vorgängern, wobei er passende Modelle kostümierte. In ähnlicher Manier experimentierte auch Kreling in seiner Bildhauerschule, indem er mit Hilfe seiner Ateliergarderobe beliebige Porträtbüsten von nicht existierenden Plastikern, Architekten, Soldaten und Buchgelehrten plastisch konstruierte, die damals Aufsehen erregende Marotte bald wieder fallen ließ, da uns heutigen Epigonen das praktische Interesse nur vorübergehend fesselt. Ebenso anziehend dünkt uns der Einblick in Raphaels Werkstatt und Lebens-gang, welcher in ähnlicher Folge von seinen Zeitgenossen Perugino, Francia, Fra Bartolommeo und Michelangelo beeinflusst wurde. Rühmend und er-staunlich bleibt bei L. die unermüdliche Pflege in der plastischen Wiedergabe und Darstellung des menschlichen Körpers und malerischer Details, dieses liebe-volle Versenken und Nachbilden, welches trotz aller beharrlichen Treue nie technisch überwuchert, sondern mit den einfachsten Mitteln ein geistiges Äqui-valent behielt. Diese unermüdliche Sorgfalt in der Pflege des malerischen Details

und stillberedten Herausarbeitung der Formen blieb die hervorstechende Eigenschaft seiner Art und Ziele, die er ebenso seinen zahlreichen Schülern stellte. Dieses sein Programm betätigte er in einer »Holländer Spitzenklöpplerin« (Lützow, »Zeitschrift« 1885, XX, 278), einer »Näherin« (»Kunst für Alle« 1888, S. 159) und dem Bildnis einer alten, trotz ihrer schweren Otternpelzmütze auf dem Haupte in Lesen vertieften Frau, ganz nach Leibls Vorgang, an welchen auch der Kopf eines »Patrizier« (1910 bei Heinemann) erinnert. Gleiche Intention und ein ungeheures Können spricht bei aller Freiheit aus den stillen, minutiös vertieften Architekturstudien, welche er einer »Diele in Hildesheim« oder einer Kapelle von »S. Maria della Salute« in Venedig ablauschte und in nachdichtender Stimmung festhielt.

Zu größeren Schöpfungen wurde ihm mehrfacher Anlaß. Zuerst mit der Schilderung des prachtvollen Hochzeitszuges Herzog Georgs des Reichen von Landshut (für das dortige Rathaus), bei dessen Vermählung (1475) mit dem schönen Töchterlein König Kasimirs IV. von Polen. Ein Ereignis, welches schon die gleichzeitigen Chronisten ebenso lebhaft wie die neueren Kulturhistoriker beschäftigte, auch unseren Dichter Franz Trautmann zu einem humoristischen Novellenzyklus begeisterte und durch ein alljährlich wiederkehrendes, von weit und breit vielbesuchtes Volksfest (»Münchener Zeitung« vom 8. Juli 1912) fortlebend in Erinnerung bleibt. L. unterzog sich der fröhlichen Arbeit, wobei ihm seine Freunde Rudolf v. Seitz, August Spieß und Konrad Weigand als tüchtige Freskotiers wacker assistierten. Schwieriger gestaltete sich der Staatsauftrag, für den uralten, in den Zeitläuften vielfach umgebauten und stilwidrig restaurierten Dom zu Freising ein fünf Meter hohes, die »Himmelfahrt der hl. Jungfrau« darstellendes Hochaltarbild zu schaffen. Es galt nicht allein den architektonischen Bedingungen sich zu fügen, sondern auch mit allen früheren Meistern, welche so vielfach dieses Thema fugiert hatten, einen Rekord zu wagen. Es gelang ihm in fünfjährigen Mühen, ein allen Ansprüchen genügendes, auch koloristisch wirksames Werk zu leisten, welches bleibend seinen dominierenden Zweck in glücklicher Weise erfüllt und den Namen des Künstlers der Nachwelt getrost überliefert. (Vgl. F. Festing in Nr. 111 »Münchener Fremdenblatt« 20. April 1889 und Joh. Schrott in Beil. 62 »Augsburger Postzeitung« 18. November 1890.) Dagegen entsprang sein großes Ölbild »Orpheus und Eurydike« ohne Auftrag seiner schwärmerischen Neigung, auch antike Stoffe (ein Relief dieser Art im Museum zu Neapel) im Sinne eines Cinquecentisten zu schauen und der zeitweise beliebten Freilichtmalerei eine konventionelle Beachtung zu beweisen: ein Werk, welches aus dem Atelier gleich der Neuen Pinakothek einverleibt wurde, wo auch, unter andern Werken seiner Hand, der Meister mit der hochpoetischen »Regenbogenlandschaft« sattsam vertreten ist. Zeitlebens hatte ihm ja die Vorliebe für dieses Gebiet auf allen seinen vielen Reisen in den Niederlanden und der Schweiz, in Frankreich, Italien und Hellas die Hand geführt, wofür die Hälfte seiner Tätigkeit sprechende Belege und sein Nachlaß zahlreiche Perlen bietet. Dieser seiner nachdichtenden Stimmung blieb er auch noch getreu, als ein Augenleiden seine Tätigkeit bedrohte. Zwar gelang die Operation, doch zwang die Rücksicht zum schmerzlichen Verzicht auf größere Probleme. Er hatte sich zu Oberallmannshausen mit der reizenden Fernsicht über die Gelände des Starnbergersees ein echtes Heim gegründet, wo er »*con amore*« seiner holden Kunst oblag. Hohe Auszeichnungen von allen

Seiten wurden ihm zuteil. Viele dankbare Schüler leitete er auf ihre Wege, beispielsweise Walter Firle, Klaus Meyer, Frithjof Smith, Max Thedy, August Holmberg († 2. Oktober 1911) und der so frühe vollendete Gustav Bauernfeind (vgl. Bettelheim, »Jahrbuch« 1906, IX, 180 ff.), der Dalmatier Celestin Medović, Jenö Jendrassik, Matthäus Schiestl usw.

Vgl. Pecht, Münchener Kunst 1888, S. 392. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke 1895, I, 891. — Das geistige Deutschland 1895, I, 891. — Kunst für Alle 1891, VI, 250, 358. — Nekrologe in Nr. 282 der Münchener Zeitung vom 5. Dezember 1910. — Fritz v. Ostini in Nr. 568 der Neueste Nachrichten vom 4. Dezember 1910. — Kunstvereinsbericht für 1910, S. 12. — Katalog der Kollektiv-Ausstellung im Glaspalast, 1912. Nr. 949—1006. — Nr. 40 der Münchener Propyläen vom 5. Juli 1912 (Math. Kollenbusch).

Hyac. Holland.

Niedmann, August Heinrich, Genremaler, * 3. Mai 1826 zu Braunschweig, † 13. Januar 1910 in Kochel (Oberbayern), erhielt die Liebe und Anleitung zur Kunst schon von seinem Vater, welcher als Lehrer und Maler in der damals berühmten Stobwasserschen Fabrik zu Braunschweig Tabakdosen mit Miniaturporträts und sonstigen kleinen, heute noch bei Sammlern beliebten Ölbildern bemalte. Weiter förderte ihn der Landschaftler Georg Heinrich Brandes, der als Inspektor der herzoglichen Galerie seinen Schüler nicht allein zum Studium der alten Niederländer anhielt, sondern auch nach der ihm aus eigener Erfahrung wohlbekannten, frisch aufblühenden Münchener Akademie wies. So wendete sich N. schon mit etlichen Ersparungen und Vorkenntnissen nach der vielverheißenden Isarstadt, wo er gute Aufnahme und unter den Jüngeren viele schon selbständige, gleichstrebende Genossen fand, darunter seine Landsleute, die farbenfreudigen Tier- und Genremaler Wilhelm Fr. Pfeiffer (1822—1891) und Herrmann Bethke (1825—1895), die beiden damals schon vielgerühmten Brüder August und Franz Seidel, den wanderlustigen Josef Petzl, den feintönigen Hamburger W. Lichtenheld und viele andere. So ging es mit förderlichen Erfolgen im wetteifernden Schaffen rasch vorwärts. N. nahm seine Motive, wie die Novellistin Ottilie Wildermuth, aus dem pfarrlichen Familienleben, aus der trauten Häuslichkeit seines eigenen Schwiegervaters, sein »Jubiläum« könnte auch an Vossens »Siebenzigsten Geburtstag« gemahnen: er schuf gern »Hochzeiten«, welche er ebenso auf Altbayern oder Niederösterreich, wohin ihn seine Studienausflüge häufig führten, lokalisierte; auch die malerischen Hütten von Holland und Ostfriesland wußte er in abwechslungsreicher Inszenierung in seinen Bildern festzuhalten. Ebenso gab es schmucke, »Vor dem Abzug von der Alm« Kränze flechtende Sennerinnen, Wildschützen, fahrende Spielleute, einen dorfmeisterlichen Maler, Jahrmärkte mit Guckkastenträgern, Raritätenhausierern und Szenen vor einer Menagerie, Nikolausbescherungen und Christabende, brave, der kranken Mutter vorlesende Kinder, auch »Ein Dorfgenie«, wo ein helles, vielversprechendes Jüngelchen, nach der kleinen Vorlage einer illustrierten Zeitung, das Reiterbild des Kaiser Wilhelm frisch auf die große Schultafel zeichnet (1872), kurz: er griff mit fester Hand »in das volle Menschenleben« und blieb frisch bei seiner Kunst; verließ aber rechtzeitig die großen Ausstellungen und setzte sich auf einem stillen Besitz in der Nähe des altbewährten Kochelsees zurecht, wo er zwar zu seines Herzens stiller Freude den Pinsel nicht niederlegte, aber seinem jungen Sohne Erich Niedmann, einem talentvollen Tier- und

Jagdmaler, das Feld räumte, dessen früher, schon am 5. Januar 1905 erfolgter Tod dem alternden Vater eine nie vernarbende Wunde schlug.

Vgl. Deutsches Kunstblatt, Berlin 1854, V, 442. — Pecht, Münchener Kunst 1888, S. 408. — Fr. v. Bötticher, 1898, II, 149. — Münchener Kunstvereinsbericht 1910, S. 13.

H y a c. H o l l a n d.

Piltz, Otto, Genremaler, * 28. Juni 1846 zu Allstedt (Sachsen-Weimar), † 20. August 1910 in Pasing (München), kam aus der Volksschule 1860 zu dem Dekorationsmaler Schwieder in Halle; der Drang nach künstlerischer Ausbildung führte ihn über München und Wien nach Weimar (1866), wo er an der Akademie Zutritt fand, im Figurenmalen sich bildete und die fördernde Aufmerksamkeit des Direktors Graf Kalkreuth gewann. Der in einer Schmiede über dem Beschlagen seines Schimmels zeitunglesende Bauer (1870), zwei gleichalterige, ihre Größe am Rücken abmessende Buben erregten Aufmerksamkeit, die auf dem Dorfkirchenchor die »Siegesfeier« (1872) singenden Knaben erwarb Kaiser Wilhelm, und eine figurenreiche »Kinderbewahrschule« fand A. v. Menzels ungeteilten Beifall und persönliche Bekanntschaft. Nun war sein Name gemacht, und nach seinen mit eisernem Fleiß durchgeführten kleinen Bildern, wie »Turnunterricht auf dem Lande« (1872) und andern immer heiteren und ansprechenden Kinderszenen war rege Nachfrage, auch Ravené einverleibte ein Werk seiner ausgewählten Galerie. Besonders beliebt wurden die »Arbeits-, Strick- und Nähstuben«, welche P. mit immer neuen, dem Leben in feinsten Beobachtung abgelauchten Motiven wiederholte, die »Kindergarten«-Erinnerungen, auch die Einblicke in das nie ungemütlich geschilderte Spitalleben, die Vorbereitungen zu kleinen Festen oder musikalischen Aufführungen. Es war Seele in allem und etwas alle Beschauer Fesselndes und Ansprechendes, des Kleinlebens und der Segen jener ehrlichen, der Erholung nicht entbehrenden und darob doppelt wohligen Arbeit. Eine Zeitlang hatte es ihm Holland, dann der Spreewald mit seinen wendischen Nachklängen angetan, auch das treuherzige Sachsen- und Thüringervolk; durch seine Übersiedlung 1889 nach München kam Altbayern daran. Hier schloß er sich anfänglich als Mitglied der Sektion der Hellichtmalerei, dann der Künstlergenossenschaft an und brachte abermals vortreffliche Bilder in satteren Farben, meist gemäß seiner Vorliebe für die Kinderwelt und der eminenten Begabung, schnell und leicht die charakteristischen Regungen und Äußerungen des jugendlichen Gemütes zu erfassen und nachzuempfinden. Außerdem betätigte sich P. auch landschaftlich, beispielsweise mit dem träumerischen »Waldsee« (1909), ein wahres Lied ohne Worte; ebenso das heitere »Stallinterieur mit dem Gaisbock«, welches nachträglich im »Kunstverein« erschien (1911). Im Porträtfach stellte er gleichfalls seinen Mann mit vollem Erfassen der Individualität. Freunde seiner Kunst werden in Holzschnitt und Photographie noch viele echte Perlen seiner immer erfreulichen Kunst finden.

Vgl. Das geistige Deutschland 1898, S. 525. — Fr. v. Bötticher, 1898, II, 277. — Münchener Kunstvereinsbericht 1910, S. 15.

H y a c. H o l l a n d.

Stelzner, Heinrich, Genremaler, * 27. Mai 1833 in Bayreuth, † 12. November 1910. — Dem sehnlichsten Wunsche, zeichnen lernen zu dürfen, glaubte der

Vater, ein braver Kammacher, zu willfahren, wenn er den dreizehnjährigen Knaben in ein Spielwarengeschäft gab. Von dort kam derselbe nach langer, harter Lehrzeit endlich zu dem wackeren Theodor Rothbart, dem Gründer einer lithographischen Anstalt zu Nürnberg, der ihn in technische Praxis einweihte und in die unter Krelings Leitung entstandene Abend- und Fortbildungsschule auf die rechte Bahn leitete. Mit wahrem Heißhunger zeichnete St. in jeder freien Stunde, wozu die Straßen, Höfe, Kreuzgänge und Kirchen der Stadt ein unerschöpfliches Material lieferten. Die Blätter zeigten eine solche verständnisinnige Reife und treue Wiedergabe — ein Teil derselben fand aus St.s Nachlaß noch bereitwillige Käufer —, daß Hans v. Aufseß, der Gründer des nachmals so großartig anwachsenden Germanischen Museums, St.s Studien in der »Leipziger Illustrierten Zeitung«, um die Teilnahme des deutschen Volkes aus den weitesten Kreisen auf sein echt nationales Unternehmen zu lenken, veröffentlichte und ernstlich daran dachte, den jungen Künstler ganz an seine Schöpfung zu fesseln, ein Anerbieten, welches St. auf Krelings dringenden Rat, sich weiter als Maler auszubilden, ernstlich ablehnte. Der Versuch, diese künstlerische Laufbahn zu verfolgen, führte freilich auf dornenvolle Pfade, vollschmerzlicher Erfahrungen und Entbehrungen, da der junge Maler die Mittel zur weiteren Bildung selbst beschaffen mußte; aber seine feurige Ausdauer, sein unermüdlicher Fleiß besiegten alle Hindernisse, zu welchen sich eine Krankheit seiner Sehkraft und der völlige Verlust eines Auges gesellte. Trotz aller dieser schweren Hemmnisse hielt der tapfere Jüngling standhaft aus und erzwang die Übersiedelung nach München zur Aufnahme an der Akademie, wo er sich in der Aquarell- und Ölmalerei nebst der Radiertechnik bildete und allgemach durch seine mit anziehenden Gruppen staffierten Landschaften einen wohlverdienten Namen buchstäblich »*per aspera ad astra*« erkämpfte. Auf steten Wanderungen nach der damals noch wenig beachteten fränkischen Schweiz, dem Mistelgau bei Bayreuth, durch abgelegene Tirolertäler sammelte St. prächtige Kostümbilder und Interieurs, ebenso als besonderen Atelierschmuck alte Truhen, Möbel und Urväterhausrat, welche er nicht allein zu Bildern, z. B. »Der Bücher-marder« (Neue Pinakothek), sondern auch später, da dergleichen von Liebhabern, Kennern und Händlern sportmäßig gesucht wurden, nutzbar verwertete, da sein Heim in der Stadt und in der Tutzinger Sommerfrische bald eine reichhaltige Fundgrube und Raritätenbude repräsentierte. Außer der reinen, selbstsprechenden, stets stimmungsvoll nach Jahres- und Tageszeiten, gern zur Interpretation zweckdienlich staffierten Landschaft, behandelte er allerlei Genre: eine »Versteigerung«, den Besuch bei einer kartenlegenden Sibylle, eine Schusterwerkstätte (Nr. 47 »Über Land und Meer« 1872, S. 5), »Hopfenpflücker«, das Treiben auf einer klösterlichen »Kegelbahn« und den Nachklang an derselben Stätte, wo Hühner und arme Kinder die letzten Reste von Speise und Trank begierig genießen; ein »Tanz unter der Linde« oder ein Volksfest in Bayreuth (Nr. 892 »Illustrierte Zeitung« 4. August 1860). Mit novellistischen Anklängen schilderte er junge »Fahrende Schüler« vor einem Korb mit frisch duftendem Krapfengebäck, die »Plünderung eines Klosters« und »Heimlichen Gottesdienst während des Dreißigjährigen Krieges«, oder den in Melanchthons Gegenwart den Martin Luther malenden Lukas Cranach (dessen Konterfei unwillkürlich an unseren Meister gemahnt; die Studienköpfe dazu in Nr. 32 »Daheim« 1896, S. 508). Hatte er alle seine Bilder im herkömmlich »geschlossenen

Ton« seiner Zeitgenossen gehalten, so suchte St. mit dem Auftreten der Freilichtmalerei und Sezession auch aus dieser Richtung Nutzen zu ziehen und nach Möglichkeit Schritt zu halten, wodurch er sich freilich seinen bisherigen Freunden entzog, ohne sich den Neuerern völlig »anzumodernisieren«. Eine Kollektivausstellung im Jahre 1906 gab einen stattlichen Überblick des achtungswerten Schaffens St.s, welcher seine Stellung als Professor an der Kunstschule für Damen nicht als Sinekure behandelte und auch im Gebiete der Radierung tätig war. Sein reichhaltiger Nachlaß fand im Kunstverein (Juni 1911) die anerkennendste Beachtung.

Vgl. Fr. v. Bötticher, 1901, II, 832. — Münchener Kunstvereinsbericht 1910, S. 18.

H y a c. H o l l a n d.

Widmann, Franz, Maler, * 6. März 1846 zu Kipfenberg (Mittelfranken), † 28. August 1910 in Rodeneck (Pustertal). — Seine auf hoher Begabung begründete Neigung zur Kunst führte ihn zu München 1862 in die Schule des geistreichen Zeichners und Architekturmalers Hermann Dyk (* 4. Oktober 1812 zu Würzburg, † 25. März 1874), dessen vielseitige Genialität für W.s spätere Tätigkeit fundamental wirkend wurde, ebenso wie an der Akademie die Unterweisung des durch die Prägnanz seiner Konturen hervorragenden Professors Strähuber, während das koloristische Element durch Alexander Wagner und Piloty in die richtige Bahn gelenkt wurde. Nach diesen Vorgängen entstand sein erstes Schulbild »Herzog Alba und die Gräfin von Rudolstadt« (Nr. 1840 »Illustr. Ztg.«, Leipzig, 5. Oktober 1878). Obwohl dasselbe in München und Wien prämiert wurde, wendete W. seine Tätigkeit auf das ihm mehr zusagende Gebiet der dekorativen Malerei des Kunstgewerbes und beteiligte sich zunächst mit andern Piloty-Schülern an der Ausschmückung des Pringsheim-Hauses in Berlin. Darauf folgten die Wandbilder im Spielzimmer des Prinzen Leopold von Bayern, im Jagdsalon des Fürsten von Thurn und Taxis zu Regensburg und mehrere figürliche Darstellungen für das Münchener Rathaus. König Ludwig II. betraute ihn mit zahlreichen Aufträgen zur artistischen Ausschmückung seiner Schloßbauten im Linderhof und Herren-Chiemsee, wo der »*Salle de Mars*« (Einnahme von Ossoy, Gefecht bei Leus, Beschießung der Stadt Oudenaarde, Einzug in Dünkirchen, die Besitzergreifung von Limburg und Salins) mit vielen Surportes, Trophäen usw. sein Werk sind, ebenso die Zeichnungen zu dem berühmten Prunkschlitten und den prachtvollen Fächern mit Motiven aus Richard Wagners Opern. Außer vielen Bücherillustrationen, z. B. zu Otto Glaubrechts »Wachtelkorb« und M. Gerlachs »Allegorien und Embleme« lieferte W. zahllose Aquarelle zu Adressen und Diplomen, Glasgemälden (Rathausaal zu Lindau), Tafelaufsätzen (Nautilus für Baron von Cramer-Klett), Fest-, Ball- und Speisekarten, Medaillons usw. Seit 1892 Professor an der Kgl. Kunstgewerbeschule, widmete sich der Meister mit größter, stets freudiger Gewissenhaftigkeit, welche sein ganzes Streben adelte, seiner unerschöpflichen Tätigkeit, bis ein Herzschlag plötzlich dieses schöne Wirken endete. An seinem Grabe wurde auch die opferwillige Wohltätigkeit gerühmt, womit er vielen armen Anfängern und Studierenden die helfende Hand bot und ihre Wege ebnete.

Vgl. Louise von Kobell in ihren Monographien über die Königsschlösser; Fr. von Bötticher, 1901, II, 1013; Münchener Kunstvereinsbericht für 1910, S. 19.

H y a c. H o l l a n d.

Tomschitz, Ernst, Kgl. bayr. Hofschauspieler, * 26. Mai 1830 in Frankfurt a. M. als Sohn des dortigen Münzmeisters, † 15. Dezember 1910 in München.

T. war einer jener so seltenen Künstler, die ihren Beruf mit der philiströsen Behaglichkeit eines zweiten, bürgerlichen in ein harmonisches Verhältnis zu bringen wissen. Abends war er Hofschauspieler, unter tags stand er an der Spitze seines kunstgewerblichen Magazins, in dessen Besitz er durch seine Heirat mit einem Fräulein Junemann gelangt war. Das störte nun weder ihn noch seine Freunde und Verehrer, die auf den Brettern wie hinter dem Ladentische einen ebenso liebenswürdigen wie bescheidenen und aufrechten Menschen an ihm fanden. Sein künstlerisches Genre war klein, aber er war groß. Er war der größte, d. h. längste Schauspieler, den die Münchener Hofbühne vermutlich besessen: etwa 1,90 m ragte er über die Bretter, deren Zauber er früh erlegen war und denen er bis wenige Jahre vor seinem Tode, er wurde fast 81 Jahre alt, treu geblieben war. Diese seine Länge war zugleich auch seine Stärke. In zahlreichen Rollen, in denen vielleicht sogar sein trockener Humor, seine rauhe polternde Stimme versagt haben würden, wirkte schon seine überlebensgroße hagere Erscheinung, zu Zeiten, als er noch neben den alten großen Komikern Lang und Siegl spielte, schon durch den Kontrast. Er war einer der bescheidensten und dabei verlässlichsten Schauspieler und hatte dabei keinen Feind. Wer hätte ihn auch um seine Rollen beneiden sollen? Erstens einmal waren es nie Hauptrollen, und zweitens mußten sie ja T. zufallen, der sie in den meisten Fällen schon seit Jahrzehnten innehatte. Verwendbar war T. überall, und er ließ sich auch willig in Schauspiel, Oper und Ballett verwenden. Er spielte nacheinander den Melvil (Maria Stuart), Calcagno (Fiesco), Fortinbras (Hamlet), Bettler (Verschwender), Don Mendo (Richter von Zalamea). Die spätere Generation kannte ihn aber als Engländer in der »Puppenfee«, als schwer zu übertreffenden Malvoglio (Was ihr wollt), köstlichen Pistol (Heinrich IV.), als Schloßvogt in der »Preziosa« und vor allem als Samiel im Freischütz, wo seine Erscheinung im bengalischen Lichte wahrhaft gespensterhaft wirkte. In den ersten Münchener Festspielen des Prinzregententheaters schritt auch sein grotesker Nachtwächter, der in den Meistersingern vor seinem eigenen langen Schatten erschrickt, über die Bretter; und am 25. Juni 1905 trat er dort in Wallensteins Tod als Bürgermeister von Eger zum letztenmal auf. Am 1. August desselben Jahres sagte er der Welt des schönen Scheines Lebewohl, aber nur wenige Jahre war es dem tüchtigen Manne vergönnt, seiner Behaglichkeit zu leben. Langes schweres Leiden entriß ihn seiner Gattin und zweien Töchtern. So klein T.s Bühnenfach war, so klein sein Repertoire gewesen — er war in seiner köstlichen Eigenart doch nicht zu ersetzen. Seine Kollegen aber haben an ihm auch noch einen fast fanatischen Förderer, Werber und Schatzmeister ihrer Pensionsanstalt verloren, für die diese seltene Vereinigung von lustigem Künstler und nüchternem Kaufmann bis zuletzt unermüdlich tätig war. Er hatte der Hofbühne 46 Jahre: von 1859 bis 1905, angehört.

In Büchern und Zeitungen war von T. nach seinem Tode, wie schon vorher, wenig mehr die Rede, in dem Herzen und in der Erinnerung des älteren Münchners wird sein Name aber als unlösbar mit der Glanzzeit der Münchener Hofbühne verbunden, wohl noch geraume Zeit leben bleiben.

München.

Alfred Frhr. v. Mensi.

Zuckerkindl, Emil, Anatom, * 1. September 1849 in Raab (Ungarn), † Wien 28. Mai 1910. — Nach Absolvierung der Mittelschule in Ungarn bezog Z. 1867 die Wiener medizinische Fakultät und erwarb an dieser am 30. März 1874 den Doktorgrad.

Vom Beginn seiner medizinischen Studien an fühlte sich Z. zur Anatomie hingezogen; die Lehrweise Hyrtls erfüllte ihn mit Begeisterung für die Person seines Lehrers und dessen Fach. Den größten Teil des Tages verbrachte er im Seziersaale. Hyrtl kargte nicht mit Worten der Anerkennung und betätigte diese dadurch, daß er Z. schon in dessen viertem Semester zum Demonstrator auswählte. 1870, im siebenten Semester seiner medizinischen Studien, wurde er auf besondere Empfehlung Hyrtls mit der Funktion eines Prosektors an dem Athenäum in Amsterdam betraut; allein, wie er in seinem *Curriculum vitae* schreibt, bewogen ihn »die traurigen Verhältnisse an dieser Anatomie und die Unmöglichkeit, an dieser Stätte in dem anatomischen Fache arbeiten zu können«, schon nach acht Monaten, dem übernommenen Amte zu entsagen und in die Heimat zurückzukehren. 1873, als er Doktorand war, nahm ihn Rokitansky als provisorischen zweiten Assistenten an die Pathologisch-anatomische Anstalt, was nicht ohne wesentlichen Einfluß auf den Bildungsgang Z.s werden sollte. Die Erfüllung seines sehnlichst herbeigewünschten Lebenszieles winkte ihm aber, als er mit 1. Oktober 1874 zum Assistenten Professor Langers ernannt wurde, welcher an dem genannten Tage die anatomische Anstalt des in den Ruhestand getretenen Hyrtl übernahm. In dieser Stellung verblieb Z. 7 1/2 Jahre und wurde in ihr, ohne daß er sich vorher als Privatdozent habilitiert hatte, 1880 zum außerordentlichen Professor der Anatomie ernannt. 1882 erfolgte dann seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Anatomie in Graz und 1888 zum ordentlichen Professor der Akademie in Wien, wo er fortan als Nachfolger v. Langers wirkte. 1900 erhielt er Titel und Charakter eines Hofrates. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften wählte ihn 1898 zu ihrem korrespondierenden und 1906 zum wirklichen Mitglied.

Im In- und Auslande war Z. als hervorragender Anatom anerkannt. Seiner Arbeitsfreude, der Beweglichkeit seines Geistes und seiner Beobachtungs- und Orientierungsgabe ist es zuzuschreiben, daß er die verschiedenartigsten anatomischen Probleme gleichzeitig oder rasch nacheinander in Angriff zu nehmen und mit Erfolg zu behandeln vermochte. Doch bei aller Vielseitigkeit zog es ihn immer wieder zu bestimmten Arbeitsgebieten zurück, welche er denn auch mit großer Sicherheit beherrschte.

Ein charakteristischer Zug in der Forschungs- und Lehrtätigkeit Z.s war seine ausgesprochene Vorliebe für die topographische Anatomie und damit im Zusammenhang die Pflege der Beziehungen der Anatomie zur praktischen Medizin. Hatte sich in ihm schon während seiner Lernzeit bei Hyrtl, dem Begründer der topographischen Anatomie für Österreich und Deutschland, der Satz: *Anatomia fundamentum medicinae* eingewurzelt, so erhielt er nachher bei Rokitansky tieferen Einblick in das zweite Fundament der Medizin, die pathologische Anatomie, und sein vielfacher persönlicher Verkehr mit Klinikern und praktischen Ärzten bot ihm in dieser Richtung unausgesetzt neue willkommene Anregung. Sein Atlas der topographischen Anatomie des Menschen (1899 bis 1904, bei Braumüller in Wien) enthält zahlreiche Belege für seine originelle Auffassungs- und Darstellungsweise schwieriger topographischer Ver-

hältnisse, und eine nicht unbeträchtliche Zahl kleinerer Publikationen waren ausschließlich Fragen gewidmet, welche in erster Linie den Chirurgen interessieren. Seine Vorlesungen über topographische Anatomie, in welchen er vorwiegend die Richtung der chirurgischen Anatomie einhielt, boten der dankbaren Zuhörerschaft reiche Belehrung und Anregung.

So kam es auch, daß Herausgeber großer praktisch-medizinischer Handbücher ganz besonderen Wert darauf legten, aus der Feder Z.s die entsprechende anatomische Einleitung zu ihrem Werke zu erhalten, wozu er sich stets gern bereit fand. Die bedeutendsten seiner diesbezüglichen Abhandlungen dürften wohl die »Makroskopische Anatomie des Ohres« in Schwartzes Handbuch der Ohrenheilkunde (1892) und die »Makroskopische Anatomie der Mundhöhle« in Scheffs Handbuch der Zahnheilkunde sein.

Trotz der geschilderten Neigung war Z. doch weit entfernt, in der Anatomie einfach eine Helfershelferin der praktischen Medizin zu erblicken; in erster Linie lag ihm ihr wissenschaftlicher Ausbau am Herzen, und an diesem mitzuarbeiten war jederzeit sein ernstest Bestreben.

Einen seiner größten Erfolge brachten ihm seine langjährigen Untersuchungen über die Nasenhöhle. In der 1887 bei F. Enke erschienenen Monographie: »Das periphere Geruchsorgan der Säugetiere« schildert er auf Grund umfassender vergleichend-anatomischer und entwicklungsgeschichtlicher Untersuchungen die Bauverhältnisse der Nasenhöhle, die Form und Bedeutung der Nasen- und Siebbeinmuskeln und gab so einen wichtigen Beitrag zur Morphologie der Nasenhöhle und zu den Beziehungen ihres Aufbaues zur Riechfunktion. Eine erschöpfende anatomische Darstellung der Nasenhöhle enthält das große zweibändige Werk: »Normale und pathologische Anatomie der Nasenhöhle und ihrer pneumatischen Anhänge«, von welchem der erste Band schon 1882 (Wien, bei Braumüller) erschienen war und 1893 bedeutend vermehrt und ergänzt in zweiter Auflage herausgegeben wurde. Der zweite Band (1892 erschienen) enthält die Anatomie der Nasenscheidewand, hauptsächlich aber eine Fülle von pathologisch-anatomischen Befunden. Dazu kommt eine Anzahl kleinerer Publikationen, von welchen »Das Schwellgewebe der Nasenschleimhaut und dessen Beziehungen zum Respirationsspalt« (1884) und »Entwicklung des Siebbeins« (1892) hervorgehoben werden mögen.

Auch die Anatomie des Gehörorganes hat Z. mit Vorliebe und schönen Erfolgen bearbeitet. Eine Reihe von Veröffentlichungen über das Felsenbein, über den Warzenfortsatz und ganz besonders über die vergleichende Anatomie der Ohrtrumpete geben davon rühmliches Zeugnis. Ein bleibendes Verdienst hat er sich durch die Wiederentdeckung der Vorhofswasserleitung beim Menschen erworben (1876).

Zahlreich sind ferner seine Untersuchungen über das Gefäßsystem. Ein beträchtlicher Teil der Forschertätigkeit Z.s war vergleichend-anatomischen Untersuchungen über das Gehirn gewidmet. Eine der ersten und bedeutungsvollsten hat er in der Monographie: »Über das Riechzentrum« (1887, bei F. Enke) veröffentlicht; daß sie in demselben Jahre erschien wie die Abhandlung über das periphere Geruchsorgan der Säugetiere, verrät schon äußerlich den großen Zug in der Auffassung dieses Problems. Es ist eines der größten Verdienste Z.s, den ganzen Komplex der dem Riechzentrum angehörenden Gehirnteile zuerst richtig erkannt und namentlich auch die Einbeziehung des Ammonshorns und

der von ihm schon 1876 als erstem genau beschriebenen Balkenwindung in demselben festgestellt zu haben.

Mit alledem ist die Schilderung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit noch keineswegs erschöpft. Man verdankt ihm unter anderem auch eine Reihe von Arbeiten über die Zähne, von vergleichend-anatomischen Untersuchungen über Muskeln, eine vergleichende Anatomie der Ovarialtaschen (1897), ferner die Entdeckung der *Glandula thyreoidea accessoria suprahyoidea* (1879) und der Nebenorgane des sympathischen Nervensystems (1901) sowie eine vorzügliche Monographie über *Chiromys madagascariensis* (1899).

Ein lebhaftes Interesse betätigte Z. zeitlebens für die Anthropologie. Schon in seinen jungen Jahren hatte er durch eine Anzahl von kranilogischen Publikationen, namentlich aber durch die Bearbeitung der bei der Novara-Expedition gesammelten Schädel (1875) die Aufmerksamkeit der Anthropologen auf sich gezogen. Seine Bemühungen um die zweckdienliche Verarbeitung der durch die Statistische Zentralkommission im Jahre 1880 vorgenommenen somatologischen Erhebungen an den Schulkindern Österreichs sowie eine erfolgreiche Beteiligung an der Durchforschung der Beinhäuser in den österreichischen Alpenländern (1883 bis 1885) werden unvergessen bleiben.

Nach Toldts Nekrolog im Almanach der Wiener Akademie 61. Jahrg., 1911.

Lindau, Rudolf, * 10. Oktober 1829 zu Gardelegen in der Altmark, † Paris 1910. — L., der Sohn eines höheren preußischen Beamten und ältere Bruder des vielseitigeren Schriftstellers Paul L., erhielt seine Schulbildung auf dem Pädagogium Unserer lieben Frauen in Magdeburg, studierte in Berlin, Gießen, Paris und Montpellier Philologie und fand, nachdem er in Gießen das Doktor-examen bestanden, Hauslehrer- und Sekretärposten in Frankreich. Er verfaßte während dieser Zeit in französischer Sprache einige biographische Studien für das enzyklopädische Werk »*Nouvelle biographie générale*«, war Mitarbeiter der *Revue des deux mondes*, schien wohl für die Zukunft auf akademische Tätigkeit zu hoffen. Das Jahr 1860 aber warf ihn in eine neue, durchaus eigenartige und abenteuerliche Bahn. Als Unterhändler der schweizerischen Regierung, zu der er persönliche Beziehungen gefunden hatte, ging L. nach Japan. Er schloß hier den ersten Handelsvertrag zwischen den beiden Staaten ab und wurde daraufhin zum Konsul der eidgenössischen Regierung in Yokohama ernannt. Hand in Hand mit diesem Beruf ging verschiedenartigste kaufmännische und journalistische Tätigkeit. 1863 gab er, wieder sich der französischen Sprache bedienend, sein erstes Buch heraus: »*Voyage autour du Japon*«. Der Aufenthalt in dieser damals ungleich mehr als heute entlegenen, unbekannten und abenteuerlichen Ferne währte bis zum Jahre 1869 und gewann durch weite Reisen nach China, Amerika, Kochinchina noch bedeutend an Inhalt und Farbe. In die Heimat zurückgekehrt, machte L. als Sekretär des Prinzen August von Württemberg den siebenziger Krieg mit und schrieb Berichte für den »*Staatsanzeiger*«. Diese streng sachlichen Darstellungen, die in nichts einen Dichter verraten, vielmehr das leidenschaftslose klare Werk eines Offiziers zu sein scheinen, wurden unter dem Titel »*Die preußische Garde im Feldzug 1870/71*« veröffentlicht. Nach dem Kriege lenkte L.s Leben in ruhigere Bahnen, aber von einer still bürgerlichen Existenz war auch jetzt nicht die Rede. Er erntete Erfolge in der diplomatischen Laufbahn, war Attaché der Botschaft in

Paris, vortragender Rat im Auswärtigen Amt und stieg allmählich bis zum Range eines Wirklichen Geheimen Legationsrates. Das Jahr 1892 führte ihn wieder von Deutschland fort: er wurde nach Konstantinopel gesandt, wo er die deutschen Interessen bei der Verwaltung der ottomanischen Schuld zu vertreten hatte. Erst 1902 ließ er sich in den Ruhestand versetzen und lebte seitdem auf Helgoland; der Tod hat den Vielgereisten während eines Reiseaufenthalts in Paris überrascht, nachdem er noch an seinem 80. Geburtstage viele und einmütige Anerkennung seines dichterischen Schaffens ernten durfte. Dieses setzte bald nach dem siebziger Kriege ein, anfangs nur neben französischer und englischer Publizistik, dann ausschließlich und reichlich strömend. Den bei Cotta erschienenen Roman »Martha« ausgenommen, befinden sich jetzt alle deutschen Arbeiten L.s im Verlage von Egon Fleischel & Co.; sie umfassen außer den sechs Bänden »Gesammelter Romane und Novellen« noch eine Reihe einzeln erschienener erzählender und beschreibender Arbeiten. Dem gleichen Verlage gehört auch das Buch: »Rudolf Lindau« von Heinrich Spiero an, dessen erstem Kapitel diese Lebensdaten entnommen sind.

Seinen eigenen Erlebnissen entsprechend, knüpft sich L.s dichterisches Schildern vor allem an zwei geographisch zu bestimmende Stoffgebiete: seine besten und eigenartigsten Novellen spielen im fernen Osten und in der Türkei. Es war nicht nur die Aufnahmefähigkeit seiner eigenen Jugend, die für L. den exotischen Aufenthalt so bedeutsam werden ließ; er sah jene Länder auch in einer besonders heftigen Zeit. China wurde durch die wildeste Revolution zerrüttet, in Japan erregte der eben beginnende Prozeß der Europäisierung die leidenschaftliche Empörung mancher Volkskreise. In zahlreichen Novellen erzählt nun L. von den Schicksalen der Europäer, die in den sechziger Jahren da hinüber kamen. Verbrecher, Abenteurer, abenteuerlich gesinnte Kaufleute, Gelehrte werden in ihren Beziehungen zueinander und zu den fremden Völkern dargestellt, das Wunderliche, das Grausame, das Balladische nimmt einen großen Raum ein, aber niemals fehlt die kühle Glätte des Vortrags, die strenge Sachlichkeit des Berichtes. Auf dem türkischen Gebiete nimmt L. in weitgehender Bescheidenheit für den starken Band der »Türkischen Geschichten« nur das »geringe Verdienst« des Sammlers und Verdeutschers mündlicher Überlieferungen in Anspruch, ist aber doch wohl eher Nachdichter als Übersetzer. Während diese Erzählungen mehr sinnige Märchen als Novellen im modernen Sinne darstellen, tritt L. in den »Erzählungen eines Effendi«, einem seiner Meisterbücher, durchaus als moderner Charakterzeichner auf und weiß östliche Eigenart und allgemein Menschliches zu schönen Bildern zu verschmelzen. Das arabische Sittenbild »Hattidja, die Ruferin zum Streit« steht in seiner ganz stillen Tragik sicherlich neben den besten Novellen der deutschen Literatur. Ein umfassenderes Kulturbild bietet die breit ausgespinnene Erzählung »Der Fanar und Mayfair«, die griechische Schicksale in Konstantinopel schildert. Doch sind hier Handlung und psychologischer Gehalt im Verhältnis zu den Kulturschilderungen etwas karg geraten. Überhaupt ist L. der Form des Romans nicht im gleichen Grade Herr wie der der Novelle. Auch seine bedeutendste Romanschöpfung, die von der Not des unterdrückten Armeniens und den dortigen Schreckenszeiten der Jahre 1895/96 handelt, muß aus doppeltem Grunde bei mancher Einzelschönheit für mißraten gelten. Denn einmal ist manche Seite in diesem Roman »Ein unglückliches Volk« nur publizistischer

Bericht geblieben, sodann ist die Kernhandlung, das Los eines jungen deutschen Offiziers, nicht sehr innerlich den armenischen Leiden verknüpft.

In den meisten Erzählungen L.s ist das kulturelle Moment weitaus mehr als nur ein äußerlicher Geschichtenschmuck, entspringen ihm einige wesentliche Charakterzüge, wenn nicht des Helden, so doch der einen und andern handelnden Person. Wiederum überwuchert es niemals das ganz allgemein Menschliche. Man findet in L.s Geschichten ein paar wilde Gesellen aus einem Guß, die man nicht gut oder böse nennen kann, weil sie über Gut und Böse nicht nachdenken, sondern ihren Trieben gemäß rein animalisch geradezu handeln, was denn freilich zumeist auf ein bestialisches Tun hinausläuft. An diesen ohne sittliche Entrüstung beschriebenen Leuten läßt L. so augenscheinlich eine gewisse tolle Größe hervortreten, daß sich der Eindruck eines fast wehmütig neidischen Sympathisierens des Autors mit den brutalen Helden ergibt. Es ist ihre Einheitlichkeit, die diesen Rohen die Sympathien des Dichters einträgt. Denn den vielen Charakteren, die L. ganz offenbar nach seinem eigenen Bilde schildert, fehlt eben das Einheitliche. Was sie mit jenen wilden und glücklicheren Menschen gemein haben, ist die Leidenschaftlichkeit. Eine Leidenschaftlichkeit, die nicht um jede Bagatelle aufbraust, aber, einmal vom bedeutenden Gegenstande geweckt, bis zum Verbrechen rasen kann. Gewöhnlich ist sie verdeckt von einer angeborenen und durch Erziehung hochentwickelten Zurückhaltung und stoischen Beherrschung. L.s Charaktere befeißigen sich in Paris und London, auch wenn sie von Leidenschaften durchwühlt werden, der äußersten und kühnsten Korrektheit, und seine »Pioniere« draußen in Shanghai und Yokohama halten erst recht jeden offenkundigen Gefühlsüberschwang für etwas ganz Unzulässiges, ja Unmögliches. Sie sprechen von ihren Geschäften, ihren sportlichen Vergnügungen, allenfalls von einem bestandenen Waffengang — aber niemals von ihren Gefühlen. Ist einer sehr unglücklich und stirbt schließlich an seinem Leid, so gilt als Todesursache das grausame Klima in Shanghai oder irgendeine beliebige Krankheit. Aber nicht das stoische Wesen trennt diese Menschen von jenen anderen, die ja auch keine Gefühle zur Schau tragen, weil sie eben keine besitzen. Zu der Stärke des Empfindens, die sich unter Rauheit oder glatter Korrektheit verbirgt, tritt entscheidend ein Übermaß von Zartgefühl, aus dem oft der tragische Konflikt und Ausgang resultiert. Typisch dafür ist etwa die Novelle »Liquidiert«. Man wird stark an Schillers »Großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte« erinnert; aber wie seltsam neu nimmt sich der Vorgang aus nach seiner Verpflanzung aus dem Deutschland der Empfindsamkeit in die wilde asiatische Kolonie. Zwei Männer, durch gemeinsame geschäftliche Mühen und blutige Wagnisse, in denen einer für den andern einstand, zu Freunden geworden, bringen ihre Liebe dem selben Mädchen entgegen. Verständigung wäre möglich, wenn man es für angebracht hielte, über Gefühle zu sprechen, Beglückung wenigstens des einen wahrscheinlich, wenn den in allen Dingen an rauhes Zugreifen Gewöhnten auch hier rauhes Zugreifen erlaubt schiene. Ihr Zartgefühl trennt beide Männer von dem ersehnten Glück, treibt den einen in den Tod, den andern in freudlose Einsamkeit. Freundschaft wie hier oder in der »Tödlichen Fehde«, wo zwei alte Herren durch einen zu weit getriebenen Wortstreit auseinandergerissen werden und an der Trennung sterben, steht seltener im Mittelpunkt der L.schen Novellen als Liebe, die um so öfter tragisch enden muß, als der Dichter nicht ganz frei ist

von der Schopenhauerschen Verachtung der Frau. Es fehlt zwar in seinen Werken nicht an einigen feinen und edlen Mädchengestalten, aber für die überwiegende Mehrzahl der geschilderten Frauen ist doch eine gewisse Flachheit und Lauheit des Empfindens charakteristisch. Die meisten sind groß in der Kunst des Sich-Tröstens; haben sie eine Zeitlang umsonst auf den Geliebten gewartet, so suchen sie Ersatz und lassen sich bei ihrer Wahl gern von dem mehr oder minder großen Reichtum der Freier beeinflussen. Ein größerer Pessimismus als in dieser (wie gesagt nicht ausnahmslosen) Geringschätzung der Frau liegt bei L. vielleicht darin, daß er außerhalb der dem Individuum dargebrachten Freundschaft und Liebe, außerhalb der persönlichsten Verknüpfungen also von Mensch zu Mensch, nichts Beglückendes und Ausfüllendes weiß. Die Hingabe an Allgemeineres ist diesem Dichter, der doch selber lange pflichtenreiche und ehrenvolle Jahre im Staatsdienste durchlebt hat, merkwürdigerweise unbekannt, er kann sie deshalb nicht einmal als Surrogat, als Trostmittel für die in persönlicher Liebe oder Freundschaft Verunglückten wirksam einführen. Dies ist nicht mißzuverstehen. Keineswegs fehlt es L. an der ernstesten Lebensauffassung. Wem es als ein Manko seiner Schriften erscheint, daß sie völlig des Humors ermangeln, der halte kompensierend dagegen, daß sie, wie oft ihr Stoff auch dazu verleiten mag, niemals die leiseste Spur von Frivolität zeigen. Gewiß ist L. kein kleinlicher Moralist. Über die üblichen Verfehlungen der reichen Jugend schlägt er nicht Lärm, Waghalsigkeit im Erwerben liebt er nicht weniger als die Tüchtigkeit gleichmäßiger Arbeit. Aber entschieden hält er doch daran fest, daß sinnloses Vergeuden von Zeit und Geld, sinnloses Abenteuern auf die Dauer kein Leben zu füllen vermag, und daß unglücklich werden muß, wessen Leben leer bleibt an Liebe und Pflichten. Aber niemals dehnt sich bei L. dieser Liebes- und Pflichtenkreis über die persönlichen Zusammengehörigkeiten hinaus ins Politische und Soziale. L.s Menschen denken nicht daran, für ihr Unglück dem Allernächsten gegenüber Betätigung im Allgemeinen als Heilmittel zu suchen. Sie sind wohl zum Teil tüchtige Offiziere, brave Beamte. Aber das gehört sich eben so und macht nicht weiter glücklich. Ihre Welt gleicht einer öden, kalten Fläche, in der es nur eine wärmende Feuerstelle gibt: die Liebe der Braut, des Freundes, des Bruders. Erlischt dieses Feuer, so frieren sie sich langsam zu Tode, falls sie nicht ein rasches selbstbereitetes Ende vorziehen. So stellt R. L.s Werk bei aller geographisch stofflichen Ausdehnung nicht das ganze Leben dar, sondern nur einen, freilich einen allerwesentlichsten Ausschnitt, einen Lebenskreis, in dem sehr viel Leid, meist Liebesleid, die Freude überwiegt, sich aber nie in rührsamem Worten kundgibt.

V i k t o r K l e m p e r e r.

Raabe, Wilhelm Karl, Dichter, * 8. September 1831 zu Eschershausen a. d. Lenne bei Holzminden in Braunschweig, † 15. November 1910 zu Braunschweig. — Er entstammte einem landsässigen niedersächsischen Geschlechte, das dem Staate Braunschweig viele tüchtige Beamte gestellt hat, so u. a. R.s Urgroßvater Rudolf Christian R. (* 1728, † als Lehrer zu Engelade 12. März 1786), seinen Großvater August Heinrich R. (* 29. Dezember 1759 zu Engelade, stud. zu Helmstedt Theologie, ward Postmeister und popularwissenschaftlicher Schriftsteller, † als Postrat zu Holzminden 4. Oktober 1841) und Vater Gustav Karl R. (* 14. Mai 1800 zu Braunschweig, stud. Jura zu Göttingen, heiratete

1829 als Aktuar zu Eschershausen die am 10. Mai 1807 zu Holzminden geborene Auguste Johanna Jeep, † als Justizamtmann zu Stadtoldendorf 31. Januar 1845). Die ersten Jugendjahre Wilhelm R.s, die er mit seiner Schwester Emilie (* 1833, † 24. Januar 1910) und seinem Bruder Heinrich (* 1835) in ungestörter Jugendlust verleben durfte, umspielte eitel Sonne. Gegen Ende 1831 waren seine Eltern nach ihrer Heimat, der Kreishauptstadt Holzminden, versetzt worden, wo die Großeltern Raabe und Jeep nebst zahlreicher Verwandtschaft in zum Teil stattlichen Familienhäusern hausten (so R.s Eltern im »Goldenen Winkel«). Für den jungen Dichter war das alte Posthaus am Markte, in dem der vergötterte Großvater August Raabe mit seiner interessanten Bibliothek wohnte, von besonderem Reiz und gab ihm späterhin wohl mancherlei poetische Anregung; denn es »steckte voll der seltsamsten Dinge. Da gab es Bilder aus alter, grau entlegener Vorzeit, eine geheimnisvolle Bücherkammer, uralte Schränke mit wunderlichem Schnitzwerk und Getäfel, alle angefüllt mit den heterogensten Schnurrpfeifereien« (vgl. Thadd. Lau in *Über Land und Meer* 1863, Bd. 9, Jahrg. 5, I, S. 391 f.). Auch die lebenswürdige, hochgebildete und humorvolle Persönlichkeit des alten Postrats, der mit Charlotte Schottelius, einer Enkelin des berühmten ersten deutschen Grammatikers Sch. (1612—1674), verheiratet war, wirkte sicherlich stark und vorbildlich auf den Enkel und dessen Liebhabereien. R.s Vater, ein gerader, zuverlässiger Charakter und ein scharfer Kopf, war mehr Berufsmensch (vor allem Jurist) als Schöngeist; immerhin hielt auch er auf eine gute Bibliothek (sein Lieblingsschriftsteller war Tacitus), in der sein ältester Sohn früh Bekanntschaft mit Jakob Böhme, Rollenhagen und Jean Paul machte. Weicheren Gemüts als der mitunter wohl strenge Vater war R.s Mutter, die er später als »eines der lichtgeborenen Joviskinder« liebevoll charakterisierte. Bei ihr lernte der kleine Wilhelm lesen, und zwar zuerst den Robinson des Landmanns Campe. 1836 trat R. als Abschütze in die Holzmindener Bürgerschule, besuchte 1840—1842 daselbst das Gymnasium, das der 1760 nach Holzminden verlegten Klosterschule von Amelungsborn (vgl. Odfeld) seine Entstehung verdankte. Ein Musterschüler war R. niemals, aber diese ersten Schuljahre vergingen doch ziemlich ungetrübt bei aller Ellbogenfreiheit des ausgelassenen Kameradenkreises. Schon war Wilhelm Quartaner, als ihn 1842 die Versetzung seines Vaters nach Stadtoldendorf schroff aus seiner Schullaufbahn warf und damit seine ganze geistige Entwicklung komplizierte. Die neue »Stadtschule« war eine recht minderwertige Volksschule, die dem Holzmindener Quartaner fast nichts bieten konnte, sondern ihn (trotz Privatunterrichts beim Rektor Pape, der selber kaum Latein verstand) nur zurückbrachte. Um so mehr bot die idyllische Umgebung Stadtoldendorfs dem gern umherschweifenden angehenden Dichter. Da war Bodenwerder, die Heimat Münchhausens, der romantische Ith, das Odfeld und die alte, sagenumwobene Homburg, auf der er 1843 zum ersten Male und mit tiefer Bewegung die Wacht am Rhein singen hörte (allerdings noch nicht in der Wilhelmschen Komposition). Anfang 1845 verlor R. plötzlich seinen geliebten Vater und damit den besten Erzieher und Ernährer. Die Witwe, der nur noch eine Pension von 107 Talern zustand, konnte mit ihren drei unmündigen Kindern das Haus nach dem bisherigen wohlhabenden, patrizisch gastfreien Zuschnitt nicht mehr weiterführen und zog nach Wolfenbüttel in eine bescheidene Wohnung, in der nun manchmal Schmalhans Küchenmeister war. Der Hauptgrund

des Umzugs war freilich ein anderer. Das vornehmste Ziel der Mutter, ihren Kindern eine gute Schulbildung angedeihen zu lassen, wurde jedoch bei ihrem ältesten Sohne nur recht unvollkommen erreicht. Wilhelm kam nach drei verlorenen Schuljahren wiederum in die Quarta, aus der er nur langsam zur Tertia emporsteigen konnte. Kinderkrankheiten, angeborene Trägheit, Schulunlust und ein reichliches Maß von Lehrerungeschick vereinigten sich bei ihm und verleiteten ihm mehr und mehr die Gymnasialbildung. In den oft unfreiwilligen Ferien und Freistunden gewöhnte er sich rasch daran, seinen zahlreichen Liebhabereien zu frönen, seinen Sammel- und Lesetrieb nach Herzenslust zu befriedigen oder sein damals hervorstechendstes Talent, das Karikaturenzeichnen, auszubilden. Durch all das begann die eigentümliche Wendung in R.s Bildungsgang sich anzubahnen, die ihn frühzeitig dazu brachte, eigene Wege zu suchen, der Schablone auszuweichen und den allerdings dornigen, aber für den heranreifenden Künstler so oft unentbehrlichen Pfad des Autodidakten einzuschlagen.

R. hat auch später nie bedauert, daß die Unregelmäßigkeiten seines Schulganges ihm frühzeitig das Einschlagen einer geordneten Laufbahn, einer sogenannten sicheren Karriere erschwerten, im Gegenteil, er sah stets eine besondere, glückliche Fügung in dem allen. Was andere wohl leicht verbittert hätte, trug er mit gutem Humor und sagte später gern schmunzelnd: »Ja, so wie jetzt, stramm, stramm — alles über einen Kamm (vgl. Horacker S. 133), so bin ich nicht heraufgekommen.« Ob nun freilich diese Überzeugung des gereiften, sein Leben völlig überschauenden Mannes auch die des fünfzehnjährigen Knaben war, dürfte immerhin zu bezweifeln sein. Jedenfalls waren die treumeinende Mutter und Verwandte damals wesentlich anderer Anschauung, und ihnen war das Tun und Treiben des immer selbständiger sich bildenden und immer schwerer zu behandelnden Knaben ein Anlaß zu großer und sicherlich berechtigter Sorge, und an mancherlei kleinen und größeren Konflikten innerer und äußerer Art fehlte es nicht, obwohl das Verhältnis zwischen Sohn und Mutter ganz besonders vertraut und innig war.

Der Mutter hilfreich zur Seite standen ihre beiden Brüder Justus und Christian Jeep. Besonders letzterer, obwohl selbst Vater einer größeren Kinder-schar, nahm sich des Knaben in seinen kritischen Reifejahren herzlich und väterlich an und hat sicherlich einen ziemlich tiefgehenden Einfluß auf den heranwachsenden Dichter und seine geistige wie künstlerische Entwicklung gewonnen. Bis in die ersten Jahre seines Schaffens blieb er R.s besonderer Vertrauensohm, mit dem er — gern bei einem guten Tropfen — vieles besprach. Dieser Christian Jeep, damals der Sekundalehrer des Wolfenbütteler Gymnasiums, war nicht nur ein liebenswürdiger, sondern auch ein vielseitiger und gereister Mann. Er hatte Theologie, klassische Sprachen und Geschichte studiert, hatte viel gelesen und so sich eine gute literarische, etwas schöngeistig zugeschnittene Bildung angeeignet, hatte ferner ein Stück Welt gesehen, da er einige Jahre in Kurland Hauslehrer gewesen war. Über das Gymnasium von Holzminden war er nach Wolfenbüttel gekommen und kannte seinen Neffen Wilhelm daher von früh auf besonders gut. Ein Mann von ganz anderer Art war der in der ganzen Stadt hochangesehene Gymnasialdirektor und spätere Schulrat Justus Jeep, der in allen Familien- und insonderheit Erziehungsangelegenheiten als erste Autorität galt, und wohl nicht zu Unrecht. Rat Justus war eine bedeutende, kraftvolle, großzügige Persönlichkeit, die nur für Kinder

bisweilen gar zu mächtig und unnahbar war. Mit großer Treue und Gerechtigkeit, mitunter auch mit durchgreifender Energie nahm er sich seines Neffen an. Trotzdem wurden die Fortschritte Wilhelms im Griechischen und Lateinischen immer langsamer, und wirklich hervorragende Leistungen gelangen ihm nur im deutschen Aufsatz, so daß ihm Onkel Christian und zwei seiner Lehrer schon damals das Horoskop stellten: er werde vielleicht ein tüchtiger Literat werden. Zunächst trat beim jungen R. neben der Lust am Zeichnen jedenfalls der Hang zum Bücherlesen so klar zutage, daß man ihm nahelegte, die Schule zu verlassen und Buchhändler zu werden.

Von 1849—1853 weilte nun R. als Lehrling der Creutzschen Buchhandlung in Magdeburg und nahm wahllos und hastig eine Unmenge der verschiedensten Eindrücke in sich auf, gleich als wollte er gewaltsam nachholen, was ihm die Schule nicht hatte bieten können. Neben den reichen antiquarischen Schätzen der alten Buchhandlung waren es damals die modernen Romane der Franzosen Sue, Dumas und Balzac, der Engländer Scott, Dickens und besonders Thackeray, die R. zum Teil heißhungrig verschlang, zum Teil mit eindringlichem Fleiß in ihrer Ursprache genau studierte. Von den deutschen Autoren bevorzugte er Freiligrath, Heine, Auerbach, Alexis und E. Th. A. Hoffmann; auch Feuerbach und dem halbdeutschen Dänen Andersen gewann er viel Interesse ab, während Jean Paul ihm weit weniger zu sagen hatte, als man vielfach angenommen hat (z. B. R. M. Meyer).

Trotz der vielfachen Anregungen, die der Buchhandel R. geboten hatte, konnte er doch keine innere Befriedigung in ihm finden, und so kehrte er Ostern 1853 nach Wolfenbüttel zurück, um sich für den Besuch einer Universität vorzubereiten. Das Reifezeugnis zu erlangen glückte ihm allerdings nicht, doch bezog er im Jahre darauf die Berliner Universität, als Hörer bei der philosophischen Fakultät zugelassen. Die schulmäßige Bildung lag R. gar nicht; das zeigte auch sein Berliner Aufenthalt, der trotzdem von großer Bedeutung für ihn ward. Denn hier endlich gelang es ihm, seinen eigentlichen Beruf zu entdecken und von der Konzeption zur Produktion überzugehen. Die preußische Hauptstadt bot dem jungen Kleinstädter und angehenden Schriftsteller vielerlei Anregung, zumal im kurzen vergnüglichen Sommersemester; der Studierende dagegen kam weniger auf seine Rechnung. Die Theater, namentlich die billigen Volkstheater Berlins, besuchte R. mit Vorliebe, und das Leben des Volkes, gerade auch das der unteren Schichten, interessierte ihn lebhaft. Im großen und ganzen war ja Berlin damals noch eine kleine und stille Stadt und imponierte auch dem jungen Wolfenbütteler in der Tat nicht allzusehr; aber den Künstler regte die charakteristische Art dieses Lebens in der preußischen Residenz stark an. Dem studentischen Leben und Treiben blieb der junge R. fern, trat keiner Verbindung bei und hatte fast gar keinen studentischen Verkehr. Dagegen befreundete er sich bald mit einem jungen Buchhändler, namens Stülpnagel, den er in dessen Leihbibliothek kennen gelernt hatte, und der ihm dann bei seinem ersten Werk überaus wichtige Dienste leistete. Kollegien hörte R. ebenfalls nur wenig. Die Literaturgeschichte, die der grämliche kleine Köpke vortrug, erschien ihm nicht sonderlich erbaulich; eher wußte den angehenden Poeten der Ägyptologe Lepsius und vorübergehend auch der alte jüdische Naturlehrer Michelet zu fesseln. Aber zu einem gedeihlichen oder gar systematischen Studium gelangte der junge Braunschweiger gar nicht recht, da der

elementare Drang, der Welt zu beweisen, was in ihm stecke, damals schon viel stärker war als der früher so heiße Bildungshunger, den Magdeburg doch einigermaßen gestillt hatte. R. kam es damals vor allem darauf an, in all das, was er in Magdeburg fast sonder Wahl in sich aufgenommen hatte, Ordnung und Ruhe zu bringen und sich über das, was er wollte und konnte, endlich klar zu werden. Er ward es wie jeder kraftvolle Künstler nach und nach im Schaffen. Vor der »Chronik der Sperlingsgasse« hat R. nach seiner ausdrücklichen Angabe nichts gedichtet. Nur begann er in jenen Jahren ein Tagebuch zu führen, freilich nicht das eines jugendlichen Romantikers, sondern das eines nüchternen Realisten (meist nur knappe Daten enthaltend), das er bis zum 2. November 1910 durchgeführt hat. Beim Schneider Wuttke wohnend (Spreegasse Nr. 11, erste Etage, nicht im Dachstübchen!), schrieb R. vom November 1854 bis zum Frühsommer 1855 sein charakteristisches Erstlingsbuch »Die Chronik der Sperlingsgasse«, in der schon eine große Anzahl R.scher Erzählmotive gleichsam wie Themen kommender Kompositionen leise angeschlagen wurden. (Hebbels spätere Kritik war daher sehr treffend.) Zum 1. Oktober 1856 (auf 1857) erschien das Büchlein unter dem Pseudonym Jakob Corvinus bei Stage, später Schotte, in Berlin und wurde von der Kritik (bes. Rellstab, Voss. Ztg. 29. Okt. 1856) bald mit Anerkennung überschüttet. Dieser Erfolg blieb dem jungen Erzähler nicht treu; schon seine nächsten Bücher, der für R.s Entwicklung ungemein charakteristische Erstlingsroman »Ein Frühling« (geschrieben 1. Oktober 1856 bis 27. Mai 1857), den er in seiner naiven ersten Fassung (Braunschweig 1857) zurückzog und in zweiter Fassung (Berlin, 1872) verdarb, die ungleichen Erzählungen, Skizzen und Reime »Halb Mähr, halb mehr« (geschr. 23. März 1853 bis 24. März 1858, erschienen Berlin 1859), die anmutige Humoreske »Die Kinder von Finkenrode« (geschr. 3. Dezember 1857 bis 12. Juli 1858, erschienen Berlin 1859), der historische Roman »Der heilige Born« (geschr. 8. September 1859 bis 18. Mai 1860, erschienen Wien und Prag 1861), die prachtvollen kulturhistorischen Stimmungsbilder »Nach dem großen Kriege« (geschr. 17. August bis 27. Dezember 1860, erschienen Berlin 1861) und »Unsers Herrgotts Kanzlei« (geschr. 3. März bis 21. September 1861, erschienen Braunschweig 1861) wie die zum Teil sehr talentvollen Novellen »Verworrenes Leben« (geschr. vom 28. Juli 1858 bis 2. Juli 1860, erschienen Glogau 1862) fanden kaum Beachtung, zum Teil nicht einmal Erwähnung bei der zeitgenössischen Kritik. So mußte der junge Autor eine schwere Schule durchmachen, in der er vollends lernte, auf jeden äußeren Schein zu verzichten und nur dem wahren Sein alle Aufmerksamkeit und Arbeit zu widmen. Unterdessen hatte R. vorzeitig der Berliner *Alma mater* den Rücken gekehrt und war schon zu Ostern 1856 nach Wolfenbüttel zurückgekehrt. Hier fand er nun volle Befriedigung in dem neuen Schriftstellerberuf, fand ein paar geistvolle und scharfsinnige Freunde (wie den späteren Staatsminister Wilhelm Spieß und seinen Bruder Gustav, den späteren Führer der Freisinnigen Karl Schrader, den jungen Redakteur von Westermanns Monatsheften, Dr. Adolf Glaser u. a.) und fand auch bald eine verständnisvolle und getreue Lebensgefährtin in Bertha Emilie Wilhelmine Leiste (* 12. Juli 1835 als Tochter des Oberappellationsgerichtsadvokaten Christoph Ludw. Leiste (* 11. April 1786, † 2. April 1858) und seiner Ehefrau Bertha Karoline, geb. Heyden (* 18. April 1799, † 30. September 1886). Nach einer großen

Bildungsreise, die den Dichter im Sommer 1859 (statt nach Italien, das in Krieg geriet) über Leipzig und Dresden nach Prag, Wien, München, Stuttgart und den Rheinlanden führte und ihn mit allerlei bedeutsamen Zeitgenossen (so Keil, Marggraff, Freytag, Gutzkow, Devrient, Kober, W. Menzel, Hackländer, Hauff und Höfer) bekannt machte, faßte R. den Entschluß, nach dem lieblichen, damals literarisch besonders lebendigen Stuttgart überzusiedeln. Noch am Abend seines Hochzeitstages (24. Juli 1862) trat das junge Paar die Reise nach der schwäbischen Hauptstadt an. Hier hat R. nach seiner eigenen Überzeugung seine wichtigsten und glücklichsten Jahre verbracht. Anfangs lebte er sehr zurückgezogen in einer bescheidenen Etage (Gymnasiumstraße 13 III), die er später mit einer gesünderen (Hermanstraße 11 IV), freilich nicht weniger hochgelegenen Wohnung unter dem Hasenberge vertauschte, was seine schweren asthmatischen Beschwerden zeitweise gefährlich steigerte. Der Verkehr mit Edmund Höfer führte nach und nach zu andern Bekanntschaften (wie Friedr. Notter, Otto Müller, Karl Schönhardt, Joh. Georg Fischer u. a.). Wichtiger wurden für R. später die intime Freundschaft Wilhelm Jensens (vgl. Velh. u. Klasings Monatsh. XIII, 2, 1899) und die freundlichen Beziehungen zum Verleger und Herausgeber von »Über Land und Meer«, Eduard Hallberger, in dessen Verlag 1868 R.s Roman »Abu Telfan« (geschr. 14. April 1865 bis 30. März 1867) und 1869 die sieben Erzählungen »Der Regenbogen« (geschr. 5. November 1862 bis 17. Juni 1866) erschienen. Vorher hatte der Dichter (bei Westermann und Janke) vier andere Werke herausgegeben, die nach jeder Richtung hin verrieten, daß der große braunschweigische Erzähler mehr und mehr in das Stadium reifer Meisterschaft getreten war. In den Romanen »Die Leute aus dem Walde« (geschr. 21. Oktober 1861 bis 1. November 1862, erschienen Braunschweig 1863, mit der für R.s Kunst- und Weltanschauung so charakteristischen Erziehungsweisheit »Sieh nach den Sternen und gib acht auf die Gassen«) und »Der Hungerpastor« (geschr. 6. November 1861 bis 3. Dezember 1863, erschienen Berlin 1864), den Erzählungen »Ferne Stimmen« (geschr. 24. August 1860 bis 25. Januar 1863, erschienen Berlin 1865, darunter die Kabinettstücke, »Die schwarze Galeere« und »Hollunderblüte«) und »Drei Federn« (geschr. 3. Januar 1864 bis 7. April 1865, erschienen Berlin 1865) gab der stille Norddeutsche, der in den berühmten literarischen Gesellschaften Stuttgarts, dem »Museum« und »Bergwerk«, kaum sonderlich hervortrat, künstlerisch weit mehr als die damals viel berühmteren Kollegen, die Hackländer, Höfer, Vischer, Jensen u. a., und vollends in dem herben Roman »Der Schüdderump« (geschr. 22. Oktober 1867 bis 8. Juni 1869, erschienen Braunschweig 1870) seinem tiefsten Werk, ließ er die genannten und andere Zeitgrößen weit hinter sich. Ein gewisser Publikumserfolg ward freilich nur dem stofflich wie technisch sympathischen »Hungerpastor« zuteil. Während des Krieges von 1866 hatte auch die R.sche Familie in Stuttgart allerlei Unfreundlichkeit und Haß zu ertragen (man wies sogar einmal seine Frau unbedient aus dem Laden) und die alte Unbefangenheit im Verkehr wollte auch nachher nicht recht wiederkehren. Da erwachte die Sehnsucht nach der Heimat; Wünsche der Verwandten kamen hinzu, und so ward im Juli 1870 der Umzug nach Braunschweig beschlossen. Unglücklicherweise fiel er mitten in die Mobilmachungstage hinein, auch war das zweite Töchterchen R.s schwerkrank (das erste hieß Margarete, * 17. Juli 1863, das zweite Elisabeth, * 17. Juni 1868, das dritte Klara, * 14. August 1872

das vierte Gertrud, * 19. Februar 1876, † 1892). So ward das Eingewöhnen in der Heimat nicht leicht.

Vom 21. Juli 1870 bis zum 15. November 1910 hat R. in Braunschweig gelebt (erst in der Salzdalumerstraße 3 — Nachbarschaft Krähenfeld —, seit 1882 in der Wolfenbüttelerstraße 49, seit 1887 in der Leisewitzstraße 7, seit 1896 am Windmühlenberge 3 und seit 1901 in der Leonhardstraße 29 A). Auch hier war sein Verkehr nicht groß. In der »Bauernschaft des Krähenfeldes« (R. als Sperlingsbauer im »feuchten Pinsel«) und später im Kreise der Kleider-seller (vgl. W. Brandes in Eckart I, 1907) hat er manche fröhliche, sich und andere anregende Stunde verbracht, auch manchen Abend im grünen Jäger, im alten Weghause oder in der Herbstschen Weinstube mit seinen Freunden (Hänselmann, Steinway, Kirchenpauer, Brandes, Engelbrecht u. a.) und mit allerlei Besuchern verplaudert. In R.s Leben zu Braunschweig gab es außer einigen schweren Schicksalsschlägen (so der Tod seiner Mutter und Lieblingstochter) wenig bemerkenswerte Ereignisse. Zu reisen liebte er mit den zunehmenden Jahren nicht sonderlich und verließ Braunschweig selten. Auch sein Tageslauf war still und gleichmäßig, spät stand er auf, spät ging er zu Bett. Gegen und nach Mittag arbeitete er mit großer Regelmäßigkeit und meist fortlaufend an einem Werke, das er fast stets zu Ende brachte, ehe er ein anderes begann. Die Zahl der zu Braunschweig geschaffenen Werke umfaßt rund zwei Dutzend, von denen nur das letzte Fragment blieb. Es sind »Der Däumling« (geschr. 1. April 1870 bis 12. Mai 1871, erschienen Berlin 1872), »Deutscher Mondschein« (geschr. 1. November 1865 bis 8. April 1872, erschienen Stuttgart 1873), »Christoph Pechlin« (geschr. 1. August 1871 bis 17. September 1872, erschienen Leipzig 1873), »Meister Autor« (geschr. 25. Oktober 1872 bis 10. Juli 1873, erschienen Leipzig 1874), »Horacker« (geschr. 10. Juni bis 13. Dezember 1875, erschienen Berlin 1876), »Krähenfelder Geschichten« (geschr. 15. Juli 1873 bis 5. Mai 1875, erschienen Braunschweig 1879), »Wunnigel« (geschr. 3. Januar bis 7. August 1876, erschienen daselbst 1879), »Deutscher Adel« (geschr. 15. August 1876 bis 21. August 1877, erschienen daselbst 1880), »Alte Nester« (geschr. 28. August 1877 bis 13. Februar 1879, erschienen daselbst 1880), »Das Horn von Wanza« (geschr. 16. März 1879 bis 16. Januar 1880, erschienen daselbst 1881), »Fabian und Sebastian« (geschr. 19. Januar 1880 bis 13. Februar 1881, erschienen daselbst 1882), »Prinzessin Fisch« (geschr. 16. Februar 1881 bis 14. März 1882, erschienen daselbst 1883), »Villa Schönau« (geschr. 19. März 1882 bis 25. März 1883, erschienen daselbst 1884), »Pfisters Mühle« (geschr. 17. April 1883 bis 8. Mai 1884, erschienen Leipzig 1884), »Unruhige Gäste« (geschr. 21. Mai bis 22. Oktober 1884, erschienen Berlin 1886), »Im alten Eisen« (geschr. 5. November 1885 bis 13. September 1886, erschienen Berlin 1887), »Das Odfeld« (geschr. 12. Oktober 1886 bis 27. Oktober 1887, erschienen Leipzig 1889), »Der Lar« (geschr. 17. November 1887 bis 26. September 1888, erschienen Braunschweig 1889), »Stopfkuchen« (geschr. 4. Dezember 1888 bis 9. Mai 1890, erschienen Berlin 1891), »Gutmanns Reisen« (geschr. 9. Juni 1890 bis 3. Oktober 1891, erschienen Berlin 1892), »Kloster Lugau« (geschr. 13. Oktober 1891 bis 10. Juni 1893, erschienen Berlin 1894), »Die Akten des Vogelsangs« (geschr. 30. Juni 1893 bis 18. Juli 1895, erschienen Berlin 1895), »Hastenbeck« (geschr. 18. August

1895 bis 18. August 1898, erschienen Berlin 1899), »Altershausen« (geschr. 2. Februar 1899 bis Sommer 1901, erschienen Berlin 1911).

Nicht alle diese Erzählungen sind von gleichem Wert, manche ist im Frohn des täglichen Brotes geschrieben und wird wohl rasch vergessen werden; aber manch ein unsterbliches Meisterwerk wie Horacker, Alte Nester, Akten des Vogelsangs läßt sich würdig den großen Romanen der besten Stuttgarter Jahre zur Seite stellen und zählt schon heute zu dem bleibenden Gut der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, ebenbürtig den Werken der großen Erzähler Ludwig, Anzengruber, Keller, Meyer, Eschenbach und Fontane. Nicht minder groß war R. als Charakter, als typisch germanische Persönlichkeit von tragisch-humorvollem Grundzug, ein unermüdlicher und mutiger Tröster seiner Nation in den trüben Jahren nach 1848, ein herber Mahner in den überschwenglichen, ja überheblichen Zeiten der ersten Reichsherrlichkeit, allzeit ein Verächter falschen Scheins und ein gläubiger Verehrer, ja Verherrlicher echter, stiller, oft gerade seltsamer Gemütswerte. Um die verdiente Anerkennung rang auch dieser große Deutsche bis in sein hohes Alter vergeblich, doch sammelte sich nach und nach um ihn eine stille Gemeinde, die von jeher in Deutschland mehr zu bedeuten hat als das große Publikum oder der Beifall der launischen Tageskritik. Erst mit und nach dem 70. Geburtstag gelang es dieser Gemeinde, deren Führer vornehmlich Adolf Stern, Wilhelm Brandes, Paul Gerber, Wilhelm Jensen und Hans Hoffmann waren, die Bedeutung R.s der literarischen Mitwelt einigermaßen klarzumachen und sein Werk in der Öffentlichkeit durchzusetzen. Immerhin war noch viel zu tun übrig, zumal für die kaum begonnene Raabe-Forschung, als R. am 19. November 1910 zu Grabe getragen wurde.

Paul Gerber, W. R. Leipzig o. J. (1897). Wilhelm Brandes: W. R. Wolfenbüttel 1901 u. 1906. Adolf Stern: Stud. z. Literatur d. Gegenw. 2. A. Dresden 1905. Hans Hoffmann: W. R., Berlin o. J. (1907). Herm. Junge: W. R.s Komposition u. Technik. Dortmund 1910. Fritz Hartmann: W. R., wie er war und wie er dachte. Hannover 1910. Herm. Anders Krüger: Der junge Raabe. Leipzig 1911. Darin eine Bibliographie der Raabewerke und der bisherigen Raabe-Literatur.

H e r m. A n d e r s K r ü g e r.

Zimmermann, Alfred, Genre- und Landschaftsmaler, * 16. Mai 1854 in München, verunglückte am 27. Mai 1910 im Chiemsee, war ein Sohn des seinerzeit gefeierten Charaktermalers Reinhold Sebastian Z. (* 9. Januar 1815 zu Hagnau, † 16. November 1893 in München, welcher seine autobiographischen »Erinnerungen« in so anmutender Form 1884 in Schrift brachte) und jüngerer Bruder des vielseitigen Ernst Z. (* 24. April 1852 in München, † daselbst 15. November 1901; vgl. Jahrbuch 1904, VI, 213—215). Der durch die artistischen Traditionen mächtig geförderte bilderreiche Trieb seiner Natur machte sich so mächtig geltend, daß ihn der Vater nach dreijähriger Schulung im Institut zu Lautrach für Sprachen und Handelswissenschaft, statt in ein Bankgeschäft einzutreten, auf die Münchener Akademie brachte zu Alexander Straehuber, Xaver Barth und Wilhelm Lindenschmit. Hier erregte Z. mit dem schimmernden Halbakt eines »Alten Kriegers« die Bewunderung seiner Mitgenossen und den Beifall des Meisters, welcher seinen Schüler gern ganz für die »historische« Kunst gewinnen mochte und deshalb eine Episode aus dem Leben des Weltentdeckers Kolumbus vorschlug. Ein kurzer Besuch in Paris 1874 zeigte ihm zu

wenig von der dortigen neuen Malerei, hinterließ aber einen unauslöschlichen Eindruck für Rembrandt. Nach seiner Rückkehr malte der vorerst noch gärende Jüngling Edelfräulein, Stilleben mit Jagdbeute, ländliche Interieurs, einen »Zeichner in der Anatomie«, auch eine »Magdalena«: alles trefflich in altmeisterlichem Helldunkel. Innerlich aber wenig befriedigt, doch ebenso gut ahnungsvoll tastend und suchend wie seine gleichstrebenden Freunde Leibl und Trübner, ergab sich plötzlich der Übergang zur Musik, da Heinrich Porges in seiner Stimme »den schönsten Tenor Europas« ahnte. Drei Jahre lang oblag er unter Julius Heys Leitung seiner Ausbildung, betrat versuchsweise die Opernbühne zu Regensburg, erhielt auch alsbald, als neuer Star, verheißungsreiche Erfolge und glänzende Engagements, kehrte aber, verärgert durch Zwang und bindende Kontrakte, seiner Freiheitsliebe folgend, zur Malerei zurück. Glücklicherweise verheiratet, durchzog er Italien und saß in Capri lange, ohne Atelier, nur mit seinem Malgerät, keiner Tradition folgend, aber schwelgend in Helligkeit und Licht, einzig im Bestreben, die Wahrheit der Natur schlicht und frisch, knapp und anspruchslos auf die Leinwand zu bannen: wörtlich ein Impressionist ersten Ranges. Immer im Kampf um die Eroberung atmosphärischer Reize. Rastlos trieb ihn sein Eifer zu neuen Formeln. Kaum hatte er eine sich dienstbar gemacht, so suchte er ein anderes Problem, um »der Naturseele noch tiefer ins Antlitz zu schauen«. Ihn reizten nur neue Schwierigkeiten. Das war seine Poesie. Seine Mittel erlaubten ihm den Luxus. Jeder Konvention ging er aus dem Wege. Dieses Terrain auch dem minder verständigen Beschauer durch schöne Staffagen zweckförderlich, etwa wie der immer dichtende Wilhelm Kray (* 29. Dezember 1828 zu Berlin, † 29. Juli 1889 in München) zum Verständnis zu bringen und die Empfänglichkeit des Kunstfreundes zu ködern, die Realität zum Bildwerk zu heben und zu adeln, war nicht seine Sache. Dafür hatte er kein Auge, keine Zeit. Trotz seiner fast unüberwindlichen Abneigung gegen Ausstellungen und Kunstvereine gelangte nach seiner Rückkehr in München doch manches, auch durch Photographie und Holzschnitt, in die Öffentlichkeit. Das waren aber herbe und rauhaarige Stoffe, alltägliche Szenen, aus dem gewöhnlichen Leben, z. B. ein Dilettantenquartett: wo ein junger Brüllaffe die Geduld der mitwirkenden Sangesbrüder mißbraucht, ein gigsender Klarinettist die andern bei der Probe in Aufruhr bringt (Nr. 2172 »Illustr. Ztg.« 14. Februar 1885 und in »Meisterwerke der Holzschnidekunst« 1886, VIII, 15), ein ländlicher Bürgermeister in der Gemeinderatssitzung ein unbegreifliches Aktenstück exegisiert, wo zwei ungleiche Kartenspieler die mißbilligende Kritik der sogenannten »Kibitze« (unbeteiligte Zuschauer) (Nr. 2209 »Illustr. Ztg.« 31. Oktober 1885) herausfordern oder ein Nimrod mit handgreiflichem Jägerlatein seine Kneipgenossen anschwefelt. Zu dem phantastischen »Centaurer mit den Bauern« scheint Paul Heyses gleichnamige Novelle die Initiative gegeben zu haben. Manches lieferte er auch in die vielfarbig illustrierte »Jugend« von G. Hirth. Lange litt es ihn nie in der Stadt. Baldmöglichst zog er alljährlich in die Sommerfrische, am liebsten nach dem von den Münchener Malern vielgeschätzten Chiemsee. Dasselbst zu Aising erwarb er sein stattliches Haus mit prächtigem Gartenland. Hier, im schönsten Ausblick über den See und dessen ganzen Zauber begann er sein nimmermüdes Malen, sein Ringen mit Lichtaufgaben in Wasser, Feld und Wald, mit durchsonnter Landschaft, farbenfrohen Figurenbildern, eindrucksvollen Bildnissen. Alles entstand und wurde

im Freien vollendet. Zu hunderten schichteten sich seine Arbeiten, die an Sauberkeit der Töne und Wahrheit und Beherrschung des flüchtigen Moments nicht viel ihresgleichen haben. Er produzierte so leicht, ohne daß die Solidität der Malerei je zu kurz gekommen wäre. Wahre Leckerbissen hielt er auch mit der Radiernadel fest, neue luminarische Projekte, darunter die erst später bekannt gewordenen »Blätter von Seeon«. So plante er noch ein Dezennium zu schaffen und dann mit einer Auswahl des Besten, als seinem Lebenswerke, vor die Öffentlichkeit zu treten. Das beispiellose Schaffen brach schnell ab mit schneidendem Wehklang. Am Nachmittag des 27. Mai fuhr er zum gewohnten Sonnenbad; abends trieb der leere Kahn an das Ufer. Über den Zwischenfall kam nie Klarheit. Trotz langen Suchens wurde keine Leiche gefunden. Die Fama erging sich in unlösbaren Vermutungen. Alles vergeblich. Die mehrfachen Ausstellungen seines Nachlasses weckten das Staunen über die vielseitige Arbeitskraft wie über dieses unlösbare Künstlerschicksal. Die Familie stiftete eine charakteristische Auswahl in die »K. Graphische Sammlung« zu München. — Mit einem kapitalen Familienerbe ausgehend, nahm er zuerst von Lindenschmit, aber mit mehr Ton denn Farbe, die Dunkelmalerei und die Neigung zum historischen Genre; der Aufstieg zu größerer Selbständigkeit führte an den Klassikern Rembrandt, Velasquez, Murillo und Rubens als den edelsten vorbei. Die deutschen und französischen Impressionisten ließen ihn nicht unberührt, aber er experimentierte nicht nach ihren Rezepten, sondern versuchte auf eigenen Bahnen sein Ziel zu finden; zu Leibls Minutiosität und Detail hatte er keine Zeit und Geduld. Weiteren Abschluß zerschnitt sein frühes Ende.

Vgl. Fr. v. Bötticher 1901, II, 1055. — Nr. 182 »Neueste Nachrichten« 30. Dezbr. 1909; Nr. 248 vom 31. Mai 1910 und Nr. 610 ebendas. vom 30. Dezbr. 1910. — Kunst für Alle 1910, XXVI, 228. — Kunstvereinsbericht f. 1910, S. 21 (Karl Mayr).

H. Holland.

Bierbaum, Otto Julius, Schriftsteller, * 28. Juni 1865 zu Grüneberg (Schlesien), † 1. Februar 1910 zu Dresden. In einem launigen Selbstporträt, »*Vita auctoris*«, dem Schlußstück seiner »*Automobilia*«, bezeichnet er sich selbst als den Sohn eines eingeborenen Konditors (Otto B.) und einer sächsischen Bergmannstochter (Henriette B. geb. Siegert), und seines Großvaters gedenkt er in halb pietätvoller, halb scherzhaft-übermütiger Weise in den »Studentenbeichten«. Seine erste Ausbildung empfing er im Freimaurerinstitut zu Dresden sowie in den Gymnasien von Leipzig und Wurzen; doch war er nach seinem eigenen humorvollen Geständnis »ein schlechter Schüler«, ein »liederlicher Student«. An den Universitäten in Zürich, Leipzig, München und Berlin betrieb er das Studium der Rechtswissenschaft und der Philosophie und zuletzt auch der orientalischen Sprachen, hauptsächlich des Chinesischen, da er sich mit dem Gedanken trug, in den Konsulatsdienst in China zu treten. Daneben genoß er als Angehöriger des Korps »Thuringia« die goldene Freiheit des Burschenlebens, von dem er später so anheimelnde Bilder entwarf, in vollen Zügen. Da traf den sorglos heiteren, flotten Bruder Studio wie ein Schlag aus unbewölktem Himmel 1887 die plötzliche Verarmung seines Vaters. Die Not trieb ihn nun zur Journalistik. An den nötigen Qualitäten dazu mangelte es ihm freilich nicht, an scharfer Beobachtungsgabe, an kühner Phantasie wie an

anmutig-blühendem Stil. Dennoch blieb auch ihm anfangs der leidvolle Dornenweg des Schriftstellers nicht erspart. »Ich habe krasse Tiefstände meines Lebens hinter mir«, bekennt er freimütig, »bin aber immer wieder auf die Höhe gekommen.« Als Feuilletonist der »Neuen Freien Presse« begann er sein literarisches Debut mit blendenden Essays über moderne Kunst und deren Jünger; doch ließ er dabei auch den alten Meistern Gerechtigkeit widerfahren. Schon damals — wie auch später — trat er mit aller Entschiedenheit für die neue Richtung in Literatur und Kunst ein und suchte die wider sie erhobenen Vorwürfe, daß sie einem »blöden Naturalismus« huldige und der »Gemeinheit« fröne, zu entkräften. Das Evangelium der Modernen predigt er auch in dem erläuternden Text zur »Münchener Jahressausstellung von Kunstwerken aller Nationen« (1890), wobei — in der Einleitung — die »Kritik« einen gelinden satirischen Klaps empfängt.

Für den unerschöpflichen »Farbenfabulisten« Böcklin brach er 1891 in einer feinfühligten Monographie und später in kunsthistorischen Essays und Randbemerkungen eine Lanze. Die »Größe und Gewalt« der Werke dieses Meisters verspürt er an sich selbst, und er gewinnt aus ihnen Empfindungen, die wieder nach künstlerischem Ausdruck drängen. Sein Lob singt er auch in dem Zeit- und Stimmungsbilde »Aus beiden Lagern, Betrachtungen, Charakteristiken und Stimmungen aus dem ersten Doppel-Ausstellungsjahre in München 1893«, d. i. der Ausstellung der Künstlergenossenschaft und der Sezession. Hier gibt er eine scharf pointierte Wesensschilderung einiger moderner Vertreter der neuen deutschen Kunst. Dreien von diesen setzte er noch in liebevollen Biographien herrliche Denkmäler: Franz Stuck (in dem erläuternden Text zu dem gleichnamigen Prachtwerke, München 1893, dann in den Künstlermonographien von H. Knackfuß, Bielefeld 1899, neue Aufl., 1909), in dessen Kunst er »Gesundheit mit ihrer Lebensfrische, mit ihrer sich selbst genießenden Kraft« erblickt; Fritz von Uhde (München 1903, dann in der »Kunst unserer Zeit«, 1905, gänzlich umgearbeitet und selbständig erschienen 1908), dem er »Schönheit und Wahrheit, Einfachheit und seelischen Reichtum« nachrühmt, und Hans Thoma (in der Sammlung von R. Muther »Die Kunst«, Berlin 1904, 3. Aufl., 1909), von dem er das stolze Wort prägte: »Er hat die Seele des deutschen Volksliedes in die Farbe gerettet«. Auch in manchem farbensprühenden Essay blies er die Schalmey zum Lobe dieses Dreigestirns der modernen Malerei, dem er stets in herzlicher Freundschaft zugetan blieb.

Außer der Kunst wandte er auch dem Theater und der Literatur seiner Zeit volle Aufmerksamkeit zu. Sein Buch »25 Jahre Münchener Hoftheatergeschichte«, zum Jubiläum des Münchener Intendanten Karl Freiherrn von Perfall, entrollt zwar ein getreues Vergangenheits- und Gegenwartsbild des bayerischen Hof- und Residenztheaters und gibt beherzigenswerte Ratschläge für die Zukunft; dennoch erhebt es sich nicht besonders hoch über derartige Fest- und Jubelschriften.

Dagegen ward er der modernen deutschen Dichtung schon früh ein unerschrockener Vorkämpfer und sieghafter Bannerträger. Dabei rückt er der weibischen, verzopften, schönfärberischen Lyrik von ehemals mit den schärfsten Waffen der unerbittlichen Satire zu Leibe. Liliencron, der »Uhde in Versen«, an dessen Gedichtbüchern, den »Sammelschreinen eines reichen und gütigen Herzens«, sich B. schon als Student berauschte, gleich ihm ein Lebenskünstler,

das Urbild, »kernfester Männlichkeit«, mit seinem »Wahrheitsdrange«, war ihm für die neue Lyrik der »Anstoßgebende«, während er in Dehmel den »Erfüllenden« sah. Den Dichter der »Adjutantenritte« hob er schon 1892 in einer herzwarmen Studie (in der von Wilh. Friedrich herausgegebenen Monographienreihe über moderne Dichter) als den Propheten der modernen Liederdichtung auf den Schild, und dieser konnte sich in der Tat keinen besseren und beredteren Herold wünschen als B. Sein reiches Wirken für ihn trat erst nach dessen Tode in einem eigenen großen Liliencron-Buche (1910) zutage, das zwölf Aufsätze B.s aus der Zeit von 1888 bis 1910 umfaßt, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren. L. war nach seinem Geständnis für ihn »der lebendige Inbegriff dessen, was wir Jungen um die Wende der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an Poesie ersehnten und erstrebten«.

Sein glänzendes lyrisch-episches Talent offenbarte B. zunächst in dem Sammelbuch der Münchener Modernen, »Modernes Leben« (1891) in anakreontisch-sinnenfreudigen, rhythmisch leichtbeschwingten Liedern wie in der frischkecken »Wäschermadlhistorie«, die bald nachher in seine »Studentenbeichten« überging.

Im Verein mit den literarischen Stammgästen der Conradschen Monatschrift »Die Gesellschaft« gab er für die Jahre 1893 und 1894 einen »Modernen Musenalmanach« heraus, zusammengestellt im Hinblick auf die Talente, nicht auf die verschiedenen »Richtungen«, geschmückt mit Reproduktionen von Bildern moderner Farbenkünstler, besonders von Stuck und Thoma. B. selbst steuerte zum ersten Jahrgange eine allerliebste launige Plauderei »Aus der Herrgottsperspektive« und zum zweiten vier minneselige Lieder und einige boshafte Epigramme auf neuere Literaten bei.

Schon 1892 hatte er die Kinder seines burschikosen Jugendübermutes und seiner flammenheißen Liebessehnsucht zu einem lyrischen Reigen »Erlebte Gedichte« vereint, wobei er freilich auch manchem leichtgeschürzten, die Sinnenfreude allzu deutlich verkündenden Liedchen unbedenklich Einlaß gewährte. Diesen letzteren versperrte er dagegen Tür und Tor in seiner nächsten Sammlung, die er in Anlehnung an eine Verszeile Walters von der Vogelweide »Nemt, Frouwe, diesen Kranz« (1894) als jüngstdeutscher Troubadour den Damen überreichte. Obwohl er sich hier manchmal im Kostüm eines Minnesängers gefällt und Wendungen und Worte der mittelhochdeutschen Lyrik mit zierlicher Anmut vorträgt, hält er sich im großen und ganzen von der archaisierenden Manier eines Wolff und Baumbach fern. Sein Humor hat etwas von der frischen Derbheit des Hans Sachs an sich, und seine phantastischen Landschaftsbilder muten uns an wie ein in Verse gesetzter Böcklin.

Doch nicht diese Liedersammlungen und auch nicht die Almanache, sondern erst die »Studentenbeichten« (1892), Dehmel zugeeignet, posaunten seinen Dichterruhm in die Welt hinaus, und ihr ungeahnter Erfolg ermutigte den erfreuten Autor zu einer Fortsetzung, zu einer »zweiten Reihe« (1897). Erlebtes und Erlauschtes tischt er hier mit so köstlicher, rosenfarbener Laune auf, daß man über diese und jene allzu realistisch ausgemalte Liebesepisode mit lächelndem Verzeihen hinwegsieht. Die alte Burschenherrlichkeit steigt vor unseren Augen auf, und wenn er offenherzig, ohne jegliche Beschönigung von seiner und anderer Jugendeserei getreulich berichtet — wer möchte darob die Nase rümpfen?

Ein flotter, freier Humor, der Witzlinge vom Schlage eines Stinde und

Stettenheim in den Schatten stellt, waltet auch in dem Roman »Die Schlangendame« (1893), der, anfangs zu wenig beachtet, erst 1897 eine Neuauflage erlebte. Für prude, engherzige Philistermoral ist diese Geschichte ebensowenig eine geeignete Kost wie die »Studentenbeichten«. Eine Dame vom Variété — man denke! — führt einen ganz verlotterten Studenten wieder auf den rechten Lebenspfad. Das Milieu der Artistenkreise ist trefflich abkonterfeit. Eine günstigere Aufnahme ward seinem nächsten Roman »Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn Pankrazius Graunzer« (1895) beschieden. Scharflaugige Satire wechselt hier mit überwältigender Komik. Rosegger urteilt darüber klar und bündig: »Den alten Jean Paul dürften die Deutschen bald endgültig pensionieren. Da haben sie einen neuen.« Backfischen möchten wir den »Graunzer« freilich nicht zur Lektüre empfehlen; allein B. dachte bei seinen Werken ausschließlich an gereifte Leser.

Einen erheblichen künstlerischen Fortschritt bedeutet sein »Stilpe, Roman aus der Froschperspektive« (1897), die tragikomische Geschichte eines verkommenen Genies. Überhaupt reizte es ihn, das Schicksal gescheiterter Existenzen mit starkem Talent im Spiegelbilde der Dichtung vorzuführen. Das mit liebevoller Sorgfalt gezeichnete Bild seines Helden stellt er in den Rahmen einer ganzen Kulturepoche, die seine nie erlahmende Fabulierkunst mit eigenartiger Beleuchtung umgibt. Das moderne Literatentum mit seinem riesenhaften Dünkel und seinem nicht gerade immer bahnbrechenden Können wird hier köstlich persifliert, und einzelne Rufer und Führer im Streite der aufeinanderplatzenden schreibseligen Geister standen dem herben Satiriker Modell. Die Kritik nannte »Stilpe« das reifste Werk B.s, und Johannes Schlaf meint: »Stilpe ist überhaupt der beste Roman, der im Laufe der letzten Jahre von den Neueren geschrieben worden ist.«

Ausgelassenen Humor schwingt sein schellenbesetztes Zepter auch in der Sammlung »Kaktus, Künstlergeschichten« (1898, 2. Aufl. 1899), die des Autors innige Vertrautheit mit dem Kunstleben und den Künstlern der Gegenwart in intimen Einzelheiten deutlich bekundet. B.s offensichtliches Streben nach Groteskem, schon in der Wahl des Stoffes, bricht wohl nirgends stärker hervor als in dem chinesischen Roman »Das schöne Mädchen von Pao« (1899). Den Anstoß dazu gaben seine Erinnerungen an seine chinesischen Sprachstudien im Orientalischen Seminar in Berlin. »Die lächelnde Weisheit Chinas«, sagt der Dichter selbst, »die ohne Gott mit dem Leben fertig wird, es aber zuläßt, daß sich der Pöbel eine ganze Legion von Göttern hält, diese souveräne Weisheit imponierte mir gewaltig. Es klingt komisch, aber darum nicht weniger wahr: ich fing an, chinesisch zu träumen«. So taucht er in der Tat seine Erzählung mit großer Virtuosität in das märchenhafte Kolorit des fernen Osten, und nur der wie ein Raketenfeuerwerk aufblitzende Humor verrät den lustigen Mummenschanz. Die Prachtausgabe dieses Romans mit Bildern von Bayros, gedruckt in der berühmten Offizin von Enschedé in Zonen bei Haarlem, läßt B. als einen der ersten Anreger und Förderer der modernen Buchkultur erkennen, der hier kein archaisches Kunststück eines Druckwerkes versuchen, sondern seiner Dichtung ein feierliches und doch zugleich heiteres, ein prunkvolles und doch nicht überladenes Gewand geben wollte. Frühere Zeugen seiner Vorliebe für künstlerischen Buchschmuck sind neben einem »Kalenderbuch« von 1897 und 1899, benannt »Der bunte Vogel«, mit Vollzeichnungen von Felix Vallotton und E. R. Weiß,

dessen reicher Inhalt aus eigenen, nicht immer gleichwertigen poetischen und Prosastücken vom Herausgeber selbst stammt, die Zeitschriften »Die Insel« und »Pan«. Die erstere, die nur drei Jahrgänge umfaßte: vom Oktober 1899 bis September 1902, und von B., A. W. Haymel und R. A. Schröder geleitet wurde, wollte keine Exklusivität, sondern allen künstlerischen Bestrebungen gerecht werden; die letztere (1895/96 bis 1899/1900) erblickte ein »wirkliches Kunstleben nur im starken Nebeneinanderwirken aller Künste«. B. hatte hier an Julius Meier-Gräfe einen verständnisvollen Mitherausgeber und gewann für beide Zeitschriften viele der besten modernen literarischen und künstlerischen Kräfte zur Mitarbeit. Eine Zeitlang redigierte er auch die »Freie Bühne«, deren Namen er in »Neue deutsche Rundschau« abänderte. Im Gegensatz zu manchem jüngstdeutschen Stürmer und Dränger betonte B. ausdrücklich: »Die neue Kunst schätzt das Alte, aber sie will nicht bloß von dessen Zinsen leben.« Seine hohe Verehrung für den Altmeister der deutschen Dichtkunst veranlaßte ihn auch zur Herausgabe des »Goethe-Kalenders« auf 1905, 1907 und 1908.

Goethes Einfluß auf seine Lyrik läßt sich unschwer erweisen; aber auch Bürger und die Anakreontiker wirkten stark auf ihn, und von den Modernen wies ihm nur Liliencron, mit dem er in vertrautestem Briefwechsel stand, da und dort Ziel und Wege. Bartels (B. bezeichnet ihn ironisch als »Literatur-aufseher«) hält B.s Lyrik für »ziemlich äußerlich, gemacht-naiv«, die zuletzt »reiner Klingklang wird, was ihn dann zum Überbrettelpoeten qualifizierte«. Das »künstlerische Variété« dachte sich B., als »Erfinder« desselben, als »eine Schaubühne, die keine moralische, sondern eine ästhetische Anstalt sein soll«. Hierfür steuerte er mit Dehmel, Liliencron u. a. »Deutsche Chansons«, einschmeichelnde »Brettli-Lieder«, (1900) bei, die infolge ihrer leichten Singbarkeit und ihrer kaum verhüllten Sinnlichkeit in der Blütezeit des Kabarett's Augenblickstriumphe feierten. Wie in den »Chansons« ist auch in B.s »Irrgarten der Liebe«, der 1906 vermehrt als »Neubestellter Irrgarten« seine Wanderung aufs neue antrat und über 40 Auflagen erlebte — ein in unserer für Lyrik wenig empfänglichen Zeit unerhörter Erfolg! — die Schönheit des Weibes das Leitmotiv seiner Dichtungen. Man fühlt sich in die Zeit Hagedorns zurückversetzt, wenn man B.s galante Weisen vernimmt, die das *Carpe diem* auf ihr Banner schreiben und sich in ihrer liebestollen Sorglosigkeit um Zukunftsprobleme und Ideale verflucht wenig bekümmern. Aus nicht wenigen Gedichten lacht uns bald verstohlen, bald offen ein sonniger, sorgloser Humor an. Die Leichtigkeit der Produktion verführte den Dichter leider des öfteren auch zu tönenden, leeren Reimspielereien, und seine erotische Stimmungsmalerei überschreitet bisweilen die Grenzlinie des Erlaubten. Alles nur irgendwie Anstößige hält er dagegen fern in der Auslese seiner alten und neuen Lyrik »Das seidene Buch, eine lyrische Damenspende« (1904), mit Bildern von Hans Thoma und Ornamenten von Peter Behrens. Eine schimmernde Kette von wunderbar seltsamen, tändelnden Liebesliedern, unterbrochen durch träumerische, still versonnene Gedichte zum Preise der Natur, in prächtigem Gewande! Was er bei seinem späteren Erntegang durch das Feld der Lyrik einheimste, sammelte er in dem mit Zeichnungen von Otto Grupp versehenen Buche »Maultrommel und Flöte« (1907), das nicht immer auf der Höhe des »Irrgartens« und seiner andern lyrischen Ergüsse steht.

Auch im Drama versuchte er sich wiederholt, und meist mit Glück und Geschick. Sein Singspiel »Lobetanz« (1895), »ein einziges lachendes Gedicht, ein Hohelied des Lenzes, des Sonnenscheins, der Jugend«, gewann sich mit der wohl lautfrohen Musik Thuilles reicheren Beifall als sein ebenfalls volkstümliches, symbolisches Märchenspiel »Gugeline« (1899). Ein phantastisch-humorvolles Tanzspiel »Pan im Busch« (1901) von Felix Mottl in Musik gesetzt, eine sinnige dichterische Huldigung für Pan als ewig junge, liebe- weckende, lebenspendende Naturkraft, fand im Hoftheater zu Karlsruhe und zu München freundliche Aufnahme. Sein stellenweise etwas zu rührseliges Schauspiel »Stella und Antonie« (1902) eroberte sich die ersten deutschen Bühnen. Der Held desselben ist der leidenschaftlich zügellose schlesische Poet Johann Christian Günther, dem B. einige Züge von Molière und insbesondere von dem von seinem Weibe treulos verlassenen Narziß verlieh. Das Sujet, der zwischen zwei Frauen schwankende Mann, von denen die eine seine Sinne, die andere seine Seele gefangen nimmt, war schon in der Sturm- und Drangperiode beliebt. B. erweiterte und verschärfte den dramatischen Konflikt noch dadurch, daß er seinen Johann Christian zwischen zwei grundverschiedene Gesellschaftsklassen stellt. B. schwebte um jene Zeit eine neue Form der Oper vor, und seine Gedanken über »das musikalische Bühnenspiel« legte er nieder in der Vorrede zu seinem »Die vernarrte Prinzeß, ein Fabelspiel in drei Bildern« (1904), vertont von Oskar von Chelius. Auch zwei Romanfiguren brachte er auf die Bühne. 1905 erschienen seine »Zwei Stilpekomödien: Das Cenacle der »Maulesel« und »Die Schlangendame«, die erstere ein wortschwallreicher Pennälerschwank, die letztere psychologisch nicht entsprechend vertieft, mit einer Reminiszenz aus B.s nur einen Tag lang während der »Theaterdirektorzeit«. Eine Erzählung des von ihm hochgeschätzten russischen Dichters Dostojewski reizte ihn zu einer vieraktigen Komödie: »Der Bräutigam wider Willen«. B. verrät auch hier seine bühnentechnische Gewandtheit; allein der Stoff, die Über- tölpelung eines hinfälligen Alten, eignet sich nicht für dramatische Gestaltung. In der Vorrede zur deutschen Gesamtausgabe von Dostojewskis Werken (von Moeller van den Bruck) stellt B. »den interessantesten Schilderer russischer Zustände, den gewaltigen Verklärer russischen Wesens, den bewußten Apostel der innerlichen Kräfte des russischen Volkes« auf gleiche Stufe mit Goethe, Byron und Nietzsche. Von weiteren dramatischen Gaben B.s sind noch zu erwähnen: »Zwei Münchener Fastnachtsspiele« (1905), die sich weit über den Rahmen derartiger Gelegenheitspoesien erheben, sowie »Der Musenkrieg, Studentenkomödie für Musik« (1907). Das Erscheinen eines mit Königsbrun-Schaup gedichteten Stückes »Fortuna«, ein Abenteuer in fünf Akten (1911), erlebte B. nicht mehr.

Seine Neigung zum Absonderlichen spiegelt sich noch mehr in den Novellen und Romanen seiner letzten Lebens- und Schaffensperiode. Wie in seiner Lyrik bleibt er auch hier — um mit R. Schaukal zu reden — »ein Kulturmensch mit Naturburschenunterton«. Naiv ist er auch da, wo er sich mit einem romantischen Mäntelchen drapiert, so in der Raubrittergroteske »Annemargaret und die drei Junggesellen«, die später in die »Sonderbaren Geschichten« überging. Mit andern poetischen und prosaischen Erzeugnissen B.s erschien diese Geschichte auch als erster Band der von Ph. Etzel und Roda Roda im »Leseverlag« in München herausgegebenen »Lustigen Bücher«, unter dem Titel »Hans Wurst

und andere Grotesken«. Ganz an Boccaccio gemahnt der Novellenband »Die Haare der hl. Fringilla und andere Geschichten« (1903).

Auch als Reiseschilderer trat er ein paarmal auf. Die Zerfaserung seiner poetischen Kraft, dieses halt- und ziellose Herumfahren »in allen Fächern der Poesie«, verspottet er in seinem satirischen Selbstporträt. (»Iste O. J. B. gibt außer Gedichten jeder Art und Unart auch noch Novellen, Romane, Operntexte, Dramen, Balletts, Reisebeschreibungen, Märchen und allerhand Aufsätze über allerhand Menschen, Dinge und Ideen von sich.«) Seine »Empfindsame Reise im Automobil von Berlin nach Sorrent und zurück an den Rhein« (1903), in Briefen an seine Freunde A. Bachmann, Anna Croissant-Rust, L. Thuille, Max Schillings, Franz Stuck, Fritz von Uhde, Dr. Smith u. a. versteht auch dem Reisen im modernen Vehikel Poesie abzugewinnen. »Lerne reisen, ohne zu rasen«, ist sein Leitspruch, d. h. er bekennt sich auch hier offen als Naturgenießer und nicht als Sportsman. Die »Empfindsame Reise« gab er mit drei andern Stücken: »Das höllische Automobil«, einem Märchen (bereits 1904 erschienen), ferner »Ein Gespräch über das Automobil« und »Philister contra Automobil« 1906 als »Automobilia: Mit der Kraft« heraus und fügte ihr eine »Vita auctoris« an. Mit leichtherzig-liebenswürdiger Art trägt er auch spätere Reiseerlebnisse vor in dem Buche: »Die Yankedoodle-Fahrt und andere Reise-geschichten, neue Beiträge zur Kunst des Reisens« (1910).

Selbst auf dem ihm ganz ungewohnten Felde der Jugendliteratur holte sich B. einen Lorbeer. Sein »Zäpfel Kerns Abenteuer, eine deutsche Kasperl-geschichte in 43 Kapiteln, frei nach Collodis italienischer Puppenhistorie Pinocchio«, mit 65 Zeichnungen von Arpad Schmidhammer, bewegt sich ganz im Rahmen des kindlichen Fühlen und Denkens. Doch bedeutet dieses phantastische Kindermärchen nur eine Episode in B.s literarischem Schaffen, das sich bald darauf wieder dem Zeitroman zuwandte und in dem »Prinz Kuckuck, Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings« (3 Bände, 1906/07, gekürzte, zweibändige Ausgabe von Hans Brandenburg, 1910) das Bedeutendste schuf, was seine epische Kunst vermochte. »Der unbestrittene Meister des galanten Romans in Deutschland« nannte ihn die Kritik. Ihm schwebte offenbar eine Art Gegenstück zu Goethes Wilhelm Meister vor, ein modernes Zeit- und Weltbild, doch von satirischer Tendenz. Mit unerbittlicher Schärfe beleuchtet er die Auswüchse und Verkehrtheiten seiner Zeit, »einer Zeit ohne Helden und ohne Stil«: die unkindliche Erziehungsmethode, den lächerlichen Übermenschendünkel, die brutale Allmacht des Geldes, die entnervenden Erotomanien aller Art usw.; doch beschreibt er die Orgien der Sinnlichkeit mit abstoßendem Realismus, mit lüsterne Behagen. Ermüdende Breiten, durch B.s redselige Art veranlaßt, hemmen mitunter den raschen Fortschritt der spannenden Handlung. Um die tatenlose Hauptfigur, »den Erben, der nicht zu erwerben weiß, um zu besitzen«, der einige Züge vom »Genußmenschen« B. trägt, gruppieren sich in bunter Reihenfolge verschiedene Typen der modernen Gesellschaft, darunter auch die wohlgetroffenen Gestalten einiger bekannter Zeitgenossen des Dichters. Der Schluß flaut leider etwas ab.

Von weit geringerem literarischem Werte dagegen sind die »Sonderbaren Geschichten« (3 Bände, 1908). Im ersten Bande beschäftigt ihn das Ahasverproblem. »Schmulius Cäsar« erscheint ihm hierbei als »der Papagei der Weltgeschichte, das Echo der Leere«, und sein Herr ist »der ewige Jude«. Die Ge-

schichten des zweiten Teiles (»Drei niederländische Phantasiestücke«, »Die Stimme des Blutes«, »Kinderschnabelweisheit«) sind Gustav Kahn, Eugen Demolder und Balzac nachgebildet. Im dritten Bande treffen wir meist ältere Stücke B.s in Vers und Prosa.

Auch als Herausgeber erwarb sich B. Verdienste. Zur »Jobsiade« schrieb er 1906 lustige, stilgemäße, einleitende Verse. 1907 veranlaßte er den Neudruck des sittengeschichtlichen Romans aus den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, »Felix Schnabels Universitätsjahre oder Der deutsche Student«, den er mit Einleitung und mit Bemerkungen aus dem »Burschikosen Wörterbuch« von 1846 versah. Unter dem Titel »Die Bücher der Abtei Thelem« plante er die Herausgabe älterer und moderner, gediegener Werke; doch erschien davon nur die klassische Verdeutschung von Sternes »Tristram Schandi« in drei Bänden (1910). Für die Jubelausgabe des Leipziger Universitätskalenders 1909 von Bode zeichnete er seine Erinnerungen an seine Studentenzeit daselbst auf. Zu Elchingers »Prinz Schnudi« (1904) gab er ein Vorwort, zu F. Bloehms »Die meschuggene Ente« (1909) ein Geleit- und Nachwort.

An München knüpften ihn feste Bande: 1891 bis 1893 lebte er dort; dann übersiedelte er nach Tegel bei Berlin, und nach längerem Aufenthalt in Italien und Südtirol kam er 1900 wieder nach München und blieb hier bzw. in der Nachbarstadt Pasing bis zum Herbst 1909, wo er nach Dresden übersiedelte. Seit 1901 war er mit Gemma Pruneti-Lotti, einer Toskanerin, vermählt. In Dresden suchte er vergeblich Heilung von einem alten Nierenübel. Am 1. Februar 1910 abends 7 Uhr führte eine Herzlähmung sein Ende herbei. H. Brandenburg gab 1911 sein Epos »Die Schatulle des Grafen Thrümmel und andere nachgelassene Gedichte« heraus und besorgte mit M. G. Conrad eine zehnbändige Ausgabe von B.s sämtlichen Werken. Fritz Droop dagegen ließ noch im Todesjahre des Dichters bei Reclam in Leipzig eine »Auswahl« aus B.s lyrischen und epischen Gaben unter dem Titel »Reife Früchte« (mit Vorspruch) erscheinen.

Literatur: E. Schipk, Otto Julius Bierbaum. Berlin 1904.

Dr. A. Dreyer.

Kummer, Hans, Postsekretär und Schriftsteller, * 21. Januar 1868 in Burgau, † 18. November 1910 in Augsburg. — Nach dem frühen Tode seiner Eltern erlernte K. bei seinem Großvater in Burgau das Buchbindergewerbe. Diese Beschäftigung regte seinen Bildungsdrang mächtig an und gab zugleich den ersten Anstoß zu seiner künftigen schriftstellerischen Betätigung. Nach seiner Militärzeit im 2. Infanterieregiment in München trat er in den Postdienst, wo er zum Sekretär vorrückte. Mit Vorliebe versenkte er sich in die Geschichte Augsburgs und seiner schwäbischen Heimatstadt Burgau, und was sein Forscherfleiß auf diesem Gebiete gefunden hatte, das suchte er auch im Spiegelbilde der historischen Erzählung für weite Kreise anmutig und belehrend zugleich zu gestalten. Seine Essays und Novellen in der »Augsburger Postzeitung«, in der »Neuen Augsburger Zeitung«, im »Schwäbischen Postboten« und im »Lueginsland« gewannen viel Beifall, namentlich sein »Heil dir Augustas Königin« (1903) und »Uralter Lieder Rauschen« (1909). Der letztgenannte farbenfrische Roman aus Burgaus Glanzzeit erschien auch in Buchform. Sein Roman aus Augsburgs Römerzeit »Des Cajanus Enkel« im »Schwäbischen Post-

boten« (1910) darf wohl als sein reifstes Werk gelten. Nach langem schweren Leiden starb K. zu Augsburg am 18. November 1910.

Dr. A. Dreyer.

Rauchenegger, Benno, Geheimsekretär und Schriftsteller, * 20. August 1843 zu Memmingen, † 1. August 1910 in München. — Sein Vater Dr. Benno R. (* 1816, † 10. Juni 1887 zu Turin), Literat, wurde insbesondere durch die Schrift »Papsttum und deutsches Kaisertum« (1875) in weiteren Kreisen bekannt; seine Mutter Sophie († 1893) erregte durch das Buch »Meine Mission bei Pius IX. und Napoleon III., 1858—1864; Enthüllungen über die römische Camarilla« (1877) unliebsames Aufsehen. Von Memmingen zogen R.s Eltern schon ein paar Jahre nach seiner Geburt nach München, wo R. als Zögling des Hollandeums das Ludwigs-Gymnasium besuchte, dann mit 15 Jahren Soldat wurde und nach beendeter Militärzeit in Privatstellungen tätig war. In Traunstein wollte er ein neues Blatt begründen; doch der Versuch scheiterte an seiner Mittellosigkeit. Zu Anfang der siebziger Jahre lud ihn Ernst Keil zur Mitarbeit an der »Gartenlaube« ein; 1875 redigierte er das »Allgäuer Anzeigebblatt«, 1876 die »Augsburger Neuesten Nachrichten«. Verheißungsvolle Proben seines unwiderstehlichen Humors offenbarten die Schildereien Münchener Lebens, die er als Mitarbeiter der »Augsburger Abendzeitung« von 1877—1885 unter dem Titel »Münchener Spaziergänge« daselbst veröffentlichte, sowie sein Erstlingswerk »Lustige Abenteuer« (1876), neun harmlose, fröhliche Erzählungen aus dem bayerischen Hochlande. Von 1885 an erschien der weitaus größte Teil seiner heiteren Münchener Lokalskizzen in den »Münchner Neuesten Nachrichten«. Daneben war er aber auch Mitarbeiter verschiedener anderer Blätter, namentlich illustrierter Zeitschriften, so der »Gartenlaube«, der »Weiten Welt« der »Woche«, von »Über Land und Meer«, von »Daheim«, namentlich aber der »Fliegenden Blätter«, die seiner humorsprühenden Muse zahlreiche Gaben in Poesie und Prosa verdanken. Einige Blüten seiner leichtgeschürzten, allzeit auf einen scherzhaften Ton gestimmten Erzählerkunst hatte er schon früher zu dem von Rudolf Baumbach 1875—1877 herausgegebenen lustigen Bergsteiger-Vademekum »Enzian« beigesteuert.

Seine scharfpointierten Gedichte im oberbayerischen Idiom, denen sich die Spalten der »Fliegenden« erschlossen, können neben den Erzeugnissen der besseren bayerischen Dialektdichter wohl bestehen. Leider gab sie R. nicht gesammelt in Buchform heraus. Die meisten hochdeutschen Gedichte R.s verliehen — wie nicht wenige seiner dramatischen Gelegenheitsdichtungen — unter denen das dreiaktige Festspiel »Schwäbische Frauen« (1904) besondere Erwähnung verdient — mancher festlichen Veranstaltung erst die eigentliche Würze. Ein kleiner Strauß seiner hochdeutschen Lyrik »So sind wir« erschien 1892. Es sind gemütvollen, freilich hie und da etwas zu langatmige Interpretationen von prächtigen Bildern Emanuel Spitzers, die ihren Stoff zumeist dem deutschen Mädchen- und Frauenleben entnehmen und ersichtlich unter dem Einfluß von Wilhelm Busch stehen.

Der Schwerpunkt seiner literarischen Tätigkeit ruht jedoch in den anspruchslosen, kurzweiligen Schilderungen des Münchener Lebens und des Tuns und Treibens der bayerischen Hochlandsbewohner in Form von kurzen, schwankartigen Erzählungen und von heiteren Dramen. In diesen kleinen Genrebildern von

oft packender Komik leistete er wirklich Beachtenswertes; zu einem größeren Wurf reichte jedoch seine dichterische Kraft nicht aus. Wie die Eigenart des bayrischen Älplers, die sich nicht selten in scharflaugigem Witz und grobkörnigem Scherz äußert, so wußte er noch mehr den Charakter des biedereren, derben Münchener Kleinbürgers und seiner besseren Hälfte glücklich zu belauschen und getreulich abzukonterfeien. In Anlehnung an die Figur der »Frau Sopherl vom Naschmarkt« des Wiener Humoristen Chiavacci porträtierte R. in seiner »Frau Maria Wurzl vom Viktualienmarkt« die gutmütige, aber reizbare und in ihren Ausdrücken nicht gerade wählerische Münchener Marktfrau, die in ihrer Art die lokalen und politischen Fragen lebhaft diskutiert, nebst ihrem Verwandten- und Bekanntenkreis. Die »Gesammelten Briefe der Frau Wurzl an die Münchner Neuesten Nachrichten« ließ er 1893 erscheinen. Ebenso humorvoll gestaltete er seinen Münchener »Privatier Nudlmaier« mit Familie, als den lebenswahren Vertreter urwüchsiger, auf seinen Reichtum wie auf seine »Bildung« pochender Altmünchener Gemütlichkeit, den er auch auf die weltbedeutenden Bretter und sogar nach Afrika schickte. Es ist erstaunlich, wie ergiebig er dieses engbegrenzte Stoffgebiet ausschöpfen konnte, ohne in allzu ermüdende Wiederholungen oder groteske Übertreibungen zu verfallen. Denn in allen seinen Münchener Kleinbürgerskizzen spielt der Nudelmaiertypus die Hauptrolle, wenn er auch später den Namen wechselt, so auch in seiner Schilderung der Münchener Zustände 1898 »Der G'schaftlhuber«, ferner in den frohlaunigen »Münchener Skizzen« (1888), in »Allerhand G'schichten« und in »Noch was! Heitere Geschichten aus dem Münchener Volks- und Familienleben« (1894). Auch ein lustiger »Führer durch d' Münchnerstadt« (1888), ein »Buch der Reden und Toaste« (1895) und ein »Führer durch Oberammergau« (1900) entsproßen seiner emsigen Feder.

Literarisch höher stehen manche seiner oberbayerischen Dorfgeschichten, die den Lesern der »Fliegenden Blätter« wohlbekannt sind. Die besten derselben ließ R. 1903 unter dem schlichten Titel »Humoresken« an die Öffentlichkeit treten. Hier schwingt er die Geißel seiner nie verletzenden Satire über die Hochlandsbauern, die ihre Schlaueit unter der Maske gut gespielter Einfalt zu verbergen wissen, dann aber auch über einzelne Großstadttypen: über den windigen Sonntagsjäger, den mit seinen alpinen Taten prahlenden Bergsteiger, die überspannte Sommerfrischlerin u. a. Der wirksame Gegensatz zwischen ländlicher Einfachheit und törichter Überkultur bildet ein beliebtes Motiv in diesen Erzählungen, deren Bedeutung nicht in der Handlung, sondern in der kräftigen Zeichnung der Charaktere liegt.

Auch das Gebiet des heiteren Dramas betrat R. wiederholt mit Erfolg. Außer mehreren Festspielen und alpinen Schwänken (»Auf dem Kriegspfad«, »Im Nebel«, »Berggeist«, »Der neue Weg«) schuf er auch einige Münchener Lokalpossen, so »Nudlmaier«, »Frau Wurzl«, »Kleopatra«, »Kleine Narren«, »Der Schatzgräber«, »Anno 48«, ein vormärzliches Altmünchener Bild, mit Konrad Dreher gemeinschaftlich verfaßt, sowie sein letztes Werk »Auseinander oder die verhängnisvolle Nockherbergpartie«, die alle in München freudig aufgenommen wurden.

Seinen Namen als dramatischer Volksdichter brachte doch erst die Wandertruppe der »Schlierseer« auf ihren Gastspielreisen zu Ehren. Die tollen Farcen »Der Amerikaseppel« (Mitverfasser Richard Manz), »In der Sommerfrische«

(im Bunde mit Konrad Dreher gedichtet) und »Der Paragraphenschuster« waren zugkräftige Repertoirstücke dieses Ensembles. Nicht so viele Aufführungen erlebte R.s ernstes Volksdrama »Der Ausgestoßene«, ein Seitenstück zu Richard Voß' »Schuldig« in ländlichem Milieu, nur nicht mit so düsterem Ausklang wie dieses. Ein anscheinend »verlorener Sohn der Gemeinde« kehrt nach einer wegen Diebstahls verbüßten zweijährigen Zuchthausstrafe in die Heimat zurück, von den Dorfbewohnern wie die Pest gemieden. Zuletzt stellt sich seine Unschuld heraus; doch der Stachel des ihm widerfahrenen Unrechts bleibt in seiner Seele zurück. Der Handlung fehlt es nicht an packenden Momenten, doch das heitere episodische Beiwerk, das R. auch hier nicht missen wollte, stört den Gesamteindruck. Viel einheitlicher und abgerundeter ist sein bestes oberbayerisches Gebirgsstück »Jägerblut«. Zwar sucht man auch hier vergeblich nach neuen Ideen; das in zahlreichen Bauernstücken abgedroschene Thema von dem brennenden Haß des jagdliebenden Landvolks gegen die Jäger und von dem bäuerlichen Liebespaare, das sich nach Beseitigung unübersteiglich scheinender Hindernisse zuletzt doch »kriegt«, kehrt auch hier wieder; doch in der Zeichnung der Hauptpersonen erweist sich der Dichter als ein gründlicher Kenner der Volksseele. Der alte, polternde, im Grunde doch herzensgute Förster ist eine Prachtfigur, die an Fritz Reuters Gestalten erinnert, und in dem köstlichen Dorfbader Zangerl mit seinem kalauernden Latein hat R.s *vis comica* wohl den Höhepunkt erstiegen. Das Stück erlebte unzählige Aufführungen, deren klingender Ertrag dem Autor nicht zugute kam; denn er hatte es, von Nahrungsorgen getrieben, frühzeitig an einen Verleger um eine Bagatelle verkauft. Ihm, dem unverbesserlichen Idealisten, war die Muse nicht »die Kuh, die ihn tüchtig mit Butter versorgte«, sondern allzeit eine trost- und freudespendende Göttin. Nur in den Nebenstunden konnte er sich ihr widmen; die beste Zeit und Kraft raubte ihm der Kanzlei- und Registratordienst, den er als Beruf erwählt hatte. Nach und nach stieg er die etlichen Stufen der subalternen Beamtenlaufbahn im bayerischen Ministerium des Innern empor und wurde Sekretär und Registrator. Als Geheimsekretär schied er 1898 aus dem Dienste. Schon 1864 hatte er sich mit Maria Röhl aus Traunstein vermählt, die ihm am 18. August 1909 durch den Tod entrissen wurde. Aus der glücklichen Ehe gingen drei Töchter und ein Sohn hervor. Ein altes Venenleiden warf ihn am 17. Juni 1910 auf das Krankenbett. Am 1. August verschied er.

R.s bescheidene Natur strebte nicht nach großen literarischen Erfolgen; seine Begabung bewegte sich im Rahmen genreartiger Lokalschilderung. Und hier traf er stets den rechten Ton. Die Abfertigung, die ihm ein anderer Münchener Dichter in einem satirischen Drama (als »Schnaderhüpfelhanswurst«) zuteil werden läßt, ist daher unverdient. Denn ohne niedere Possenreißerei war R. ein trefflicher Vertreter des herzerquickenden Altmünchener Humors.

Dr. A. Dreyer.

Bauer, Ludwig, Schulrat und Dichter, * 19. März 1832 zu Ingolstadt (Ufr.), † 3. August 1910 zu Augsburg. — Als der Sohn eines Schullehrers verlebte er in seinem unterfränkischen Heimatdorfe eine frohe Jugendzeit, von der er später (in Jahrg. 4, 1879, 14, 1889 und 17, 1891/92 der Zeitschrift »Jugendlust« unter dem Titel »Aus meiner Kinderzeit bzw. Kindheit«, wieder abgedruckt in »Dieses Buch gehört der Jugend«) ebenso anmutvolle als humordurchflutete Bilder

entwirft. Nach dem Besuche des Gymnasiums in Würzburg und der Universitäten Würzburg und München, wo er Philosophie und Philologie studierte, daneben Musik theoretisch und praktisch betrieb und sich auch mit Ästhetik, Geschichte und deutscher Literatur viel beschäftigte, war er von 1856 bis 1861 als Erzieher in einer adeligen Familie zu Würzburg tätig. Als Studienlehrer in Miltenberg (Unterfranken) vermählte er sich mit der feingebildeten Tochter des Komponisten Hugo Pierson, die seine Schaffenskraft und Lust mächtig anregte und ihn in seinem Leidensjahrzehnt mit größter Hingebung pflegte. Nach vierjähriger ersprießlicher Wirksamkeit in Kitzingen (1868—1871) wurde er vom Stadtmagistrat Augsburg zum dortigen Schulrat erwählt und trat am 1. Januar 1872 sein neues Amt an. Ihm oblag die schwierige Aufgabe, das Augsburger Volksschulwesen neu und zeitgemäß umzugestalten, und wenn es heute auf einer so hohen Stufe steht, so hat es dies vor allem B.s unentwegter Arbeitsfreudigkeit, die vor Hindernissen nicht zurückscheute, und seinem klaren Verständnis für praktische Bedürfnisse wie seinem zielbewußten Willen zu verdanken. Hoch über die graue Theorie stellte er stets die goldene Praxis, und häufig pflegte er zu sagen: »Wenn man meine Tätigkeit nach den Aktennummern beurteilt, so wird man sagen, ich habe wenig getan.« Mit großer Freude hatte er sich in die pädagogische Wissenschaft vertieft, und er suchte die Ideen der Meister der Erziehungskunst soviel als möglich in die praktische Schultätigkeit zu übertragen. Im Unterricht mit den Kleinen war er — wie ihm G. Scherer nachrühmt — »ein Praktiker und Empiriker ersten Ranges«, der vorbildlich und vielseitig anregend auf seine Untergebenen wirkte. Mit ganzer Seele hing er dem Lehrberufe an, und er gewährte ihm Trost und Befriedigung, als sich des Alters Beschwerden auch bei ihm allmählich fühlbar machten. In seinem Amte hatte er mancherlei Anfeindungen zu erleiden, namentlich wegen seines energischen Eintretens für die Simultanschule.

Auch als Schriftsteller wußte sich B. einen geachteten Namen zu verschaffen. Viele Jahre war er Theater- und Musikreferent der »Augsburger Abendzeitung« und als solcher wegen seines geläuterten, selten irrenden Kunsturteils beliebt, wegen seines ätzenden Spottes, der sich erbarmungslos über alles Unzulängliche ergoß, gefürchtet.

Als Lyriker hatte er sich schon in seiner Jugend Rückert als Vorbild erwählt, und wie diesen, so verführte auch ihn seine Reimgewandtheit manchmal zu hohler Reimklingelei. Zahlreiche Liedergaben von ihm sind in Zeitungen und Zeitschriften (im »Sammler«, in der »Jugendlust« usw.) wie in Anthologien verstreut, und seine zahlreichen patriotischen Gesänge für vaterländische Gedenktage traten bedauerlicherweise nicht in einem selbständigen Gedichtbändchen an die breite Öffentlichkeit.

Die ersten Blüten seiner lyrischen Muse gab er 1860 unter dem schlichten Titel »Gedichte« heraus; ihnen folgten 1862 ein Reimspiel zum Maifest für die Jugend »Geist der Jahreszeiten« und 1863 »Frisch gesungen! Ein Sängerbrevier in heiteren Liedern für Deutschlands Liedertafeln«, mit Beiträgen von Karl Tropus, Bruno Scholer, August Stöhr und L. Bauer, der hierzu die meisten Lieder beisteuerte, die nach Scheffels Art den Wein und das Trinken in dithyrambischer Weise feiern und Philistertum und Schulweisheit im tollen Jugendübermut verhöhnen. Am volkstümlichsten darunter wurde das frischkecke,

wiederholt vertonte »Trinklied am Main« (»Und wär' der Main ein großes Faß, wir tranken's dennoch leer«). Sein »Frisch gesungen« bildet den vierten Abschnitt der 2. Auflage von B.s »Gedichten«, unter welchen außerdem die etwas von Rückert beeinflussten Liebes- und patriotischen Lieder (»Aus jüngsten Tagen«) besonders hervorragen. Heinrich Kurz, der in der vierten Auflage seiner »Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts« B.s Liebeslyrik warme Anerkennung zollt, meint, daß dessen Talent am entschiedensten in den Liedern des heiteren Lebensgenusses hervortrete. Eine neue Gedichtsammlung ließ B. 1874 unter dem Titel »Fliegender Sommer« an die Öffentlichkeit treten; sie ist Albert Träger freundschaftlich zugeeignet. Das Buch gliedert sich in drei Abschnitte: Blätter der Liebe, Haus und Welt, Bunte Bilder. Innige, zum Teil von sanfter Melancholie umflossene Liebeslieder, selige Kindheiterinnerungen in leichtflüssigen Versen, leichtbeschwingte Ritornelle und kernige Balladen (»Paduas Tyrann« u. a.) schließen sich zum bunten Kranze, und nur selten blitzt hier noch jener sonnige Humor auf, der aus zahlreichen andern lyrischen und epischen Gaben B.s hervorsprüht. Ignaz Hub charakterisiert den Poeten in »Deutschlands Balladen und Romanzendichter« mit den Worten: »B. ist ein Lyriker und lyrischer Humorist von Anmut und Frische. Unmittelbar gesunde Lebensfrische, ein bewegliches, frohes und reizbares Gemüt, eine empfängliche Phantasie, Witz mit einem Anflug von Humor sind die Eigenschaften, welche B.s poetische Schöpfungen individualisieren.«

Doch nicht allein als wohlmeinender Erzieher und Lehrer, auch als Dichter wollte B. zu den ihm lieb gewordenen Kleinen sprechen. Wie gut er sich in das kindliche Fühlen und Denken zu versetzen wußte, das beweisen seine Gedichte und Geschichten für die Jugend »Auf Wegen und Stegen«. In den Liedern wie in den Balladen und Romanzen schlägt er hier oft den richtigen Ton an, der zum Kinderherzen dringt, desgleichen auch in dem schon genannten, hier eingefügten Maifestspiel »Der Geist der Jahreszeiten«. Dagegen sind einige Geschichten und das Schauspiel »Das Lied der Mutter« allzu rührselig und deuten unverkennbar auf den von B. stets hochgeschätzten Jugendschriftsteller von Schmid hin. Auch in einer weiteren Gabe für die Jugend »Über Berg und Tal« steht der Lyriker B. weit höher als der Epiker. Nur seine »Geschichte aus der Kindheit« weiß er recht anheimelnd zu erzählen. Dasselbe gilt von seinen Kindheiterinnerungen in seiner folgenden Jugendschrift mit dem etwas anspruchsvollen Titel: »Dieses Buch gehört der Jugend, Erdichtetes und Erlebtes« (1893). Die Dichtungen, die sich da und dort doch unverkennbar ein wenig an Rückert und Friedrich Güll anlehnen, zeigen ihn wiederum als Reim- und Verskünstler mit einer besonderen Vorliebe für die Natur, namentlich für die Jahreszeiten. Nicht alle Gedichte sind gleichwertig; bei manchen schwächen Trivialitäten und Wortverrenkungen den guten Gesamteindruck; nicht wenige sind auch nur Erläuterungen zu Bildern in der Jugendzeitschrift »Jugendlust«, deren eigentlicher Redakteur und eifrigster Mitarbeiter er viele Jahre hindurch war. Den beiden Lieblingsschriftstellern seiner Kindheit, Rückert und Christoph von Schmid, setzt er hier ein ehrenvolles Denkmal.

Weniger bekannt wurden seine beiden Novellen »Bürgerlich« (1866) sowie die Operntexte »Der Schmied von Ruhla« (1862), »Die Nazarener in Pompeji« (1864) und »Harald« (1869). Dagegen erfreuten sich seine mit I. N. Marschall bzw. mit F. Krieger herausgegebenen Volksschullesebücher, nicht minder aber

sein »Dichtergarten für Volksschüler« seinerzeit großer Verbreitung. Seine Studie »Die schwäbische Mundart in der Schule« (1895), die sich gegen den sprachwidrigen Mißbrauch des Dialekts in der Schule wie gegen den Schlendrian mit aller Entschiedenheit wendet und vom Lehrer begeisterte Hingabe an seinen dornenvollen Beruf, Treue im Kleinen fordert, fand auch außerhalb des Schwabenlandes gebührende Beachtung. Freudigen Widerhall bei den deutschen Lehrern weckte sein formschöner Sonettenkranz »Stimmen der Zeit, pädagogische Dichtungen« (1895), in welchem er den verdienten Bahnbrechern des modernen Schulwesens (von Comenius bis Kehr und Dittes) und hervorragenden Volksschriftstellern (Auerbach, Schaumberger, Rosegger) den Lorbeer reicht und auch seine mannigfachen Erfahrungen in der Schulpraxis dichterisch geschickt gestaltet. »Sankt Schlendrian, der eigene Heilige«, gegen den B. in seiner amtlichen Tätigkeit energisch zu Felde zog, kommt auch hier übel weg.

Ein schweres körperliches Leiden zwang ihn im Januar 1901, um seine Pensionierung einzukommen. Nur ungern sahen ihn die städtischen Kollegien scheiden. In Würdigung und Berücksichtigung seiner hohen Verdienste um das Augsburger Schulwesen und seiner schriftstellerischen Tätigkeit ward ihm der volle Aktivitätsgehalt bewilligt. Nun blieb er für die Öffentlichkeit verschollen, und er machte auch nicht einen einzigen Versuch, sich in das Gedächtnis der Lebenden zurückzurufen. Seine fast zehnjährige Leidenszeit, die ihn größtenteils ans Bett fesselte und zuletzt des Augenlichtes beraubte, wurde verklärt durch die Aufopferung seiner edlen Gattin. Am 3. August 1910 nahte sich ihm endlich der Tod als Erlöser. In der Geschichte des Augsburger Schulwesens bedeutet B.s Wirken den Beginn einer neuen, verheißungsvollen Aera, und von seinen Dichtungen werden wohl einzelne Blüten seiner feuchtfröhlichen Muse und seiner Jugendsichtung sowie die »Stimmen der Zeit« seinen Namen auch künftigen Geschlechtern überliefern.

Dr. A. Dreyer.

Juraschek, Franz Ritter von, Präsident der Statistischen Zentralkommission in Wien, * 24. Februar 1849 in der Festung Arad während des ungarischen Revolutionskrieges, † Wien 7. Februar 1910. — Sohn eines Militärverpflegverwalters, folgte das Kind dem Vater nach dessen Garnisonsorten Budweis, Wiener-Neustadt, wo der erste Unterricht begann, Pest, wo der Knabe in die Mittelschule eintrat, Wien, wo er das altberühmte Gymnasium bei den Schotten besuchte (1861/63), Krakau, Graz, wo 1868 die Reifeprüfung abgelegt wurde. Um diese Zeit starb J.s Vater, und der junge Mann war nun ganz darauf angewiesen, sich durch eigene Tüchtigkeit eine gesellschaftliche Stellung zu erringen. Er ließ sich an der philosophischen und juristischen Fakultät der Universität Graz inskribieren, leistete sein Freiwilligenjahr ab und wurde nach bestandener Offiziersprüfung Reserveleutnant. 1872 erlangte er den Grad eines Doktors der Philosophie. Seine Neigung gehörte den historischen Disziplinen; eine damals aktuelle Frage, die nach der Klassifikation des rechtlichen Verhältnisses zwischen Österreich und Ungarn, zog ihn besonders an. Um den Systematiker des deutschen Staatsrechts Hermann von Schulze-Gävernitz zu hören, verbrachte er das Wintersemester 1872/73 in Breslau; doch Schulze gestand ihm bald selbst ein, daß er ihm nichts mehr zu bieten wisse, und empfahl ihm, in Göttingen oder Straßburg eine jüngere Kraft zu hören. So begab sich J., nachdem er in Graz das juristische Doktorat erworben und sich mit einer Dame der

Grazer Gesellschaft, Johanna Stallner, vermählt hatte, 1873/74 nach Göttingen, wo er noch die Altmeister Zachariä und Waitz kennen lernte und von Jhering und Frensdorff Anregungen empfing. 1874 kehrte er über Bonn, Heidelberg und Straßburg, allenthalben persönliche Verbindungen anknüpfend, nach Graz zurück. Die Frucht dieses zweijährigen Studienaufenthaltes im Ausland war eine Habilitationsschrift über »Personal- und Realunion« (1878 mit einem Anhang: Das rechtliche Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn, in Karl Heymanns Verlag, Berlin, erschienen und dem damaligen Minister Unger gewidmet).

Trotz manchen persönlichen Gegnerschaften erhielt er im April 1875 die *venia docendi* für allgemeines und österreichisches Staatsrecht an der juridischen Fakultät der Universität Graz. Sein Blick richtete sich gleichzeitig auf Fragen des Verwaltungsrechtes und der Statistik. Mit einem Aufsatz über den »Besuch der österreichischen Universitäten in den Jahren 1861—1875« eröffnete er die große Zahl seiner Abhandlungen in der »Statistischen Monatschrift« (II. Band). Die Drucklegung seiner Habilitationsschrift führte ihn zu einer Untersuchung über die »rechtliche Natur der Delegationen« (in Grünhuts Zeitschrift für privates und öffentliches Recht 1878), die Aufsehen erregte, denn er erklärte die Delegationen für Ausschüsse des Reichsrates, bzw. Reichstages, mit dem Rechte definitiver Schlußfassung, eine Konstruktion, gegen welche sich wieder die Zentralisten, die den Schein eines Gesamtparlamentes aufrechterhalten wollten, sträubten, die aber, wie die politische Entwicklung der Gegenwart zeigt, sich als die in beiden Staaten allgemein angenommene »richtige Auffassung« erweist. Eine zusammenfassende Darstellung der »österreichischen Städteordnungen« (in Holtzendorff-Brentanos Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft II) und »Beiträge zur Darstellung des Rechtes der Landtage und ihrer Mitglieder« (in der Österreichischen Zeitschrift für Verwaltung XII) gingen aus Detailstudien zu einer systematischen Darstellung des in Österreich geltenden öffentlichen Rechtes hervor. — 1879 starb seine junge Frau. Durch keine persönlichen Rücksichten mehr an Graz gebunden, folgte er nach der Ausdehnung seiner *venia* auf Statistik einem Ruf als außerordentlicher Professor dieses Faches und des österreichischen Staatsrechtes an die Universität Czernowitz (März 1881). Zwei Momente kennzeichnen seine fortschreitende Entwicklung: das stärkere publizistische Hervortreten in Fragen der aktuellen Politik und das rasche Einarbeiten in sein neues Fach. Die Volkszählung von 1880 in Österreich und Ungarn sowie die Zählung vom 15. Juni 1879 in Bosnien und der Herzegowina veranlaßten ihn zu eindringenden Studien über die Volkszunahme und das Kräfteverhältnis der Nationalitäten in der Monarchie sowie zu einer scharfen Kritik an der Leistung der Statistischen Zentralkommission, welche, statt die Methode der Individualkarten anzuwenden, sich mit Haushaltlisten begnügt hatte und die Verarbeitung des Urmaterials statt im statistischen Zentralbureau in den Gemeinden und Bezirken vornehmen ließ (Kettlers Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie II, Bukowinaer Rundschau 1882). Mit einem Problem der allgemeinen Bevölkerungsstatistik finden wir ihn in der Abhandlung über die »Temperaturschwankungen und die Sterblichkeit« (Statistische Monatschrift VIII) beschäftigt. Die Untersuchung über die »aktive Armee und die Bevölkerung von Österreich-Ungarn« (ebenda) stellt fest, daß die wohlhabendere und gebildetere Nation für die staatliche Wehrkraft mehr leistet als die arme und ungebildete, daß die Haupt-

last auch hier von den Deutschen getragen wird. Von Durchdringung des toten Zahlenmaterials mit wahrhaft geschichtsphilosophischem Geist zeugt die Abhandlung über die »unehelichen Geburten in Österreich seit dem Jahre 1830« (ebenda IX), die zu dem Resultat kommt, daß der Prozentsatz der unehelichen Geburten mehr noch als ein Maßstab der Moralität ein Maßstab des Glückes und des Wohlstandes der Bevölkerung ist. Im innigsten Zusammenhang mit dieser Studie steht die Untersuchung der »Ernte- und Fruchtpreise in Österreich 1872—1881« und ihr »Einfluß auf die Volksbewegung« (ebenda). Eine Vorarbeit für alle diese Aufsätze war die Berechnung der »mittleren Bevölkerungsziffer in Österreich 1830—1881« (ebenda).

Daß er sich den Fragen des öffentlichen Rechtes nicht entfremdete, lehrt seine Studie über »Das Wahlrecht der Staatsdiener« (Schäffles Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 1884).

1883 vertauschte J. Czernowitz mit Innsbruck, wo er zuerst als außerordentlicher Professor Statistik, österreichisches Verwaltungs- und Verfassungsrecht, seit Oktober 1885 als ordentlicher Professor Statistik, allgemeines und österreichisches Staatsrecht lehrte und bald eine angesehene Stellung in der Fakultät und im gesellschaftlichen Leben einnahm. Durch eine zweite Vermählung mit der Tochter des österreichischen Schulmannes und Naturforschers Alois Pokorny schuf er sich auch wieder behagliche häusliche Verhältnisse. Wie lebhaft er die staatsrechtliche Literatur verfolgte, wovon zahlreiche Rezensionen, besonders in Grünhuts Zeitschrift für privates und öffentliches Recht der Gegenwart, Zeugnis ablegen, so ist er doch zu keiner größeren Schöpfung auf diesem Gebiet mehr gekommen: ein Lehrbuch des österreichischen Verwaltungsrechtes, das ein Wiener Verleger von ihm verlangte, blieb unausgeführt; nur eine Skizze über »Die Entwicklung des Verfassungswesens in Österreich« (Innsbrucker Tagblatt 1885, Nr. 293—295) liegt aus dieser Zeit vor. Mehr und mehr nahmen die statistischen Arbeiten seine ganze Kraft in Anspruch, vor allem »Otto Hübners geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde«, die er seit 1884, unterstützt von zahlreichen Ämtern und Gelehrten, Jahr für Jahr ausgestaltet und bereichert, hat erscheinen lassen. Durch sie ist J.s Ruf als vergleichender Statistiker begründet worden: in vielen Tausenden von Exemplaren haben die handlichen kleinen Büchlein, so weit das deutsche Sprachgebiet reicht und darüber hinaus, durch Übersetzungen namentlich auch in der slawischen Welt, Verbreitung gefunden.

Nach einem Wunsch Inamas erstattete J. auf dem sechsten internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie zu Wien 1887 einen Bericht über den »Einfluß der Berufsverhältnisse auf Erkrankung und Sterblichkeit« (Arbeiten der Demographischen Sektion, Heft 23), in dem er für die Vornahme staatlicher Berufszählungen lebhaft eintrat. Zur selben Zeit teilte ihm Sir Rawson W. Rawson die Wahl zum Mitglied des Internationalen Statistischen Institutes mit und verhandelte Inama mit ihm über seinen Eintritt in die k. k. Statistische Zentralkommission als Stellvertreter des Präsidenten mit dem Titel eines Regierungsrates. J. nahm diesen Ruf nach Wien an; 1887 erfolgte seine Ernennung unter Belassung des Titels eines Universitätsprofessors; die Statistische Zentralkommission wählte ihn zu ihrem Sekretär und zum Vertreter in der Permanenzkommission für die Handelswerte. Von 1889 bis 1906 hielt er die Vorträge über Staats- und Völkerrecht an der Kriegsschule, über Staatsrecht und Sta-

tistik am Intendanzkurs und über Staatsrecht am Militärverpflegsverwalter- und Militärbaurechnungsbeamtenkurs; die akademische Lehrtätigkeit setzte er als Privatdozent für Statistik und seit 1898 auch für allgemeines und österreichisches Staatsrecht fort.

In seiner amtlichen Tätigkeit trat J. zunächst in dreifacher Weise vor die Öffentlichkeit: als Protokollführer der Statistischen Zentralkommission, als ihr Chronist (»Übersicht über die Wirksamkeit der Statistischen Zentralkommission seit ihrem Bestande 1863 bis 1887« in der Statistischen Monatschrift XIV, »Vierundzwanzig Jahre der Statistischen Zentralkommission Österreichs unter von Inama-Sterneggs Leitung« ebenda XXXII, »Bericht über die Fortschritte der Statistik in Österreich von 1891 bis 1893 für die Session des Internationalen Statistischen Instituts in Chicago« im *Bulletin de l'Institut international de Statistique* VIII) und als ihr Nekrologist (in der Statistischen Monatschrift: Leopold Freiherr von Neumann; Hermann Ignaz Bidermann; Vinzenz Göhlert; Vinzenz John; Karl Ritter von Scherzer; im *Bulletin de l'Institut international de Statistique*: Josef Daimer und Karl Theodor von Inama-Sternegg).

Der Öffentlichkeit verborgen blieb hingegen der größere Teil seiner amtlichen Tätigkeit. Die vielen Jahre, die er an zweiter Stelle stand, hat er sich selbstlos dem Räderwerk des Dienstes eingefügt, und so sind die meisten seiner Leistungen anonym — als amtliche Publikationen — erschienen. Während der geniale Inama der österreichischen Statistik die Ziele wies und die Grundzüge der Organisationen traf, sorgte J. in rastloser Kleinarbeit für die pünktliche Ausführung. Neben dem »Statistischen Handbuch der österreichisch-ungarischen Monarchie« (Neue Folge 1888) sind insbesondere zwei Serien von Publikationen der amtlichen Statistik nur durch seinen Fleiß — unter der tätigen Mitwirkung von Professor Rausch — ermöglicht worden: die »Orts-repertorien« auf Grund der Volkszählung von 1890, »die in der statistischen Literatur ihresgleichen suchen«, und das »Gemeindelexikon der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder«, wozu die Volkszählung von 1900 in Verbindung mit einer Reihe anderer Erhebungen das Material geliefert hat.

J.s eigene Produktion blieb hinter seinen amtlichen Leistungen keineswegs zurück. Sieben Aufsätze im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, herausgegeben von Conrad, Elster, Lexis und Loening (über die Aktiengesellschaften in Österreich-Ungarn, Großbritannien und Irland, Frankreich, Rußland, Belgien und Niederlanden; Geschichte und Statistik der Baumwollindustrie; Eisen und Eisenindustrie; Statistik des Getreidehandels; Seide und Seidenindustrie; Wolle und Wollindustrie; Bergbau — für die verschiedenen Auflagen wiederholt bearbeitet) gehören mit zu dessen besten vergleichend-statistischen Artikeln. Die Fortsetzung von Neumann-Spallarts »Übersichten der Weltwirtschaft 1885—1889 mit Ergänzungen bis 1895« (Berlin, Dr. P. Langenscheidt 1890—1896), der Artikel über Weltproduktion und Welthandel in Scobels »Geographischem Handbuch zu Andrees Handatlas« (Leipzig 1894, für die verschiedenen Auflagen ebenfalls wiederholt bearbeitet), die Neubearbeitung von Brachellis »Staaten Europas« (unter Mitwirkung von Fachmännern, 5. Auflage, Leipzig, Brünn, Wien, Friedrich Irrgang, 1907) — wozu sich als Nebenarbeiten eine Studie über »Die neuzeitliche Entwicklung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse in Dänemark«, über den »Auswärtigen Handel der französischen Kolonien«, die internationale statistische Übersicht über den

»Auswärtigen Handel« (alle drei Aufsätze in Mayrs Allgemeinem Statistischem Archiv, III/2, IV/2) gesellen — wird nach ihm kaum mehr ein einzelner wagen; nur durch das planmäßige Zusammenwirken der statistischen Ämter kann eine solche umfassende international-vergleichende Statistik noch weitergeführt werden: J. schließt mit diesen Werken die Reihe der großen vergleichenden Statistiker wahrscheinlich für immer ab.

Von dem Gedanken beseelt, daß die Statistik der Gegenwart und ihren Bestrebungen die Richtung weisen soll, nahm J. den lebhaftesten Anteil an allen aktuellen Fragen und Veranstaltungen. Wiederholt verlangte die Regierung sein Gutachten, namentlich in wirtschaftlichen Angelegenheiten. So ging 1890 seine Schilderung der wirtschaftlichen Lage auf dem Gebiete der Landwirtschaft, des Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesens sowie der landwirtschaftlichen Selbsthilfe fast wörtlich in die Budgetrede des Finanzministers über. 1891 trat er in den Verhandlungen der Gesellschaft österreichischer Volkswirte (»Mitteilungen« dieser Gesellschaft II) für die von der Regierung vorbereiteten Handelsverträge, welche die Schutzzölle ermäßigten, ein, gemäß seiner Überzeugung, daß Schutzzoll und Freihandel wertlose Schlagworte seien, daß vielmehr nach den sozialen Verhältnissen entschieden werden müsse, ob eine Produktion oder eine Industrie zu schützen sei oder nicht, und daß auch die Interessen des Handels, der Österreich einst blühend gemacht habe, wieder Berücksichtigung erheischen. Die Arbeiten des siebenten internationalen Kongresses für Hygiene und Demographie zu London 1891 über die Arbeiterfrage wurden durch seine Mitwirkung vielfach gefördert (Statistische Monatschrift XVII, Bulletin VI). Bei der österreichischen Valutakommission im März 1892 sprach er sich gegen die Anhänger der Silberwährung und des Bimetallismus für die Einführung der Goldwährung und eines Goldstückes von sieben Gramm Rohgewicht mit neun Zehntel Feingehalt aus (Neue Freie Presse Nr. 9895). Fortgesetzt beschäftigte ihn die Ergründung der Ursachen der Steigerung der Fleisch- und Getreidepreise, über welche die Gesellschaft österreichischer Volkswirte im Mai 1892 beriet (Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung I).

Die Vereinigung der Vorortegemeinden mit Wien veranlaßte einige Beiträge zur Großstadtstatistik (Statistische Monatschrift XIX, XXI, XXII); das Erscheinen der ersten Krankenkassenberichte nach der Einführung der obligatorischen Krankenversicherung der Arbeiter die reichhaltige, durchaus von sozialen Gedanken beherrschte Studie »Zur Statistik der Sterblichkeit der arbeitenden Klassen« (ebenda XIX). Es war naheliegend, daß Direktor Josef von Körösy ihn ersuchte, auf dem achten internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie in Budapest 1894 das Referat über die Sterblichkeit in den österreichischen Städten zu erstatten (ebenda XX). Seine Anträge zur Reform der Erntestatistik wurden auf dem vierten österreichischen Agrartag 1893, nachdem alle anderen Redner ihre Vorschläge zurückgezogen hatten, einstimmig angenommen (Verhandlungen des vierten österreichischen Agrartages 1893, Wien 1894). Seine Gedanken über die Ausgestaltung der Statistik der Gewerbebetriebe legte er auf dem Handelskammertag 1895 dar.

Inzwischen war die Frage der Wahlreform in Österreich aktuell geworden. J. hatte persönlich kein Bedenken gegen die Einführung des allgemeinen Wahlrechts; schon unter dem Koalitionskabinet Windischgrätz war man von hoher

Stelle um statistische Daten an ihn herangetreten, doch beabsichtigte die Regierung damals, die geltenden Prinzipien des Wahlrechts festzuhalten und nur weiterzuentwickeln. J. trat daher in seinen Schriften »Die Ortsgemeinde und die Ortschaft in der Wählerklasse der Städte, Märkte und Industrialorte im österreichischen Wahlrecht« (Wien 1895) und »Die österreichischen Städte in der Reichsratswahlordnung« (Wien 1896), in denen er in glücklicher Weise staatsrechtliche Fragen vom statistischen Gesichtspunkt aus erörtert und zu lösen sucht, für die Aufrechterhaltung der durch den Taaffe-Steinbachschen Wahlreformvorschlag preisgegebenen städtischen Wahlkreise und eine entsprechende Vermehrung der Orte mit städtischem Wahlrecht ein. Das Kabinett Badeni setzte zunächst eine Kommission ein zur Beratung seiner Wahlreformvorlage: J., zu ihrem Mitglied bestimmt, lieferte in angestrengter Arbeit die statistischen Daten, beteiligte sich an der Textierung des neuen Gesetzes, leitete die ganze Aktion an dem Tage, da der Ministerpräsident seine Gesetzesvorlage im Abgeordnetenhaus einbrachte, mit einem programmatischen Artikel ein (Wiener Abendpost, 17. Februar 1896), erschien als Regierungsvertreter vor dem parlamentarischen Wahlreformausschuß und setzte auch eine von ihm vorgeschlagene Fassung des Paragraphen 6 der Reichsratswahlordnung durch, die der Weiterentwicklung der städtischen Wählerklasse bei Neuschaffung oder Auflösung von Gerichtsbezirken zugute kommen sollte (Österr. Zeitschrift für Verwaltung XXIX).

Gleichzeitig arbeitete er für die Mitglieder der österreichischen Quotendeputation im Jahre 1896 Tabellen samt Erläuterungen über die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Österreich-Ungarn seit 1867 aus.

Sein Gutachten über den »Preisniedergang der Zerealien« und seine Beantwortung der vom internationalen landwirtschaftlichen Kongreß in Budapest 1896 formulierten Fragepunkte — auf dem er sich wieder gegen Silberwährung und Bimetallismus erklärte (Hauptbericht S. 111—134, 372—404, *Comptes rendus* S. 388—392) — veranlaßten das Ackerbauministerium, die erläuternden Bemerkungen zu den Materialien für die Enquête über börsenmäßigen Terminhandel mit landwirtschaftlichen Produkten von ihm, der aller Spekulation und Agitation fernstand, herstellen zu lassen (»Das Getreide im Weltverkehr«, Wien 1900, III. Abschnitt 1—4) und ihm das Referat über das Ergebnis der Expertise, ob der Terminhandel gesetzlich zu verbieten sei, zu übertragen.

Bei der Konferenz der Sekretäre der österreichischen Handels- und Gewerbekammern in Triest 1898 (Statistische Monatschrift XXIV) wie auf dem neunten internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie in Madrid setzte sich J. für die Einbeziehung des Berufsmomentes in die Erhebungen der Statistik der Bevölkerungsbewegung ein, wodurch er nach dem Ausspruch Verriijn Stuarts »für die Demographie ganz neue Bahnen eröffnete«. Bald darauf legte J. in einer Auseinandersetzung mit Mayr und Fircks seine Anschauungen »Zur Bevölkerungsstatistik und -Politik« nieder (Statistische Monatschrift XXV), durchaus gegen Malthus.

Während J. aus Gründen der Courtoisie bei der achten Session des Internationalen statistischen Instituts in Budapest 1901 (Statistische Monatsschrift XXVII) mit keinem Vortrag hervortrat, legte er der neunten Session in Berlin 1903 seine Studie über »Flächeninhalt und Bevölkerung Europas« vor (ebenda

XXIX), die zu Beschlüssen über die Fixierung des Areals der europäischen Staaten anregte (ebenda XXX).

Seit dem Wintersemester 1897/98 leitete J. anschließend an Inamas Seminar statistische Übungen: 1897/98 über das Studium des Grundsteuerkatasters in Österreich, seine Umgestaltung und statistische Ausnutzung; 1898/99 über Handelsstatistik; 1899/1900 über Statistik der Selbstverwaltung; 1900/01 über die wesentlichsten Veränderungen im volkswirtschaftlichen Zustande der Kulturwelt während des 19. Jahrhunderts; 1901/02 über Statistik der mobilen Werte; 1902/03 über die modernen Betriebszählungen; 1903/04 Untersuchungen zur Methodologie der Statistik; 1904/05 Untersuchungen über die Weltwirtschaft. (ausführliche Berichte in der Statistischen Monatschrift XXIV—XXXI). Wenn J. in seinem Bericht »Vierundzwanzig Jahre der Statistischen Zentralkommission Österreichs unter von Inama-Sterneggs Leitung« mit Recht hervorheben konnte, daß dieses Seminar die Doppelaufgabe, die Ausbildung der Universitätsjugend in der Wissenschaft der Statistik und die Verwertung der statistischen Praxis für die wissenschaftliche Erkenntnis, glänzend gelöst, daß es einen Weltruf erlangt und auf die Ausbildung einer ganzen Reihe hervorragender Statistiker Einfluß genommen habe, daß aus diesem Seminar die meisten Mitarbeiter Inamas hervorgegangen, mit seinen Mitgliedern fast alle Lehrkanzeln der Statistik auf den österreichischen Universitäten besetzt seien, so bedarf es für die ehemaligen Teilnehmer an diesen Übungen keines Hinweises, wieviel J. auch hier durch den Einsatz seiner Persönlichkeit zu dem Werke Inamas beigetragen hat.

1905 zog sich Inama von der Leitung der Statistischen Zentralkommission zurück. J., dem bereits die Stelle eines wirklichen Hofrats verliehen worden war, erschien als der berufene Nachfolger: im November 1905 erfolgte seine Ernennung zum Präsidenten unter Verleihung des Titels und Charakters eines Sektionschefs. Außerdem wurde er dem Arbeitsbeirat und dem Sanitätsrat beigezogen. Unter den schwierigsten Verhältnissen ist es ihm gelungen, Inamas Erbe nicht nur zu wahren, sondern auch zu mehren. Das »Gemeindelexikon der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder« und die Reihe der Publikationen auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen und gewerblichen Betriebszählungen wurden zum Abschluß gebracht, die Arbeiten über die Grundbesitzstatistik fortgesetzt. Zahlreich waren die Anregungen und Vorschläge, welche teils zur Verbesserung der Anlage bereits bestehender Statistiken, teils zu ganz neuen Erhebungen erstattet wurden.

Zur Popularisierung der statistischen Ergebnisse regte er die Herausgabe einer neuen vierzehntägigen Zeitschrift, der »Statistischen Mitteilungen«, an, in der die neuesten statistischen Daten in kurzen übersichtlichen Zusammenstellungen veröffentlicht werden. Das Interesse für das Seminar wußte er durch die Wahl aktueller Themen auch weiterhin wach zu erhalten. Bei der Mittelschulenquôte 1908 in Wien erregte sein Gutachten über die Fragen, wie dem bedenklichen Zudrang zu den Mittelschulen gesteuert werden könnte und ob eine zeitgemäße Revision des Berechtigungswesens wünschenswert sei, die größte Aufmerksamkeit der Unterrichtsverwaltung. Auf zahlreichen Kongressen des In- und Auslandes erschien J. als offizieller Delegierter der österreichischen Regierung. Mitten in den Vorarbeiten zur Volkszählung 1910 ereilte ihn der Tod.

Niemand, der den rüstigen Mann sah — im Amtsgetriebe oder in seinen geliebten Alpen, unter deren Erschließern er sich hervorgetan hatte und in denen er Sommer für Sommer die schwierigsten Hochtouren ausführte —, wie es schien, nie ermüdet, nie nervös, nie erholungsbedürftig, hätte geahnt, daß sich in diesem Organismus ein tückisches Leiden eingenistet habe, das zu einem jähen Ende führen werde. Er selbst pflegte oft im Scherz, wenn man vom Sterben sprach, zu sagen, er wolle hundert Jahre leben und darüber. Und dabei dachte er an keine Muße. Als einer seiner Freunde ihm riet, weniger zu arbeiten, erwiderte er ihm, er habe gewiß recht, aber es sei auch ein Genuß zu arbeiten und zu leben für die Arbeit, sogar wenn die Arbeit den andern wertlos schiene. Das Schicksal war ihm günstig: es hat ihn mitten aus der vollen Arbeit herausgerissen. In J.s Leben gibt es nur einen aufsteigenden Ast; »die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; ein kurzer Schreck, ein schneller Schmerz hat ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen.«

Wien.

Prof. Dr. E d u a r d C a s t l e.

v. Zahn, Johann Alfred, *Dr. theol. h. c.*, Präsident des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums zu Dresden, Kgl. Sächs. Wirkl. Geheimer Rat, * 9. September 1839 in Dresden, † 16. Dezember 1910 daselbst. — Er war der Sohn des Geh. Rates und Abteilungsdirektors im Kgl. Ministerium des Innern George v. Zahn, besuchte das Gymnasium zu Freiberg und die Kreuzschule zu Dresden, studierte von 1857 bis 1860 auf der Leipziger Universität die Rechte und war hierauf im juristischen Vorbereitungsdienst tätig. Als Akzessist bei der Kgl. Kreisdirektion zu Dresden begleitete er den damaligen Kreisdirektor und späteren Präsidenten des Landeskonsistoriums v. Koenneritz nach Holstein, wohin dieser als Bundeskommissar berufen wurde. Auch war Z. zeitweilig der sächsischen Gesandtschaft in Wien beigegeben. Im Jahre 1868 entsprach er dem Rufe des Gesamthauses Schönburg nach Glauchau als Kanzleidirektor und Amtshauptmann sowie Leiter des damaligen schönburgischen Landeskonsistoriums. Von dort aus wurde er sowohl in die sächsische Landessynode wie in die zweite Ständekammer gewählt. In der letzteren, wo er auch als Sekretär tätig war, nahm er insbesondere an den wichtigen Beratungen über die sächsischen Organisationsgesetze Anteil und machte sich durch sein entschiedenes Eintreten für die Erhaltung der konfessionellen Volksschule verdient. Von 1874 bis 1884 war Z. Amtshauptmann in Zittau, wurde hierauf als Rat in das evangelisch-lutherische Landeskonsistorium zu Dresden berufen und am 1. Oktober 1892 zu dessen Präsident, als Nachfolger des Herrn v. Berlepsch, ernannt. Während seiner Tätigkeit im Landeskonsistorium hat er an sieben Synoden, fünf ordentlichen und zwei außerordentlichen, teilgenommen, an vier von ihnen als Konsistorialpräsident. Im Jahre 1903 ehrte ihn die theologische Fakultät der Universität Leipzig durch die Verleihung ihrer Doktorwürde. 1906 erhielt er Titel und Rang eines Wirklichen Geheimen Rates mit dem Prädikat Exzellenz. Z. besaß zahlreiche hohe Orden, darunter die goldene Carola-Medaille, die für besondere Verdienste auf dem Gebiete der Nächstenliebe verliehen wird. Verheiratet war er in glücklichster Ehe mit Johanna Friederike Wilhelmine geb. v. Zahn, seiner Kusine. Aus seiner Ehe entstammt ein Sohn, der als höherer Verwaltungsbeamter im sächsischen Staatsdienst sich befindet.

Die Berufung Z.s in das sächsische Landeskonsistorium darf als eine weit-sichtige Maßnahme erachtet werden; sie fand statt, als Kultusminister v. Gerber zu den in *Evangelicis* beauftragten Staatsministern gehörte. Mit reichen Kennt-nissen und Erfahrungen auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, voll christ-lichen Sinnes und tief überzeugt vom Werte der evangelischen Glaubensgüter war Präsident v. Z. eine durch und durch ritterliche Persönlichkeit, die in vornehmer Schlichtheit niemals das Ihre suchte und gerade deshalb in dem ihm anvertrauten verantwortungsvollen Amt nicht ohne den nachhaltigsten Einfluß bleiben konnte. Den von ihm gelegentlich geäußerten Grundsatz: das Festhalten an bewährten alten Institutionen sei wohl vereinbar mit einer besonnenen Weiterentwicklung, hat er mit scharfem Blick für das Erreichbare und Wesent-liche allenthalben vertreten. Zu friedlichem Ausgleich und in zweifelhaften Fällen stets zu wohlwollender Auffassung geneigt, war er doch nötigenfalls auch zu energischem Vorgehen entschlossen und hat für die Lebensinteressen und die Ausgestaltung der sächsischen Landeskirche ernst und mit unermüdlichem Eifer gearbeitet. Das Vorbild des Chefs einer hohen Behörde, wußte er bei aller Wahrung der Würde seines Amtes, die ihm gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen schien, auch Töne herzlichen Mitempfindens anklingen zu lassen. Vor allem hatten auch die Geistlichen, denen, wie er es ausgesprochen hat, in den Kämpfen der Gegenwart eine besonders wichtige Aufgabe zufällt, in ihm einen warmen Freund und Helfer. So hat er die Wünsche nach Weiterbildung der Geistlichkeit nicht minder wie diejenigen nach Besserung ihrer äußeren Verhältnisse nach Kräften gefördert und zu letzterem Zwecke auch die Bildung einer Landespfarrkasse angestrebt. Als die sächsische Staatsregierung und die Stände vor einigen Jahren zu einer Erhöhung der Amtseinkünfte der Geist-lichen die Hand boten, führte Z. diese Maßnahme in der im Februar 1909 abge-haltenen außerordentlichen Landessynode erfolgreich zum Abschluß. In dieser war es auch, wo er auf den zu besonnener Mäßigung mahnenden Synodal-beschluß in der Frage der Umgestaltung des Religionsunterrichtes in der Volksschule namens des Kirchenregiments dessen dankbare Zustimmung zu jener Kundgebung in der ihm eigenen eindrucksvollen Weise erklärte. Daß Z. auch von den seinigen abweichenden Anschauungen und Gefühlen, soweit es ihm angängig erschien, entgegenzukommen bereit war, bezeugen die Verordnun-gen über die kirchliche Beteiligung in Fällen der Feuerbestattung. Seine fried-fertige Gesinnung Andersgläubigen gegenüber geht aus den Bestimmungen über die Beerdigung von Katholiken und Dissidenten auf landeskirchlichen Gottes-äckern hervor.

Das Verhältnis zwischen Staatsregierung und Landeskirche war auch unter der Präsidentschaft Z.s, der die Errichtung des evangelisch-lutherischen Landes-konsistoriums im Jahre 1874 als einer nicht mehr staatlichen, sondern lediglich kirchlichen Landesbehörde stets für berechtigt und notwendig erachtete, von gegenseitigem Vertrauen getragen und ein ersprießliches. An den wichtigen Sitzungen der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz zu Eisenach hat er mit tätigstem Interesse teilgenommen. Im Jahre 1898 wohnte Z., der in An-wesenheit des Deutschen Kaisers sowie zahlreicher Vertreter deutscher Kirchen-regierungen vollzogenen Einweihung der evangelischen Erlöserkirche in Jeru-salem als Vertreter der sächsischen Landeskirche bei. Dies bedeutete einen besonderen Höhepunkt im beruflichen und im persönlichen Leben Z.s. Als

Früchte der Palästina-reise sind auch die seit 1902 jährliche allgemeine Kirchenkollekte für die Mission unter Israel und für die Evangelisationsarbeit im Heiligen Lande anzusehen, sowie seine Teilnahme an der Begründung des ihm besonders am Herzen liegenden Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes, als dessen Vorstandsmitglied er in Segen gewirkt hat. Auch jene Reise wird manche Anregung zu einem noch engeren Zusammenschlusse der evangelischen Kirchen Deutschlands geboten haben, der dann 1903 zur Bildung des deutschen Evangelischen Kirchenausschusses führte. Z. gehörte zu den Männern, die an dem mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten verbundenen Zustandekommen dieses Ausschusses mit den größten und verdienstvollsten Anteil gehabt haben. Die konstituierende Versammlung des Ausschusses, der bekanntlich die Aufgabe hat, die Eisenacher Kirchenkonferenz in der ihr obliegenden Förderung einer einheitlichen Entwicklung der Zustände der einzelnen deutschen Landeskirchen zu unterstützen und die gemeinsamen evangelisch-kirchlichen Interessen wahrzunehmen, fand zu Dresden im Sitzungssaale des Landeskonsistoriums statt. Wie Z. die Bestrebungen dieses Ausschusses und insbesondere auch dessen Diasporafürsorge an seinem Teil verständnisvoll förderte, so beschäftigte ihn hierbei namentlich die schon seit 1891 von der sächsischen Landeskirche unterhaltene Verbindung mit den deutsch-evangelischen Gemeinden in Chile. Im Ausschusse selbst vertrat das Landeskonsistorium dessen damaliger Vizepräsident, Oberhofprediger a. D. und Wirklicher Geheimer Rat D. Ackermann, mit dem Z. freundschaftliche Verehrung verband.

Zu inneren Angelegenheiten der Kirche, deren Erledigung er besonderes Interesse entgegenbrachte, gehört die zweite Auflage der Kirchenagende in den Jahren 1905/06 und die Anfang 1910 in den Handel gebrachte Schmuckausgabe des sächsischen Landesgesangbuches von der kunstvollen Hand Rudolf Schäfers aus Altona.

Für Exzellenz v. Z., der mit seinen jeweiligen Stellungen und vornehmlich mit seiner letzten auf das innigste verbunden war und in ihr gern noch manches bedeutsame Ziel erreicht hätte, war sein Rücktritt vom Amte, zu dem er sich für den 31. März 1910 wegen eines Herzleidens entschloß, ein besonders ernster Schritt; er hat ihn nicht lange überlebt. Die Glieder und Organe der sächsischen Landeskirche sowie alle, die mit ihr in Beziehung stehen, werden ihm, wie es auch bei seinem Abschied und seinem Tode noch besonders zu pietätvollem Ausdruck kam, bleibende Dankbarkeit bewahren.

Nach dem Verordnungsblatte des Ev.-luth. Landeskonsistoriums f. d. Königreich Sachsen, 3. Stück v. Jahre 1910 u. Nr. 72 des Dresdner Journals, Kgl. Sächs. Staatsanzeiger v. Jahre 1910.

Khevenhüller, Graf Rudolf von, Diplomat, * 18. Juni 1844, † 20. Oktober 1910. — Zweiundzwanzig Jahre zählte Graf R. Kh., Sohn des Fürsten Richard aus dessen Ehe mit Antonia Gräfin Lichnowsky, als er bei Königgrätz die Feuertaufe empfing. Der junge, schneidige Kavallerieoffizier lenkte nach Abschluß des Friedens in die diplomatische Laufbahn ein und fand seine erste Verwendung als Gesandtschaftsattaché am Hofe Viktor Emanuels. Es war die Zeit, wo Garibaldi von seinen Freischaren Abschied genommen und sich nach Caprera zurückgezogen hatte. Nicht lange duldete es den Ruhestörer in der freiwilligen Ver-

bannung; denn er faßte den tollkühnen Plan, sich Roms auf eigene Faust zu bemächtigen. Diese Absicht blieb aber der Regierung nicht verborgen, und so wurde Garibaldi am 24. September 1867 bei Asinalungo, an der Grenze des Kirchenstaates, auf Befehl Viktor Emanuels verhaftet und wieder nach Caprera gebracht. Die Hauptstadt geriet darob in die größte Erregung; Tag und Nacht wogte es in den Straßen von Florenz, und die erbitterte Volksmenge forderte die Befreiung des Nationalhelden. Graf Kh. war damals so recht in seinem Element — das Schreien und Lärmen tat ihm wohl. *»Moi, aimant le scandale plus que toute autre chose, j'étais toujours au milieu du trouble«*, so schrieb er einem seiner Freunde, nur wäre er schier eines Tages von einer Kavallerieeskadron über den Haufen geritten worden. Richtigen Blicks sah der junge Diplomat in dem italienischen Minister Rattazzi den geheimen Bundesgenossen Garibaldis, und er hielt es für gewiß, daß Rom binnen kürzester Frist den Freischaren unterliegen werde. Es kam jedoch anders: Garibaldi büßte ein neuerliches Wagnis mit seiner Entwaffnung und Gefangennahme; der Kirchenstaat blieb unter die Garantie Frankreichs gestellt und ward erst im Jahre 1870 von Italien annektiert. Als sich dieses Ereignis vollzog, weilte Graf Kh. bereits in Paris, wo er seit November 1868 den Posten eines Legationssekretärs bekleidete. In Italien war er Zeuge des Aufschwungs eines jungen Staatswesens, das nach Einheit strebte; am Hofe Napoleons III. aber konnte er das Schwinden der monarchischen Gewalt und den Rückgang des persönlichen Regimes verfolgen, das sich schließlich durch Entflammung eines populären Krieges wieder zur Geltung bringen wollte. Das morsche Kaiserreich brach jedoch auf dem Schlachtfeld von Sedan zusammen, und an seine Stelle trat die Republik. Die deutschen Heere belagerten Paris, wo Kh. in Abwesenheit des Fürsten Richard Metternich und des übrigen Botschaftspersonales die Kanzleigeschäfte führte. Kalten Blutes versah er in jenen Tagen des Schreckens seinen Dienst, unter dem Donner der Geschütze dechiffrierte er die ihm von Briefftauben überbrachten Depeschen, und das Platzen der Granaten beunruhigte ihn weit weniger als die Übligkeit, die er nach dem mutwilligen Genuß einer aus Rattenfleisch zubereiteten Pastete empfand. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel, erfreute sich Graf Kh. der besonderen Achtung der Pariser Aristokratie; so hatte ihm die Herzogin von Galliera nach Ausbruch des Krieges eine Kassette mit dem Bedeuten anvertraut, daß diese bei ihm gewiß besser verwahrt wäre als in ihrem Palais. Kh. meinte, daß es sich um Schmuck und Briefschaften handle, weshalb er der größeren Sicherheit halber die Kassette unter sein Bett stellen ließ — sie enthielt aber vierzig Millionen in Wertpapieren. Die Herzogin erwies sich dankbar für den Dienst des Österreichers, und sie vermachte dem Kaiser Franz Josef jenen herrlichen Palast in der Rue de Varenne, der durch die Hochherzigkeit des Monarchen der bleibende Wohnsitz der österreichisch-ungarischen Botschaft wurde.

Brüssel und Petersburg waren die nächsten Missionen, denen Graf Kh. zugeteilt wurde, und im Sommer 1879 trat er als diplomatischer Agent und Generalkonsul in Sofia seinen ersten selbständigen Posten an. Kurz vorher hatte sich die Neuorganisation Bulgariens vollzogen, das nun den inneren und äußeren Feinden standhalten mußte. Kh. vertrat in energischer Weise die Interessen unserer Monarchie; er setzte unter anderem die Amovierung des Ministerpräsidenten Zankoff durch, der in der Donaukommission sich des Wortbruchs gegenüber Österreich-Ungarn schuldig gemacht hatte. Ebenso fand auch Alex-

ander in Kh. eine kräftige Stütze; denn dieser half den Staatsstreich vom 9. Mai 1881 vorbereiten, durch den der Battenberger schier zu unbegrenzter Macht gelangte.

Wie anders war die Rolle beschaffen, die dem Grafen Kh. einige Jahre später als dem Gesandten unserer Monarchie am Belgrader Hofe zufiel! (Dieser war im Februar 1881 zur Dienstleistung in das auswärtige Amt einberufen worden. Am 24. Oktober desselben Jahres erfolgte seine Ernennung zum Legationsrat I. Klasse mit Titel eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers.) Trotz Berliner Vertrag ward 1885 in Philippopol die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien proklamiert. König Milan, der die vitalsten Interessen Serbiens gefährdet sah, griff zum Schwerte, um die Errichtung eines großbulgarischen Reiches zu verhindern; seine Armee wurde jedoch geschlagen. Der verzweifelte König drohte mit Abdankung, da intervenierten noch am selben Tage (25. November), auf Veranlassung Kh.s, die drei Kaiserhöfe. Milan ordnete deshalb den Rückzug seiner Truppen an, während in Sofia die Einhändigung der chiffrierten Interventionsnote »zufälligerweise« eine Verzögerung erfuhr (Österreichische Rundschau XXV, 272). Die bulgarische Armee überschritt die serbische Grenze und marschierte am 26. November in Pirot ein.

Es ergab sich die Notwendigkeit, dem weiteren Vordringen des Battenbergers Halt zu gebieten. Der unsicheren Verhältnisse halber unterblieb die Absendung einer Depesche an Baron Biegeleben, den österreichisch-ungarischen Vertreter in Sofia, und so wurde Graf Kh. mit der Mission betraut, den Bulgarenfürsten zur Niederlegung der Waffen zu bewegen; nur enthielt diese Ordre nichts über die Art und Weise der Ausführung. Nicht lange jedoch schwankte Graf Kh. — rasch entschlossen fuhr er nach Nisch, von wo er unverzüglich aufs Schlachtfeld nach Pirot ritt. Es war die höchste Zeit, denn schon setzte sich die bulgarische Armee gegen Nisch in Bewegung. Kh. stand vor dem siegreichen Battenberger; in gemessener Rede gab er ihm den Wunsch des Kaisers und Königs zu erkennen, daß Alexander dem Beispiele Milans folgen und die Feindseligkeiten einstellen möge. Sonst würde Kaiser Franz Josef, der Herrscher über drei Millionen Serben, noch am selben Tage seine Truppen einmarschieren lassen. Einzig und allein infolge dieser Drohung sah sich Fürst Alexander zum Rückzuge veranlaßt.

Moralisch herabgestimmt begab sich Graf Kh. nach Nisch, wo inzwischen Fürst Heinrich Liechtenstein mit dem Maltesersanitätszug eingetroffen war. Das Gefühl der Verantwortung lastete schwer auf dem Gesandten, und trüber Ahnungen voll drückte er dem Freunde gegenüber die Befürchtung aus, daß das diplomatische Husarenstück wohl nicht ohne schlimme Folgen für sein ferneres Schicksal sein werde. In Belgrad angekommen, bangte ihm auch für das Schicksal der Dynastie Obrenowitsch; denn die öffentliche Meinung sah in Milan den Verräter des Serbentums und den mit Geld erkaufte Vasallen Österreich-Ungarns. Ebenso wenig blieb Graf Kh. vor Angriffen der Russophilen verschont; seine Stellung gestaltete sich immer schwieriger, Gereiztheit und Verbitterung sprachen aus seinen Berichten, und schließlich wurde er *ad audiendum verbum* nach Wien berufen.

Die scharfe Auseinandersetzung mit dem Minister, die nun folgte, schüchterte den Grafen Kh. keineswegs ein; dieser gewann vielmehr in der neuen Fehde frische Kräfte, und nicht ohne harten Widerstand wollte er sich aus dem Sattel

heben lassen. Seine Zuversicht wuchs, was die Zukunft betraf; nur mußte er sich sagen, daß er unter den gegebenen Verhältnissen wohl nicht als Sieger hervorgehen werde. Denn Rußland forderte Genugtuung für Kh.s Ritt nach Pirot, da es mit Österreich-Ungarn die Vereinbarung getroffen hatte, daß man keinen wie immer gearteten Einfluß auf den Verlauf des Krieges nehmen sollte.

»Am Ballplatz ist alles so verdonnert — schrieb Graf Kh. an einen seiner Freunde — daß niemand aufzublicken wagt.« Denn man mußte dem Petersburger Kabinett den Beweis erbringen, daß der Gesandte in Belgrad zu keiner so weitgehenden Intervention der österreichisch-ungarischen Monarchie ermächtigt gewesen sei; äußerst peinlich war es daher, daß König Milan dem Kaisershofe immer wieder seinen Dank für die Hilfsaktion abstattete. Kh. ließ den serbischen Minister Garaschanin bitten, den König zur Einstellung weiterer Briefe zu veranlassen. Er teilte ihm auch mit, daß alle Voraussetzungen irrig gewesen seien, weshalb man den Abschluß des Friedens beschleunigen möge. Dieser erfolgte am 2. März 1886 in Bukarest auf Grundlage des *status quo ante*, während die Pforte die bulgarische Union anerkannte. In jenen Tagen schwerer Spannung zwischen Österreich-Ungarn und Rußland schwand der politische und persönliche Einfluß Milans immer mehr dahin; aber auch in Bulgarien wühlte die Partei der Russophilen, die einen Anschlag gegen den Battenberger vorbereitete. Kh. erfuhr davon in Kissingen und meldete es persönlich dem Grafen Kálnoky, der damals mit Bismarck zusammentreffen wollte. Der Minister lächelte ungläubig, und »der Unglücksprophet« mußte des andern Tages seine Information vor dem deutschen Reichskanzler wiederholen. Die kommenden Ereignisse strafen den Gesandten nicht lügen: am 21. August 1886 wurde der Bulgarenfürst von aufständischen Offizieren entführt, und er mußte in der Folge auf Wunsch Alexanders III. dem Thron entsagen. Dieselbe Konstellation zog auch, am 28. November 1886, die Abberufung Kh.s nach sich.

So fand eine der schwierigsten Missionen, die Kh. jemals erfüllt hatte, einen traurigen Abschluß; sein Name aber gehörte bereits der Weltgeschichte an. Allerdings war er am Balkan, insbesondere in Bulgarien, zu keiner schmeichelhaften Popularität gelangt: die Theaterschmieren pflegten des öfteren eine Pantomime, betitelt »Der serbisch-bulgarische Krieg«, aufzuführen, wo man den Reiter von Pirot als den leibhaftigen Gottseibeius darstellte; die Jugend dachte ihm ebenfalls, und zwar in dem Spiele »Serben und Bulgaren«, eine Rolle zu, die sich freilich der vielen mit ihr verbundenen Prügel halber keiner sonderlichen Beliebtheit erfreute.

Kh. sah sich in Disponibilität versetzt; grundlos war jedoch die Befürchtung, daß er bis zu seiner Wiederanstellung den Sturz des Ministers werde abwarten müssen; denn noch unter dem Grafen Kálnoky, dessen Gerechtigkeitssinn sich durch kein persönliches Empfinden beeinflussen ließ, erhielt er den Brüsseler Posten. Ein kräftiges Leben pulsierte in dem belgischen Staate. Der Kampf zwischen Klerikalen und Liberalen, die Forderung des allgemeinen Stimmrechts, das Ringen der arbeitenden Klasse nach Sicherung und Verbesserung ihrer Lage, die schwierigen Aufgaben, welche die Regierung daher zu lösen hatte — dies alles hinderte nicht den wirtschaftlichen Aufschwung des Landes, das auch, dank der Privatunternehmung seines Königs, eine Kolonialmacht wurde. Die Hauptstadt geizte nach der Ehre, internationalen Veranstaltungen und Kongressen als Sitz zu dienen. So tagte 1890 in Brüssel die Antisklavereikonferenz,

der Graf Kh. als Vertreter Österreich-Ungarns beiwohnte. Am 10. Mai legte ihr die belgische Regierung den Antrag vor, die Bestimmungen der Generalakte von 1885 zu revidieren; demgemäß sollten die Staaten, die im Kongobassin Ländergebiete besaßen, ermächtigt sein, die eingeführten Waren mit Zöllen zu belegen. Kh. beteiligte sich lebhaft an den Debatten, wo er gar oft in scharfen Konflikt mit seinen englischen Kollegen geriet; König Leopold ließ ihn daher eines Tages bitten, sie nicht allzu heftig anzugreifen, da ja gerade die Bevollmächtigten Englands jenen Antrag aufs wärmste unterstützten. Am 2. Juli erfolgte die Unterzeichnung eines Vertrags, der es dem Kongostaat ermöglichte, eine eigene Finanzpolitik zu treiben und kreditfähig zu werden. Auch die Zuckerkonferenz wurde nach Brüssel einberufen, in welcher Graf Kh. Österreich vertrat. Er stellte auch diesmal seinen Mann; als praktischer Landwirt, der auf seinem schlesischen Präbendengute zwei Zuckerfabriken verwaltete, kannte er selbst die subtilsten Details der so schwierigen Frage. Die Delegierten Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches, mit denen er häufige Vorbesprechungen pflog, hatten daher kein leichtes Spiel: Kh. verteidigte seine Propositionen und wehrte sich »wie ein Löwe« gegen deren Streichung. Ebenso energisch hielt er in der Konferenz, der er bisweilen präsierte, dem Franzosen und dem Engländer stand, bis schließlich, am 5. März 1902, die Unterzeichnung einer Konvention erfolgte, kraft deren durch Abschaffung aller direkten und indirekten Prämien und Herabsetzung des Schutzzolls auf 6 Francs Maximalhöhe die Erzeugung des für Exportzwecke bestimmten europäischen Rübenzuckers eingeschränkt werden sollte. Man begrub die Streitaxt, hielt Reden, »um sich mit Blumen zu bedecken«, es herrschte »allgemeine Rührung« und wiederholter Beifall lohnte den Minister Frankreichs, als er dem Vertreter Österreich-Ungarns die Anerkennung der Versammlung aussprach.

Graf Kh. hatte inzwischen schwere Tage erlebt, und es gab eine Zeit, wo er sich ernstlich mit dem Gedanken trug, der diplomatischen Karriere zu entsagen und sie mit dem Präsidium der Südbahn zu vertauschen. Diese Absicht scheiterte jedoch an dem Widerstand der Pariser Rothschilds. »Fast bin ich froh — so äußerte sich Kh. — daß ich dem Minister Goluchowski nichts gesagt habe; *il faut attendre et avoir patience*«. Nur wurde seine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Schon glaubte er, einer Bemerkung Mourawieffs zufolge, daß ihm der Petersburger Botschafterposten sicher sei; da fiel die Wahl des Monarchen auf den Gesandten in Bukarest, Baron Aehrenthal, den der Minister gleichfalls vorgeschlagen hatte. Dieser ließ dem Grafen Kh. mitteilen, daß er die Ernennung des jüngeren Diplomaten nicht als eine Zurücksetzung ansehen möge; der nächste in Erledigung kommende Posten, London, Paris oder Rom, sei ihm bereits zugedacht. Kh. war gekränkt und murmelte die Worte: »werde also meinen Bündel schnüren und gehen«. Er sah sich von seinem ehemaligen Attaché in Petersburg überholt — das schmerzte ihn tief, mochte er immerhin, wie die Billigkeit es erheischte, die hohe diplomatische Begabung Aehrenthals neidlos anerkennen. Was durfte er da noch hoffen? Dem 55. Lebensjahre nahe, lag es keineswegs in seiner Absicht, so lange zu dienen, bis seine Berichterstattung »nur mehr Heiterkeitserfolge« erzielen konnte. Er wollte zunächst Gewißheit haben über die Pläne des Ministers und im Falle eines unbefriedigenden Bescheids den Dienst verlassen. »Leicht wird es mir nicht fallen — so schrieb er nach Wien — denn ich hänge daran mit allen Fasern meines Herzens«. Die

Antwort des Grafen Goluchowski verschaffte ihm Beruhigung, wogegen er »das Pflaster« — die Eiserne Krone I. Klasse — mit Wehmut in Empfang nahm; er dachte an seinen Ritt nach Pirot, damals hätte ihm diese Auszeichnung wohl große Freude bereitet.

Kh. wurde seit dem Frühjahr 1900 für die Botschaft beim Heiligen Stuhle in Aussicht genommen, was jedoch keineswegs seinen Wünschen entsprach. Das Salonblatt vom November 1900 brauchte nicht erst die Notiz zu bringen, daß ihn der Vatikan nicht gern als den Vertreter Österreich-Ungarns sehen würde — niemand wußte das besser als Kh. selbst, der sich außerdem die nötige Eignung nicht zuerkannte und daher nichts unversucht ließ, den Minister umzustimmen. Seine Bemühungen blieben fruchtlos, obwohl man auch in höheren Kreisen gegen die geplante Ernennung Kh.s protestierte. Die Kurie verweigerte schließlich das *Agrément*, und zwar mit der Begründung, daß sich Graf Kh. zweimal in abfälliger Weise über das *dominium patrimoniale* geäußert habe. Nur konnte dieser im Februar 1903 persönlich in Rom den Beweis erbringen, daß er verleumdet worden sei, und es gelang ihm zum größten Erstaunen des Botschafters am Quirinal Pasetti, »zum Heiligen Vater zu dringen«. Mit dem apostolischen Segen Leos XIII. beglückt und des Wohlwollens Rampollas versichert, kehrte Kh. in die Heimat zurück.

»Am Ballplatz steckt man in der peinlichsten Verlegenheit und weiß nicht, wie man mir die Sachlage mitteilen soll. Ob nun andere Verschiebungen, Abschüsse oder Veränderungen erfolgen sollen, oder ob man mich einfach fallen läßt, ist noch nicht bestimmt; ich glaube an die zweite Alternative und werde natürlich die unvermeidliche Konsequenz ziehen.« Mit diesen Worten schilderte Kh. einem seiner Freunde die Situation, als er vom Vatikan abgelehnt worden war. Viele bezeichneten ihn aber als den Nachfolger Goluchowskis. »Vorläufig — so meinte Kh. — bin ich der gehende und nicht der kommende Mann.« Denn er bat um die Übernahme in den Stand der Disponibilität. Diesem Wunsche wurde im November 1901 willfahrt, und Kh. erhielt gleichzeitig, einer früheren Zusage des Ministers gemäß, den Titel und Charakter eines Botschafters; drei Monate darnach erfolgte seine Berufung ins Herrenhaus, die er sich gleichfalls ausbedungen hatte. Am 5. März 1902 setzte er noch seinen Namen auf die Zuckerkonvention und schloß damit den letzten Akt seiner vierzehnjährigen Tätigkeit in der belgischen Hauptstadt; tags darauf überreichte er sein Abberufungsschreiben. Nicht leichten Herzens schied Graf Kh. von Brüssel, wo zahlreiche Freunde seinen Abgang betrauernten und er die glücklichsten Stunden seines Lebens verbracht, aber auch seelische Qualen ausgestanden hatte. . . .

Graf Kh. begann den neuen Abschnitt seiner diplomatischen Laufbahn unter günstigen Auspizien: kein geringerer als der geliebte Kaiser teilte ihm mit, daß er gar bald »eine gute Botschaft« erhalten werde. Da drohten die Aufklärungen, die Kh. am 16. Dezember 1902 den Mitgliedern des parlamentarischen Zuckerkomitees über die Brüsseler Konvention gab, alles wieder in Frage zu stellen; sie betrafen die Absicht Englands, von seinen autonomen Kolonien, trotz § 4 der Vereinbarung, niemals Strafzölle einzuheben. Der Finanzminister Böhm fühlte sich durch die Ausführungen Kh.s persönlich getroffen und wollte sogar um seine Demission ansuchen. Graf Goluchowski legte sich ins Mittel, und der Botschafter mußte, wenn auch äußerst ungerne, die peinliche Affäre

auszugleichen trachten. Er hatte noch an demselben Tage eine Besprechung mit Böhm, der anfangs in höchster Erregung auf einen Widerruf bestand: Kh. weigerte sich jedoch, die Segel zu streichen, und schließlich vereinbarte man ein *Communiqué* in der Wiener Abendpost, das der Auffassung des Finanzministers ein Hintertürchen offen ließ und die Erklärung enthielt, daß Kh.s *Exposé* nicht richtig wiedergegeben worden sei. »Ich bin aber doch im Rechte!«, sagte sich der Botschafter, der daher mit Befriedigung in den Zeitungen las, wie der englische Handelsminister Balfour die Konvention auslegte. Um so schmerzlicher traf ihn eine tadelnde Bemerkung von allerhöchster Stelle, und er fürchtete sehr, daß der Zwischenfall nicht ohne Einfluß auf sein ferneres Schicksal bleiben werde. Gar bald aber faßte er neuen Mut; denn England wollte die Brüsseler Konvention nur unter dem Vorbehalte ratifizieren, daß es in keiner Weise zur Anwendung der stipulierten Strafbestimmungen gegen Kolonien verpflichtet sei, die Prämien gewährten. Das österreichische Finanzministerium hatte mit diesem Umstande nicht gerechnet, und Kh. war daher glänzend gerechtfertigt.

Dem Herrenhause oblag nun die Aufgabe, der vom Abgeordnetenhause bereits angenommenen Konvention gleichfalls zuzustimmen und sich über eine Gesetzesvorlage zu äußern, die unter anderem die Aufteilung der Kontingentierung zwischen den beiden Reichshälften betraf. Kh., der in seiner Jungfernrede vom 30. Mai 1902 die Sachlage beleuchtet hatte, wollte ursprünglich den formellen Antrag einbringen, daß man die Konsumsteuer bis zur Parität mit dem in Deutschland geltenden Satze reduziere. Er erkannte jedoch die Aussichtslosigkeit eines derartigen Schrittes, weshalb er um so deutlicher auf die schädlichen Folgen der Kontingentierung hinwies und zugleich die unbedingte Annahme der Konvention empfahl. Seine temperamentvolle Rede machte Eindruck, einige Pfeile saßen tief — das bereitete ihm das meiste Vergnügen. Nur ergab die Abstimmung nicht bloß die Annahme der Konvention, sondern auch des von ihm beanstandeten Gesetzes; die gemischte Kommission, die in Brüssel tagte, verwarf es, und der Tanz mußte von neuem beginnen. Triumphierend begab sich Kh. ins Herrenhaus, wo ihn zahlreiche Gesinnungsgenossen mit dem Rufe empfingen: »Sie haben Recht behalten!« — Böhm und Körber jedoch wichen ihm aus.

Graf Kh. saß wieder fest im Sattel und harrte seiner Berufung nach Paris. Als diese am 9. Dezember 1903 erfolgte, war das heißersehnte Ziel seines Lebens erreicht; mochten auch trübe Gedanken ihn bestürmen, die Freude überwog. »*Ça y est*«, telegraphierte er einer Freundin, die seinem Herzen nahestand.

In dem herrlichen Botschaftspalais in der Rue de Varenne residierte nun Graf Kh. Am 31. Dezember überreichte er dem Präsidenten Loubet unter dem üblichen Zeremoniell sein Beglaubigungsschreiben und hielt eine Rede, die großen Beifall und herzliche Erwiderung fand. Beim Abschied von der Ehrenkompagnie dankte er deren Kapitän und gab ihm die Hand — »*ce qui fit de la sensation*«. Daß man es aber nicht bloß mit einem Kavalier, sondern auch mit einem schneidigen Repräsentanten der österreichisch-ungarischen Monarchie zu tun haben werde, gab Kh. schon in der allernächsten Zeit dem Minister Delcassé deutlich genug zu verstehen: »Ich sagte ihm einiges, was ihn zusammenfahren machte.« Kh.s Äußerungen bezogen sich auf das Kesseltreiben einiger chauvinistischer Politiker. Die Stellung des Botschafters war keineswegs leicht: Constans in-

trigierte gegen unsere Monarchie und schürte daher in Italien. Kh. blieb gleichfalls vor Angriffen nicht verschont, ließ sich jedoch durch die Schmähartikel des *Cri de Paris* nicht im mindesten einschüchtern. Auch während des Marokkokonflikts bewahrte er kaltes Blut. Als sich die Republik nach Delcassés Rücktritt gewillt zeigte, kriegerischen Plänen zu entsagen und Deutschlands Einladung zur Konferenz anzunehmen, geriet Graf Kh. in den Verdacht, daß er »eigene Marokkopolitik« mache und den Botschafter des Kaisers Wilhelm »schneide«. Das lag ihm wohl fern; er stand ja im besten Einvernehmen mit Radolin und tat alles, auf daß Österreich-Ungarn weder lau gegenüber Deutschland erscheine, noch Frankreich ernstlich verstimme. Am 16. Januar 1906 wurde in Algeciras die internationale Konferenz eröffnet; von neuem prallten die französisch-deutschen Gegensätze aufeinander, und wiederum herrschte kriegerische Stimmung in Paris. Frankreich setzte aber vieles aufs Spiel, wenn es zum Äußersten schritt — unvermeidlich war der Kampf mit der Reaktion. »Dann ist das Kaiserreich da und Ihre höchstgeliebte Republik beim Teufel!« so sagte Graf Kh. damals einem Minister, der keine andere Entscheidung als die mit dem Schwerte für möglich hielt. Kh. blieb kühl und optimistisch zugleich; er beschwichtigte die erregten Gemüter und prophezeite eine friedliche Lösung der Frage. Die Algecirasakte kam allerdings zustande, nur stellte sie die Unabhängigkeit Marokkos und die wirtschaftliche Gleichberechtigung aller Mächte fest, was die französische Nation mit nichten befriedigte; denn diese strebte nach wie vor die »Tunifikation« Marokkos an. Da suchten, im September 1908, einige deutsche Deserteure der in Casablanca stationierten französischen Fremdenlegion unter deutschem Schutze zu entkommen; es entspann sich ein Kampf mit französischen Soldaten, wobei auch Angehörige des deutschen Konsulats in Mitleidenschaft gezogen wurden. Dieser Zwischenfall verursachte heftige Erregung, und Kh. suchte begütigend einzuwirken, weshalb er dem Wunsche des Pariser Auswärtigen Amtes zuvorkam und nach Wien schrieb, daß das Ministerium in Berlin intervenieren möge. Der Streit wurde in der Tat schiedsgerichtlich beigelegt und der Krieg vermieden, der angesichts der deutschfeindlichen Haltung Englands auszubrechen drohte.

Die französische Regierung hatte schon früher, in einer nicht minder heiklen Angelegenheit, die guten Dienste des Botschafters in Anspruch genommen, und zwar zur Zeit des Konfliktes mit der Kurie. Frankreich verfolgte eine streng antiklerikale Politik, die zur Trennung des Staates von der Kirche führte; die Religion wurde als eine Privatsache der Gläubigen erklärt und der Staat seit dem 1. Januar 1906 der Verpflichtung enthoben, Geistliche zu besolden und für die Erhaltung kirchlicher Gebäude zu sorgen. Am 11. Dezember lief die zur Bildung von Kultgemeinden festgesetzte Frist resultatlos ab, weshalb man zur Offensive schritt: das Kirchengut wurde dem Staate überantwortet, der päpstliche Geschäftsträger Montagnini ausgewiesen und sein Archiv beschlagnahmt. Am 3. Februar 1907 richtete Kh., der die kirchenfeindliche Strömung entschieden verurteilte und mit Bedauern sah, wie gewalttätig die Regierung in der kirchlichen Inventarisierung vorging, im Auftrage des Auswärtigen Amtes die Frage an Pichon, den Minister des Äußern, ob er gewillt sei, dem Heiligen Stuhle durch die Vermittlung der österreichisch-ungarischen Botschaft das Nuntiaturarchiv auszuliefern. Pichon erklärte sich dazu »mit Vergnügen« bereit; mußte er doch froh sein, diese peinliche Affäre aus der Welt geschafft zu sehen. Der Ministerrat

stimmte gleichfalls zu, und die Papiere wurden daher dem Botschafter übergeben. Nun hub die Zeitungshetze gegen den Schützer der päpstlichen Kurie an, der sich jedoch trotz wiederholtem Drängen seiner Gesinnungsgenossen zu keiner Erwiderung herbeiliess. Da erzählte der Figaro, daß Kh. den päpstlichen Sekretär gewarnt und, allerdings vergeblich, aufgefordert habe, sich und seine Briefschaften noch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Kh. sprach darüber äußerst erregt mit Clémenceau, der indes die Sache »*en bagatelle*« nahm und ihm folgendes sagte: »Sie haben derart korrekt gehandelt, daß wir keinerlei Vorwurf gegen Sie erheben können.« Kh. erhielt für die Archivrettung den Piusorden und beglückwünschte sich im übrigen, mit Montagnini nur wenig im Verkehr gestanden zu sein: »bin daher im Diario nicht erschienen«.

Der gute Humor und die imponierende Offenheit des Botschafters erleichterten den Geschäftsverkehr, und gern hatten es die Männer des republikanischen Regimes mit dem Repräsentanten einer Monarchie zu tun, der sich bisweilen über die konventionellen Regeln hinwegzusetzen pflegte. Nur fand dieser Brauch, sobald er von den Ministern geübt wurde, nicht immer die Billigung Kh.s. Eines Tages, zur Zeit des Handelszwistes zwischen Österreich-Ungarn und Serbien, ließ Clémenceau dem Botschafter durch den Vertreter der »Neuen Freien Presse« sagen, er solle Pichon besuchen, der ihm einen Antrag in betreff Serbiens machen werde. »*Quelle drôle de forme et quelles mœurs!* — so äußerte sich Kh. — alles ist jetzt journalistisches Geschäft!« Auch er rechnete mit dem Einfluß der Presse und gewährte daher oftmalige Interviews, insbesondere in den Tagen der Balkankrise. Aufmerksam beobachtete er den Gang der Dinge, und da hegte er die sichere Überzeugung, daß eine erfolgreiche Balkanpolitik des Wiener Kabinetts nur im Einvernehmen mit England zu erwarten sei. »König Eduard — so lautete ein Ausspruch, den er am 5. Oktober 1907 tat — ist heute *l'arbitre du monde* und Kaiser Wilhelm ganz im zweiten Plan.« Arbeitete doch England an einer Isolierung und Einkreisung Deutschlands, weshalb es auch das österreichisch-ungarische Projekt der Sandschakbahn, in welchem es eine Gefährdung seines Handels sah, als Handhabe benutzte, um womöglich Rußland vollends an sich zu ketten und zugleich eine radikale Lösung der orientalischen Frage herbeizuführen. Immerhin erwies sich Graf Kh. als ein getreuer und verlässlicher Mitarbeiter des Ministers Aehrenthal; er wirkte auf die Presse ein, berichtigte irrige Anschauungen und war im Sinne einer Politik tätig, die unserer Monarchie die Verbindung mit Saloniki sichern wollte, ehe die russisch-englische Annäherung diese Absicht durchkreuzte. Deshalb unterhielt er auch einen regen Verkehr mit dem türkischen Botschafter, dem er nach einem Diner die Worte zurief: »*Padischahim Tschock Yascha!*« Der Türke geriet ob dieser unvermuteten Aufmerksamkeit vor Entzücken »ganz außer Rand und Band«.

Die politische Atmosphäre wurde immer schwüler, und es hatte den Anschein, als sollte die mazedonische Frage große Verwicklungen nach sich ziehen. Da warf der jungtürkische Coup alle Verabredungen, die König Eduard zu Reval mit dem Zaren getroffen, jäh über den Haufen. Die früheren Klagen über Abdul-Hamids Tyrannei und Unzuverlässigkeit mußten verstummen, als der Sultan fiel und die jungtürkische Partei die parlamentarische Freiheit auf ihre Fahne schrieb. Die westlichen Großmächte, in erster Linie England, konnten ja unmöglich ein Reformwerk guthießen, das das Ausland einem zur Selbst-

bestimmung erwachten Volke oktroyiert hätte. Die Reformaktion war sonach abgetan. »Das ist Gewinn!« meinte Graf Kh., die Lage jedoch gestaltete sich noch schwieriger. Denn angesichts der unsicheren Verhältnisse am Balkan plante das Wiener Kabinett schon seit geraumer Zeit eine endgültige Regelung der staatsrechtlichen Beziehungen Bosniens und der Herzegowina zur Monarchie; es war daher gesonnen, neben die über diese Territorien bisher faktisch ausgeübte Souveränität auch die formelle treten zu lassen. Da jeder Versuch einer Verständigung mit der Pforte von vornherein als fruchtlos angesehen werden mußte, so erwies sich zunächst die Zustimmung Rußlands als notwendig. In der Tat wurde auf Grund der zwischen Aehrenthal und Iswolsky in Buchlau (15. September 1908) gepflogenen Besprechungen konstatiert, daß Rußland unter gewissen Voraussetzungen keinen Einspruch gegen die Annexion erheben werde. Der deutsche Alliierte billigte gleichfalls die Absicht Aehrenthals, die Krönung des von Andrassy begonnenen Werkes vorzunehmen, wogegen Italien, der Dritte im Bunde, noch eine abwartende Haltung beobachtete.

Am 19. September wurde Kh. zu Aehrenthal berufen. Wie leuchtete sein Auge, wie pochte sein Herz, als er in jener denkwürdigen Stunde dem Minister gegenüber saß, der ihm mit klassischer Ruhe das großzügige Programm entwickelte. Das war eine Aktion so recht nach seinem Sinn, doch verkannte er nicht die Gefahr der Situation: er sah die großserbische Partei in voller Arbeit, wußte, daß die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens bevorstehe, und mißtraute gründlich dem leitenden Staatsmanne Rußlands.

Graf Kh. fuhr nach Paris, wo er noch am Tage seiner Ankunft, am 3. Oktober, Pichon unverzüglich von dem Entschlusse des Monarchen in Kenntnis setzte, Bosnien und die Herzegowina zu annektieren. Der Minister, auf diese bündige Botschaft nicht gefaßt, zeigte sich »eher« bestürzt, versprach jedoch, keinen Lärm zu schlagen. Nicht minder betroffen war Fallières, dem Kh. am Abend das Sendschreiben des Kaisers einhändigte. Der Präsident erhob einige Einwendungen und äußerte den Verdacht, daß das Wiener Kabinett die Bulgaren zur Unabhängigkeit treibe. Kh. antwortete, es sei dieser Schritt des Fürsten Ferdinand wohl nicht zu vermeiden, was aber die Annexion betreffe, so werde Österreich-Ungarn seine friedlichen Absichten durch die Räumung des Sandschaks bekunden. Er bat um Diskretion bis zum 6. Oktober; denn seinen Instruktionen gemäß sollte die Verständigung Frankreichs und der übrigen Signatarmächte des Berliner Kongresses erst an diesem Tage erfolgen. Der Präsident konnte jedoch keine Zusage machen, da er nicht wußte, ob seine Minister sie billigen würden. Inzwischen hatte Clémenceau durch die Agence Fournier alles ausposaunt, und so durfte sich die Republik der Ehre rühmen, als der erste Staat von der geplanten Annexion erfahren zu haben — ein Umstand, welcher der österreichisch-ungarischen Diplomatie keineswegs zum Schaden gereichte; denn Frankreich war auch die erste Macht, die den neu geschaffenen Zustand in offizieller Form anerkannte.

Am 5. Oktober proklamierte Fürst Ferdinand die Unabhängigkeit Bulgariens, und am selben Tage erklärte Kaiser Franz Josef Bosnien und die Herzegowina als integrierende Bestandteile seiner Monarchie.

Die Preßkampagne hub an. Unermüdlich arbeitete Graf Kh., der sich auch der Gegenzüge Iswolskys zu erwehren hatte. Der Russe wollte, trotz früheren Versprechungen, die internationale Anerkennung der Annexion hintertreiben.

Es wurde die Idee eines Kongresses lanciert — »man spielt falsches Spiel mit uns«, sagte Graf Kh., der im Sinne der Weisungen Aehrenthals kategorisch darauf bestand, daß die Konferenz einzig und allein die Anerkennung der Annexion aussprechen und den Artikel des Berliner Kongresses hinsichtlich Bosniens und des Sandschaks als erloschen erklären dürfe. Die Kongreßidee scheiterte daher.

Die unerhörtesten Zumutungen wurden an Kh. gestellt. So fragte ihn ein englischer Reporter, ob wegen des § 25 des Berliner Traktats eine geheime Abmachung zwischen Österreich-Ungarn und der Pforte getroffen worden sei. »Ich sage nein!« Ein andermal proponierte man ihm Arsen Karageorgewitsch als König von Bosnien! »Ich lehne ab!« Es folgten harte Auseinandersetzungen mit Iswolsky, der dem Botschafter mitteilte, er habe gehört, wisse aber nicht von wem, »*que la Bulgarie précéderait notre annexion*«. »Ich sage ihm, es ist nicht wahr!« Serbien und Montenegro rüsteten, und es drohte der Ausbruch eines blutigen Krieges. Iswolsky kam wieder und verlangte von Kh., daß Österreich-Ungarn dem serbischen Wunsche nach einer Kompensation willfahre. »Ich antworte nein!« Gleich energisch wies der Botschafter das Ansinnen eines türkischen Agenten zurück, daß die Wiener Regierung eine Revolution in Syrien anzetteln möge, um die jungtürkische Boykottbewegung abzulenken. Kh. schlug einen direkten Ausgleich mit der Pforte vor, der man 25 bis 30 Millionen Kronen als Entschädigung zahlen solle. In der Tat wurden Verhandlungen zwischen Wien und Konstantinopel eingeleitet, die am 26. Februar 1909 einen befriedigenden Abschluß fanden; nur leistete Österreich-Ungarn keine Entschädigung für die Einbuße der Souveränitätsrechte, sondern es zahlte bloß einen Kaufschilling für die Übernahme der Staatsgüter. Um so gereizter wurde daher die Stimmung in Belgrad. Kh. hatte im Oktober einen heilsamen Aderlaß empfohlen, und nun schreckte auch er vor einem Kriege zurück, der unberechenbare Folgen nach sich ziehen konnte. Er hielt aber den Ausbruch der Feindseligkeiten für unabwendbar, als er, am 24. März 1909, die französische Hauptstadt verließ. Erst nach Rußlands Erklärung, keiner Forderung Serbiens das Wort reden zu wollen, verstummte das Kriegsgeschrei, und der Balkanstaat entsagte in aller Form seinen Ansprüchen.

Der getreue deutsche Alliierte hatte gewiß einen starken Druck auf das Petersburger Kabinett ausgeübt; doch war auch von seiten der Republik die große Aktion des Grafen von Aehrenthal, durch die der Monarchie endlich wieder die gebührende Stellung im europäischen Konzerte errungen wurde, kräftig unterstützt und zugleich das möglichste getan worden, um den Frieden Europas nicht zu gefährden. Diese freundschaftliche Haltung Frankreichs, das damals so recht das Zünglein an der Wage darstellte, war nicht zum mindesten das Verdienst Kh.s; er hatte seine eigene Haut zu Markte getragen und eben dadurch die öffentliche Meinung für Österreich-Ungarn gewonnen. »Ich bin eine kombative Natur und fühle mich im Getümmel wohl. Diesmal aber — so schrieb er einem Freunde — war es doch sehr arg.« — —

»*C'est quelqu'un*« pflegt man in Frankreich von dem zu sagen, der seiner Umgebung durch stark ausgeprägte Individualität Achtung einzuflößen weiß. Ein solcher Mann war Kh., dessen langjähriges Wirken die Unrichtigkeit der Anschauung offenbart, daß der diplomatische Beruf die Persönlichkeit vernichten müsse. Graf Rudolf blieb »der Khevenhüller«, niemals machte er ein diploma-

tisches oder stilistisches Photographiegesicht und in keiner Lebenslage wollte er sich seiner Ursprünglichkeit begeben. Eben deshalb leistete er der Einladung nicht Folge, im Herrenhause irgendeiner Partei beizutreten, und zog es vor, als »Wilder« außerhalb der Parteien zu stehen.

Ohne Falsch und Hehl, klaren und durchdringenden Verstandes, ein glänzender Politiker, voll Leidenschaft und Humor, kennzeichnete Kh. Menschen und Dinge mit seltenem Freimut. Am deutlichsten und schärfsten äußerte er sich im schriftlichen Verkehr, und da beschlich ihn bisweilen die Sorge, daß er vielleicht zu weit gegangen sei. »Bitte, meine Briefe dem Feuer zu übergeben, sonst gibt es — schrieb er einem seiner Freunde — eine Neuauflage des Montagniniskandals, der ungeheuer ist.« Beifällig nahm er jedoch die Antwort entgegen, daß man diesem Wunsche niemals willfahren werde; es tat ihm wohl, sich geschätzt und gewürdigt zu sehen. Er verdiente diese Anerkennung in hohem Maße; denn trotz Schärfe seiner Ausdrucksweise war er edel und gut. Mochte der temperamentvolle Mann mitunter auch wettern und toben, es dauerte nicht lange, und er verzieh selbst seinen ärgsten Widersachern. Alles Ungemach war vergessen, als ihn die Kunde von dem Hinscheiden Kálnokys traf.

Graf Kh. war gerecht, und weder Haß noch Neid trübte sein Urteil; strengste Objektivität zeichnete ihn aus, sobald es ein solches zu fällen gab, und alle persönlichen Empfindungen traten in den Hintergrund. Nichts galt daher der Umstand, daß der jüngere Kollege Aehrenthal ihn überflügelt und als Minister des Äußern sein Chef geworden war. Kh. sah nicht mehr den glücklichen Rivalen, sondern bloß den energischen und zielbewußten Staatsmann vor sich, dem er folgendes Zeugnis ausstellte: »Der Wahrheit entspricht es, zu sagen, daß politisch ganz anders gearbeitet wird, es geschieht etwas.«

Sich selbst aber verkannte Graf Kh. in einem Punkte: er nannte sich einen Menschenverächter, und niemand war es weniger als er. Wo er Gutes tun konnte, tat er es mit Freuden, meistens heimlicherweise, getreu nach den Worten der Heiligen Schrift. Größte Sorgfalt widmete Kh. dem »Österreichisch-ungarischen Hilfsverein in Paris«, dem er seit den siebziger Jahren angehörte. Charakteristisch für seine Denkungsweise waren die Worte, die er in einer Generalversammlung des Vereins, der ersten nach seiner Ernennung zum Botschafter, an die Mitglieder richtete: rühmend hob er hervor, daß der Verein ohne Rücksicht auf Konfession und Abstammung seine Tätigkeit ausübe. Die Frage des Baues eines österreichisch-ungarischen Spitals war es insbesondere, mit der sich der Graf eingehend beschäftigte; seiner Anregung zufolge wurde gelegentlich des 60 jährigen Jubiläums unseres Monarchen der Beschluß gefaßt, eine Generalversammlung abzuhalten; in dieser sollte den patriotischen Gefühlen dadurch Ausdruck gegeben werden, daß man den seit langer Zeit in Aussicht genommenen Plan der Errichtung eines Spitals in Paris der Verwirklichung näher bringe und daher ein Komitee mit der Durchführung der erforderlichen Vorarbeiten betraue. Die schwere Krankheit des Botschafters stellte aber alles wieder in Frage.

Den jungen Herren der Botschaft und seinen übrigen Schutzbefohlenen bis zu den Dienern und Jägern herab, ihnen allen ließ Graf Kh. seine Fürsorge angedeihen. Wie freute er sich des Leopoldordens, den 1898 sein »guter Thadée« (Graf Thaddäus Koziembrodski, damals Legationsrat in Brüssel, seit 1909 Gesandter in Stuttgart) erhielt, während es ihn schmerzte, daß »der gute Hadik« (Graf Maximilian Hadik v. Futak, damals Legationssekretär in Brüssel, seit

1909 Gesandter in Mexiko) leer ausgehen sollte. So mancher Attaché durfte sein großes und kleines Leid dem väterlichen Freunde klagen und sich Rats bei ihm erholen; da hatte der herzensgute und welterfahrene Missionschef bisweilen in Affären zu intervenieren, die nicht minder als die großen Weltbegebnisse sein diplomatisches Geschick auf eine harte Probe stellten. Es ereignete sich aber auch, daß er einem verliebten Quidam recht derb die Leviten las und dann folgendes über ihn niederschrieb: »Er war beichten gewesen und hatte darauf ein Schwitzbad genommen! Das zeigt schon, in welchem Zustand er war.« Ein anderes Mal wurde der Botschafter von einer verlassenen Schönen mit der Bitte bestürmt, ihr zur Rückkehr des ungetreuen Galans zu verhelfen. »*Prenez un autre!*« lautete die Antwort.

Jubelnd empfangen die Nichten und Neffen den lieben Onkel Rudi, wenn dieser nach Donau-Eschingen oder Lana kam, um dort einen Teil seines Urlaubes zu verbringen. Überall war der so liebenswürdige Gesellschafter, der immer froh gelaunte Jäger, Reiter, Sportsman und zugleich ungewöhnlich schöne Mann, unter dessen Banne wohl jeder stand, der ihn nur einmal gesehen, ein willkommener Gast. Mittelgroß, sehnig und schlank, dunklen Haupthaars, das zarte Antlitz von einem Vollbart umrahmt, hatte er die Kh.sche ein wenig gebogene Nase, einen feingeschnittenen Mund und braune Augen mit verzehrendem Feuer, die aber auch milde und gütig blicken konnten; seine klangvolle Stimme drang ins Herz, und gern empfand man den Druck der kleinen warmen Hand, die er von seiner schönen Mutter ererbt. Niemand wußte so gut zu kausieren wie er, so anschaulich und packend. Und sprach Graf Kh. gar von seinem Ritt nach Piro, da glich er dem Helden Odysseus, der dem Phäakenkönig Alkinoos seine Abenteuer erzählte. In Keszthely war es, bei Thassilo Fesztetics, wo der Gastfreund jene dramatische Episode wieder einmal schildern mußte — »die Mädchen hörten mit glänzenden Augen zu«.

Ein Feind jeder Sentimentalität, scheute sich Rudolf Kh., sein tiefes Gemüt zu offenbaren, weshalb er manche edle Regung gewaltsam unterdrückte und sich bisweilen als Zyniker gab. Er war einfach und anspruchslos, sobald es sein eigenes Ich betraf, prachtliebend und schier ein Verschwender jedoch in Ausübung des Dienstes; seine Dinners und Gardenparties genossen Weltruf, und er veranstaltete sie in der richtigen Voraussetzung, daß Talente allein nicht genügten, um sich und dem Staate Ansehen zu verschaffen. Die Ausgaben eines Botschafters sind ja gar oft der Gradmesser der politischen Bedeutung seines Hofes. Kh. erntete eines Tages das Lob, so recht gezeigt zu haben, was eine alte Monarchie zu leisten imstande sei.

Man nannte den Botschafter einen Reaktionär; er war es in der Tat, nur nicht in der üblen Bedeutung des Wortes. Denn Kh. verurteilte, von ethischen und politischen Beweggründen geleitet, bloß dasjenige, was den Autoritätsglauben erschüttern und untergraben konnte. Er hielt die Macht der Freimaurer für unbegrenzt und verfolgte daher mit Argwohn und Sorge die gesellschaftliche und staatliche Entwicklung. Er bezeichnete sogar die Ermordung des Königs von Portugal als das Werk jener »gottlosen Sekte« und stellte einen anarchistischen Anschlag entschieden in Abrede; er sah aber auch in dieser blutigen Katastrophe die Vergeltung für den unbestraft gebliebenen Belgrader Königsmord. Grauen packte den strenggläubigen Katholiken, als er in Paris mit Ministern verkehren mußte, die »dem verdamnten Orden« angehörten,

und da regte sich bisweilen der Wunsch in ihm, daß das republikanische Regime verschwinden und der Monarchie weichen möge — oft genug hatte er vormals in Brüssel mit dem Prinzen Napoléon die Chancen eines derartigen Umschwunges besprochen. Streng unterschied jedoch Graf Kh. zwischen seiner persönlichen Überzeugung und den Ansichten, die er als Repräsentant Österreich-Ungarns vertreten mußte.

Zu wiederholten Malen empfahl er die Ausnutzung des glücklichen Umstandes, daß zwischen unserer Monarchie und der französischen Republik kein direkter Interessenkonflikt obwalte, und so trug auch er seinen Teil dazu bei, daß sich die Beziehungen beider Staaten zueinander immer inniger gestalteten.

In altösterreichischen Traditionen aufgewachsen, sympathisierte Graf Kh. keineswegs mit den am Ruder befindlichen Politikern des marianischen Königreiches. Dem Gentleman und Staatsmanne widersprach auch das Feilschen in Staatsangelegenheiten; es verdrossen ihn ferner die staatsrechtlichen Bedenken, die man immer wieder in betreff Ungarns geltend machte, und mißmutig ließ er eines Tages folgende Äußerung fallen: *»On se moque de nous à la fin avec ces chinoiseries.«*

Ebensowenig fand die Wendung der Dinge diesseits der Leitha den Beifall Kh.s. Wie schmerzte es den patriotischen Mann, daß der Staat einen so traurigen Anblick innerlicher Zerrissenheit und unerquicklichen Nationalitätenhaders bot. Und nun sollte den bereits aufgewühlten Massen auch noch das allgemeine Stimmrecht zuteil werden! »Mit der 48er Partei am Ruder in Ungarn und dem *suffrage universel* in Österreich muß — so schrieb Graf Kh. einem Freunde — das geliebte Vaterland in Scherben gehen.« Er faßte den Vorsatz, im gegebenen Zeitpunkte eine Rede im Herrenhause zu halten. Die Philippika unterblieb; denn Kh. kannte die Verhältnisse in Wien zu genau, um nicht zu wissen, daß man sein Urlaubsgesuch schon der Motivierung halber abweislich bescheiden würde. Am 21. Dezember 1906 fiel im Herrenhause die Entscheidung, und ohne nennenswerten Widerstand streckten die Gegner der Wahlreform die Waffen. Als der Präsident der französischen Republik eine Lobeshymne über das Geschehene anstimmte, verbiß der Botschafter seinen Unmut; dann aber griff er zur Feder, um sich den Ärger von der Seele zu schreiben und in Privatbriefen und Berichten die gefährlichen Folgen jener Maßregel zu kennzeichnen. Der Ausfall der Wahlen bestärkte ihn in der Ansicht, daß seine Kassandrarufo nicht grundlos gewesen seien; das starke Gärungsmittel tat, seiner Überzeugung nach, der Monarchie nicht gut, immer kritischer ließen sich die Dinge an, weshalb Graf Kh. den verzeihlichen Wunsch hegte, »daß eine kräftige Faust in das Chaos hineinfahre«. »Wenn man — schrieb er damals einem Wiener Freunde — einen Ministerpräsidenten brauchen sollte, um den Staatsstreich zu machen und das allgemeine Stimmrecht wieder abzuschaffen, so stehe ich da. Adio!«

Graf Kh. hätte gewiß mit Bravour eine derartige Attacke ausgeführt; denn je größer die Schwierigkeit, desto heftiger sein Drang, eine kühne Tat zu wagen. So recht vom Schlage der Mariatheresienritter, war er eben deshalb zum leitenden Staatsmanne nicht geschaffen. Der energische und bisweilen tollkühne Politiker und Diplomat bedurfte einer umsichtigen Führung. Da hat ihn Benjamin Kallay gar treffend mit einem Vollblutpferde verglichen: Zügel los, wenn ein Hindernis zu nehmen ist, dann aber nach erfolgtem Sprung um so kräftiger anziehen. Kh. kannte sich genau und bekundete daher niemals die Absicht, Minister des

Äußern zu werden. »Gott wolle mich davor bewahren, ich könnte die Stellung nie annehmen«, so rief er aus, als die »Neue Freie Presse« ihn eines Tages als den Nachfolger des Grafen Goluchowski genannt hatte. Überdies widersprach es seinem Wesen, sich an der Campagne gegen seinen Freund und Chef zu beteiligen. Ein neuer Mann zog in das Palais am Ballplatz ein, und Kh., dessen Kandidatur man wirklich ernst genommen hatte, ergötzte sich an den erstaunten Gesichtern. »*C'est à crêver de rire*, denn von allem Anfange hat es nie eine andere Kandidatur gegeben als die Aehrenthals.« Also schrieb Kh., und nach wie vor widerstand er jeder Versuchung. Aber auch sich selbst wollte der Botschafter nicht aus dem Sattel heben lassen; als ihm ein Automobilunfall schier das Leben gekostet hätte, telegraphierte er voll Humor einem besorgten Freunde: »Befinde mich ganz wohl, Nachfolger müssen warten.«

Mit Leidenschaft hing Graf Kh. an seinem Berufe, der ihn jedoch nicht hinderte, sich auch schriftstellerisch zu betätigen. So veranlaßte er die Herausgabe der Aufzeichnungen seines Ahnen, des Fürsten Johann Josef, beteiligte sich lebhaft an der Redaktion und schrieb ein markiges Vorwort, das er für die »*Revue des deux Mondes*« ins Französische übersetzte. Nur beschlich ihn die Sorge, »daß die Sache Spektakel machen werde«. Denn er konnte seine polemische Natur nicht verleugnen. In der Tat fanden die »reaktionären« Anschauungen des Botschafters die strenge Mißbilligung eines ungarischen Delegierten. Kh. beschäftigte sich auch in der Folge mit Johann Josef, dem schlichten Chronisten der thesianischen Zeit und eines patriarchalischen Regimes, das den gleich patriotischen Nachkommen zu manchen Reflexionen veranlaßte. Strenge verurteilte er daher das Theaterstück »Maria Theresia«, das seinerzeit im Wiener Volkstheater zur Aufführung gelangte; er nannte es »eine Blasphemie auf Habsburgs größte Regentin«, und nicht minder verdroß ihn »die höchst lächerliche Figur«, welche der Obersthofmeister spielte. Allerdings schätzte er diesen ersten Fürsten seines Hauses bei weitem nicht so hoch wie Hans, den Botschafter Maximilians II. und Rudolfs II. am spanischen Hofe. Das war der echte, unverfälschte Khevenhüller, der Mann mit dem steifen Rückgrat und der köstlichen Ausdrucksweise. Graf Rudolf fühlte sich mächtig zu dieser kernigen Persönlichkeit hingezogen, die sein »Lebensideal« darstellte.

Er ging mit der Absicht um, auch Hansens Tagebuch zu publizieren — nur sollte diesmal ein anderer und nicht er die Vorrede schreiben.

Treu ergeben der angestammten Dynastie wie alle Kh., war Graf Rudolf »seinem lieben guten Herrn« jederzeit ein opferwilliger und verlässlicher Diener. Vielfache Aufzeichnungen zeugen von seiner Loyalität. »Ich bete für unsern Kaiser, daß ihm Gott aus der Not helfen möge«, so heißt es in einer Notiz, die er am 14. Oktober 1905 unter dem Eindrucke der ungarischen Wirren niederschrieb. Angstvoll sah er am politischen Firmamente schwarze Wolken aufsteigen; aber auch auf seinen eigenen Lebensweg senkten sich dunkle Schatten.

Todesahnungen beschlichen bisweilen den sensitiven Mann, und tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner, wenn er in einsamen Stunden die Bilanz seines Lebens zog. »Warum hat der Schöpfer dich bei Königgrätz nicht verschwinden lassen?« »Wie lange wird es noch dauern«, so fragte er sich, und pessimistisch lautete die Antwort. Denn seit Jahrzehnten hatte Graf Kh. mit körperlichen Leiden zu kämpfen; asthmatische Beschwerden, gichtische Anfälle, eine wandernde Niere und wiederholte Bronchialkatarrhe schwächten seine

Kräfte. Das eigentliche Übel aber saß in der rechten Halsdrüse, und schon im Jahre 1905 rieten die Ärzte zu einem operativen Eingriff. Das Sputum wies Eiterbazillen auf, die Drüse schwoll weiter und verursachte derartige Beschwerden, daß Kh., der Verzweiflung nahe, die Vornahme der Operation nun selber betrieb; diese sollte im Herbst 1908 erfolgen. Das soldatische Pflichtgefühl erwies sich jedoch stärker als der Selbsterhaltungstrieb. Denn Kh. wollte den Kaiser und den Minister nicht in einem Zeitpunkte schwerer politischer Verwicklungen im Stiche lassen: die Annexion Bosniens und der Herzegowina stand bevor, und so entschloß er sich, statt den Gang ins Sanatorium anzutreten, ohne Zögern zur schleunigen Rückkehr nach Paris. Unter furchtbaren Qualen verteidigte er die Interessen der Monarchie, dem Helden gleich, der schwer verwundet noch die Fahne schwingt, um Sieg und Ehr' dem Vaterlande zu erwirken. Das Goldene Vlies war sein Lohn. Ein kurzer Aufenthalt in Pau stärkte seine zerrütteten Nerven, ein Gebet in der Kathedrale Notre Dame de Victoires sein verzagendes Herz; dann aber eilte er nach Wien und lieferte sich dem Messer aus. Am 27. März 1909 wurde die fast schon versteinerte Drüse entfernt; erst am 12. Mai durfte Graf Kh. das Sanatorium verlassen. Einen Monat darnach ging er zum Kaiser, dessen liebevolle Worte ihn neu beseelten, und glücklich, dem geliebten Kaiser wieder dienen zu können, kehrte er auf seinen Posten zurück. Aber der tückische Feind gab sich keineswegs besiegt; er stach und bohrte in dem Neugebilde, das in beängstigender Weise wuchs. Wie sehr hatte sich der Botschafter auf die Tage in Donau-Eschingen, Mailberg und Riegersburg gefreut — und nun, welch grausame Enttäuschung! Blüten des Herzens sahen sein Neffe Toni Khevenhüller, sein treuer Freund Franz Liechtenstein und der Schreiber dieser Zeilen den von unsäglichen Schmerzen gepeinigten Mann in der Hardegger Gruft bei dem Sarge seines Bruders Karl knien, beten und weinen.

Die Kur mit Radium und Röntgenstrahlen, der sich Kh. in der Folge unterzog, verfehlte ihre Wirkung, und er verwünschte die Pariser Spezialisten, die ihn als »Radiumkaninchen« behandelt hatten. Er wandte sich an Kocher, den berühmten Berner Chirurgen, auf dessen Rat er den Entschluß faßte, durch Hochenegg eine neuerliche Operation vornehmen zu lassen.

Noch ein Gang in den Botschaftspark. Die alten Bäume fühlten den Frühling, der einsame Mann aber, der die Alleen entlangschritt, fühlte das nahe Ende; er dachte der glänzenden Gartenfeste, sah sich inmitten all der Pracht und Herrlichkeit, gesund und sprühenden Witzes. Längst entschwundene Zeit!

Tränenumflorten Auges verließ er die Stätte schöner Erinnerungen, richtete sich auf, als er den Hof betrat, und nahm bewegt Abschied von den Umstehenden. »Noch ein Gebet und in Gottesnamen ab!«

Am 25. April 1910 wurde Kh. zum zweiten Male operiert; sein Zustand jedoch war hoffnungslos. Vergebens suchte der Ärmste Heilung in Lana, vergebens betete er dort bei der »Maria im Walde« — das Krebsgeschwür wucherte weiter, und der gepeinigte Mann, dessen unerschütterliches Gottesvertrauen und ebensolche Energie allein ihn davon abhielten, seinen Qualen selber ein Ende zu machen, begab sich noch ein drittes Mal unter das Messer des Chirurgen. Ein neues Martyrium begann, und noch immer kannte Graf Kh., obwohl seine Stimme gelähmt und er auf künstliche Ernährung angewiesen blieb, die eigentliche Beschaffenheit des fressenden Übels nicht. Er hoffte vielmehr, da sich

in der Tat eine zeitweilige Besserung einstellte, wieder diensttauglich zu werden. Wie wußte er es daher dem Minister zu Dank, daß dieser den Botschafterposten nicht als erledigt ansehen wolle, und wie freuten ihn die trostreichen Worte seines »guten, lieben Schiessl« (Franz Freiherr von Schiessl-Perstorff, Seiner Majestät Kabinettsdirektor (unter Graf Kh. Legationsrat in Belgrad)).

Kh., der in gesunden Tagen jede sentimentale Regung gewaltsam unterdrückt hatte, zeigte sich seit dem Auftreten der Krankheit weich und sanft. Diese Stimmung wich aber einer stummen Resignation, als er sich rettungslos verloren geben mußte: der geschwächte Körper vermochte keine Nahrung mehr aufzunehmen. Kh. empfahl seine Seele zu Gott und nahm keinen Anteil mehr an der Außenwelt. Am 20. Oktober 1910 verschied er, den verklärten Blick nach oben gerichtet, wo die Erlösung ihm winkte. Hans Schlitter.

Jung, Julius, Professor an der deutschen Universität in Prag, * 11. September 1851 zu Imst, † 21. Juni 1910 zu Prag. — J. war der Sohn des angesehenen Tiroler Juristen Dr. Valentin Jung, der 1854 bei der Neuorganisation des Gerichtswesens in Ungarn als Staatsanwalt und Kreisgerichtsrat nach Bistritz in Siebenbürgen kam und dann bis 1861 in Broos und Hermannstadt wirkte. Die im alten Vaterlande und bei den Siebenbürger Sachsen verbrachten Jugendjahre haben bei J. nachhaltende Wirkung geübt, sie wurden ihm später eine der Wurzeln seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Seit 1861, als der Vater wieder nach Tirol zurückgekehrt war, besuchte J. das Gymnasium, seit 1869 die Universität zu Innsbruck. Fröhlich, von scharfem Verstande, voll vielseitiger Interessen wandte J. sein glänzendes Talent den historischen Studien zu und fand an Julius Ficker den treuverehrten Lehrer. Von den in Innsbruck vorwiegend betriebenen mittelalterlichen Studien wurde er durch Ficker und Busson hingewiesen auf das Gebiet der alten Geschichte, die damals in Österreich nur wenige eigene Vertreter an den Hochschulen besaß. J. zog nach Göttingen und Berlin, und hier fand er in Theodor Mommsen den andern ihn bestimmenden wissenschaftlichen Meister. »Ficker und Mommsen sollen meine Leitsterne sein«, schrieb er 1874 in sein Tagebuch, und in der Tat, gerade in der Verknüpfung der Forschungen in mittelalterlicher und antiker Geschichte gewann J. seine Eigenart. Schon seine Habilitation zeigt dies: mit Arbeiten über den am Ende des 9. oder im 10. Jahrhundert entstandenen *Libellus de imperatoria potestate in urbe Roma* und über die Militärverhältnisse der römischen *provinciae inermes* habilitierte sich J. im Jahre 1874 für allgemeine Geschichte an der Innsbrucker Universität. Und schon beschäftigte ihn ein Problem, das so recht in das Wesen des Überganges von der römischen zur mittelalterlichen Welt hineinführt, mit dem Prozeß der Romanisierung. Diesen zu erforschen befähigten J. nicht bloß seine Ausbildung in antiker und mittlerer Geschichte, sondern auch sein Sinn und Interesse für historisch-geographische und ethnographische Betrachtung und seine Vertrautheit mit deren besonderen Quellen und Hilfsmitteln. Tirol und Siebenbürgen, die ihm lieben Landschaften, boten hiefür das dankbarste Forschungsgebiet, das Studium der Schriften Fallmerayers und Steubs, persönlicher Verkehr mit Steub und Chr. Schneller förderten ihn. So fesselte J. die durch R. Rösler neu angeregte Frage nach der Herkunft der Rumänen, und es entstand 1876 seine Schrift »Die Anfänge der Rumänen« (Zeitschr. f. österr. Gymn. 27. Bd. und Sonderausgabe)

und schnell darauf sein Buch »Römer und Romanen in den Donauländern« (1877, 2. Aufl., 1887).

Diese Leistungen brachten ihm schon 1877 die Berufung als außerordentlicher Professor an die Universität Prag, an der er, seit 1884 ordentlicher Professor, bis an sein Lebensende wirkte.

In Prag vollendete er binnen wenigen Jahren als bedeutenden Abschluß der bisherigen Studien das umfangreiche Werk »Die romanischen Landschaften des römischen Reiches« (1881). Es sind eigenartige Arbeiten, basiert auf intensiver Verwertung der epigraphischen und literarischen Quellen und einer staunenswerten Beherrschung auch der entlegensten Spezial- und lokalen Literatur. Die vorrömische Grundlage, die Romanisierung, die Wandlungen infolge der germanischen Eroberung, somit das Werden der romanisch-germanischen Völkergruppen werden grundlegend dargestellt. Aus dem unendlichen antiquarischen Material gestaltet J. als echter Historiker das Bild der Entwicklung und verfolgt diese noch in die ersten mittelalterlichen Jahrhunderte.

Diese fruchtbare Betrachtungsweise hat J. auch in den zahlreichen Arbeiten der Folgezeit angewendet und noch weiter ausgedehnt. Sein feiner Sinn für die Bedeutung des Bodens, auf dem sich die Dinge abspielten, für die geographischen Grundlagen und ihre Einflüsse auf das geschichtliche Leben reizten ihn immer wieder, diese Zusammenhänge zu verfolgen. Von umfassenden Übersichten ausgehend (Geographie von Italien und den römischen Provinzen, in Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft 1888, 2. Aufl., 1897) hat J. in einer langen Reihe von Abhandlungen (größtenteils in den Mitteil. des Instituts für österr. Geschichtsforschung 1893—1904) über siebenbürgische und italische Pässe und Straßen, über die territoriale Organisation Italiens von Augustus bis Karl d. Gr., über einzelne italische Landschaften die historische Landeskunde in eminenter und fruchtbarer Weise gefördert. Überall zeigt sich aufs neue J.s einzigartige Beherrschung antiker und mittelalterlicher Quellen und Literatur, begründet durch seine Vorbildung, ermöglicht durch seine von jeher mit Konsequenz durchgeführte Übung, in Tage- und Notizbüchern Gehörtes, Gesehenes und Gelesenes festzuhalten, gefördert durch eigene Anschauung des Landes auf vielfachen Reisen.

Hier mögen noch als dazwischen entstandene größere Arbeiten J.s erwähnt werden: Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit (2 Bde., 1883, 1884), Fasten der Provinz Dacien mit Beiträgen zur römischen Verwaltungsgeschichte (1894), Italien und die römische Weltherrschaft (in Helmolts Weltgeschichte 4. Bd., 1900).

Weitab von diesen Studien führte J. eine Aufgabe der Pietät für seinen verehrten Lehrer Julius Ficker, der 1902 gestorben war. J. betrieb sofort den Plan, daß von seiten der Schüler Fickers eine würdige Biographie zustande komme. Nachdem Mühlbacher auch schon 1903 dahingegangen, fiel J. die Ausführung allein zu. J. brachte für diese Aufgabe nicht bloß die treue Hingebung für Ficker mit, dem er schon während seiner Studienzeit nähergetreten war, sondern auch das lebhafteste Interesse, das er stets der Entwicklung der Geschichtswissenschaft zugewendet hatte, und das Verständnis der geistigen und politischen Strömungen der eigenen Zeit. J. war ein politischer Kopf, im überzeugten Liberalismus der sechziger und siebziger Jahre aufgewachsen, in Prag ein genauer Kenner der böhmischen Verhältnisse geworden, ein scharfer, geistreicher und oft

sarkastischer Beobachter und Beurteiler der Gegenwart. So konnte J. eine sehr interessante Studie über Anton Springer schreiben (Deutsche Arbeit 1906). Und so konnte J. sowohl dem Forscher und Lehrer als auch dem Großdeutschen Ficker in seinem Buche gerecht werden. Dieses Werk »Julius Ficker (1826 bis 1902). Ein Beitrag zur deutschen Gelehrten-geschichte« (1907) ist nicht nur eine tiefdringende Entwicklungsgeschichte eines großen Forschers, sondern auch ein wertvolles, wichtiges und lehrreiches Stück deutscher und österreichischer Zeitgeschichte.

So war J. ein Gelehrter von selbständiger Eigenart, gleichwie er zeitlebens ein ebenso selbständiger Charakter gewesen. Er mußte vor der Zeit dahingehen. Seit einer schweren Krankheit im Winter von 1900 auf 1901 blieb J.s Gesundheit angegriffen. Im Jahre 1908 stellte sich ein ernstes Leiden ein, dem der noch nicht sechzigjährige, geistig wie immer frische Mann am 21. Juni 1910 erlag.

Nekrologe von Heinrich Swoboda in »Deutsche Arbeit« (1910/11) 10. Jahrg. 3. Heft, von Alois Brandl in der Zeitschrift »Der Föhn« (1910) 2. Jahrg. 3. Heft, von Osw. Redlich im Almanach der K. Akademie der Wissensch. 1911 S. 439—441, A. Horcicka in den Mitteil. des Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen (1911) 49, 558—559.

Oswald Redlich.

Hebbel, Christine, geb. Enghausen, k. k. Hofschauspielerin, * 9. Februar 1817 zu Braunschweig, † 30. Juni 1910 zu Wien. — Sie entstammte traurigen Familienverhältnissen. Ihr Vater, ein schöner Mann, aber leichtsinniger Patron, der sich eben deshalb mit seiner Frau nicht vertragen konnte, ging plötzlich davon, ohne daß man je wieder von ihm hörte; deshalb mußte die Frau für mehrere Kinder: Christine, eine halb erblindete Schwester und ihre Brüder, sorgen. Zwar soll nach Hebbels Erzählung einmal ein Vetter nach Amerika geflüchtet sein, weil er seinen Bruder im Streit erschlagen zu haben glaubte, worin er sich aber täuschte; er heiratete in Amerika eine Schwarze, führte die Silberflotte, starb kinderlos in Holland und hinterließ »Tonnen Goldes«. Seine Verwandten konnten jedoch seinen Taufschein nicht liefern, weil die Kirche abgebrannt war, wo er getauft wurde, und nun stand das Geld bei der Waisenkammer in Amsterdam, ohne daß sie es erlangen konnten; ein Oheim Christines wurde darüber wahnsinnig. Unter den Verwandten Lindner, ehrsamem Handwerker, war auch ein Maler, ein Bruder von Christinens Mutter, und künstlerischer Sinn fehlte auch einem Bruder Christinens nicht. Schon seit ihrem siebenten Jahre trat Christine für monatlich einen oder anderthalb Taler im Kinderballet auf und trug dadurch etwas zum Unterhalt bei; bald wurde sie auch in kleinen Knabenrollen verwendet, weigerte sich aber nach ihrer Konfirmation, weiter im Knabenkostüm aufzutreten. Deshalb wies ihr der Ballettmeister die Türe; da traf sie der Dramaturg des Theaters Dr. Karl Köchy, dem sie ihr Leid klagte und die Bitte vortrug, sie zu prüfen, ob sie nicht Talent zur Schauspielerin hätte. Er ließ sie einige Gedichte rezitieren und erklärte, daß sie nicht nur Talent, sondern auch ein gutes Organ und äußere Mittel habe, er wolle mit ihr einige Rollen einstudieren. Das geschah zunächst mit Schillers Jungfrau von Orleans, dann mit Louise in »Kabale und Liebe« und mit Toni in Theodor Körners Drama. Köchy verschaffte ihr auch die Möglichkeit, am 31. Oktober 1833 in Bremen als Jungfrau von Orleans auf Engagement gastieren zu können; das Kostüm hatte sie sich selbst aus armseligen Flittern zusammen-

gestellt, für die Louise schenkte ihr Köchy ein weißes Kleid und streckte ihr sogar die Reisekosten gütigst vor. Das Gastspiel der Sechzehnjährigen hatte großen Erfolg und veranlaßte ihr Engagement in Bremen, wo sie sich aber mit den Rollen der ältlichen Liebhaberinnen begnügen mußte, während eine alte Schauspielerin die jungen gab. Amalie Haizinger, die in Bremen gastierte, fand Gefallen an dem talentvollen hübschen jungen Mädchen und versprach, in Hamburg den erfahrenen Theaterdirektor F. L. Schmidt auf sie hinzuweisen. Daraufhin erhielt sie einen Antrag, in Hamburg zu gastieren, und wurde von Schmidt, nachdem er ihren ersten Monolog der Jungfrau gehört hatte, mit den Worten begrüßt: »Wer ein solches Metall in der Kehle hat, dem kann es nicht fehlen.« Wirklich gefiel sie den Hamburgern so sehr, daß Schmidt bald an ihr eine Zugkraft besaß; er sagte Christine, wie diese mir selbst erzählte, wiederholt, es brauche nur ihr Name auf dem Zettel zu stehen, so verbürge ihm dies ein volles Haus. Dies hatte freilich zur Folge, daß sie oftmals in ganz unbedeutenden Rollen auftreten mußte, um einem Stück aufzuhelfen; die Kritik schrieb dann wohl: »Warum übernimmt eine Künstlerin, die doch sehr viel Ansprüche auf ihr Talent zu machen scheint, dergleichen überleichte Partien, die eher dazu da sein sollten, jüngern Anfängerinnen Gelegenheit zur Übung zu verschaffen« (Gutzkows Telegraph 1839, S. 254). Das Repertoire des Hamburger Theaters gab damals überhaupt vielfach Anlaß zu Klagen, hauptsächlich über den allem Ernst abholden Geschmack des Publikums. Auf der Bühne wirkten noch immer tüchtige Kräfte, und ein rühmenswertes Zusammenspiel der einzelnen herrschte. Demoiselle Enghaus wurde von der Kritik meist gut behandelt, vor allem in den Rollen, in denen sie »ein gerundetes, schönes, edles Ganze« hinstellen, ihre »Würde und Hoheit«, »weise Mäßigung und Zurückhaltung der Gefühle« zeigen konnte, wie z. B. in »Tassos Tod« von Raupach als Leonore. Wie geboren schien sie für Gestalten mit »gedrückten Gemütsstimmungen«, die eine psychologische Entwicklung erfordern. Sie überraschte wohl den Autor selbst durch zarte, sinnige Nuancen in ihrem Spiel, so Gutzkow als Julie in »Werner oder Herz und Welt«, und verstand es, »Würde und Milde, Stolz und Liebe, Leidenschaft und Reue in den ergreifendsten Übergängen abwechseln zu lassen«. Die »Innigkeit ihres Tons und die schöne Leidenschaftlichkeit ihres Vortrags« wurden an ihrer Portia in Shakespeares »Julius Cäsar« bewundert; einmal hieß es wohl ganz entzückt: »Es ist doch etwas Herrliches um dieses Feuer, diese Verve, diese Leidenschaft!« Dagegen vermißte man an ihr »Naivetät und Grazie« sowie »unbefangene Kindlichkeit«, in denen die viel ältere Klara Stich hervorragte; schon »ihre vollere körperliche Gestalt« behinderte sie in solchen Rollen; zudem geriet sie zu leicht »in ihre tragischen Register« und spielte selbst Lustspielrollen ins Große, Schwere. Als sie dann von Hamburg scheiden sollte, fand man es im Publikum »wunderlich« und ließ sie die Verstimmung fühlen. Gutzkows Telegraph verteidigte sie und schrieb (1840, S. 24): »Wir verlieren an ihr eine Schauspielerin, die in tragischen Rollen und oft im Schauspiele Vorzügliches leistet und durch ein leidenschaftliches Feuer ersetzt, was der eigentümlichen Organisation ihrer Stimme an Skala abgeht.« Die fünf Hamburger Jahre hatten die Tragödin in ihr zur Reife gebracht, sie hatte sich in großen Rollen wie Julie (Romeo und Julie), Griseldis, Maria Stuart, Gismonda, Corona von Salezzo, Lucia (König Enzo), Chriemhild, Genoveva, König Conradin (alles von Raupach), Preciosa bewährt, so daß

sie 1839 zu einem Gastspiel am Wiener Burgtheater eingeladen wurde; hier trat sie als Eugenie in den »Geschwistern« von Raupach, einer ihrer Hamburger Glanzrollen, als Griseldis in Halms Drama, als Marie in »Zurücksetzung«, Schauspiel von K. Töpfer, als Jungfrau von Orleans, Maria Stuart und Marie in »Der Fremde« von Iffland auf und gefiel so, daß mit ihr ein lebenslänglicher Kontrakt abgeschlossen wurde, der sie vom Sommer 1840 an für Wien verpflichtete. Vergebens hatte sie Direktor Schmidt durch die Aussicht auf eine glänzende Rolle in dem Stück eines neuen Dichters zu halten gesucht, sie lernte die »Judith« von Friedrich Hebbel erst später kennen; am 6. April 1840 fand das Abschiedsbenefiz der Demoiselle Enghaus am Stadttheater in Hamburg statt (vgl. Lotzens »Originalien« 1840, S. 360) und sie zog nach Wien.

Damals stand dem Burgtheater Deinhardstein vor, dem bald darauf Holbein folgte; es mangelte die feste Hand eines starken Direktors und herrschte strenges Rollenmonopol. Die älteren Kolleginnen, besonders Julie Rettich, wollten der neu engagierten Tragödin keine ihrer größeren Rollen überlassen, so mußte sich Christine vielfach mit kleineren Partien begnügen und z. B. in Lessings »Emilia Galotti« die Mutter Claudia spielen. Nur gelegentlich bei Krankheitsfällen durfte sie einspringen. Dafür fielen ihr in den Novitäten einige Hauptrollen zu, so besonders in den Stücken von Otto Prechtler, aber auch von Bauernfeld (Frau von Laroche im »Deutschen Krieger«), Gutzkow, Mosenthal, Charlotte Birch-Pfeiffer u. a. Leider wurde mir ein nicht vollständiges Rollenverzeichnis durch Frau Hofrat Dr. Kaizl erst bei der Korrektur zur Verfügung gestellt. Wiederholt hebt die Kritik hervor, daß nur ihr Spiel einzelne Dramen gerettet habe.

Über das Leben Christines während der ersten Wiener Jahre wissen wir so gut wie nichts; wir erfahren nur, daß sie im Theater einen großen Anhang, besonders bei der Jugend, gewann, daß sie mit ihrer mehr elementaren ungesuchten Sprechweise zu Julie Rettichs schönrednerischer Deklamation einen deutlichen Gegensatz bildete, dafür aber um so besser zu ihrem Partner Ludwig Löwe paßte; wir erfahren, daß sie an der Fürstin Schwarzenberg, der Witwe des Feldmarschalls, eine mütterliche Freundin fand und den Stadtklatsch fast nicht beschäftigte; wir erfahren aber auch, daß ihr Kämpfe und Herzenswirren nicht erspart waren und sie allmählich seelisch reiften und zum vollen Frauentum entwickelten. Einmal erschoss sich während einer Vorstellung des »Deutschen Kriegers« im zweiten Parterre des Burgtheaters ein junger Mann mitten zwischen den Sitzreihen, so daß das Gehirn herumspritzte und viele Frauen ohnmächtig wurden; das Gerücht streute aus, der Selbstmord sei die Folge einer unglücklichen Liebe zu Demoiselle Enghaus, während diese selbst nicht einmal von der Existenz dieses Menschen Kenntnis hatte. Christine lebte ganz ihrer Kunst, die für sie das Leben bedeutete; sie hatte die höchste Vorstellung von ihrem Beruf und strebte nach dem großen Stil. Charakteristisch ist die Art ihres Rollenstudiums, die sie mir wiederholt schilderte: sie suchte sich zuerst in die Gestalt, die sie zu verkörpern hatte, durch die Lektüre zu versetzen und begann nicht früher mit dem Memorieren des Textes, als bis sie den Kern erfaßt hatte, dann aber war ihr das Erlernen der Worte nur noch eine Kleinigkeit. Und so muß sie nach den Zeugnissen auch gespielt haben: die Haupt- und Grundlinien des Charakters wurden klar herausgearbeitet, weil sie in ihm lebte, sich mit ihm identifizierte, ihn mit ihrem Herzblute tränkte; es trat also eine scharfe, packende Gesamt-

auffassung hervor, während das Detail mehr ein Ergebnis des Gefühls als der Überlegung gewesen zu sein scheint. Schauspielen muß auch für sie nur rasch leben, unendlich rasch leben bedeutet haben, um ein Wort Hebbels zu brauchen; deshalb griff sie jede ihrer großen Rollen physisch sehr stark an, so daß sie nach der Heimkehr vom Theater sogar die Leibwäsche wechseln mußte. Wenn Hebbel von ihrer Chriemhild in Raupachs »Nibelungenhort« die Formel braucht: »Eine schwarze Flamme! Groß! Übergewaltig!« oder wenn sie selbst von ihrer Lady Macbeth sagte, sie habe den ganzen Abend den Eindruck gehabt, als könne sie die Augen nicht öffnen, oder wenn es von ihrer Clara in Hebbels »Maria Magdalene« hieß, sie lege ein zerfleischtes Herz auf so erschütternde Weise bloß, daß man für sie zittere und bebe, so gibt dies wohl einen Maßstab für ihre Leistungen. Etwas Explosives wird an ihrer Leidenschaftlichkeit hervorgehoben, wovor wohl einzelne Zuschauer erschrecken, aber die Einfachheit und Selbstverständlichkeit, mit der sie tragisches Erleiden verkörperte, mit der sie die pathetische Rede natürlich bewältigte, die plastische Anschaulichkeit scheinbar mühelos zustande brachte, riefen den Eindruck bezwingender Notwendigkeit hervor. Darum schwanken übrigens die Urteile über ihr Spiel, wie man sie von älteren Burgtheaterbesuchern hören konnte, darum gaben sich die einen dem mächtigen Reiz ihrer heroischen Erscheinung, ihrem dröhnenden Organ, ihrer elementaren Leidenschaftlichkeit ganz gefangen, die andern vermißten den moderierten Ton, die majestätische Ruhe, das Gleichmaß an ihren Leistungen, niemand aber bestritt ihr Talent und blieb gleichgültig ihr gegenüber. Sie erfreute sich eines verlässlichen Gedächtnisses, das ihr es noch im hohen Alter ermöglichte, ihre großen Rollen ohne Nachhilfe zu rezitieren; so glänzend aber war es nicht, daß sie nach einmaligem Hören eine längere Stelle sofort behalten hätte, darum bezeichnete sie mir die Anekdote, die Fercher von Steinwand in seinem Briefe vom 22. Januar 1852 an Egger (Briefe S. 126 ff.) erzählt, als erfunden und die angebliche Szene mit Ferchers Prolog, die er nach Benders Bericht schildert, als ihr absolut nicht erinnerlich. Sie konnte sich allerdings begeistern, wenn sie von einer Dichtung mächtig gepackt wurde, und sich dann für sie einsetzen; so ging es ihr mit Hebbels »Judith«, von der sie sich im Februar 1842 die Hamburger Bearbeitung verschafft hatte. Sie war so von dem Stück und von der Hauptrolle hingerissen, daß sie den Versuch machte, beim Intendanten Dietrichstein eine Aufführung zu erwirken, da auch Löwe sich auf den Holofernes freute; mit dem Hinweis auf das Verbot biblischer Stoffe für das Burgtheater wurde sie natürlich abgewiesen, studierte aber trotzdem die Rolle, um sie gelegentlich bei einem Gastspiele zu geben, wollte auch Prechtler veranlassen, daß er die Tragödie für die Bühne bearbeite, was dieser jedoch nicht wagte. Geradezu erregt wurde Christine dann durch Hebbels »Maria Magdalene«, denn in Clara sah sie sich selbst, in Meister Anton, eigentlich in Hebbel ihren Richter, wie sie selbst in einem Brief an Emil Kuh schreibt, indem sie hinzufügt: »Hebbel wünschte ich nie zu begegnen.«

Im November 1845 trat nun eines Tages Prechtler in ihr Zimmer mit den Worten: »Hebbel ist in Wien! Wollen Sie ihn kennen lernen, ich bring' ihn her.« Sie sträubte sich anfangs dagegen, gab aber dann ihre Einwilligung, und so erschien dann mit Prechtler »eine hagere Gestalt«, deren blasse Leidensmiene sofort das tiefste Mitleid einflößte, deren abgetragene Kleidung, deren nicht passender schwarzer Frack die Armut verrieten, deren blaue Augen aber Funken

sprühten, deren Gespräch ungemein anzog. Hebbel wollte schon demnächst abreisen, erschien also nur, um zugleich Abschied zu nehmen. Bekanntlich wurde er jedoch durch die Begeisterung seiner Verehrer Wilhelm und Julius Zerboni di Sposetti in Wien zurückgehalten, von Luxus umgeben, mit neuer modernen Kleidung versehen und so äußerlich verwandelt. Als ein anderer erschien er neuerlich bei der Hofschauspielerin, sicherer in seinem ganzen Auftreten, denn er hatte schon früher einmal gesagt, es gehe ihm wie seiner Hose, ein neuer eleganter Anzug sei entscheidend für ihn. Das war auch diesmal der Fall, denn es gab ihm größere Sicherheit des Benehmens; bald zog die beiden vom Leben geprüften Menschenkinder alles zueinander, sie beichteten einander offenherzig ihre Vergangenheit, konnten sich verstehen und darum gegenseitig vergeben. Hebbel bekannte dem geliebten Mädchen, daß ihm nichts als die Pistole übrig bliebe, wenn er in die traurigen Verhältnisse von Hamburg zurückkehren müßte; er durfte sich frei fühlen, denn Elise Lensing, die Mutter seiner Kinder, hatte stets versichert, daß sie sich auf eine Trennung von ihm gefaßt mache, daß er sich verheiraten könne, wenn das Herz ihn triebe; und er hatte diese Selbstlosigkeit als hohe Sittlichkeit seinen Freunden gegenüber gepriesen. Nun freilich, da es die Probe galt, zeigte sich die Hamburger Freundin von einer andern, ganz natürlichen Seite; sie behauptete zwar, er hätte jedes Mädchen heiraten dürfen, nur nicht die »Schauspielerin«, auf die sie herabsah und eine Fülle übler Nachrede ergoß. Elise fühlte gewiß Liebe zu Hebbel, bangte freilich auch um ihre Existenz, denn während der letzten Jahre hatte sie auf seine Kosten gelebt und ihn zur Anhäufung von Schulden genötigt. Es kam zu unerquicklichen Auseinandersetzungen, die zwar an Hebbels Entschluß natürlich nichts änderten, ihm aber die Bräutigamszeit vergällten. Auch Christine fehlten die Warnungen von seiten ihrer Familie nicht und zielten auf die Armut wie die unsichere Lage Hebbels; war auch Christinens Gage sehr ansehnlich, so sollte sie nun noch für ihren Mann sorgen, wodurch sich besonders ihr Bruder bedroht sah; es gehörte die ganze Kraft einer starken Leidenschaft dazu, all diese Hindernisse zu überwinden, am 26. Mai 1846 wurde Christine trotz alledem Hebbels Frau, Wilhelm Zerboni di Sposetti, Otto Prechtler und Frau, Franz X. Fritsch (Franz von Braunau) bildeten in Baron Hügels Penzinger Garten die Hochzeitsgesellschaft. Von da an gewinnt Christine ihre Hauptbedeutung für die Welt als Retterin Hebbels, als seine treue Lebensgefährtin, seine Muse, und als solche wird sie im Gedächtnis fortleben, weil sie es verdient. Es war keine Leichtigkeit, den Bund mit Hebbel zu schließen, und es fehlte denn auch im ersten Jahre nicht an heftigen Szenen, so daß man von einer »Kampfehe« sprach; die beiden Gatten waren eben schon abgeschlossene Naturen, die sich nicht mehr ändern, nur eine Form des richtigen Zusammenlebens finden konnten. Hebbel, der von Kindheit an nur die Not gekannt hatte, zitterte vor ihr, auch da er nun die furchtbaren Nahrungssorgen los war; ihm schien jede Auslage ein Luxus, die nicht das Allernotwendigste betraf, er mußte erst allmählich einsehen lernen, daß eine Hofschauspielerin eine gewisse Vornehmheit der Lebensführung nicht entbehren dürfe und bei aller Bescheidenheit und Sparsamkeit Rücksichten auf ihre Stellung zu nehmen habe. Christine erzählte mir selbst, daß Hebbel ihr anfangs bei der Theatergarderobe — und wie einfach waren damals die Ansprüche! — Schwierigkeiten machte und ihr immer wieder Sparsamkeit predigte. Auch anderes mußte Hebbel erst lernen, vor allem, daß in der Ehe

gegenseitige Konzessionen nötig sind; nun war er allerdings nicht gesund, sein Magen durch die Hungerjahre ganz geschwächt, er war aber auch nicht gewöhnt, sich im Zusammenleben mit anderen Zwang aufzulegen. Er hatte Takt und Feinheit genug, um dies als Mangel zu empfinden und zu beklagen, wenn ihn aber das Temperament fortriß, dann steigerte er sich bei dem geringsten Widerspruch ins Maßlose, um dann hinterdrein das Unsinnige seines Benehmens selbst einzusehen. Christine gestand mir, daß sie erst allmählich im Laufe des ersten Ehejahres darauf gekommen sei, man müsse Hebbel austoben lassen, ohne ihm etwas zu erwidern, dann komme er am raschesten und sichersten wieder zu sich und bedauere sein Unrecht. Sie lernte scheinbar nachgeben, um ihren Gatten unvermerkt nur desto sicherer zu lenken; die beiden liebten sich ja wirklich vom tiefsten Herzen, und so wurde die Ehe nach und nach immer glücklicher und für beide Teile segensreich: für Hebbel, indem er die rauhesten Ecken seines kantigen Wesens abschliff und sich harmonisch entwickelte, für Christine, indem ihr Horizont erweitert und ihr Geist im Umgang mit dem geistsprühenden, sich besonders im Gespräch am unmittelbarsten entwickelnden Gatten aufs feinste gebildet wurde. Es ergab sich ein gut bürgerliches, kunstverschöntes Familienleben mit einer anregenden, aber durchaus nicht kostspieligen Geselligkeit mit nach und nach wachsender Behaglichkeit. Am 27. Dezember 1846 war dem Ehepaar ein Sohn Emil (Ariel) geboren worden, der aber schon am 14. Februar 1847 starb; als dann kurz darauf in Hamburg Elises und Hebbels Söhnchen verschied, lud Christine die trostlose Mutter zu sich nach Wien ein und verstand es, die Rivalin durch ihre Güte vollständig zu versöhnen und zu beruhigen; etwa ein Jahr später kehrte Elise nach Hamburg als Christinens Freundin zurück. Am 25. Dezember 1847 schenkte Christine einer Tochter das Leben, die zur Freude der Eltern heranwuchs und viel zu ihrem Glücke beitrug. Das Jahr 1848 eröffnete den Stücken Hebbels das bis dahin verschlossene Burgtheater und gab Christine Gelegenheit zu wahren Triumphen; so war ihre Judith einstimmigem Urteil nach eine unübertreffliche Leistung, an die spätere Darstellerinnen wie Charlotte Wolter und Klara Ziegler nicht heranreichten. Auch ihre Clara in »Maria Magdalene« war eine tiefergreifende lebensvolle Schöpfung, nicht minder die Mariamne in »Herodes und Mariamne«, bei deren Gestaltung sie freilich Modell gestanden hatte, oder die Fatime im »Rubin«. Es hatte den Anschein, als sei nun für Hebbel und seine Gattin das Terrain erobert, aber die Reaktionszeit und der Wechsel in der Burgtheaterleitung veränderten die ganze Lage. Heinrich Laube, von Anfang an Hebbels ausgesprochener Gegner, wurde Direktor und bewies seine Abneigung gegen das Ehepaar nur zu deutlich. Hebbels Stücke verschwanden vom Repertoire, und Christine wurde kaltgestellt, obwohl Laube an ihr die erste tragische Liebhaberin besaß, die er am Burgtheater angeblich vermißte (Das Burgtheater. 2. Aufl. S. 167); sie war ihm nicht sympathisch und wurde zum komischen Fach gedrängt, das sie allerdings auch, zuerst in den »Magnetischen Kuren« von Hackländer, mit überraschendem Erfolg ausfüllte, worauf sich Laube (S. 210 und 380) besonders viel einbildete, ohne zu bedenken, daß er Christine dadurch ihrem eigentlichen Beruf entzog. Diesem konnte sie nur bei Gastspielen entsprechen, die aber damals schwieriger waren, weil sie nur während der Sommerferien des Burgtheaters stattfinden konnten. In Agram, Hamburg, Graz und Berlin, öfter in Ofen und Preßburg, endlich in Weimar zeigte sie ihr volles Können an würdigen Aufgaben. Im

Burgtheater selbst gab sie nur noch die Magellona in Hebbels so verummterter »Genoveva«, sonst keine Rolle in einem seiner Stücke, weil keines mehr aufgeführt wurde, bis kurz vor seinem Tode der erste Teil der »Nibelungen«, in denen Christine wie bei der Uraufführung in Weimar am 16. Mai 1861 die Brunhild packend gestaltete. Von größeren neuen Rollen seien genannt die Isabella in der »Braut von Messina«, Margaretha in Shakespeares Richard III., die Monika in Mosenthals »Sonnwendhof«, die Herzogin von York in Richard II., die Maria Leszczynska in Brachvogels »Narziß«, die Herzogin in Heyses »Hans Lange« und die Meisterin in Schillers »Glocke«. Das Ehepaar dachte wiederholt daran, Wien zu verlassen und an ein anderes großes Theater zu ziehen, München, Berlin, am ernstlichsten Weimar, waren in Aussicht genommen, aber stets siegten die Bedenken, die gegen das Aufgeben eines lebenslänglichen glänzenden Engagements und die Unsicherheit neuer Verhältnisse sprachen. Schließlich blieben sie in Wien, mit dem die beiden Norddeutschen schon zu sehr verwachsen waren. Am 13. Dezember 1863 entriß der Tod Christinen den geliebten Gatten, und von da an ist ihr Leben eigentlich vollständig seinem Gedächtnis geweiht. Die meisten Schilderungen Christinens beziehen sich auf diese Zeit. Sie war von Hebbel als Universalerbin eingesetzt worden, und ihre erste Sorge galt dem Plane der Gesamtausgabe, die Hebbel selbst schon mit Julius Campe bis ins einzelste überlegt hatte. Mit der Ausführung betraute sie Emil Kuh, dem helfend und ratend Julius Glaser zur Seite stand. Nachdem zuerst als Probe der nachgelassene, fast vollendete »Demetrius« erschienen war, folgten in den Jahren 1865 bis 1867 die zwölf Oktavbände »Friedrich Hebbels sämtliche Werke«, eine Leistung, im ganzen wohl gelungen, im einzelnen allerdings nicht ohne Willkür durchgeführt. Die Witwe hatte dann den weiteren Wunsch, eine würdige Biographie Hebbels entstehen zu sehen, und unterstützte Emil Kuh auf das eifrigste bei den Vorarbeiten; leider war dessen Gesundheit schon erschüttert, da er sich an die Arbeit machte, bald wurde er immer kränker und mußte im Süden wiederholten Aufenthalt nehmen; zwar wanderte das werdende Buch mit ihm, auch die Sammlungen, die er dabei verwerten wollte, zwar wurden einzelne Bruchstücke gelegentlich in Zeitschriften veröffentlicht, aber der Abschluß zog sich immer mehr hinaus. Es waren dabei auch innere Gründe maßgebend, denn der einstige vergötternde Schüler Hebbels war nach seiner Trennung vom Meister sein erbitterter Gegner geworden und fand nun den richtigen Standpunkt nicht mehr. Christine litt unter diesen Verhältnissen. Auch das Theater wurde ihr immer mehr verleidet und, da sich überdies gichtische Schmerzen, besonders in den Augen, einstellten, trat sie 1875 in Pension und schied noch vom alten Hause des Burgtheaters. Das letzte Stück in dem sie auftrat, war »Die Sirene« von Mosenthal (8. November 1875). Als Emil Kuh am 30. Dezember 1876 in Meran seinem Lungenleiden erlag, da fehlte seiner Hebbel-Biographie noch immer der Schluß, den R. Valdek hinzufügte, so daß sie endlich 1877 in zwei starken Oktavbänden erscheinen konnte, für Christine freilich ein Anlaß bitterer Enttäuschung. Unbarmherzig hatte der Biograph die Schleier von den zartesten Verhältnissen weggezogen und lieblos in die verborgensten Falten der Seelen hinuntergeleuchtet, dabei einen fühlbaren Abstand zwischen sich und dem Dargestellten angedeutet. Man wußte nicht, daß ein Großteil der Arbeit nur Auszüge aus Hebbels damals noch unveröffentlichten Tage-

büchern und Briefen brachte, und wurde gegen Hebbel eingenommen, statt daß sich der Biograph bemüht hätte, für den verkannten Dichter einzutreten. War dies schon dem Fernstehenden peinlich, wie mußte es erst Christine berühren, die so lange auf das Werk geharrt hatte. Tatsächlich ging davon eine Wirkung aus, die Kuh kaum voraussah: Hebbel rückte immer mehr in den Hintergrund und spielte längere Zeit keine Rolle in der deutschen Geistesentwicklung. Aber Christine ruhte nicht. Sie versammelte nach wie vor die alten Freunde um sich, die in Wien weilten, und setzte die Verbindung mit den fernen fort. Unverbrüchlich hielt sie an dem Glauben fest, daß Hebbels Zeit noch kommen werde, und sie täuschte sich nicht; freilich mußte sie das Glück haben, daß ihre Lebensdauer weit über das gewöhnliche Maß währte, um Hebbels Sieg mit-ansetzen zu können. Die Wendung wurde herbeigeführt, als Christine zur rechten Zeit durch Felix Bamberg die »Tagebücher« Hebbels dem Publikum zugänglich machte; sie erschienen 1885 und 1887 in zwei Bänden und fanden sofort die allgemeinste Beachtung und immer wachsendes Interesse; Hebbels »Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen«, der in zwei Bänden 1890 und 1892 folgte, unterstützte die Bewegung, ebenso eine kurz vor Aufhören der Schutzfrist erschienene billige Volksausgabe der Werke, zu der sich der Verleger endlich entschloß. Nun war Christine in ihrem Element; es war rührend, mit welchem Eifer sie die sich mehrende Literatur, die stets häufiger werdenden Aufführungen der Dramen, alle Anzeichen des steigenden Ruhmes verfolgte. Ungemein glücklich machte sie die Einladung Kaiser Wilhelms II. zur Aufführung der Nibelungentriologie am Berliner Kgl. Schauspielhaus und die Huld, mit der sie von ihm aufgenommen und seiner besonderen Hebbelverehrung versichert wurde; in seiner Loge deklamierte sie ihm damals ein Gedicht ihres Gatten. Ihre geistigen Kräfte blieben merkwürdig frisch, nur ihre körperlichen ließen nach; die Gicht quälte sie sehr und machte ihr oft das ihr zum einzigen Genuß gewordene Lesen unmöglich. Allmählich mußte sie die Spaziergänge in den Volksgarten oder Rathauspark einschränken, im Sommer sogar auf den Aufenthalt in Gmundens Hebbel-Haus entsagen, endlich verließ sie ihre trauliche Wohnung am Franzensring überhaupt nicht mehr und begnügte sich mit dem Blick auf die Universität und das Liebenberg-Denkmal. Aber bis zuletzt konnte sie es nicht lassen, von der Hebbel-Literatur Kenntnis zu nehmen; immer mehr lebte sie nur mit Hebbel und sprach fast visionär davon, sie sei nie allein, immer Hebbel bei, mit ihm bespreche sie alles. Einmal erklärte sie: »Hebbel erscheint jetzt jede Nacht und ruft: Komm, komm, folge mir! und reicht mir seine Hand.« Das brachte sie so selbstverständlich vor, als sei gar nichts Besonderes daran, und konnte wohl gleich darnach ein plattdeutsches Gedicht von Klaus Groth mit aller Schalkhaftigkeit zitieren. Den achtzigsten und sogar den neunzigsten Geburtstag hatte sie noch in ungewöhnlicher Frische feiern können, und es erregte bei den versammelten Journalisten ein nicht geringes Aufsehen, als es hieß: Frau Hebbel empfängt. Ihren 93. Geburtstag faßte sie nicht mehr auf und verfiel dann stetig, bis sie am 30. Juni 1910 sanft und schmerzlos entschlief. Sie wurde neben dem Gatten auf dem Matzleinsdorfer protestantischen Friedhof beigesetzt; ergreifend wirkten die schlichten Worte, die ihr der greise Baumeister am offenen Grabe nachrief.

Ihre Stellung in der Theatergeschichte ist nicht so bedeutend, daß sie ein besonderes Blatt erhielt, sie wird aber untrennbar mit dem Namen Hebbel

verbunden bleiben, denn für ihn war sie in seinem Leben und nach seinem Tode der gute Genius, der ihn rettete. Sie begründete von den Tantiemen und Honoraren die »Hebbel-Stiftung« für talentierte arme Dichter aus Schleswig-Holstein, sie schenkte den ganzen handschriftlichen Nachlaß des Dichters, sogar die Briefe an sie selbst, dem Goethe- und Schiller-Archiv und sorgte auch durch ihr Testament über ihren Tod hinaus für das Andenken Friedrich Hebbels. In der poetischen Verklärung, die er durch seine Dramen von »Herodes und Mariamne« an, durch sein idyllisches Epos »Mutter und Kind«, durch zahlreiche Gedichte und ganz besonders durch seine rührend schönen Briefe über sie ausgebreitet hat, wird sie im Gedächtnis fortleben mit seiner Charakteristik »Du innigste der Frauen«.

Literatur: Wurzbach, Biogr. Lexikon VIII, S. 179. — Eisenberg, Biogr. Lexikon der Deutschen Bühne S. 405 f. — Die Hebbelbiographien, bes. von Emil Kuh und R. M. Werner. — Zeitschriftenaufsätze, so von M e m o r 1907, Neue Freie Presse Nr. 15 249. K. Werner, Neue Freie Presse 1897 Nr. 11 663. Karl Zeiß, Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte 1902 S. 463 ff. A. v. Berger, Neue Freie Presse 1907 Nr. 15 255. H. Klammer, Preuß. Jahrbücher CXLI S. 288 ff. R. M. Werner, Die Zeit 1910 Nr. 2789. Frankfurter Zeitung 1910 Nr. 179.

Richard Maria Werner.

Bayer, Josef, * Prag, 13. Juni 1827, † Wien 1910. Ästhetiker, Professor an der Technischen Hochschule. In der Zentral-Vereinigung der Architekten der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder wurde B. folgender Nachruf gewidmet: Als einem aus der Schar seiner Schüler, die an dem Meister stets mit größter Liebe und Verehrung hingen, wurde mir die Ehre zuteil, den Gefühlen, die wir alle im Herzen tragen, dem Gefühle der tiefen Trauer über den Hingang Josef Bayers und den Gefühlen unbegrenzter Verehrung, Dankbarkeit und Liebe Ausdruck zu verleihen. Wir alle sind ja seine Schüler, ob wir nun wirklich von der Schulbank aus mit Begeisterung an seinem Munde hingen oder ob wir den Lehren des Meisters in seinen mit so glänzender Sprachgewalt und so feinsinnigem Verständnis für unsere Kunst geschriebenen Essays mit Bewunderung lauschten.

Nächst den redenden und darstellenden Künsten, der Poesie und dem Theater, war es vor allem die Architektur, zu der er in so innigem Verhältnis stand, deren Wesen er so tief erfaßte, wie kaum ein anderer. Gerade jene Kunst, der lange Zeit und vielleicht auch heute noch, nicht nur die breiten Massen, nahezu die ganze Allgemeinheit ohne Verständnis, ja geradezu fremd gegenübersteht, hat er bis in ihre geheimsten Wurzeln und Triebfedern bloßgelegt. Vielleicht war es eine Wesenseigentümlichkeit seines Charakters, die ihn gerade zur Architektur hinzog. Die lauten, rauschenden Tageserfolge der anderen Künste, die in blendender Gewalt alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sind der Architektur fremd. Unsere Kunst ist ernst und tief und verlangt von ihren Jüngern, von denen, die sie verstehen wollen, selbstloses Eindringen in ihre geheimnisvolle Schönheit; ein flüchtiger Oberflächenwitz, geistreichelnde Schlagwörter genügen nicht.

Das Wesen der Architektur richtig zu erfassen, dazu war B. der richtige Mann.

Das lärmende Alltagsgetriebe war ihm fremd, sein Platz war nicht dort, wo er im breitesten Licht der Öffentlichkeit gesehen werden mußte, dort, wo äußere Erfolge und Ehren einzuheimsen waren; er war ein Einsamer, der nie

um die Gunst der Menge buhlte, weltabgeschieden, aber doch nicht weltfremd, ging er still und schauend seinen Weg von Jugend an.

Seine Jugend fällt in eine Zeit gewaltsamen Umschwunges des gesamten politischen und geistigen Lebens; als Jüngling hat er die Umwälzungen des Jahres 1848 miterlebt, die in B. die Freiheit und Selbständigkeit seines Denkens als Grundzug seines ganzen Charakters ausbildeten. Diese Eigenart der unbeirrten Selbständigkeit zeigt sich schon in seinem Studiengang. B. wandte sich dem Studium der Philosophie zu, allerdings nicht jener offiziellen Philosophie, die damals an den Universitäten allein privilegiert war. Er studierte weiter die Literatur der slawischen Epoche und das weite Gebiet der Kunstwissenschaft, für welche Wissensgebiete damals an der Prager Universität noch gar keine Lehrkanzeln bestanden, so daß B. ganz auf seine eigene Kraft angewiesen war. Seine ersten literarischen Versuche liegen auf dem Gebiete der Poesie — der Lyrik; in Zeitschriften und Almanachen, die auch die Anfänge der deutschböhmischen Dichter Hartmann und Meißner bergen, finden wir auch B. Aber diese dichterische Begabung, die hier in freien Rythmen sich äußerte, pflegte er nicht weiter. Als kaum Dreißigjähriger, im Jahre 1856, trat B. mit seinem Hauptwerk »Ästhetik in Umrissen«, einem umfangreichen zweibändigen Werk, in die Öffentlichkeit. Das Buch nimmt eine vermittelnde Stellung zwischen der allgemeinen und philosophisch fachgemäßen Bildung ein, es ist ein erster Versuch, die Wissenschaft des Schönen über den engsten Kreis der Schule hinauszuführen. Mit seiner reichen Begabung hat es B. durch die künstlerische Freiheit seiner Darstellung verstanden, dieses Ziel zu erreichen, ohne »mit dem Strom seichter Popularisierung zu schwimmen, welcher der Wissenschaft ihre Tiefe nimmt und der vulgären Bildung bloß den zweifelhaften Dienst erweist, die trübe Masse halbdeutlicher und verwischter Vorstellungen, aus denen sie zu bestehen pflegt, durch einen neuen, ebenso unbestimmten Zuwachs zu vermehren«. Ein äußerer Erfolg war diesem Werk, trotz seines im glänzenden Gewande scharfsinnigen Inhaltes ebensowenig beschieden, wie seinem zweiten Hauptwerk, einer Sammlung von Vorträgen über die klassische Zeit des deutschen Dramas »Von Gottsched bis Schiller« 1863. Der wissenschaftliche Stoff ist auf das freieste geistig verarbeitet, eine Fülle geistreicher Anschauungen und Urteile ist in schöner, durchsichtiger, plastischer Sprachform geboten.

Ende der sechziger Jahre erhielt B. eine Privatdozentur für Ästhetik und neuere deutsche Literatur an der Prager Universität und gleichzeitig die Dozentur für Geschichte der Baukunst am Prager Polytechnikum. 1871 wurde er dann unter dem Unterrichtsminister Stremayr als außerordentlicher Professor der Ästhetik an die Wiener Technik berufen und übernahm nach dem Tode Lützows auch die Lehrkanzel für Geschichte der Baukunst.

In die erste Zeit seines Wiener Schaffens fällt der treffliche Bericht über die Kunstausstellung des Weltausstellungsjahres 1873. Lange Jahre hindurch bereitete ihm seine Tätigkeit als Theaterkritiker der Presse — gleichzeitig mit Ludwig Speidel — große Befriedigung. Spät erst — als 57er — wurde ihm das so lange ersehnte Glück einer Italienreise zuteil. Die schönste Frucht dieser Reise ist eines seiner feinsten und gehaltvollsten Bücher »In Italien«, erschienen 1884. Es enthält in frischer anmutiger Lebendigkeit eine Reihe von farbenprächtigen Skizzen über venezianische, altchristliche und Renaissancekunst und

Kultur, die Zeugnis ablegen für die tiefen gründlichen Studien und für die selbständige, aufnahmefreudige Beobachtungsgabe des Verfassers. In dem Werke »Die Theater Wiens« erschien als monumentales Prachtwerk von B. »Das Burgtheater« und aus seiner allerletzten Lebenszeit stammte die mit so souveräner Beherrschung des gesamten Stoffes geschriebene Übersicht »Die Entwicklung der Architektur Wiens in den letzten 50 Jahren« und Sammlungen literarischer Essays, betitelt »Literar. Skizzenbuch«, herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur für Böhmen in Prag.

Neben diesen Hauptwerken verdanken wir B. eine große Anzahl Essays, die in Revuen und Tagesblättern erschienen sind und zu dem Köstlichsten gehören, das über das Kunstschaffen unserer Zeit geschrieben wurde.

B. war kein zünftiger Kunstgelehrter, er spricht es mit übergroßer Bescheidenheit in seinem Bericht über die Ausstellung 1873 selbst aus: »Ich bin weder Kunstgelehrter im strikten Sinne, noch praktisch geschulter Kenner und weiß recht wohl, daß man mit einer allgemeinen ästhetischen Bildung allein an die Beurteilung eines vielfach bedingten Kunstzustandes schwer herantreten kann.«

B. war viel mehr als ein in längst vergangenen Kultur- und Kunstepochen wurzelnder Kunstgelehrter, er war einer der feinsten Kunstkenner, der für die Kunst und besonders für die Architektur, ein lebenswarmes und echtes Verständnis besaß.

Er war stets ein Verfechter des Grundsatzes »Der Zeit ihre Kunst.«

So sagt er schon 1884: »Die technischen Künste müssen sich es zur Aufgabe machen, die Gegenwart in ihrem eigenen Sinne stilistisch richtig zu bedienen, statt sie mit Stilprätensionen beherrschen zu wollen. Der Mensch ist das Maß aller Dinge, sie sind für ihn da, nicht er für sie. So kann der Kulturmensch an der Neige des 19. Jahrhunderts sich nicht mit den peinlich und vollständig genau reproduzierten Möbeln des 16. Jahrhunderts umgeben. Wenn alles recht korrekt beisammen ist . . . , wenn die Ledertapeten echt sind, die Lehnssessel, Schränke und Tische echt, dann wird das einzige Unechte und Stilwidrige darin der Bewohner und Hausherr sein, der sich in diesen kostspieligen Räumen, sich selbst entfremdet, bewegt.«

So spricht B. in feinsinniger Weise eine Überzeugung aus, lange vorher, ehe dieser Gedanke zu einem brutalen Schlagwort wurde.

Und als dann diese Kunst unserer Zeit wirklich zu kommen schien, da kämpfte B. in der vordersten Reihe mit scharfen, feingeschliffenen Waffen, unbeirrt um die Persönlichkeiten, für das strahlende Panier der reinen Kunst.

Das, was B. in seinen Arbeiten uns schenkte, war etwas, was dem schaffenden Künstler so not tut, wonach er sich sehnt, und was er dankbarst aufnimmt, es war produktive Kritik.

B. war kein trockener, unfruchtbarer, gelehrter Kritiker, der aus dem reichen, blühenden Baum vergangener Kunst und Kultur Zuchtruten und Schulmeisterstäbe für die Kunst unserer Zeit schnitt, er war uns ein treuer, liebevoller Freund, der das, was wir in stummer, steinerner Sprache schaffen, in beredter Pracht als Meister des Wortes deutete.

Sein Leben war arm nach außen, aber reich, überreich nach innen und daß er uns von diesem Reichtum so köstlich beschenkte, das danken wir ihm und dessen wollen wir nie vergessen.

Karl Holey.

Ergänzungen und Nachträge.

Friedlaender ¹⁾, **Ludwig Heinrich**, Altertumsforscher, * 16. Juli 1824, † 16. Dezember 1909. — F. wurde in Königsberg i. Pr. von jüdischen Eltern geboren. Sein Vater war Kaufmann, vielseitig gebildet und von lebhaftem Interesse für Literatur und Geisteswissenschaften. Er beschäftigte sich namentlich gern mit der Lektüre historischer und politischer Werke, darunter vieler französischer, las ausgezeichnet Shakespeare vor und verkehrte in den gebildetsten jüdischen Kreisen. Sein älterer Bruder Hermann, Professor der Medizin in Halle, war mit Max von Schenkendorf innig befreundet und korrespondierte viel mit Frau von Krüdener und Henriette Herz. Der Neffe hat ihm später in den „Erinnerungen, Reden und Studien“ in dem an die Spitze gestellten, warm empfundenen Aufsatz »Aus alten Papieren« ein Denkmal gesetzt. Die Mutter Ludwig Fr.s war eine kluge, klar denkende und energische Frau, ruhigen Temperaments und nach Grundsätzen lebend. Er liebte und ehrte sie, teilte ihr alles mit, was ihn bewegte, las ihr vor und wachte, als ein schweres Herzleiden sie heimsuchte, oft ganze Nächte an ihrem Lager. Nach ihrem Tode (1863) hielt er es, wie er seiner Frau sagte, für seine erste Pflicht, sich dem Vater so viel wie möglich zu widmen. Er besuchte ihn täglich ein- bis zweimal, las ihm vor, ging mit ihm spazieren und sorgte für seine Unterhaltung durch andere Besuche, acht Jahre lang. Er hatte nur eine Schwester, die sich mit dem Professor der Medizin an der Berliner Universität August Hirsch vermählte. Ihr hat der Achtzigjährige 1905 die »Erinnerungen« gewidmet. Glückliche begabt und durch ein ungewöhnliches Gedächtnis ausgezeichnet, machte Fr. schnelle Fortschritte. Er besuchte das Friedrichskolleg zu Königsberg, das unter der Leitung des tüchtigen F. A. Gotthold, eines Schülers von F. A. Wolf, stand und an dem damals Karl Lehrs als Lehrer wirkte. Noch nicht siebzehnjährig bestand er zu Ostern 1841 die Reifeprüfung und begann auf der Universität seiner Vaterstadt Philologie zu studieren. Seine Hauptlehrer waren Lobeck (* 1780) und Lehrs (* 1802), der 1835 eine außerordentliche Professur an der Universität erhalten hatte, daneben aber (bis 1845) am Gymnasium weiter unterrichtete. Beide haben starken Einfluß auf ihn geübt, und beiden hat er Zeit seines Lebens pietätvolle Dankbarkeit bewahrt und in Schriften, die sie und ihn gleich ehren, ihr Bild auch denen, die sie nicht persönlich gekannt, nahe gebracht und der Nachwelt in Zügen, die sonst vielleicht vergessen werden würden, überliefert (vgl. Erinnerungen S. 111 ff.; Allg. Biograph. XVII, 1880, S. 157 ff.; Gedächtnisrede auf Lobeck und Mitteilungen aus seinem Briefwechsel 1861). An Lehrs' Sterbelager wachte er die letzte Nacht, wurde Testamentsvollstrecker, ordnete

¹⁾ Totenliste 1909, Bd. XIV, 26*.

mit vieler Mühe Papiere und Briefe, verkaufte die große Bibliothek, sprach an seinem Grabe und leitete die Sammlungen ein zur Errichtung des Grabdenkmals mit dem Relief von Siemering. Lehrs bestimmte ihn Ostern 1843, nach Leipzig zu gehen, um G. Hermann zu hören, und gab ihm eine Empfehlung an den Meister mit. Hermanns »wunderbare Persönlichkeit machte einen elektrisch anregenden Eindruck auf ihn, und . . . schon seine Nähe wirkte wohltuend«, die »Riesenhaftigkeit seiner Schöpfungen« hatte er schon vorher bewundern gelernt, und die »kolossale Erscheinung« erfüllt ihn mit einem »Gemisch von Bescheidenheit und Bewußtsein, von Mut und Demut, denn man fühlt, wie unendlich wenig man ist, aber zugleich, daß man mehr werden kann« (Briefe an Lehrs vom 7. Juli 1843 und 1. Oktober 1843, mitgeteilt von Ludwig, Jahresberichte f. Altertumswiss. CLIV B, S. 2 ff.). Lobecks Erklärung der Schriftsteller würdigt und preist er, »aber von Anleitung zur Kritik ist ja nicht die Rede«, und »ich werde Ihnen für den Rat, hierher zu gehen, nie genug Dank sagen können«. Und dennoch, welche Selbständigkeit und Sicherheit in dem noch nicht Zwanzigjährigen, der dem verehrten Lehrer, dem unbedingten Bewunderer Hermanns, in zaghafter Bescheidenheit, aber ehrlich und wahrhaft bekennt: »Nun muß ich freilich zu meiner Schande gestehen, daß alle Kritik Hermanns, obgleich immer glänzend, für mich nicht sehr überzeugend ist; immer bleibt freilich jedes Wort interessant und lehrreich.« Und geradezu erstaunlich ist es, »wie fest und sicher Fr. bereits in jungen Jahren sich s e i n e wissenschaftliche Lehraufgabe gestellt hatte« (Ludwig a. a. O. 5), wenn wir in demselben Briefe, den er nach halbjährigem Aufenthalt in Leipzig an Lehrs schrieb, lesen: »Die Philologie, die ich in dunklem, aber vielleicht darum nicht unrichtigem Gefühle zum Studium gewählt habe — ich meine die s i t t l i c h e u n d ä s t h e t i s c h e B e t r a c h t u n g d e s A l t e r t u m s — zu der mir alle übrigen Teile der Wissenschaft — Sprachstudium, Grammatik, Metrik, Archäologie — nur als notwendige Vorbereitung erscheinen, die mir die Tugend ist, während jene der Schweiß sind, den die Götter davorgestellt haben: die habe ich bei Hermann nie zu finden geglaubt«. Aber er bildet sich nicht ein, »eine dürftige und oberflächliche Vorbereitung werde hinreichen, um zu dem überzugehen, was ihm das eigentliche Studium zu sein scheint«; »jene matte Gemütlichkeit, jene weichliche sogenannte poetische Auffassung«, von der bei Hermann nichts zu finden, »ist ihm verhaßt, wie alles halbe Wesen«. Dennoch stehen zu bleiben bei »der Umschaffung und Ausbildung jener Hilfswissenschaften«, die er für unumgänglich notwendig hält, und um deren willen auch er Hermann so unvergleichlich hochstellt, scheint ihm »das ungeheuerste Opfer«, das man der Erkenntnis bringen kann und eine ihm unmögliche Entsagung. »Ja«, fährt er fort, »ich möchte lieber — hiermit will ich meinen unreifen Ansichten die Krone aufsetzen — den Aufsatz über die homerische Helena als die *Elementa doctrinae metricae* und alles mögliche andere geschrieben haben: lieber einen kleinen Beitrag von menschlicher, als den größten von gelehrter Bedeutung geliefert haben«. Sitten- und Kulturgeschichte also ist es, was ihn interessiert, deren Darstellung einst das Hauptwerk seines Lebens sein sollte, freilich unendlich entfernt von der Art schnell schaffender Journalistik und Publizistik, denn er wollte Philologe sein, nur die Blüte sollte es werden an dem Baume, den er treu und mühsam heranzog, und dessen Wurzeln er immer tiefer trieb. Mit unermüdlichem Fleiß arbeitete er unter Hermanns Leitung,

und als er einmal zweifelt, ob eine Arbeit seinen Beifall gefunden, schreibt er an Lehrs: »Ich aber werde den Mut nicht verlieren, und sollten mir noch tausend Versuche mißlingen.« Hermann riet ihm »zu seiner großen Freude« von allen übrigen Kollegien ab »bis auf die Germania von Haupt, ein ganz prächtiges Kollegium«. Wort- und Sacherklärung, die Schärfe und Gründlichkeit der Untersuchungen erfüllten ihn mit Bewunderung, und gern nimmt er in den Kauf, daß es sehr langsam vorwärts geht, und man nach langer Zeit erst im achten Kapitel steht

Nach zwei Semestern kehrte er nach Königsberg zurück, und Hermann gibt ihm am 19. März 1844 einen Brief an Lobeck mit, der mit den Worten beginnt: »Da Herr Friedlaender, der hier seine Studien sehr eifrig getrieben hat« ... (Ausgewählte Briefe von und an Lobeck und Lehrs, herausgegeben von Ludwich, Leipzig 1894, S. 345). Am 2. Juli desselben Jahres schickt Hermann Lobeck Abzüge eines von ihm verfaßten Programms und bittet auch »Friedlaendern, den ich freundlich grüße«, ein Exemplar zu übermitteln (ebenda 349). Fr. setzte seine Studien in Königsberg fort bis zu seiner Promotion am 26. März 1845. Den folgenden Winter ging er nach Berlin, um dort archäologische Studien zu treiben. Mit welchem Fleiß und Ernst er sich auch hier wieder in das neue Gebiet einzuarbeiten versuchte, bezeugen die Briefe an Lehrs (Ludwich, Jahresber. f. A. S. 5 f.; vgl. Ausgew. Briefe von Lobeck und Lehrs, 437 ff.). Auch in ihnen begegnet wieder Sicherheit und Selbständigkeit des Geschmacks und Urteils; »Otf. Müllers Handbuch hat mir sehr gefallen«, schreibt er dem Lehrer, der von diesem Gelehrten wenig wissen wollte; und auch hier wieder Gedanken und Interesse, die ihn zeitlebens beschäftigen sollten: »Daneben habe ich den Charikles gelesen ... Sollte es wohl antik sein, daß ein Vater seinen Sohn von frühester Jugend auf auf die Schönheiten der Natur aufmerksam macht? Ich denke doch nicht. Dagegen weiß er (Becker) für den landschaftlichen Sinn nur eine Stelle im Phädrus, eine im Oedipus Coloneus und eine im Aristophanes. Ich denke (um von Theokrit nicht zu reden), er hätte doch nur den Homer aufzuschlagen brauchen.« Oft besuchte er in der stillen Heiligengeiststraße im Joachimsthalschen Gymnasium Meineke und verkehrte mit August Nauck und Ad. Kirchhoff. Noch 50 Jahre später gedachte er in einem Briefe an mich dieser Zeiten mit froher Erinnerung. Nach seiner Rückkehr machte Fr. das Examen *pro fac. doc.* und begann sein Probejahr am Friedrichskollegium, dem er als Schüler angehört hatte. In dieser Zeit trat er zum Christentum über. Am 31. August 1847 habilitierte er sich an der Universität für das Gesamtgebiet der klassischen Philologie. Das Thema der Habilitationsschrift lautete: *De operibus anaglyphis in monumentis sepulcralibus graecis*. Sie zerfiel in vier Teile, die die auf diesem Gebiet wichtigsten und interessantesten Fragen behandeln, die später, als so unvergleichlich viel mehr Material vorhanden war, immer wieder aufgenommene wurden und zum Teil noch nicht erledigt sind. Wie diese Schrift sich auf dem Gebiete sowohl der Philologie wie der Archäologie bewegt, so vertrat der junge Dozent in seinen Vorlesungen auch das letztere Fach, bis nach Jahrzehnten (1875) nicht ohne sein energisches Zutun in H. Blümner eine eigene Kraft dafür gewonnen wurde. Er las damals über Kunstmythologie, über ausgewählte Denkmäler der alten Kunst, über Pompeji und Herculaneum und besprach die wenigen im Königsberger Museum vorhandenen Gipsabgüsse alter Statuen,

deren Beschreibung er auch (1850) veröffentlichte. Zwei Jahre später erschien die Abhandlung »Über den Kunstsinn der Römer in der Kaiserzeit«. Umfangreicher und ihm selbst wohl auch wichtiger war seine eigentlich philologische Tätigkeit. Er interpretierte Pindar und lateinische Dichter, auch Tacitus, und leitete Übungen im Übersetzen und Erklären verschiedener Schriftsteller. Seine Hauptkraft aber widmete er in jenen Jahren der Arbeit an Homer, wohl weniger, weil dies damals eine Art Schultradition war, als auf die Anregung und das Drängen seines Lehrers und nunmehrigen Kollegen Lehrs. Und wie der Student es sich vorgenommen hatte, weil er die Notwendigkeit auch solcher Studien früh erkannt, nahm er Arbeiten in Angriff, die ihn wenig gereizt haben können. *Lucundiora reperiri queunt* schreibt er vor seine *Nicanoris περὶ Ἰλιακῆς στιγμῆς reliquiae emendatiores* 1850, denen bald (1853) *Aristonici περὶ σημείων Ἰλιάδος reliquiae emendatiores* folgten. »Friedlaenders Buch über Nikanor ist schon im Druck begriffen, und wird diese Partie der Homerscholien damit trefflich erledigt werden. Und je weniger gerade sie zu den erquicklichen gehört, desto besser wird es sein, mit ihr einmal im Reinen zu sein«, schreibt der Verfasser des Aristarch im Juni 1850 an Ritschl (Briefwechsel Lobeck-Lehrs 539), und im Oktober 1853 an denselben: »Da Friedlaender durchaus behauptet, ich hätte an dem Aristonikus mitgeschrieben, habe ich Ihnen — da ich durch diese Behauptung wenigstens ein Schaltungsrecht über mehrere Exemplare erhielt — ein solches zugesandt« (S. 585). Mehr angezogen werden ihn Themata haben wie: Doppelte Rezensionen in Ilias und Odyssee 1849, Über die kritische Benutzung der ἀπαξ εἰρημμένα 1851, Die Gärten des Alkinoos und der Gebrauch des Präsens bei Homer 1851, und vor allem: Die homerische Kritik von Wolf bis Grote, dann außer den sogen. Realien (vgl. z. B. den Aufsatz über die Ölkultur bei Homer, Jahrb. f. Phil. 1873) interessierten ihn die Entstehung, die Schicksale und die Kritik der Epen zeitlebens aufs höchste. Wie er ein immer wieder umgearbeitetes Kolleg über die homerische Frage und die Geschichte der homerischen Poesie bis zuletzt las, so kehrte auch seine schriftstellerische Tätigkeit häufig zu ihr zurück¹⁾. »Was er für Homer geleistet hat, übertrifft durch zwingende Beweisführung und positiven Gehalt selbst solche Ergebnisse, die seinerzeit für epochemachend galten. Hoffentlich wird eine kommende Generation ihm durch Sammlung und fleißige Benutzung seiner *Homerica* dereinst den schuldigen Dank entrichten.« So urteilt A. Ludwig, Jahresber. f. Altertumswiss. 1911, S. 15 f.

Je länger je mehr mußte Fr. das Bedürfnis fühlen, Archäologie an der Quelle zu studieren und das Land und die Stadt, deren Leben in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zu erforschen und zu schildern ihm bald die liebste und höchste Aufgabe wurde, mit Augen zu sehen. Im Herbst 1853 brach er nach Italien auf, um »dort ein Jahr zu leben und zu studieren«, wie Lehrs am 1. Oktober an Ritschl schreibt, »mir wird er sehr fehlen . . . Ich hoffe,

¹⁾ Eine ausführlichere Zusammenstellung dieser Arbeiten s. bei A. Ludwig Jahresber. f. Altertumswiss. 1911 S. 15, 7, der ich folgendes entnehme: Über die kritische Benutzung der homer. Homonymie 1855, *Dissertationis de vocabulis Homericis, quae in alterutro carmine non inveniuntur*, pars I, II, III 1858 f., Die homerische Frage 1858 Preuß. Jahrb. I 618 ff., *Vindiciae Nicanorae* 1860, *De Dindorfii praefatione ad scholia Veneta et de fragmento Pseudoaristionico* 1876, *Observationes Aristarcheae* 1879, Schicksale der homerischen Poesie 1886 u. a.

wenn er zurückkehrt, wird man ihn gehörig plazieren« (Briefwechsel Lobeck-Lehrs, 585). Schon unterwegs schreibt er wiederholt an Lehrs, ausführlicher dann aus Florenz, Siena und Rom, wo er am 27. Oktober anlangte. »Die Ruinen überraschen ihn ungeheuer« (Ludwich a. a. O. 9), weit mehr als die Skulpturen, von denen die Gipsabgüsse doch schon eine gute Vorstellung gegeben hatten. »Was . . . für mich unendlich interessant und ganz neu ist, das ist die ungeheure Verbreitung der durch die frühe Kunst geschaffenen Formen und Motive in der Kaiserzeit. . . . Diese Begriffe möglichst vollständig zu bekommen, wird mein Hauptbestreben sein. Meine Ansicht von dem Kunstsinn dieser Zeit wird dadurch gar nicht verändert.« Aber sogleich wird auch strenge philologische Arbeit aufgenommen; er beschäftigt sich mit Inschriften »und hofft mit Henzens Hilfe so viel zu lernen, daß er sich später einigermaßen selbst orientieren kann« (an Lehrs am 3. Januar 1854, Ludwich a. a. O. 9). Daneben beobachtet er die Natur des Landes und das Leben und den Charakter des Volkes, hört die Adventspredigten des Kardinals Wiseman, Kapuzinerpredigten im Colosseum, den Dialog des Dotto und Ignorante in verschiedenen Kirchen und schreibt zu Hause aus bewundernswertem Gedächtnis die Reden nieder, um sie später in den »Erinnerungen« S. 158 ff. zu veröffentlichen. Er ist viel mit Gregorovius und andern Gelehrten zusammen, wandert im Frühling durch das Albaner-, Volsker- und Sabinergebirge und berichtet in Briefen eingehend auch darüber. Er empfindet »die Frische und Ursprünglichkeit« der wenigen griechischen Skulpturen, die er auch beim Antinous und Apoll von Belvedere vermisste, läßt sich hinreißen von dem Zauber der Schöpfungen der Renaissance und verfolgt die Spuren von dem »Nachleben der Antike im Mittelalter« nicht bloß auf dem Gebiete der Kunst (vgl. Erinnerungen 272 ff.). Nach Rom besucht er Süditalien, dessen landschaftliche Schönheiten ihn entzücken, studiert Pompeji aufs sorgfältigste, beobachtet die agrarischen Zustände, die Armut der Landbevölkerung und unterrichtet sich auch aus einschlägigen Werken über das Wesen der Camorra, die Mafia und das Brigantentum, das Lotto und den Schwefelbau. Wiederholte Reisen nach Italien und weiteres Studium der den Dreißigjährigen zuerst so mächtig fesselnden Zustände zeitigen dann später die schönen und anschaulichen Abhandlungen über Land und Volk, die wir jetzt unter dem Titel »Aus Italien« in den »Erinnerungen« 498—618 vereinigt finden. Fr. hatte beabsichtigt, auch nach Griechenland zu gehn, doch stellten sich der Ausführung des Planes Hindernisse entgegen, namentlich der Wunsch des Vaters und das Bedenken, die für Sizilien verfügbare Zeit werde dann gar zu kurz bemessen sein. Übrigens kam es auch zu dem Besuch Siziliens nicht mehr, Erkrankung der Augen nötigte zur Heimreise. Im Herbst 1854 kehrte Fr. über Wien nach Königsberg zurück, nicht bloß an Wissen und Weite der Anschauungen bereichert und gefördert: er hatte Anregungen empfangen und Ideen aufgenommen, die ihn nicht mehr losließen. Was er vom alten Rom gesehen hatte, gehörte zum weitaus größten Teile der Kaiserzeit an, aus ihr »stammen doch neun Zehntel der Skulpturen ebenso wie der Architekturen und der Inschriften« (Brief an Lehrs vom 3. Januar 1854 bei Ludwich a. a. O. 9); die politische Geschichte dieser Zeit wollte er nicht schreiben, ebensowenig eine Kunstgeschichte, aber der Plan zu den Darstellungen aus der Sitten- und Kulturgeschichte Roms mag damals schon in ihm aufgetaucht sein.

Fr. nahm nun die Vorlesungen in Königsberg wieder auf. Am 16. Mai 1856 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, doch erhielt er erst nach einem Jahr eine Besoldung. Bald darauf, am 22. August 1856, schloß er die Ehe mit Laura Gutzeit, die ihm Lebensgefährtin im vollen Sinne des Wortes wurde. Am 8. Dezember 1858 wurde er ordentlicher Professor und bekleidete diese Stellung bis zum Jahre 1892, wo er sich emeritieren ließ und nach Straßburg i. E. zog. Einen Ruf nach Dorpat hatte er seinerzeit abgelehnt, einen bevorstehenden Ruf nach Breslau verhinderte er durch die Erklärung, aus verschiedenen Gründen nicht dorthin gehen zu wollen. Die ihm gleichzeitig mit der ordentlichen übertragene sogenannte Professur der Eloquenz legte ihm die Pflicht auf, am 18. Januar wie an dem Geburtstage des Herrschers und auch bei der Kantfeier in der Aula der Universität vor den höchsten Militärs, den Spitzen der Zivilverwaltung, den Professoren und der Elite der Bürgerschaft öffentliche Reden zu halten, die Programme zu schreiben, die Lektionsverzeichnisse herzustellen und gelegentliche Gratulationsschriften abzufassen. Seine Reden waren ein Ereignis für die Gebildeten der Stadt, und viele versäumten kaum eine zu hören. Sie zeigen, wie er mitten im Leben stand, sich nicht, wie manche Gelehrte, von der Gegenwart weltfremd abwandte und stets Themata fand, die ihm lagen. Dem begeisterten Patrioten zwar lagen sie an den nationalen Gedenktagen nicht fern, aber doch spricht er am 18. Januar 1860 von Griechenland und seiner politischen Zersplitterung und vergleicht damit Deutschland, und schließt die von jubelnder Vaterlandsliebe erfüllte Rede am 18. Januar 1867 mit dem Gebet des edlen Scipio Aemilianus um die Erhaltung der Größe des Vaterlandes; bei einer Kantfeier aber spricht er »über Kant und sein Verhältnis zur Kunst und schönen Natur« (22. April 1865) und handelt ein andermal »über seine Stellung zur Politik«. Nur wenige dieser Reden hat er später, mehr oder weniger überarbeitet, in den »Erinnerungen« (213 ff., 393 ff.) veröffentlicht. Die Programme schrieb er bis 1880. Er wählte dabei meistens Stoffe, die er dann in größeren Werken verarbeitete. Diese Pflichten, die ihn namentlich in der zweiten Hälfte des Wintersemesters in Anspruch nahmen und andern Arbeiten entzogen, waren ihm bisweilen lästig, und im Laufe der Zeit setzte er durch, daß sie ihm erleichtert wurden. Der Kreis seiner Vorlesungen erweiterte sich natürlich, seitdem er die ordentliche Professur bekleidete, zumal Lobeck im Jahre zuvor zurückgetreten war. Er las in ziemlich regelmäßigem Turnus: Römische Literaturgeschichte, Geschichte der Philologie und Altertumsstudien von der Renaissance bis auf die Gegenwart, Einführung in die Epigraphik und Numismatik, verbunden mit Übungen, Römische Privataltertümer, Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit bis auf Konstantin, Griechische Mythologie, die homerische Frage und Geschichte der homerischen Poesie bis auf die neueste Zeit, Erklärung der Gipsabgüsse im Museum und Einleitung in die Kunstarchäologie, längere Zeit auch römische Staats- und Sakralaltertümer und römische Topographie; daneben kleinere Publika. Außerdem interpretierte er Schriftsteller, namentlich Juvenal und Martial, aber auch Homer, Horaz, Plinius' Briefe, Quintilian, Plautus u. a. Auch leitete er die lateinische Abteilung des Seminars, wo Catull, Properz, Lukrez, Petronius, Persius, Seneca u. a. gelesen wurden. Er war Mitglied und seit 1879 Vorsitzender der Prüfungskommission, zweimal, 1865 und 1874, Prorektor der Universität und von 1869—1892 Mitglied des Herrenhauses.

Fr. besaß ein seltenes pädagogisches Talent. Rhetorisches Pathos war ihm ganz fremd, alles, was nur irgend an Affektiertheit hätte erinnern können, lag seinem Wesen fern, er wirkte durch schlichte Sachlichkeit und die strengste Wahrhaftigkeit, und man fühlte, daß beides nicht anezogen, sondern Natur war. Dazu kam der Respekt vor seinem enormen sicheren Wissen, während er doch fast nie von seinen eigenen Arbeiten und Werken sprach. Ungründlichkeit und Schein, wie sie in Studentenarbeiten oder auch bei mündlichen Disputationen im Seminar bisweilen zutage traten, haßte er, und seine vornehm ruhige, aber etwas wie geringschätzige Verwunderung verratende Art, sie abzufertigen, war so empfindlich und so beschämend, daß, wer solches erlebt hatte, sich vor einem zweiten Mal wohl hütete. Es war an dem Manne alles so einfach und echt, so gar nichts Blendendes und Gemachtes, eine so völlige Abwesenheit von Eitelkeit oder Übertreibung, daß er seine Schüler, vielleicht unbewußt, auch pädagogisch besser schulte, als es vielleicht ein berufener Professor der Pädagogik durch seine Vorlesungen vermocht hätte. Ja es ist nicht zu viel gesagt, daß er auch sittlich erzog, denn er erfüllte mit *αἰδώς*, wie es nur der kann, den sie selbst beseelt. Genialere und glänzendere Universitätslehrer hat es viele gegeben und gibt es viele, bessere Lehrer gewiß wenige. Sein Vortrag war ohne jede Leidenschaft, mitunter machte er einen müden Eindruck, aber jeder Satz war inhaltreich, nie eine Phrase, nie eine Verschleierung, bisweilen eine humoristische Bemerkung, aber kaum je um ihrer selbst willen, nur illustrierend, belebend und das, was sie würzte, dem Gedächtnis besonders einprägend. Auch war er ein selten geschickter Examinator, der nicht exorbitante Leistungen verlangte, aber, wie jeder wußte, auch nicht ganz wenig forderte. Seine Vorlesungen arbeitete er immer wieder um, ein vor drei oder vier Jahren niedergeschriebenes Kollegheft über denselben Gegenstand sah ganz anders aus als das neuere. Um mehr Zeit für wissenschaftlich-schriftstellerische Arbeiten zu gewinnen, hat er die Studenten nicht verkürzt, ja gerade ihre Ergebnisse führten auch den Kollegien immer neuen und ausgewählteren Stoff zu. Er verstand es, »die Schüler an eigener Geistesarbeit bis auf einen gewissen Grad teilnehmen zu lassen« und in die besseren die mahnende Überzeugung zu pflanzen, »dem wahren Lehrer ist wissenschaftliche Arbeit ein unabweisbares Bedürfnis« (vgl. Erinnerungen S. 62).

Seit seiner Rückkehr von Italien scheinen Fr. die Studien und Arbeiten über die Sittengeschichte der römischen Kaiserzeit im Vordergrund gestanden zu haben, wenn sie ihn auch nicht ausschließlich beschäftigten. Ästhetische Probleme lockten ihn von jeher am meisten, ihnen nachzugehen war, wie wir sahen, schon der Student entschlossen; die Zeit berührte sich vielfach mit der Gegenwart, und »er liebte es, kulturhistorische Erscheinungen weit über den Bereich des Altertums hinaus bis in das Mittelalter und die neue und neueste Zeit zu verfolgen« (Gomperz). 1856 erschienen in dem Becker-Marquardtschen Handbuch (IV, 473 ff.) die Aufsätze über die römischen Schauspiele und die Zirkuspartei zu Rom in der Kaiserzeit, denen die feinsinnige Abhandlung über den Kunstsinn der Römer in der Kaiserzeit vorangegangen war (s. jetzt Sittengesch. ⁸, III, 318 ff.). Stetig erweitert sich der Plan, und die Mosaikstücke setzen sich zum eindrucksvollen Bilde zusammen, aber als es nach zehn Jahren vollendet scheint, und »sein großes Opus ihn ganz freigelassen hat«, ist er, dem nichts so Bedürfnis war wie Arbeit, wie Lehrs am 31. Dezember 1871

an C. F. W. Müller schreibt, »übler Laune. Ich habe ihm ein Thema vorgeschlagen: augenblicklich war er abgeneigt: nach kurzer Zeit sagte er mir: Ich habe nun doch! — Ich hatte natürlich etwas genannt, wovon ich wußte, daß es sehr im Bereiche seiner Arbeiten und Vorarbeiten lag. Was ja bei ihm sehr viel ist« (Briefwechsel Lobeck-Lehrs 868). Bald kehrt er zu der unterbrochenen Arbeit zurück, denn immer neue Auflagen der »Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine« werden nötig, jede ist vermehrt und umgearbeitet, Fachgenossen spenden Beiträge, und so erreicht das Werk den Wert und Erfolg, wie kaum eines auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft. Es wird in fremde Sprachen, zum Teil selbst ins Ungarische übersetzt, und 50 Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes liegt es in achter Auflage in vier stattlichen Bänden vor. Wie tief fundiert und umfassend Fr.s Studien waren, wie er immer nur auswählte aus noch reicherm ihm zu Gebote stehendem Material, zeigen über Jahrzehnte sich erstreckende Einzeluntersuchungen und die Ausdehnung der Schilderungen auf die römischen Provinzen. 1869 erschien die Abhandlung Über den Kornpreis und den Sachwert des Geldes von Nero bis Trajan, 1873 Die Bevölkerung des alten Rom, 1876 Über die neueren Bearbeitungen und den gegenwärtigen Stand der römischen Kaisergeschichte, 1877 Gallien und seine Kultur unter den Römern, 1879 Städtewesen in Italien unter den römischen Kaisern, 1880 Zur Geschichte des Tafelluxus und des Luxus der Totenbestattungen im alten Rom, 1883 das römische Afrika, 1893 die Christenverfolgungen der römischen Kaiser, 1899 Griechenland unter den Römern usw. Zum großen Teil veröffentlichte er diese Aufsätze in der Deutschen Rundschau, sich an das große Publikum wendend. Mehr aber noch beweist die tiefe Gründlichkeit seiner Studien, daß er die Schriftsteller, auf denen die Darstellung namentlich beruhte, später mit ausgezeichneten Kommentaren herausgab. 1886 erschienen *Martialis epigrammaton libri*, 2 Bd., 1891 und in zweiter Auflage 1906 *Petronii cena Trimalchionis* (mit Übersetzung), 1895 *D. Junii Juvenalis saturarum* I. V, 2 Bd., und nur die zunehmende Schwäche seiner Augen verhinderte ihn, Statius' Silven herauszugeben. Da die Darstellungen aus der Sittengeschichte sein eigentliches Lebenswerk waren, an dem er über 50 Jahre gearbeitet hat, und da sie seinen Namen am bekanntesten gemacht haben, halte ich es für angezeigt, was der berufenste Beurteiler des Buches, Otto Hirschfeld, am 80. Geburtstage des Verfassers darüber schrieb, hier mitzuteilen, um so mehr, da seine Worte auch die Persönlichkeit des Gefeierten charakterisieren: »In mannigfachen Erscheinungen tritt diese in so frappanter Weise sich mit der Gegenwart berührende Zeit uns in der Schilderung Fr.s lebensvoll entgegen. Das Volk und der Hof, der gesellige Verkehr und die Stellung der Frauen, die Reisen und die Schauspiele, Kunst und Literatur, Religion und Philosophie finden in fein ausgeführten Bildern ihre Darstellung und ihre Würdigung. Überall schöpft Fr. unmittelbar aus den Quellen; er läßt den Leser wohl in seine Werkstatt blicken, aber ohne ihn die mühevollen Arbeit, die hier geliefert worden ist, mitempfinden zu lassen. Als Künstler hat er das kaum übersehbare mosaikartige Material, das die literarische Überlieferung im Verein mit den erst in unserer Zeit erschlossenen monumentalen Quellen bietet, zu einem einheitlichen Bilde gestaltet. Er hat die Analogien der modernen Zeit wohl überall herangezogen, aber sie mit weiser Mäßigung verwandt, nicht um die antiken Erscheinungen zu modernisieren, sondern sie zu

illustrieren und unserem Verständnis nahezubringen. — So ist Fr.s Sittengeschichte ein populäres Buch im besten Sinne des Wortes geworden, ein Werk, wie es in unserer sich von dem Altertum mehr und mehr abwendenden Zeit besonders nottut. Nur sehr wenige Bücher haben eine so tiefgreifende Wirkung geübt, Belehrung und Anregung in so weite Kreise getragen, eine noch vor 50 Jahren »mehr geschmähte als gekannte Zeit« nach so vielen Richtungen hin erschlossen und so zahlreiche Freunde den Altertumsstudien gewonnen, als Fr.s Sittengeschichte«.

Aber es war noch ein Zweites, was Fr. vielleicht nicht weniger sein Leben lang fesselte und beschäftigte, wenn er auch zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten darüber nicht gekommen ist: die Religion der Griechen. Was konnte seine sinnige, auf das Verstehen menschlichen Fühlens und Denkens gerichtete Natur auch mehr anziehen? Und auf der hellenischen Kultur beruhte auch die der Römer, ihre Kunst war ganz von der griechischen abhängig, und Religion und Kultus sind doch die Kraft gewesen, die die Blüte der Kunst und jeden Höhepunkt des Daseins im Leben der Griechen schuf. Dazu kam, daß er von Lobeck und Lehrs früh in diese Dinge eingeführt worden war, und der Aufenthalt in Italien weiter befruchtend und belebend gewirkt hatte. »Ich gebe die Hoffnung nicht auf, damit würde einer meiner lebhaftesten wissenschaftlichen Wünsche in Erfüllung gehen, wenn Sie sich entschlossen, Ihre Ideen und Anschauungen der griechischen Götter zu veröffentlichen«, schreibt er im April 1854 aus Rom an Lehrs (Ludwich, Jahresber. f. A. 1911, S. 11). Und bis zu seinem Scheiden aus dem Amte las er, wie es schien mit besonderer Liebe, ein Kolleg über griechische Mythologie, vielleicht hätte er es richtiger genannt: Über die Religion der Griechen. So viel Anregungen er aber auch von den trefflichsten Wegweisern empfangen haben mochte: weder Lobecks nüchterne Gelehrtennatur, bei dem sein Bewunderer Erwin Rohde die Liebe vermißt, die allein zum tiefsten Verständnis vordringen und hinführen könne (Crusius: E. Rohde, S. 55), noch Lehrs' leidenschaftliches Temperament, das sich unmutig und wie verwundet abwandte, wo er andern Ansichten — »Verständnislosigkeit«, wie er meinte — begegnete, konnte Fr.s Bedürfnis ganz genügen: auch hier studierte und prüfte er und erarbeitete sich eine eigene Ansicht, nicht entgegengesetzt oder auch nur wesentlich abweichend von der seiner Lehrer, aber auch nicht einfach von ihnen übernommen, sondern allmählich immer mehr geklärt und zum Besitz erworben. Seine Anzeigen der dritten Auflage von Prellers Griechischer Mythologie (Jahrb. f. Phil. XIX, 1873, S. 305 ff.), der Arbeiten seines so früh verstorbenen Schülers Eugen Plew (Altpreuß. Monatsschrift XVIII, 97 ff.), vor allem sein schöner Aufsatz »Griechische Mythologie« in der Deutschen Rundschau, Oktober 1887, in dem er energisch auf den von Mannhardt verfolgten Weg der Beobachtung der Volksbräuche und der Verwertung der Resultate vergleichender ethnologischer Forschung hinweist, geben Zeugnis von seinem Interesse wie der Klarheit und Selbständigkeit seiner Forschung auch auf diesem Gebiet. »Ihre Abhandlung über chthonischen und Totenkult«, schrieb er mir am 14. April 1895, »ist die erste, die ich in dem mir gewidmeten Bande gelesen habe, weil der Gegenstand mich am meisten anzog. Mir hat es immer am meisten am Herzen gelegen, über die griechische Religion (Mythologie) die mir richtig erscheinenden Grundanschauungen fortzupflanzen, und von der Religion läßt sich der Kultus ja nicht trennen«; und zu bescheiden fügt er hinzu: »Ich habe stets bedauert, auf

diesem Gebiete nicht zu eigenen Arbeiten gekommen zu sein«. Und zehn Jahre später, am 16. Januar 1905: »Das Aufblühen der Religionswissenschaft gehört zu den Erscheinungen, um derentwillen ich bedaure, nicht 50 Jahre später geboren zu sein.« Er war neben Lehrs einer der ersten, der sich mit Mißtrauen und bald mit schmerzlichem Unwillen von der jahrzehntelang das Feld behauptenden »vergleichenden Mythologie« abwandte. »Ich dachte neulich an Sie«, heißt es in einem Briefe vom 21. Juni 1896 an mich, »bei einem Aufsätze von H. Oldenberg: Die Religion des Veda und des Buddhismus, Deutsche Rundschau, November 1895. Das meiste von den angeblichen, für mich nie annehmbar gewesenen Resultaten der vergleichenden Mythologie, mit deren Studium ich viel Zeit verdorben habe, ist nun auch aufgegeben«; und am 10. Mai 1895: »Ihre ... Anzeige der Preller-Robertschen Mythologie zeigt allerdings, daß die Natursymbolik in starkem Rückzuge begriffen ist. Als die Hauptschuldigen an derselben, wie an andern großen Verirrungen auf diesem Gebiete betrachte ich bei aller Verehrung vor ihnen beide Grimm. Mein vortrefflicher, längst toter Kollege J. Zacher antwortete mir auf die Frage, wie ihm meine Abhandlung über Amor und Psyche gefallen habe: Sehr gut, aber Sie haben den atmosphärischen Vorgang nicht nachgewiesen.« Und in dem zuvor erwähnten Briefe: »Es liegt wohl hauptsächlich an der (der deutschen Altertumswissenschaft nicht zur Ehre gereichenden) Gleichgültigkeit gegen diese schwierigste, aber auch wichtigste Disziplin, daß hier verkehrte Ansichten noch immer das Feld behaupten.« Und in dem herrlichen Aufsätze: »Aus Königsberger Gelehrtenkreisen« heißt es (Erinnerungen S. 110 f.): »Lobecks Rationalismus besteht in einer unbedingten Fernhaltung der Phantastik, die gerade auf diesem Gebiete in wahrhaft ungeheuerlicher Weise ihr Wesen getrieben hatte. Es war ein Protest gegen die unerhörte Anmaßung Schellings und Creuzers, kraft einer selbsterklärten Genialität ihre Visionen und Phantasiespiele den Resultaten gewissenhafter Forschung entgegensetzen zu dürfen. Bei Schellings Philosophie der Mythologie zweifelt man, ob man mehr über den Aberwitz seiner Ausführungen staunen soll oder über die Feierlichkeit und Selbstgewißheit, mit der sie vorgebracht werden. Am unheilvollsten hat Schelling durch seinen Einfluß auf Creuzer gewirkt, dessen »Symbolik und Mythologie« in der Tat unermesslichen Schaden gestiftet hat, besonders auch dadurch, daß die Brüder Grimm sich von ihm bis auf einen gewissen Grad in ihren mythologischen Anschauungen bestimmen ließen. Obwohl nun die Forschung allmählich die Irrwege, auf die Creuzer sie führte, verlassen hat, gilt er manchen immer noch als derjenige, der ihr zuerst ihre wahren Ziele zeigte. Wer so denkt, kann nicht in W. v. Humboldts Urteil über Lobecks Aglaophamus einstimmen: Es sei unmöglich, in einem höheren Grade Tiefe der Forschung und Vollendung der Darstellung zu verbinden. Die Wege derer, die Creuzer, und derer, die Lobeck verehren, sind für immer geschieden«.

So früh wir in Fr. die klare Erkenntnis fanden, zur Erforschung und Behandlung welcher Aufgaben ihn Neigung und Anlage zögen und bestimmten, so früh er sich feste Grundsätze bildete — ohne umgestaltende Entwicklung schreitet kein Strebender vorwärts. Am 14. März 1861 schreibt Fr. an Robert v. Keudell: »Mein Lebenszweck ist, meine e i g e n e Existenz zu einer möglichst vollkommenen zu machen. Deshalb habe ich meine Fähigkeit, Eindrücke in mich aufzunehmen, so viel ich konnte, zu erweitern gesucht. Auf dem Ge-

biete, wo ich durch meine Studien produktiv sein kann, bin ich es zunächst nur in meinem Interesse, ich habe hier das Bedürfnis, die Wahrheit zu finden, nicht sie andern mitzuteilen. . . . Das Bedürfnis einer amtlichen Wirksamkeit habe ich gar nicht. Die meinige ist mir — unvermeidliche Schattenseiten abgerechnet — durchaus erwünscht, doch könnte ich sie heute aufgeben, ohne eine Lücke zu fühlen. Wäre ich unverheiratet geblieben, vielleicht hätte ich nie ein Amt angenommen, sondern ganz meinen Studien und meiner Bildung gelebt.« Gewiß *labor ipse voluptas*, diese Devise Rankes ist auch die seine gewesen (vgl. Erinnerungen S. 62), und das Schönste blieb ihm das Gefühl von dem Wachsen des eigenen Wertes und des Gehalts in seinem Busen, aber als Forscher und Lehrer Wahrheit und Erkenntnis zu verbreiten und in andern den Wunsch zu wecken und die Fähigkeit zu entwickeln, »zur Lösung der Probleme« beizutragen, »die die in steter Fortentwicklung begriffene Wissenschaft . . . immer von neuem stellt« (Erinnerungen S. 62), war ihm doch Bedürfnis. Schon zwei Jahre, nachdem er den Brief an Keudell geschrieben, als der erste Band der Sittengeschichte innerhalb Jahresfrist eine neue Auflage erforderte und ins Französische übersetzt war, gestand er seiner Frau, freilich halb scherzend: Ich muß bekennen, daß ich ehrgeizig geworden bin, ich möchte in Palästen und Hütten zugleich gern gelesen werden. Und der fast siebzugjährige emeritierte Professor liest noch mehrere Semester in Straßburg Kollegia. Es sind das keine Widersprüche, auch keine Selbsttäuschungen, nur durch Erfahrungen und Erleben herbeigeführte Entwicklung. Fr. war von der zwingenden Macht der Naturanlage überzeugt. Schon in dem erwähnten Briefe an Keudell (1861) sagt er: »Meine Natur kann ich nicht ändern, niemand kann das, nur mir ihrer vollkommen bewußt werden, was nicht jeder kann«; und weiter: »Auch das beruht auf meinem Naturell, das ich nicht ändern kann«. 42 Jahre später schickte ich ihm die Anzeige eines Bandes von Nietzsches Briefen; ich hatte darin geschrieben: »Wer will hier verdammen? Wieviel hat ein Gott in die Wiege gelegt, wieviel der Mensch hinzugefügt? Wer will wagen zu entscheiden, was Schuld war und was Schicksal?« (Wochenschr. f. klass. Phil. 1903, S. 124), und er antwortet mir: »Nach meiner Ansicht hat nicht bloß hier, sondern in der Regel ein Gott so gut wie alles in die Wiege gelegt.« Freilich ihm hatte er die Treue in die Wiege gelegt, »zähste Treue wie in der Freundschaft, so in dem Festhalten des einmal als wahr Erkannten« (Gomperz), vor allem in seinen Pflichten; aber Eigensinn war ihm ebenso fremd wie Pedanterie. Und das wäre es gewesen, wenn der gereifte und der alternde Mann alles hätte festhalten und befolgen wollen, was der noch nicht fünfunddreißigjährige — auch nicht tat, sondern nur als seinem Naturell eigentlich entsprechend und unter andern Umständen willkommen bezeichnet hatte.

In seinem langen Leben sah Fr. vieles um sich anders werden; nicht alles dünkte ihm besser, aber er schalt und schmälte nicht, er suchte sich hineinzufinden und erkannte das Recht der Lebenden an. »Ich bin natürlich altmodisch«, schrieb er mir einmal, aber bald darauf (am 3. Januar 1906): »Mit meiner ältesten (19 jährigen) Enkelin, die im Sommer das Abiturientenexamen zu machen hofft, lese ich Cicero und Vergil. Vor 40 bis 50 Jahren hätte das noch niemand für im Bereich der Möglichkeit liegend gehalten«; und Humor klingt durch, wenn er drei Jahre später berichtet: »An einigen Mitgliedern meiner Familie zeigt sich, wie sehr sich die Welt seit meiner und auch seit Ihrer Jugend

verändert hat; meine älteste Enkelin studiert hier Nationalökonomie und mein ältester Enkel Götz Dehio ist als Beamter der internationalen Verwaltung der chinesischen Seezölle in Hankau Mandarin der Klasse 4 b.« So alterierte ihn auch der Niedergang der altklassischen Studien weniger, als man bei seiner Liebe für sie hätte denken sollen. Zwar fand auch er die kräftigen Worte des Bekenners: »Um wieviel ärmer das Geistesleben der neueren Zeit ohne Homer, die Tragiker, Aristophanes, ohne Herodot, Thukydides, Plato, Demosthenes und die tausendfältigen von ihnen ausgehenden Wirkungen sein würde, das ist gar nicht zu ermessen. . . . Aber während die Bewunderung für die griechische Kunst immer allgemeiner geworden ist und sich mit jedem neuen wichtigen Funde steigert, hat sich eine immer entschiedener Abwendung von den Offenbarungen des griechischen Geistes in den redenden Künsten vollzogen, ja an die Stelle enthusiastischer, andachtsvoller Verehrung ist eine bornierte und verständnislose Opposition gegen das Griechentum getreten. Nur zu oft erinnern die Wortführer dieser Richtung an Barbaren, die nach einem Götterbilde mit Steinen werfen« (Erinnerungen S. 390). Aber es ist doch g e l a s s e n e Resignation, wenn er sich (1892) für die Lobeck-Büste bedankend schreibt: »Der Anblick der Büste versetzt mich in die Zeit vor 50 Jahren zurück, wo Lobecks Übersetzungen und Interpretationen griechischer Dichter in dem kleinen Auditorium rechts vom Eingange der Bibliothek von Studierenden aller Fakultäten gehört wurden. Wie dies der heutigen Jugend kaum glaublich erscheint, so wird vielleicht in abermals 50 Jahren die Liebe, mit der wir älteren der jetzigen Generation am griechischen Altertum hängen, nur noch wenigen verständlich sein. Aber lassen Sie uns hoffen, daß es immer stille kleine Gemeinden geben wird, die die Vertrautheit mit dem Griechentum zu ihrem besten Besitz zählen und sich durch die Gemeinsamkeit dieser Anschauung ebenso innig verbunden fühlen werden wie wir.« »Die große Masse, auch der Gebildeten, steht heutzutage sicherlich dem griechischen Altertum, wo nicht ablehnend oder gar feindselig, doch völlig gleichgültig gegenüber,« schrieb er mir im April 1896, und ein Jahr darauf an A. Ludwich (Jahresber. f. A. 1911, S. 24): »Nach meiner Ansicht ist die Zeit der klassischen Bildung als Grundlage der Gesamtbildung in Deutschland für absehbare Zeit ebenso unwiderstehlich abgelaufen, als vor 400 Jahren die Zeit der Scholastik.«

Als am 16. Juli 1904 R. Reitzenstein im Auftrage und Namen vieler dem Achtzigjährigen den Glückwunsch darbrachte, sagte er: »Als Lehrer, als Forscher und als Schriftsteller haben Sie im Geiste Ihrer Schüler und Verehrer, als Mensch und als Freund in ihrem Herzen sich ein Denkmal errichtet, das, in der Dankbarkeit begründet und von der Liebe geschmückt, bei keinem unter ihnen vergehen wird.« Aber Liebe und Freundschaft findet nur, wer sie selbst zu geben fähig und willig ist. Fr.s ernste und schweigsame Natur erschloß sich nicht leicht, »unbestechlich war die bisweilen zur Schroffheit neigende Strenge seines Urteils« (Gomperz), und wo er Halbheit und Unklarheit zu finden glaubte, machte er ohne Rückhalt darauf aufmerksam, namentlich in jungen Jahren, »erst später lernte er vieles verstehen und dadurch milder urteilen«. Aber am strengsten war er gegen sich selbst, »nahm nie einen Vorwurf oder Tadel übel, wenn er Berechtigung oder gute Absicht erkannte, wie er auch stets bereit war, um Verzeihung zu bitten, wenn er, auch unwissentlich, gekränkt hatte«. Er gehörte als Student in Königsberg der Burschenschaft Hochhemia an, die damals eine

Anzahl Mitglieder vereinigte, deren Namen später bekannt und gefeiert wurden. Robert v. Keudell, Artur Hobrecht, Julian Schmidt, Ferdinand Gregorovius, Ed. Wessel, C. L. Aegidi, Bernhard Weiß, Jul. Jacobson, der Maler G. Gräf u. a. schlossen sich ihm damals an und blieben ihm treu, wie er ihnen, das Leben lang. Als Wessel schwer erkrankte, fuhr Fr. (September 1878) ihn zu besuchen, auf wenige Tage nach Ischl und freute sich, einem andern Freunde berichten zu können, daß er seinen Zustand doch besser gefunden, als er gefürchtet habe. Am nächsten stand ihm Keudell. Bis zu Fr.s Verheiratung war der Briefwechsel zwischen beiden fast tagebuchartig, und auch nachher dauerte er in derselben Innigkeit und Offenheit fort, wenn die Briefe auch weniger häufig wurden. Oft war in späteren Jahren der eine Gast des andern. Als Keudell starb, schrieb mir Fr. (19. August 1903): »Welche Lücke Keudells Tod in mein Leben gerissen hat, können Sie sich vorstellen, wenn ich Ihnen sage, daß er mir seit 1839 unter meinen Freunden am nächsten stand . . . Jetzt lebt von meinen nächsten Freunden nur noch Hobrecht, . . . der kürzlich auch ins 80. Jahr getreten ist.« In Königsberg traten ihm später Prof. Wagner, der Mathematiker Lipschütz, Arthur Ludwig u. a. näher, auch mehrere Gymnasiallehrer, denen er in seinen Erinnerungen S. 125—143 in dem Aufsätze »Drei ostpreußische Lehrer« ein schönes Denkmal gesetzt hat, das er neben das der gefeierten Koryphäen der Albertina stellte (Aus Königsberger Gelehrtenkreisen S. 37—124). Aber das größte Glück fand er in der Gattin und im eigenen Hause. »Weit mehr eine Lebensfrage (als wissenschaftliche Arbeit und Erfolge) war für mich von jeher die gemütliche Befriedigung; von dieser fühlte ich, seit ich Bewußtsein hatte, daß ich sie nur in der Ehe finden könnte. Diesem Zweck also ordnete ich unbedenklich alle andern Zwecke unter. Als ich, was ich kaum gehofft hatte, eine Gefährtin fand, wie sie allein mein Glück begründen konnte, da opferte ich auch die Möglichkeit, meine Studien fortzusetzen, auf unbestimmte Zeit auf und würde sie, wenn es hätte sein müssen, vermutlich für immer aufgegeben haben. Denn als ich mich als Privatdozent ohne Einkommen mit 300 Talern Unterstützung von meinem Vater mit sehr unsicheren Aussichten auf Anstellung verlobte und also voraussichtlich jahrelang von meiner Feder leben mußte, — so hieß das bei meinen schlechten Augen so viel als gar nicht arbeiten können. . . . Ich habe gedacht, was ich mit meinen mittleren Fähigkeiten in meinem Leben leisten könnte und aus Rücksicht auf meine andern Lebenszwecke nicht leiste, das leisten tausend andere auch ebenso gut und besser, aber heiraten kann niemand für mich«, schreibt er an Keudell 1861, und bald darauf: »Nur der verheiratete Mensch lebt wahrhaft, lernt alle Höhen und Tiefen des Daseins kennen, der andere führt nur ein Schattendasein«; als Greis aber: »Die Ehe und Deine Freundschaft sind das Beste, was mir das Leben gegeben hat.« Selten trennte er sich von der Gattin. Er war mit ihr an der Riviera, in Süditalien, mehrmals in Rom und in Oberitalien, in der Schweiz und Tirol, seit er in Straßburg wohnte im Sommer meist in den nahen Vogesen, wo die Schönheit der Wälder ihn entzückte, wie früher in Warnicken und Georgswalde bei Königsberg. »Der Reiseplan ist fertig. Du kennst ja meine Freude am Reisen, aber nur mit Dir allein. Kannst Du nicht mitkommen, so bleiben wir hier und gehen in die Nähe aufs Land,« schreibt er ihr einmal. Der Ehe entsprossen zwei Söhne und eine Tochter. Mit dieser wohnte er seit 1892 an einem Orte. Die Übersiedelung seines Schwiegersohnes Georg Dehio nach Straßburg war der hauptsächlichste Grund, daß

auch er nach seiner Emeritierung dorthin zog. Auffallend ist, daß ihm für die Kinder, so lange sie jünger waren, Beobachtung und Verständnis fehlte, er meinte sogar, er hätte es in seiner Ehe nicht vermißt, wenn Kinder gefehlt hätten. »Erst bei seinen Enkeln lernte er sich an der Entwicklung erfreuen, und es war dann reizend zu sehen, wie er mit ihnen verkehrte.« Aber trotz des reichlichen Maßes von Arbeit, der er sich nur entzog, um die dem Körper notwendige Erholung auf Spaziergängen zu suchen, oder um erkrankte Verwandte und Bekannte aufzusuchen, was er seltener versäumte als die sehr beschränkten Pflichten der Geselligkeit zu erfüllen, fand er Zeit, den ältesten augenleidenden Sohn lange Zeit in den alten Sprachen und der Geschichte zu unterrichten und sich abends von den Kindern W. Scotts Romane u. a. vorlesen zu lassen. Die Briefe der älter gewordenen bewahrte er auf, und bei der dreißigsten Wiederkehr des Hochzeitstages überraschte er die Mutter mit einem Bändchen »Aus Briefen der Kinder 1876—1886, der Mama zum 22. August 1886 gewidmet«. Mit seiner gleich ihm für Naturschönheit und Kunst tief empfänglichen Frau las er größere Geschichts- und kulturhistorische Werke, auch Reisebeschreibungen und Jahns Mozart. Am Ende des Jahres 1877 notiert er: Zu Hause wurden vorgelesen Antonius und Kleopatra, Prometheus, Antigone, Oedipus, Burckhardt Kultur der Renaissance, Michel Angelo, Gottfr. Keller, Ut mine Stromtid, Storm, Roquette Im Hause der Väter. Sonst schätzte er von belletristischer Literatur namentlich Die Verlobten von Manzoni, Die letzte Reckenburgerin von der François, Freytags Romane, die Erzählungen der Ebner-Eschenbach, einige ältere englische Romane und Turgenjew, dessen Gast er zweimal in Baden-Baden war, und mit dem er lange Jahre korrespondierte (s. Erinnerungen 195—212). Vielleicht mehr noch war ihm die Musik Bedürfnis und Erholung. »Mit einer unmusikalischen Frau hätte ich nie glücklich werden können«, sagte er der Gattin einmal. Eine Schwägerin, der älteste Sohn und musikalische Freunde, auch Studenten spielten Klavier, Cello und Violine, auch wurde öfters gesungen. Bei Keudells mitunter sehr lange währenden Besuchen wurde oft den ganzen Tag musiziert. Auch das Theater besuchte er häufiger, klassische Stücke bevorzugend. Für Humor und Witz war er sehr empfänglich und erzählte Witze, die ihm gefielen, gelegentlich gern weiter. Er konnte einen Abend nie vergessen, an dem zwei Gäste mit unbeweglichen Gesichtern zuhörten, als er höchst witzige Sachen aus dem Kladderadatsch des Jahres 1866 vorlas (vgl. Erinnerungen 51, 1, 53, 56). Er war für alle aktuellen, namentlich die politischen Fragen, lebhaft interessiert und von heißer Vaterlandsliebe beseelt. Die radikalen Stimmungen seiner Jugend waren schon im Anfang der sechziger Jahre in der Umbildung begriffen. Er bewunderte Bismarcks Genie, das vollbracht hatte, was er nie zu hoffen gewagt. »Die Einheit Norddeutschlands halte ich für unmöglich, wenn wir nicht einen zweiten Friedrich den Großen bekommen, und auch dann noch für sehr problematisch,« schrieb er 1861 an Keudell. Im Herrenhause, dem er 23 Jahre angehörte, ist er m. W. nicht hervorgetreten, aber seine öffentlichen Reden gaben unumwundenes Zeugnis von seiner Gesinnung und seinen Ansichten. Seine jüdische Abstammung hat er nie verhehlt; über die Juden und ihre Fehler und Schwächen urteilte er ganz objektiv und erzählte Witze über sie belustigt im Familienkreise und weiter, doch war ihm Antisemitismus kränkend und bedauerlich.

Seiner anspruchslosen Natur, die »in der mittleren Sphäre« sich am wohlsten fühlte (Dehio) und in der Stille das Glück suchte und fand, waren äußere Anerkennung und Ehren zwar »nicht gänzlich wertlos, aber weil sie ihm für seine Selbsteinschätzung nicht in Betracht kamen« (Dehio), strebte er weder darnach, noch bewegte es ihn sonderlich, wenn sie ihm zuteil wurden. Wahrscheinlich ist ihm der Sammelband wissenschaftlicher Arbeiten, den eine größere Anzahl seiner Schüler ihm zum 50jährigen Doktorjubiläum widmete, das Geschenk der Marmorbüste Lobecks, die Schüler und Freunde ihm zu Weihnachten 1892 »zur Erinnerung an Königsberg« nach Straßburg sandten, und die Überweisung von 5300 M. zu einem Friedlaender-Stipendium für Philologie-Studierende männlichen und weiblichen Geschlechts in Königsberg an seinem 80. Geburtstag, eine weit größere Freude gewesen als die hohen Orden, die ihm verliehen wurden. Lobecks Büste stand über seinem Schreibtisch, und so oft er den Blick aufschlug, fiel er auf »die still redenden Züge«. Als ich ihn einige Monate vor seinem Tode in Straßburg besuchte, war nach der Begrüßung sein erstes Wort: »Da sehn Sie die Büste Lobecks, die man mir bei meinem Scheiden aus Königsberg schenkte«, und auf die Ansprache Reitzensteins bei der Überreichung der für das Stipendium bestimmten Summe versicherte er sichtlich erfreut den Überbringer seines wärmsten Dankes und bemerkte scherzhaft, nun sei ihm zu einer Unsterblichkeit verholfen, denn Erinnerungen und Bücher vergingen, aber Studenten, die gern ein Stipendium genossen und bedürften, blieben immer. An den Vorsitzenden des Komitees aber, das die Sammlung in die Wege geleitet hatte, schrieb er: »Unter den zahlreichen Beweisen von Teilnahme und Wohlwollen, die ich erhalten habe, konnte mich nichts so erfreuen, als daß mein 80. Geburtstag ein Anlaß zu einer Förderung der Studien geworden ist, denen ich mein Leben gewidmet habe. Daß Sie und die andern Freunde sich einer so großen Mühe unterzogen haben, um die Stiftung zustande zu bringen, ist ein Beweis von Liebe, der mich aufs tiefste ehrt, und für den ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar bleiben werde, so lange ich lebe.« Auch einzelnen, die ihm zu dem Tage geschrieben, dankte er in seiner herzlichen und bescheidenen Weise wahrhaft rührend. »Sie tun unrecht, sich als meinen Schuldner zu betrachten, vielmehr bin ich, zumal nach dem neuen Beweis von Liebe, der Ihrige. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft«, schrieb er mir am 21. Juli 1904 aus einem kleinen Orte in den Vogesen.

Die Königsberger juristische Fakultät ernannte ihn 1904 zum *Dr. iur.* Er war ordentliches Mitglied des *Istituto archeol. di Roma*, seit 1884 auswärtiges Mitglied der bayrischen und seit 1895 der Brüsseler Akademie der Wissenschaften, seit 1902 korrespondierendes Mitglied der Berliner Akademie und der *Académie des inscriptions* in Paris, ein Jahr später der Wiener Akademie. Mit einer Art Wehmut erfüllten ihn diese letzten Auszeichnungen, denn obwohl er sich Rüstigkeit und Schaffenskraft bis ins höchste Alter erhielt, empfand er doch eine Abnahme der Kräfte, das Augenlicht versagte mehr und mehr, und er traute sich wenig mehr zu, bis ihn dann doch wieder eine neue Arbeit gefangen nahm und ihn zur Fortführung und Vollendung reizte. »Ich mache nichts Philologisches mehr«, schrieb er mir am 21. Juni 1896, »in die Ganzinvalidität habe ich mich längst ohne Betrübnis ergeben« am 6. Januar 1903, aber drei Jahre später: »Ich bin mit der Bearbeitung einer neuen Ausgabe der *cena Trimalchionis* beschäftigt; am 12. Januar 1907: »Mir geht es ganz gut, abgesehen davon, daß

ich auf jede wissenschaftliche Arbeit längst habe verzichten müssen«, und in seinem letzten Briefe vom 25. Oktober 1909: »Meine Arbeit an der neuen Auflage meines Buches (der achten der Sittengeschichte) nähert sich ihrem Ende, und vielleicht kann ich vor Ende November den Druck beginnen lassen.«

Ich sah Fr. zum letzten Male wenige Monate vor seinem Tode in Straßburg, wo ich fast einen ganzen Tag in seinem Hause zubringen durfte. Es kamen mir in diesen Stunden die Worte nicht aus dem Sinn, die Reitzenstein fünf Jahre früher zu dem Achtzigjährigen gesprochen hatte: »Das Glück, das durch Weisheit und Güte Sie im Innern sich bereitet haben.« Man kann den Verstorbenen nicht besser charakterisieren, als es Georg Dehio in der Gedächtnisrede getan hat, die er am 18. Dezember 1909 am Sarge des Schwiegervaters hielt. »Unter den Eigenschaften seines Wesens waren zwei, die jeder leicht und schnell erkennen konnte: **Wahrhaftigkeit und Schlichtheit**. . . Eine dritte ist mir erst im längeren Verkehr in ihrem vollen Werte und ihrer ausnahmslosen Geltung deutlich geworden: im Denken und Handeln eine gänzliche **Abwesenheit des Kleinlichen**. Er hat zwar auch das Kleine und Kleinste im täglichen Leben, soweit sich Pflichten damit verbanden, stets mit Sorgfalt behandelt, aber nie es für etwas anderes genommen, als es ist. . . Er ließ sehr vieles gelten, nur nicht den Schein. Ich habe in meinem Leben wenig Menschen gekannt, so frei von Eitelkeit auch in ihren versteckten Formen. . . Fest und aufrecht, ohne viel für sich zu fordern, ging er durchs Leben. . . Ein Abbild der inneren Sicherheit seines Wesens war die äußere Unveränderlichkeit. Als ich ihn vor 27 Jahren kennen lernte, war er in Haltung, Bewegung, Sprache, Gesichtsform und dem früh weiß gewordenen Haar — seine Kinder haben ihn nie anders gekannt — genau derselbe bis zum vorigen Winter, da ein langwieriger Bronchialkatarrh seine Gesundheit zum ersten Mal erschütterte. Er sammelte noch einmal seine Kräfte, warf sich auf die Bearbeitung einer neuen Auflage seines wissenschaftlichen Hauptwerkes, arbeitete den ganzen Sommer und Herbst durch ohne Erholungspause. Heute vor zehn Tagen machte er die letzte Einschaltung in sein Manuskript, dann legte er sich hin und starb. Alle je übernommenen Aufgaben und Pflichten hat er restlos erfüllt.«

So war auch ihm beschieden, was er sechs Jahre früher in einem Briefe an mich an seines Freundes Keudell Los gepriesen hatte: »Er hatte das Glück, bis in die letzten Tage tätig sein zu können.«

Am 6. Januar 1910 schrieb mir sein Sohn Konrad: »Mein Vater war bis zum letzten Winter eigentlich körperlich und geistig fast gar nicht verändert, und sein einziger Schmerz wäre gewesen, geistig untätig sein zu müssen, sei es aus Mangel an Arbeit, sei es aus körperlichen Ursachen. Beides ist ihm erspart geblieben. . . Ein leichtes Unwohlsein zwang ihn, sich am Sonntag, dem 12. Dezember, zu Bett zu legen, aber noch am 14., dem Geburtstag meiner Mutter, fühlte er sich so wohl, daß er aufstehen wollte. In der Nacht trat eine Verschlimmerung ein, der rasch ein Verfall der Kräfte folgte. . . Am Donnerstag, dem 16., ist er dann mittags sanft ohne Todeskampf, nachdem das Bewußtsein schon geschwunden, gestorben. . . Am Sarge sprachen mein Schwager Dehio, der Rektor der Universität Prof. Neumann und der Dekan der philosophischen Fakultät. Beide schlossen sich den Verwandten auch bei dem Gange zum Grab an. Sonst war — ganz im Sinne meines Vaters — jede Feier und jedes Gefolge

abgesagt. Auf dem alten Ruprechtsauer Kirchhof vor den Toren Straßburgs haben wir ihn bestattet.«

Benutzt habe ich für meine Skizze außer freundlichen Mitteilungen von Frau Geheimrat L. Friedlaender und dem Sohne des Verstorbenen, Herrn Korvettenkapitän a. D. Konrad Fr., namentlich A. Ludwigs Nekrolog im Jahresber. für Altertumswissenschaft CLIV B. 1911 S. 1—24. Daneben Friedlaenders Erinnerungen, Reden und Studien, Straßburg 1905, 2 Bd.; 'Th. Gomperz' Nachruf in der Wiener Neuen Presse vom 24. Dez. 1909 und G. Dehios Rede, gehalten am Sarge L. Fr.s am 18. Dez. 1909.

Berlin.

Paul Stengel.

v. Neumayer, Georg Balthasar¹⁾, Kaiserlicher Wirklicher Geheimer Rat und Direktor der Deutschen Seewarte a. D., * 21. Juni 1826 zu Kirchheimbolanden (Rheinpfalz), † 25. Mai 1909 in Neustadt an der Haardt. — N. wurde in dem idyllisch am Fuße des Donnersberges gelegenen Städtchen Kirchheimbolanden als Sohn des dortigen Bürgermeisters und kgl. bayrischen Notars geboren. Die Eltern übersiedelten 1832 nach dem größeren Orte Frankenthal, hauptsächlich um der stattlichen Schar von acht Kindern die Möglichkeit einer besseren Ausbildung bieten zu können. Nach dem Besuch der dortigen Volksschule und der Lateinschule wurde der junge Georg auf die Gewerbeschule in Speier geschickt, deren Reifeprüfung er im Jahre 1845 bestand. N. betonte später oft, daß gerade diese letzten Schuljahre in Speier seinem ganzen Lebensgange die Richtlinie gegeben hätten, weil er dort den anregenden Unterricht des berühmten Mathematikers, Astronomen und Physikers Friedrich Magnus Schwerd genossen habe. Auch außerhalb der Schulstunden beschäftigte sich dieser vortreffliche Lehrer mit seinen Schülern, indem er sie in die astronomische und geodätische Beobachtungskunst einführte und sie als Gehilfen an seinen eigenen Arbeiten auf diesen Gebieten teilnehmen ließ. — Da N. anfangs die Absicht hatte, sich der Ingenieurlaufbahn zu widmen, so trat er in die »Polytechnische Schule« zu München ein, doch hörte er außerdem mehrere Vorlesungen über Physik und Astronomie an der dortigen Universität bei den Professoren Reindl und v. Lamont. Besonders dem Einflusse dieser Lehrer ist es zuzuschreiben, daß N. nach bestandenem theoretischen Staatsexamen (1849) nicht sofort in die praktische Tätigkeit überging, sondern daß er zur weiteren Ausbildung zunächst in eine Assistentenstellung am physikalischen Institut eintrat; daneben war es ihm möglich, unter Lamonts Leitung die astronomische und magnetische Beobachtungstätigkeit fortzusetzen. Ein Jahr später (1850) erwarb er dann an der Münchener Universität die Doktorwürde.

Für N.s ganzen Lebensgang ist gerade dieses letzte Jahr der akademischen Ausbildung von besonderer Bedeutung geworden, weil er damals Gelegenheit fand, sich mit den Schriften zweier bahnbrechender Forscher zu beschäftigen. Der aus Reutlingen stammende Nationalökonom Friedrich List hatte wenige Jahre zuvor sein berühmtes Werk »Das nationale System der politischen Ökonomie« herausgegeben, in welchem mit begeisterten Worten darauf hingewiesen wurde, daß nur derjenigen Nation eine politische Zukunft beschieden sein würde, die es verstehe, sich eine Stellung als Seemacht zu schaffen. Scharf hat ferner List nicht nur in seinem Werke, sondern auch in der Presse die Zer-

¹⁾ Totenliste 1909, Band XIV, 66 *.

splitterung der deutschen Stämme gegeißelt und immer von neuem wiederholt, daß nur das geeinigte Deutschland imstande sein würde, Seegeltung zu erlangen. Die Werke Lists haben damals mächtig auf den jungen, begeisterungsfähigen N. eingewirkt und in ihm den Entschluß zur Reife gebracht, auch in seinem Berufe an der Entwicklung des Seewesens in Deutschland mitzuwirken. Den Weg zu diesem Ziele wiesen ihm die Schriften eines amerikanischen Nautikers und Hydrographen. Matthew Fontaine Maury hatte durch eine Reihe von Veröffentlichungen dargetan, daß die genaue Kenntnis der Wind- und Meeresströmungen nicht nur als Beitrag zur Physik der Erde zu betrachten sei, sondern daß sie eine weitgehende praktische Bedeutung für die Seeschifffahrt erlangen könne, wenn man auf ihrer Grundlage Anweisungen für die vorteilhaftesten Seewege zusammenstellen würde. — N. war nun zwar durch das Studium der exakten Wissenschaften theoretisch genügend zum Eintritt in die nautische Laufbahn vorbereitet, doch die praktische Erfahrung als Seemann fehlte ihm noch vollständig; erst wenn letztere erlangt war, konnte er hoffen, erfolgreich im Sinne Maurys zu wirken und hierdurch auf wissenschaftlichem Gebiete zur Seegeltung Deutschlands beizutragen. Aber der erste Schritt N.s auf dem selbstgewählten Lebenswege war ein Mißerfolg, das Gesuch um Aufnahme in die damals neubegründete Reichsmarine wurde durch den Reichsminister Duckwitz abschlägig beschieden. Danach blieb dem jungen Gelehrten nur noch die Möglichkeit, eine nautische Ausbildung durch die Handelsmarine zu erlangen, und er trat deshalb im Herbst 1850 auf dem Hamburger Schiff »Louise«, Kapitän Wurthmann, als Leichtmatrose ein. Das Schiff ging von Rotterdam in See und war für eine Fahrt nach Brasilien bestimmt, während welcher N. alle Arbeiten des neuen Berufes zu erlernen und praktisch auszuführen hatte. Diese erste Reise war in der Tat für ihn eine harte Prüfung. Nach kurzem Aufenthalte in Rio kehrte das Schiff im April 1851 nach Hamburg zurück, und hier trat N. auf den Rat des ausgezeichneten Dr. Charles Rümker, Direktor der Sternwarte und der Navigationsschule, in letztere als Schüler ein, um den theoretischen Teil der Schifffahrtskunde zu erlernen. Da N. die Freizeit während seiner Reise gut ausgenutzt hatte, um sich im Gebrauch der nautischen Instrumente zu üben, konnte er bereits nach sechs Wochen die Seeschifferprüfung im Mai 1851 ablegen. Während der nächsten Monate betätigte sich dann N. auf der Hamburger Navigationsschule als Lehrer der nautischen Wissenschaft und fand unter Rümkers vortrefflicher Leitung reiche Gelegenheit, die neuerworbenen Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Gerade damals schien an einer andern Stelle sich ein geeignetes Feld für N.s Bestrebungen zu eröffnen. Der erst kürzlich zur Regierung gelangte Kaiser Franz Josef von Österreich war eifrig bemüht, seine bis dahin ziemlich vernachlässigte Kriegsmarine auszubauen und durch Heranziehung geeigneter Persönlichkeiten zu heben. Auf den Rat süddeutscher Freunde wandte sich deshalb N. nach Österreich und erlangte bald in Triest eine Stellung als Lehrer der nautischen Wissenschaften an der dortigen Seefahrtsschule. Aber die Hoffnung, eine geeignete Gelehrtenstellung in der Kriegsmarine zu finden, schlug fehl, und N. kehrte deshalb nach siebenmonatlichem Aufenthalt in ziemlich gedrückter Stimmung nach Hamburg zurück. Er selbst hat oft in späteren Jahren diese Enttäuschung als ein Glück und als eine Förderung seines ganzen Lebensganges bezeichnet, denn sie wurde für ihn die Veranlassung, daß er sich zunächst nochmals der praktischen

Ausbildung als Seemann zuwandte. Im März 1852 verheuerte sich N. in Hamburg als Matrose auf der Bark »Reiherstieg« (Kapitän Sparbohm), welche bald darauf zu einer Reise nach Australien in See ging. Als das Schiff nach langer, stürmischer Fahrt Anfang August in Port Jackson, dem Hafen von Melbourne, eingetroffen war, trat ein Ereignis ein, welches die Fortsetzung der Reise für längere Zeit verhinderte. Da gerade damals die Goldfelder Victorias entdeckt worden waren, so desertierte die gesamte Mannschaft mit Ausnahme der Offiziere, eines Schiffsjungen und des Matrosen N., um ihr Glück als Goldgräber zu suchen. Den langen unfreiwilligen Aufenthalt im Hafen verwendete N. dazu, um magnetische Bestimmungen am Lande auszuführen. Erst ganz allmählich gelang es dem Kapitän, eine neue Mannschaft für sein Schiff anzumustern, das Goldfieber hatte fast alle brauchbaren Arbeitskräfte in die Diggins gelockt. Als aber die angeworbenen Matrosen eintrafen und das Schiff in See ging, war es N. sofort klar, daß in der Gemeinschaft mit diesen Kameraden eine erfolgreiche Weiterbildung nicht zu finden sein würde. Ein Teil der Mannschaft bestand aus rohen Leuten von recht zweifelhafter Vergangenheit, andere hatten bis dahin dem Seeleben vollständig fern gestanden. Nach der Ankunft in Melbourne richtete deshalb N. an den Kapitän die Bitte, ihn zu entlassen, da unter den obwaltenden Verhältnissen der Zweck seines Aufenthaltes an Bord nicht erreicht werden könne. Der Kapitän erkannte den wohlbegründeten Wunsch N.s an und trug für eine ordnungsmäßige Abmusterung Sorge.

Nach seiner Entlassung nahm N. den gleichen Weg, wie seine in Sidney entwichenen Schiffsgenossen, er ging in die Goldfelder Victorias; aber dieser Entschluß entsprang nicht etwa dem Wunsche, sich dort zu bereichern, sondern er wurde von der Absicht geleitet, die geologische Formation des südlichen Kontinents aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Trotz der begeisterten Aufnahme, die er bei seinen ehemaligen Kameraden fand, und trotz einiger Erfolge als Goldgräber kehrte er nach Melbourne nach etwa acht Wochen zurück, sobald jener Zweck erreicht war. Den weiteren Aufenthalt in Australien verwendete N. zu einer Reise nach Hobart auf Tasmanien, wo Sir John Ross im Jahre 1841 ein magnetisches Observatorium eingerichtet und bis zum Jahre 1849 geleitet hatte. An der gleichen Stelle setzte nun N. kurze Zeit die magnetischen Beobachtungen fort, und er gelangte hierdurch zu der Überzeugung, daß solche Bestimmungen gerade in Australien geeignet sein würden, einen besseren Überblick über den Verlauf aller erdmagnetischen Erscheinungen herbeizuführen. Da aber von dem vielseitigen N. nicht nur erdmagnetische, sondern auch meteorologische, nautische, hydrographische und geophysische Forschungen in Betracht gezogen wurden, so erkannte er anderseits, daß alle diese Gebiete nur wirksam durch ein im Mittelpunkte der australischen Kultur gelegenes Observatorium gefördert werden könnten. Hierzu war unbedingt Melbourne, die Hauptstadt der englischen Kolonie Victoria, der geeignete Platz. Um die Natur des australischen Kontinents noch näher kennen zu lernen, schloß sich N. auf kurze Zeit einer Forschungsexpedition nach dem Murrayflusse an, dann aber kehrte er nach Melbourne zurück und suchte dort in den maßgebenden Kreisen auf die Verwirklichung jenes ersten Lebenszieles hinzuwirken. Sowohl in der deutschen wie in der englischen Gesellschaft fand der begeisterte junge Redner lebenswürdige Aufnahme, und

es wurde ihm bald die Unterstützung seitens der Kolonialregierung in Aussicht gestellt.

Aber noch einmal kehrte N. in die nautische Praxis zurück, da sich ihm Gelegenheit bot, auf dem als Schnellsegler berühmten amerikanischen Klipperschiffe »Sovereign of the Seas« als zweiter Steuermann einzutreten. Mehrere kleinere Fahrten an der Küste Australiens machte N. auf diesem Schiffe mit, und er gewann hierdurch eine genaue Kenntnis von der Bauart und den besonderen Eigenschaften des Klippers. Mit Stolz pflegte er später seinen Freunden die Zeichnungen, Ausmessungen und Beschreibung des Schiffes vorzulegen, die er damals in seinen Mußestunden gegen den Willen des Kapitäns angefertigt hatte. Als der »Sovereign« im Januar 1854 den Auftrag erhielt, nach London zu segeln, trat N. einem deutschen Steuermann seine Stellung ab, doch blieb er als Passagier an Bord und traf mit dem Kapitän das Übereinkommen, daß er auch noch während der Überfahrt nach Europa an der Führung des Schiffes und an der Wahl des Seeweges beteiligt bleiben solle. Diese Reise lieferte ein vortreffliches Beispiel für die praktische Brauchbarkeit der Lehren Maurys, denn nach einer schnellen und glücklichen Fahrt von 80 Tagen traf das Schiff in England ein.

Nach seiner Rückkehr nach Europa trat N. in eine lebhafte Werbearbeit ein, um die Mittel für die Errichtung eines Observatoriums in Melbourne flüssig zu machen. Kurze Zeit hielt er sich in stiller Zurückgezogenheit in seiner Heimatstadt Frankenthal auf und legte in einer ausführlichen Denkschrift die Grundgedanken seiner Pläne nieder; dann trat er als begeisterter Verfechter seiner Absichten in Hamburg, Berlin und München vor die Öffentlichkeit. Der Hamburger Reeder J. C. Godeffroy versprach ihm freie Überfahrt und Beförderung der wissenschaftlichen Ausrüstung nach Australien; Alexander v. Humboldt, Justus v. Liebig, Steinheil, v. Lamont und andere einflußreiche Männer sagten ihm ihre Unterstützung zu, und infolge ihrer Fürsprache gewährte ihm der hochsinnige König Max von Bayern die Mittel zur Beschaffung der instrumentellen Ausrüstung. Um sich auf die Aufgaben vorzubereiten, welche seiner in Australien harften, unternahm N. im Spätherbst 1855 und im Frühling 1856 auf Lamonts Vorschlag eine magnetische Vermessung seiner Heimat, der Rheinpfalz, doch war es ihm nicht mehr möglich, die umfangreiche Berechnung der Beobachtungen durchzuführen, diese Arbeit ist erst 50 Jahre später, als N. sich von seinen Ämtern zurückgezogen hatte, im Druck erschienen. Kurz vor seiner Ausreise nach Australien folgte N. einer ehrenvollen Einladung der *British Association for the advancement of science*, um in einer Versammlung jener berühmten Gesellschaft seine Bestrebungen und Pläne für seine wissenschaftliche Tätigkeit in Australien eingehend darzulegen. Die Ausführungen fanden warme Anerkennung von Männern, wie Whewell, Airy, Faraday, Glaisher, und es wurde N. schon damals zugesagt, daß von England aus auf die Verstaatlichung des von ihm in Melbourne zu begründenden Observatoriums hingewirkt werden würde.

Die Ausreise N.s nach Australien fand auf dem Hamburger Segelschiffe »La Rochelle« statt, und zwar war der Kapitän D. Meyer von der Reederei Godeffroy angewiesen worden, den Seeweg nach N.s Angaben zu wählen. Auch in diesem Falle trat die praktische Brauchbarkeit der Grundsätze Maurys klar hervor, denn das Schiff traf bereits nach 81 Tagen in Melbourne ein, trotzdem

N. aus besonderen Gründen den Umweg über die Macdonald-Inseln gewählt hatte.

In Melbourne ging N. mit Energie an die Einrichtung eines provisorischen Privatobservatoriums auf einem Hügel im South Yarra. Er begann seine wissenschaftliche Tätigkeit mit der regelmäßigen Ausführung magnetischer, meteorologischer und astronomischer Beobachtungen; außerdem rüstete er die zwischen Australien und Europa fahrenden Schiffe mit Wetterbüchern aus, sammelte die auf den Reisen gemachten Erfahrungen und gab im Sinne Maurys den Kapitänen Anweisungen für die in den verschiedenen Jahreszeiten zu wählenden vorteilhaftesten Reisewege. Besonders die letztere Betätigung trug wesentlich dazu bei, daß die Kolonialregierung der Provinz Victoria sich bereits im Jahre 1858 entschloß, das neue Institut unter dem Namen »Flagstaff-Observatory« in eine staatliche Anstalt umzuwandeln und N. zum Leiter zu ernennen; der Bau eines neuen Gebäudes wurde bewilligt und zwei junge englische Gelehrte wurden N. als Gehilfen unterstellt. Nun konnte die von N. beabsichtigte Beobachtungstätigkeit in vollem Umfange aufgenommen werden. Er richtete in überraschend kurzer Zeit ein über die ganze Kolonie reichendes Netz meteorologischer Stationen ein, deren Beobachtungsergebnisse auf dem Observatorium gesammelt, systematisch geordnet und wissenschaftlich ausgewertet wurden. Durch Aufstellung selbstregistrierender Flutmesser wurden die Grundlagen für die Ermittlung der Ebbe- und Flutzeiten geschaffen. Sehr wesentlich wurde das Tätigkeitsgebiet erweitert, nachdem N. im Jahre 1859 zum »*Director of the magnetic survey of the Colony of Victoria*« ernannt und zum Mitglied des »*Exploration Committee*« berufen worden war. In der ersteren Eigenschaft fiel ihm die Organisation einer magnetischen Landesvermessung zu, die er aber nicht nur leitete, sondern bei der er als gewandter und erfahrener Beobachter selbst den Hauptanteil der Arbeit im Felde übernahm. Außer den magnetischen Bestimmungen wurden auf den einzelnen Stationen von N. auch Pendelbeobachtungen zur Ermittlung der Erdschwere und in klaren Nächten Aufzeichnungen von Meteorbahnen ausgeführt. Bei fast allen diesen Arbeiten und Messungen hat N. Instrumente und Apparate verwendet, die nach seinen Angaben auf Grund neuer Gesichtspunkte und reicher praktischer Erfahrung hergestellt worden waren.

Bald nach dem Eintritt N.s in das »*Exploration Committee*« wurde auf seine Anregung die Aussendung einer großen Expedition in das Innere des australischen Kontinents beschlossen, wobei ihm die Ausarbeitung der leitenden Gesichtspunkte sowie die Auswahl und Vorbereitung der Teilnehmer zugewiesen wurde. Da es N. nicht möglich war, das neubegründete Observatorium für längere Zeit zu verlassen, so wurde die Leitung der Expedition Burke übertragen, und der Assistent N.s, William J. Wills, schloß sich ihm als Astronom und Geodät an. Als hauptsächlichster Zweck der Expedition war eine Durchquerung des Kontinents in Aussicht genommen, außerdem sollten Nachforschungen über das Schicksal der im Jahre 1848 verschollenen Expedition des deutschen Forschers Dr. Ludwig Leichhardt angestellt werden. Die erste Aufgabe wurde unter großen Mühsalen durchgeführt, doch sind beide Leiter, Burke und Wills, unterwegs dem Hungertode erlegen. Über das Ende der Leichhardt-Expedition konnte eine Aufklärung nicht herbeigeführt werden.

Zum Zwecke der magnetischen Landesvermessung, zur Ausführung von

Pendelbeobachtungen sowie zu geographischen Ermittlungen hat N. mehrere Forschungsreisen in das Innere des australischen Kontinents unternommen; besonders eine Expedition zum Quellgebiet des Murrayflusses und in die australischen Alpen (1862 Oktober bis Dezember) ist sowohl durch die Mühsale, welche mit der Durchführung verknüpft waren, als auch durch die Ergebnisse bemerkenswert. N. stellte damals durch barometrische Höhenmessung fest, daß die Erhebung der höchsten Spitze jener Gebirgsgruppe nahezu 2200 m beträgt.

Aber noch in anderer Hinsicht hat N. während seines Aufenthaltes in Melbourne segensreich gewirkt, er war der Vorsitzende und unbestritten der geistige Mittelpunkt des »Deutschen Vereins«, und er ist in dieser Stellung in selbstloser und aufopfernder Weise für das Wohl seiner Landsleute tätig gewesen. Besonders die nach Australien verschlagenen Achtundvierziger fanden bei ihm stets eine lebenswürdige Aufnahme und eine offene Hand; manchem dieser politischen Märtyrer ist er damals zu einem Fortkommen in Australien behilflich gewesen, oder er hat durch seine weitreichenden Beziehungen für eine Amnestie und eine Rückkehr nach Deutschland Sorge getragen.

Schon seit Beginn seiner Tätigkeit in Melbourne hatte N. die Kolonialregierung von Victoria nicht darüber in Zweifel gelassen, daß sein dortiger Aufenthalt nur ein vorübergehender sein würde und daß er beabsichtige, nach Deutschland zurückzukehren, sobald dort eine maritime Machtentfaltung erstehen und es ihm möglich sein würde, seine wissenschaftlichen und nautischen Erfahrungen in den Dienst seines Vaterlandes zu stellen. Im Jahre 1864 hielt N. diesen Zeitpunkt für gekommen, und er legte deshalb der Kolonialregierung sein Entlassungsgesuch vor. Bei seinem Abschiede trat deutlich hervor, in wie hohem Grade N. es verstanden hatte, sich die aufrichtige Zuneigung sowohl der deutschen als auch der englischen Kreise Melbournes zu erwerben; das Wohlwollen der Kolonialregierung zeigte sich auch darin, daß sie ihm eine beträchtliche Summe zur Verfügung stellte, um die während des siebenjährigen Aufenthaltes in Australien erlangten Beobachtungsergebnisse in Deutschland zu bearbeiten und zur Veröffentlichung zu bringen.

Im September 1864 traf N. auf dem schottischen Klipperschiffe »Garrawalt« in London ein und wurde von der *British Association for the advancement of science* ehrenvoll empfangen und zum Mitgliede ernannt. Besonders Tyndall und Lord Balfour haben damals mit warmen Worten sein erfolgreiches Wirken in Australien anerkannt. Noch herzlicher war die Aufnahme in Hamburg; mit den Worten: »Wir behalten Sie hier!« begrüßte ihn der regierende Bürgermeister und der Senat machte ihm das Anerbieten, dort in einer freien und auskömmlich dotierten Gelehrtenstelle zu bleiben. Auch in München fehlte es dem erfolgreichen Forscher nicht an reicher Anerkennung, und besonders König Max nahm mit warmem Interesse seinen Bericht über die Tätigkeit in Australien entgegen. Während der folgenden Jahre lebte N. als Privatmann und größtenteils in stiller Zurückgezogenheit in seiner pfälzischen Heimat, um zunächst seine Beobachtungen zur Drucklegung zu bringen. Der vierte und letzte Band trägt die Jahreszahl 1869.

Auf einer Geographenversammlung in Frankfurt a. M. im Juli 1865 trat N. zum ersten Male öffentlich mit dem Vorschlage hervor, es möge eine deutsche Zentralstelle für Hydrographie und maritime Meteorologie geschaffen werden. Die auch in rhetorischer Hinsicht glänzenden und klaren Ausführungen N.s

wurden von den Anwesenden mit Begeisterung aufgenommen, und schon damals wurde von dem Vorsitzenden der Versammlung, Dr. Otto Volger, der Name »Deutsche Seewarte« unter allseitiger Zustimmung geprägt. Wenn auch die politischen Ereignisse während der nächsten Jahre die Begründung eines Instituts von so weitgehender Betätigung, wie N. sie wünschte, unmöglich machten, so fand doch der von ihm ausgesprochene Gedanke innerhalb eines engeren Rahmens bald eine Verwirklichung. Der tatkräftige Leiter der Navigationsschule in Elsflëth, W. v. Freeden, trat mit den Handelskammern in Hamburg und Bremen in Verbindung und schuf mit ihrer Unterstützung im Jahre 1867 die »Norddeutsche Seewarte«, ein Privatinstitut, welches sich zunächst mit der Pflege der maritimen Meteorologie und mit der Herausgabe von Segelanweisungen beschäftigte. Nachdem im Jahre 1871 der Name der Anstalt in »Deutsche Seewarte« geändert worden war, entwarfen N. und v. Freeden gemeinsam einen Organisationsplan unter wesentlicher Erweiterung der Aufgaben; hiernach sollte der Ausbau und die Leitung der wissenschaftlichen Teile des Instituts N. zufallen, während v. Freeden in gleichberechtigter Stellung als Leiter der nautischen Hälfte tätig sein sollte. Der Plan wurde dem Reichskanzleramt mit der Bitte überreicht, daß das erweiterte Institut vom Deutschen Reiche übernommen werden möge. Bevor aber der letztere Wunsch zur Entscheidung gelangte, trat bezüglich N.s äußerer Stellung eine wesentliche Veränderung ein. Der damalige Leiter der Admiralität, General v. Stosch, war durch einen Vortrag N.s über den Magnetismus eiserner Schiffe und über die Behandlung der Kompaßfrage mit dem eigenartigen Bildungsgang und der vielseitigen Begabung des Vortragenden bekannt geworden. Beide Männer traten bald in ein auf gegenseitige Wertschätzung begründetes freundschaftliches Verhältnis, und in weiterer Folge bewirkte v. Stosch, daß N. als Hydrograph in die Admiralität berufen wurde, um dort mitzuarbeiten an den wissenschaftlichen Fragen, die alsbald an die junge deutsche Kriegsmarine herantraten. In erster Linie organisierte N. in dieser Stellung die gesamten von den Kriegsschiffen auszuführenden Küstenvermessungen in der Nord- und Ostsee. Er unterrichtete nicht allein die Seeoffiziere im Gebrauch der Instrumente und Apparate, sondern er selbst führte die gründliche Untersuchung derselben aus und nahm vielfach als Beobachter und Berechner an den Arbeiten teil. Besonders umfangreich waren die wissenschaftlichen Vorbereitungen, als es sich um die Aussendung des »Friedrich Carl« unter Kapitän zur See Werner nach Westindien handelte; hierfür stellte N., ganz abgesehen von allen praktischen Beobachtungsarbeiten, eine mehr als 100 Seiten umfassende Instruktion zusammen. Auch die Begründung des Observatoriums in Wilhelmshaven und die Fürsorge für die Untersuchung der Schiffschronometer durch die Sternwarte in Kiel ist wesentlich auf N.s Anregung zurückzuführen. Als das Hauptwerk von N.s Tätigkeit in jener Periode muß aber die wissenschaftliche Organisation der »Gazelle-Expedition«, welche in den Jahren 1874 bis 1876 unter dem Kommando des Kapitäns zur See Freiherrn v. Schleinitz stattfand, bezeichnet werden. Wenn die wissenschaftlichen Erfolge jener Expedition später als mustergültige bezeichnet werden konnten, so ist dies nicht zum geringsten Teil dem glühenden Eifer und der Gründlichkeit zu danken, mit welcher N. die Aufgaben ausgewählt und die Vorbereitungen geleitet hatte. Auch in literarischer Hinsicht hat N. damals durch die Begründung der »Hydrographischen Mitteilungen« erfolgreich

gewirkt; er selbst führte neben allen amtlichen Verpflichtungen eine Zeitlang die Redaktion dieser Zeitschrift sowie des damit verbundenen Beiblattes »Nachrichten für Seefahrer«.

Bei der Fülle anregender wissenschaftlicher Arbeiten und bei der reichen Anerkennung, welche N. als Hydrograph zuteil wurde, ist es wohl verständlich, daß er nach 3½-jähriger Tätigkeit zunächst Bedenken trug, seine einflußreiche Stellung in Berlin zu verlassen, um die Leitung der in ein Reichsinstitut umgewandelten »Deutschen Seewarte« zu übernehmen. Inzwischen war gegenüber dem oben erwähnten Organisationsvorschlag insofern eine Änderung eingetreten, daß v. Freeden von der Leitung zurücktrat und das gesammelte Material der Admiralität gegen eine Abfindungssumme überließ. Mehrere Mitarbeiter Freedens dagegen, die Kapitäne Koldewey, Reinert und Mewes, wurden in den Reichsdienst übernommen; zu ihnen traten auf N.s Vorschlag die Kapitäne Kirstein, Schück sowie Eylert, und mit diesem kleinen Personal begann am 1. Februar 1875 die »Deutsche Seewarte« in einigen Zimmern des Seemannshauses zu Hamburg als Reichsbehörde ihre Tätigkeit. N. wurde mit der Leitung des neuen Instituts vorläufig beauftragt, aber es war ihm wegen seiner in Berlin begonnenen Arbeiten noch nicht möglich, seinen Wohnsitz zunächst dauernd nach Hamburg zu verlegen, auch hoffte er selbst immer noch, eine für die Leitung geeignete Persönlichkeit zu gewinnen. Erst als die mit mehreren Gelehrten in dieser Absicht angeknüpften Verhandlungen ergebnislos verlaufen waren, entschloß er sich, an die Spitze des neuen Instituts zu treten, welches inzwischen in ähnlicher Weise wie das Observatorium in Melbourne ausgestaltet worden war. Die Abteilung I (Kapitän Wagner) bearbeitete die maritime Meteorologie, die Abteilung II (Kapitän Koldewey) übernahm die Prüfung der Sextanten, Barometer, Thermometer, Kompass usw., die Abteilung III bildete die Zentralstelle für die ausübende Witterungskunde; zur Leitung der letzteren Abteilung wurde ein junger Meteorologe aus Rußland, Dr. W. Köppen, berufen. Im Anfange des Jahres 1876 wurde dann noch die Abteilung IV eingerichtet, welcher unter der Leitung des Direktors der Hamburger Sternwarte, G. Rümker, die Untersuchung der Chronometer und Präzisionsuhren oblag. Erst im Januar 1876 fand die endgültige Ernennung N.s zum Direktor der Deutschen Seewarte statt, und im März übersiedelte er alsdann nach Hamburg.

Um die ungeheure Organisationsarbeit, welche N. in den nächsten Jahren entfaltete, richtig zu würdigen, muß man die Verhältnisse, wie er sie damals auf den Arbeitsgebieten der Deutschen Seewarte vorfand, in Betracht ziehen. Durch die energische Tätigkeit v. Freedens war zwar mit der maritim-meteorologischen Sammelarbeit ein guter Anfang gemacht worden, aber es galt jetzt das durch freiwillige Mitarbeit der deutschen Seeleute zusammengetragene Material in einer mit den Anforderungen der Zeit fortschreitenden Weise zu bearbeiten und für die Schifffahrt nutzbringend auszuwerten. Wenn auch diese Aufgabe nur durch das Zusammenwirken eines Kreises treuer Mitarbeiter befriedigend gelöst werden konnte, so muß hier hervorgehoben werden, daß die Anregungen fast immer von N. ausgegangen sind und daß die Arbeiten nach den von ihm entworfenen Gesichtspunkten und Plänen durchgeführt wurden. Wesentlich schwieriger noch war die der Abteilung II zufallende Aufgabe. Bis zum Anfang der achtziger Jahre war die Instrumententechnik in Deutsch-

land wenig entwickelt, und der deutsche Seemann war beim Ankauf von Kompassen, Sextanten und Chronometern auf die Erzeugnisse des Auslandes angewiesen. Auch Einrichtungen zur Prüfung und Berichtigung fehlten vollständig; was in dieser Hinsicht erforderlich erschien, wurde von den Fabrikanten selbst, oft in recht unzulänglicher Weise, ausgeführt. N. trug nun in erster Linie für die Hebung der Präzisionsmechanik in Deutschland Sorge, u. a. hat er zur Begründung der Aktiengesellschaft vormals Greiner und Geißler (später Fuess) wesentlich mitgewirkt. Ausländische Instrumente wurden von ihm zum Teil auf eigene Kosten herbeigeschafft, in Gegenwart der Techniker zerlegt und in deutschen Werkstätten nachgearbeitet. Bald aber gingen die deutschen Mechaniker zu eigenen Konstruktionen über, wobei sie die Erfahrungen in der nautischen Praxis sowie die Prüfungsergebnisse auf der Deutschen Seewarte zur Vervollkommenung der Instrumente verwerteten. N. war hierbei nicht nur der Vermittler, sondern nahm selbst tätigen Anteil an der Entwicklung der Präzisionsmechanik; nach seinen Angaben sind in den siebenziger und achtziger Jahren mehrere wertvolle Instrumente konstruiert worden, u. a. ein Deviations-Magnetometer, ein Marine-Deklinatorium, ein Deviationsmodell (für Lehrzwecke), ein Stativ zur Prüfung von Reflexionsinstrumenten, ein Chronometerspind und ein Meteorograph (zur Aufzeichnung von Sternschnuppenbeobachtungen). In ähnlicher Weise war in Deutschland die Meteorologie und die Wettervorhersage gegenüber den Nachbarländern rückständig. Außerhalb Deutschlands hatte die synoptische Meteorologie fast überall Geltung und auch schon mehrfache praktische Anwendung gefunden. Da sich aber der Altmeister Dove ablehnend gegen die neue Richtung verhielt, so waren für N. bei ihrer Einführung in Deutschland große Schwierigkeiten zu überwinden; tatkräftig wurden damals seine Bestrebungen durch Bruhns in Leipzig, Schoder in Stuttgart und Sohncke in Karlsruhe unterstützt. Ferner trug N. dafür Sorge, daß ein kurz zuvor erschienenes Lehrbuch der Meteorologie von Mohn (Christiania) in deutscher Sprache und neuer Bearbeitung erschien; durch dieses Werk wurde die Einführung der neuen Richtung in Deutschland sehr wesentlich gefördert. — Es würde den für diesen Nekrolog zugemessenen Raum weit überschreiten, wenn hier die weiteren Entwicklungsphasen der von N. geleiteten Deutschen Seewarte verfolgt und auch nur andeutungsweise die Fülle der wissenschaftlichen Anregungen erörtert würden, die im Laufe der Jahre von dem genialen Direktor ausgegangen sind.

Das Bild von N.s umfassender Tätigkeit würde aber jedenfalls ein allzu unvollständiges sein, wenn nicht wenigstens zweier Richtungen seines Wirkens gedacht würde, bei denen sein außergewöhnliches Organisationstalent ganz besonders erkennbar ist. Viele Jahrzehnte hindurch hat N. die in allen Erdgegenden ausgeführten magnetischen Bestimmungen gesammelt, gesichtet, diskutiert und in Kartenform zusammengestellt. Wegen seiner großen, fast pedantischen Sorgfalt bei der Durchführung solcher Sammelarbeiten, wegen seiner weitreichenden Beziehungen zu den Gelehrten aller Kulturländer und wegen seiner persönlichen Beliebtheit war wohl niemand geeigneter als er, dieses zeitraubende Werk durchzuführen; von allen Seiten wurden ihm deshalb die Beobachtungsergebnisse, vielfach lange vor der Veröffentlichung, bereitwilligst zur Verfügung gestellt. Um aber das bedeutende Verdienst N.s in dieser Hinsicht in das rechte Licht zu stellen, muß hervorgehoben werden, daß

er fast die ganze Arbeit persönlich durchgeführt hat; selten stand ihm hierfür ein Mitarbeiter zur Verfügung, und auch dann hat er bisweilen die Rechnungen und Zusammenstellungen seines Gehilfen beiseite gelegt und das Material nach eigenen Gesichtspunkten verwertet. Da N. während der Dienststunden durch seine amtlichen Verpflichtungen vollauf in Anspruch genommen war, so hat er jene magnetischen Arbeiten meistens in der Morgenfrühe, in den Abendstunden oder auch an Sonn- oder Festtagen ausgeführt.

Zweitens ist hier einer wissenschaftlichen Forderung N.s zu gedenken, die er während eines halben Jahrhunderts mit seltener Ausdauer aufrecht erhalten hat, und für die er in Hunderten von Vorträgen mit Überzeugungstreue und Begeisterung eingetreten ist; es ist dies die Forderung, daß die Erforschung des antarktischen Gebietes von Deutschland aus in Angriff genommen werden müsse. Schon während seiner australischen Zeit sprach N. diesen Gedanken in einem Vortrage aus, den er im »Deutschen Verein« zu Melbourne hielt, und er schloß damals seine Ausführungen mit den begeisterten Worten: »Sollte nicht das deutsche Vaterland die Kraft haben, sich zu einem großen, die ganze zivilisierte Welt anregenden Unternehmen aufschwingen zu können? Reisen um die Welt vermögen in unseren Tagen das nicht zu bewirken, was wir anstreben, wenn sie nicht in ihren Reiseplan das Berühren gänzlich unbekannter Gegenden einschließen. Doch solche sind nur noch wenig übrig, und die antarktischen Regionen gehören zu diesen. Es soll ein Glanzpunkt meiner nächsten Lebensperiode sein, mit einem deutschen Schiffe dieselben zu besuchen, und vielleicht sehen Sie mich einst wiederkehren zu diesen Ufern, mit der Auswahl deutscher Jugend aller Stämme auf einer Reise nach dem Südpol begriffen. Sollte dieser Aufschwung der Nation gelingen — die weitere Entwicklung wird sich fügen und unsere Hoffnungen werden zur Wahrheit werden!« — Kaum war N. nach Deutschland zurückgekehrt, so trat er im Juli 1865 auf der oben erwähnten Geographenversammlung zu Frankfurt a. M. und im September des gleichen Jahres auf einer Naturforscherversammlung zu Innsbruck mit der gleichen Agitation hervor. Besonders in Österreich fanden seine Worte lebhaften Widerhall, und kein geringerer als der berühmte Admiral Tegetthoff setzte sich damals mit Energie für die Durchführung ein. Nach den bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteten Entwürfen sollte N. die Leitung der Expedition übernehmen, und mehrere österreichische Seeoffiziere sollten ihm für die Dauer der Reise unterstellt werden. Allein die politischen Ereignisse der Folgezeit waren für ein so groß angelegtes Unternehmen wenig günstig, durch den Tod Tegetthoffs wurde die Südpolarfrage eines wesentlichsten Gönners beraubt, und so mußte N. mit tiefem Schmerze erkennen, daß die Hoffnung auf die Erfüllung seines Wunsches immer mehr schwand. Freilich hat er auch damals nie aufgehört, dahin zu wirken, daß wenigstens einzelne wissenschaftliche Aufgaben, deren Lösung er einer Südpolar-Expedition zugedacht hatte, andern Unternehmungen ähnlicher Art übertragen wurden. So wurde auf seinen Vorschlag in das Reiseprogramm der »Gazelle-Expedition« der Auftrag aufgenommen, daß das Schiff eine Vermessung der Kerguelen-Inseln durchführen und alsdann bis an die Grenze des Packeises vordringen solle. Da wegen des Hauptzwecks der Expedition für die Ausführung dieser Aufgaben aber nur eine kurze und genau begrenzte Zeit zur Verfügung gestellt werden konnte, so war es nicht möglich, bei dieser Gelegenheit auch nur einen Teil des südpolaren Ge-

bietes gründlich zu durchforschen. — Wesentlich mehr konnte N. in dieser Hinsicht seit dem Jahre 1879 wirken. Als auf dem zweiten internationalen Meteorologen-Kongreß zu Rom der Vorschlag gemacht wurde, daß man während eines Jahres den Nordpol mit mehreren Stationen zwecks Ausführung regelmäßiger magnetischer und meteorologischer Beobachtungen umgeben solle, trat N. sofort dafür ein, daß man auch das antarktische Gebiet in gleicher Weise berücksichtigen möge. Durch Beschluß des Kongresses wurde eine »Internationale Polar-Kommission« unter N.s Vorsitz erwählt, welche zunächst eine Organisation schaffen und dann das Unternehmen in die Wege leiten solle. Bei den von Deutschland zu entsendenden Expeditionen übernahm N. nicht nur die Leitung der gesamten Ausrüstung, sondern auch die Auswahl und teilweise persönlich die Ausbildung der wissenschaftlichen Expeditionsmitglieder. Später sind unter seiner und Börgens Redaktion die Beobachtungsergebnisse der deutschen Stationen in vier Bänden herausgegeben worden.

Aber die Arbeiten im System der internationalen Polarforschung waren nicht das eigentliche Ziel, welches N. bei seiner unermüdlichen Agitation für die Südpolarforschung vor Augen hatte. Als im April 1885 der 5. Deutsche Geographentag in Hamburg stattfand, wurde auf N.s Veranlassung die erste Vormittagssitzung dazu bestimmt, die Südpolarfrage zu erörtern und zu erwägen, welche Mittel zur Belebung des Interesses an der antarktischen Forschung geeignet sein würden. Obwohl seitdem der gleiche Gegenstand auf jeder nationalen oder internationalen Geographen- oder Naturforscherversammlung zur Sprache kam, so erreichte N. es doch erst nach zehnjähriger Werbearbeit, daß ein fester Plan zur Aufbringung der Geldmittel aufgestellt wurde. Durch die 11. deutsche Geographenversammlung zu Bremen im Jahre 1895 wurde die Deutsche Südpolar-Kommission erwählt, deren Aufgabe in erster Linie sein sollte, die Kosten einer Expedition durch private Sammlungen zu beschaffen; von vornherein war hierbei in Aussicht genommen, daß die Kommission unter dem Vorsitze des langjährigen Trägers der Idee wirken solle. Leider entsprach der äußere Erfolg nicht den Hoffnungen N.s, es kamen nur etwa 36 000 M. zusammen. Wohl aber wurden infolge einer Immediateingabe der Kommission (1898, Juli) die Mittel für eine Südpolar-Expedition in den Haushaltetat des Deutschen Reiches eingestellt. Es lag in der Tat eine stillschweigende Anerkennung und Würdigung der langjährigen Agitation N.s für die Südpolarforschung in dem Umstande, daß im Jahre 1901 gleichzeitig vier Nationen ihre besten wissenschaftlichen und nautischen Kräfte in die antarktischen Gegenden entsandten.

Weit über die übliche Altersgrenze hinaus ist N. als Direktor der Deutschen Seewarte tätig gewesen; als er im Jahre 1903 nach 27jähriger Amtszeit in den Ruhestand übertrat und in seine pfälzische Heimat übersiedelte, hatte er das 77. Lebensjahr fast vollendet. Aber trotz dieses hohen Alters verließ er Hamburg mit der Absicht, nun noch mehrere wissenschaftliche Arbeiten, die ihn selbst besonders interessierten, zu vollenden. Wie schon erwähnt wurde, hatte er in den Jahren 1855 und 1856 auf Lamonts Veranlassung eine erdmagnetische Vermessung der Rheinpfalz ausgeführt; wegen der unmittelbar darauf erfolgten Übersiedlung nach Australien und später wegen anderer Inanspruchnahme war es ihm aber nie möglich gewesen, die rechnerische Auswertung der Beobachtungen und deren Zusammenfassung vorzunehmen. An die Vollendung

dieser Jugendarbeit trat er nun sofort nach seiner Ankunft in der Pfalz heran, und nach zwei Jahren erschien jene Vermessung als ein stattlicher Band unter den Veröffentlichungen der »Pollichia«, eines naturwissenschaftlichen Vereins der Rheinpfalz. Aber schon bevor das eben erwähnte Werk vollständig zu Ende geführt war, hatte der unermüdliche Gelehrte bereits die Vorarbeiten für ein neues in Angriff genommen. Die zweite Auflage des von N. früher herausgegebenen Handbuchs »Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen« war vergriffen, die dritte Auflage mußte zeitgemäß erweitert und vielfach sogar vollständig umgestaltet werden; besonders erschwerend war hierbei der Umstand, daß neue Mitarbeiter gewonnen werden mußten, da manche der früheren inzwischen aus dem Leben geschieden waren. Zwar trug N. selbst als Schriftsteller nur einen verhältnismäßig kleinen Teil zu der neuen Auflage bei; wer aber die Schwierigkeiten kennt, die mit der Herausgabe eines so viele wissenschaftliche Disziplinen umfassenden Sammelwerkes verknüpft sind, wird den hohen Wert dieser letzten großen Arbeit N.s sicher nicht unterschätzen.

Als N. von der Leitung der Deutschen Seewarte zurücktrat, wurde sein Entschluß, dauernden Aufenthalt in Neustadt an der Haardt zu nehmen, hauptsächlich durch den Umstand bestimmt, daß er als Unverheirateter dort die häusliche Gemeinschaft mit seiner von allen Geschwistern allein noch lebenden Schwester teilen konnte. In bewundernswerter Frische erlebte er im Jahre 1906 den 80. Geburtstag, und es trat gerade bei dieser Gelegenheit die hohe Wertschätzung hervor, deren er sich nicht nur in der Gelehrtenwelt, sondern auch in den weitesten Bevölkerungskreisen seiner Heimatprovinz erfreute. In der Tat hatte N. diese Zuneigung seiner Landsleute wie kaum ein anderer verdient. Wenn anstrengende Arbeiten hinter ihm lagen oder ernste Lebenskämpfe an ihm vorübergegangen waren, dann zog es ihn jedesmal unwiderstehlich zu den Stätten der Jugend zurück, und er folgte dieser Empfindung selbst dann, wenn dies mit Strapazen und Nachtfahrten verbunden war, und wenn auch der Aufenthalt nur kurz sein konnte. Sehr bezeichnend äußerte er einmal bei einer solchen Abreise: »Ich muß mir erst wie Antäus durch Berührung mit der heimatlichen Erde neue Kräfte holen.« Aus solcher Gesinnung heraus ist es verständlich, daß N. kaum eine andere der vielen Ehrungen, die ihm während seines langen erfolgreichen Lebens zuteil wurden, mit so aufrichtiger Freude entgegennahm wie die Ernennung zum Ehrenbürger von Neustadt und Kirchheimbolanden. — Nur wenige Jahre hatte sich N. ungetrübt des *Otium cum dignitate* erfreuen können. Ende 1908 wurde ihm die Schwester durch den Tod entrissen, und von diesem Schmerz sowie von dem Gefühle zunehmender Vereinsamung hat er sich nicht wieder erholt; außerdem haben mancherlei körperliche Beschwerden als Folgeerscheinungen einer Influenza seine letzten Lebenstage getrübt. Am 24. Mai 1909 entschlief er sanft an Herzschwäche, und am 27. Mai wurde er auf dem Friedhofe von Neustadt bestattet. Zur Erinnerung an den seltenen Mann ist im Jahre 1911 ein Gedenkstein im Stadtpark zu Neustadt errichtet worden.

C. S t e c h e r t.

Hoffmann, Hans,¹⁾ Dichter, Professor, Generalsekretär der Deutschen Schiller-Stiftung, * 27. Juli 1848 zu Stettin, † 11. Juli 1909 zu Weimar. —

¹⁾ Totenliste 1909, XIV, 37*.

H. war der Sohn des Pfarrers Albert Hoffmann an der Peter- und Pauls-Kirche zu Stettin. Er besuchte das Stettiner Gymnasium und genoß bei dem Dichter Ludwig Giesebrecht einen recht dürren und langweiligen deutschen Unterricht; sein Gesanglehrer war der große Komponist Karl Loewe. Der besondere klassische Charakter des damaligen Gymnasialunterrichts hat H., was im Hinblick auf seine Dichtungen hervorgehoben werden muß, niemals gedrückt — im Gegenteil. Als Gegengewicht gegen das Lernen öffnete sich ihm früh die heimatische Landschaft, insbesondere an Haff und See, in dem Städtchen Uckermünde und in dem damals noch kleinen Seebad Heringsdorf, das ja ein Dichter, Willibald Alexis, begründet hat. Im Jahre 1866 bezog H. die Universität und studierte in Bonn, Berlin und Halle Philologie. Mehr als das eigentliche Fach lockte ihn freilich der kunstgeschichtliche Vortrag von Anton Springer, und auch bei Moritz Haupt in Berlin fesselte ihn das Ästhetische stärker als das Philologische, den jungen H. zog die Deutschforschung mehr an als die klassische Sprachlehre. So ward er denn auch auf Grund einer lateinischen Abhandlung über Lachmanns Liedertheorie des Nibelungenliedes am 20. Januar 1871 als erster Doktor des neuen Deutschen Reiches zu Halle promoviert — als Kriegsfreiwilliger hatte er wegen zu geringer Muskelentwicklung nicht mitziehen dürfen. Nach bestandener Oberlehrerprüfung durfte er auf ein Vierteljahr nach Italien reisen und trat dann an dem Gymnasium seiner Kindheit zu Stettin als Kandidat ein, verließ aber die Stellung rasch, um bei dem deutschen Botschaftsarzt in Rom, Dr. Ehrhart, Hauslehrer für den zwölfjährigen Sohn zu werden. »Es ist etwas anderes, einer Indianerhorde auf dem Kriegspfade, und etwas anderes, einem einzelnen Kulturknaben gegenüberzustehen,« so entwickelt H. selbst den Gegensatz zwischen der unerfreulichen Lehrtätigkeit in der Schule und der genußreichen in Rom. Im Jahre 1873 war H. 8 Wochen in Sizilien und Griechenland, kehrte über Konstantinopel donauaufwärts zurück und kam als Kandidat nach Stolp, von dort im Frühling 1875 als Hilfslehrer an das Gymnasium der Stadt Danzig, deren Schönheit er in vollen Zügen genoß. Freilich konnten weder die Stolper Geselligkeit noch die Umgebung Danzigs H. über den Mangel an Befriedigung hinwegbringen, den er in der Schule selbst empfand. Leise meldete sich der Dichter, zugleich aber der scharfe Selbstkritiker, der die meisten Versepen und lyrischen Gedichte dieser Jahre dem Feuer überantwortete. Erst mit einer Reisebeschreibung, der Frucht eines Ausflugs nach Norwegen, und zwei aus derselben Umwelt hervorgegangenen Novellen war H. selbst zufrieden; diese Arbeiten wurden von Westermanns Monatsheften angenommen. Nun ging es zum dritten Mal mit einer kleinen Erbschaft nach Italien, zu einem Winter im Süden, dessen Rausch und Reiz wohl den Erlebnissen Heyses, Böcklins und ihrer Freunde, fünfundzwanzig Jahre früher, verglichen werden müssen. 1877 kam H. in den Berliner Schuldienst, gab aber nach zwei Jahren fruchtloser Qual den Beruf auf und erlebte schlimme Zeiten, bis seine Novelle »Die heilige Barbara« von Julius Rodenberg für die »Deutsche Rundschau« angenommen wurde, nicht ohne die Abgabe der Versicherung, daß der 31jährige Verfasser wirklich eine echte Originalarbeit darbringe. 1881 weilte H. in Griechenland, in Olympia und auf den Ionischen Inseln, von denen es ihm besonders Korfu antat. 1883 heiratete er und trat dann in die Leitung der neu begründeten »Deutschen Illustrierten Zeitung« ein, für die er zwei Jahre lang vortreffliche Mitarbeiter (Heyse, Jensen u. a.) warb; über einen

Roman der Nataly v. Eschstruth, für den H. nicht verantwortlich zeichnen wollte, kam es zum Bruch, und seit Ende 1886 lebte er nun als freier Schriftsteller zuerst in Berlin, dann im badischen Freiburg, 1890/91 in Tirol, darauf in Potsdam, und seit 1894 in Wernigerode am Harz. Am 29. April 1901 verlor H. seine innig geliebte Frau, nach schwerer, schmerzvoller Krankheit. Im Herbst 1902 siedelte er mit seinen vier Kindern nach Weimar über, wo man ihm das Amt eines Generalsekretärs der Schiller-Stiftung übertragen hatte. Dort ist er, nach manchen Leiden, doch unerwartet früh, gestorben; er war ein liebenswürdiger, hilfsbereiter, guter Geselle und treuer Freund, wie es Wilhelm Raabe bei seinem Tode aufs schmerzlichste empfand, wie es ihm Otto Seeck, Robert Lange, Moritz Necker, Wilhelm Arminius, Karl Schüddekopf noch heute nachrühmen.

H. ist ganz und gar Prosakünstler. Sein kleines Epos »Der feige Wandelmar« (1883) bedeutet nicht viel, und seine Gedichte »Vom Lebenswege« (1892) sind nur eine gefällige Umrangung eigener Erlebnisse, haben aber kein spezifisches lyrisches Gewicht. Um so stärker zeigt sich die Eigenart seiner Begabung sofort in seinen Novellen. In der Sammlung »Der Hexenprediger« (1884), einer seiner frühesten, hat man ihn schon fast ganz beisammen. Da ist eine Jugendarbeit »Lyshätta«, eine Geschichte aus norwegischen Fjorden, mit sehr schönen Naturschilderungen, aber doch etwas gewaltsamer Zuspitzung. »Peerke von Helgoland« ist eine humoristische geschichtliche Erzählung, in der die Entschlossenheit einer bis dahin zurückhaltenden und von ihrem Manne ein wenig übersehenen Frau den Fischern der Insel bei einer Eroberung das Leben rettet. Weit über sie hinaus aber ragt die Titelnovelle, denn in ihr schürft H. wirklich tief, in ihr gibt er unverfälschte seelische Kämpfe, schildert einen von Haus aus weichen Stettiner Prediger, der durch sonderliche Herzens- und Sinnenerfahrungen zum erfolgreichsten Bekämpfer des Hexenwesens wird (wir sind im 16. Jahrhundert); schließlich aber scheitert der Held an der Erkenntnis von dem Frevel seines Handwerks, da er die Macht des Aberglaubens an dem Geschick eines Wesens spürt, dessen Reinheit ihm aufgegangen ist. Nun legt er selbst, der noch die Befreiung der Jungfrau hat durchführen helfen, gern als Aufrührer das Haupt unter's Schwert.

Wie in diesem Frühband, so stehen immer wieder bei H. ganz fein und schlüssig durchgeführte Erzählungen neben andern, in denen er es sich gar zu leicht macht. Am leichtesten handhabt er die Feder vielleicht in seinen Märchen (»Bozener Märchen und Mären«, 1896, »Ostsee-Märchen«, 1897); da flunkert er, künstlerisch gesprochen, ein bißchen, und etwa in dem Bozener Weinmärchen »Wasser« wird die Teilnahme abgespannt, weil alles gar zu obendrüber verläuft. Erst ganz am Ende seines Lebens hat er hierin die Meisterschaft erreicht und in ein paar nachgelassenen Harzmärchen ganz reine, persönliche und dabei ganz märchenhafte Kunst gegeben (»Das Sonnenland und andere Erzählungen aus dem Nachlaß« 1911).

Sehr eigenartig hat H. versucht, den Umkreis eines ganzen Jahres »Von Frühling zu Frühling« novellistisch zu beleben (1889). Hier stehen dann wiederum neben allzu leicht gefügten Schnurren, wie der Geschichte von dem Studenten, der für den jüdischen Schweinehändler gehalten wird, ein paar erlesen feine Erzählungen, an denen zumal die Stimmungsgewalt aufs höchste zu rühmen ist. Da gibt er in der »Sintflut« ein Erlebnis von der überschwemmten

Odermündung und dem Haff; und wir empfinden ganz und gar, wie die strömende Wellengewalt gleichzeitig mit dem ersten starken Gefühl der Sinnlichkeit in zwei eben reifenden Jünglingen groß wird; mit einer zarten und doch ganz wahren Kunst ist die Scheu vor dem Körper des ertrunkenen geliebten Mädchens gegeben, eine Scheu, die sogar vor dem Wiederbelebungsversuch zurückschreckt und ihn derberen Händen überläßt. Oder H. schildert in dem prachtvollen Herbststück »Spätglück«, wie sich vor der kleinen Kirche auf der Düne des Ostseedorfes spät noch zwei längst reife Menschen zu einem jugendlich frisch empfundenen und doch schon von Herbstwehmut überflossenen Glücke zusammenfinden.

Deutlich zeigt diese Sonderstellung einzelner Stücke, daß H. gerade die Stimmungen seiner heimatlichen Fluß- und Seegebreite am besten lagen. Auch die »Geschichten aus Hinterpommern« (1891) erweisen das; in ihnen steckt die humoristische Perle der kleinen Erzählung vom Tribuliersoldaten, bei der die äußere Unwahrscheinlichkeit des Geschehnisses im einzelnen durch die helle Freude am zuständlichen Humor vollkommen in Vergessenheit gerät. Und der gleiche, gern ein wenig willkürlich schaltende Humor lebt in einzelnen der Novellen aus dem Süden, in den H. auch künstlerisch immer wieder zurückkehrte: »Im Lande der Phäaken« (1884), »Neue Korfu-Geschichten« (1887).

Man wird vielleicht mit noch etwas stärkerer Einschränkung sagen dürfen, daß H. nicht nur ein typischer Prosadichter, sondern auch ganz und gar ein Novellendichter war; denn in seinen geschichtlichen Romanen gerät er immer wieder allzu sehr ins Breite. Seine geschichtliche Anteilnahme bewährte die etwas grelle Novelle »Landsturm« (1892), die, wie einst E. T. A. Hoffmanns »Majorat«, in der großen und düsteren Natur der Kurischen Nehrung spielt, und zwar im Winter 1812/13. Und auf breiterer Grundlage brachte H. geschichtliche Darstellungen in seinen beiden Romanen »Der eiserne Rittmeister« (1890) und »Wider den Kurfürsten« (1894). Der zweite spielte in den Jahren 1677 und 1678, während der Belagerung Stettins durch den Großen Kurfürsten; das bedeutendere Werk ist das erste, eine Dichtung aus der Zeit der deutschen Befreiung nach 1812. Im Mittelpunkt steht der Rittmeister v. Jageteufel, ein Schüler Kants, aber freilich ein einseitiger, der schließlich doch der Jugend, die er in gewissem Sinne verkennt, recht geben muß, wenn er sie auch mit der ehernen Entschlossenheit seines kategorischen Imperativs tief beeinflußt. Auch dies Werk hat Längen und ist nicht überall ganz klar und ungezwungen in der Verknüpfung der einzelnen Geschehnisse. Es ist auch hier und da nicht kräftig genug, etwas weich — aber es ist doch nicht nur ein reiches Kulturbild, sondern auch eine in vielem mächtige Dichtung von großer Anschauung, voll wesenhaften Volksgefühls, voll feiner Gespräche und mit einer ganzen Reihe von bleibenden Gestalten. Im allgemeinen ist es nicht nach seinem wahren Wert gewürdigt worden und sollte gerade jetzt, hundert Jahre nach den Freiheitskriegen, lebendig wieder auferstehen.

Die Vollendung seiner Novelle fand H. freilich ganz wo anders — in der Darstellung des Lebens, das ihn einst wundgedrückt hatte: des Lehrerdaseins. Schon in dem kleinen Roman »Iwan der Schreckliche und sein Hund« (1889) hat er, noch ein wenig spielerisch, die Tragik eines Menschen darstellen wollen, der sich nur durch einen äußeren Kunstgriff die nun einmal unerläßliche Achtung

ungebärdiger Schüler zu erzwingen weiß. In der Sammlung »Das Gymnasium zu Stolpenburg« (1891) und der Erzählung »Ruhm« (1891) erreichte H. mit der Darstellung dieses Lebens zugleich die Meisterschaft. Gerade da, wo der Humor nur eben noch als eine verfeinernde, schattierende Zugabe sein Recht hat, stieg H. zu unvergeßlicher Menschenschilderung empor. In der »Handschrift A« wird vielleicht noch ein wenig sehr zugespitzt, und der unglückliche Hilfslehrer Dinse ergreift uns nicht so voll wie dann der Held der Erzählung »Publius«. Dieser kleinstädtische Gymnasiallehrer ganz alten Schlages lebt nur in Griechenland und Rom und erwacht erst für die Gegenwart, da ihm aus einer, wie nebenher geschlossenen, Ehe ein Sohn erblüht. Furchtbar ist der Schlag, als dieses von ihm zum genialen Philologen bestimmte Kind in die Realschule, die »Idiotenanstalt«, versetzt werden muß, weil ihm das Latein zu schwer, das Griechische unerträglich ist; und mit tiefster Erschütterung sehen wir den weltfremden Mann aus der halben Blindheit eines Lebens aufwachen, da ihm Amtsgenossen und Schüler die Kunde von dem Tode des bei Le Bourget gefallenen Sohnes bringen. Auch »Die Reise nach Athen« ist überaus fein in der Zeichnung des alten Junggesellen, der sein Leben über der Abspargung des Geldes zu einer griechischen Reise hingebracht hat, der unter dem bissigen Neide der von ihm unterhaltenen Schwestern leidet, der trotzdem reisen will, aber schließlich alles hinwirft, um einem jungen Künstler, den er auf falschen Wegen sieht, die Mittel zur Anschauung der großen klassischen Kunst zu bieten. Und herzanfassend ist die letzte Erzählung des Bandes, die hinter den grotesken Humor von »Munks Madonna« die Geschichte vom »Erfüllten Beruf« setzt, den Lebensausklang jenes Lehrers, der 45 Jahre um die rechte Methode gekämpft und die Klasse nie bezwungen hat, weil er nie »an seine eigene Würde und Höhe glauben« lernte. Er meint nun, das von dem Dorfschulmeister seines Alterssitzes zu lernen — aber auch da versagt er; und erst in der Todesstunde auf dem Katheder bezwingt er, stumm, mit den guten, bittenden Augen die Dorfklasse. Leise meldet sich dann in »Ruhm« der Typus des neuen Lehrers, der nicht ein Mann von Welt, aber doch in anderem Sinne als jener Alte ein Mann d e r Welt ist und sich vor dem neuen Geschlecht nicht erst in Szene zu setzen braucht, um doch zu wirken.

Das Dichterlos H.s entbehrt nicht der Tragik, so merkwürdig das jedem klingen mag, der den bis an die letzten Tage heran so oft sonnig-heiteren Mann kennen lernen durfte. Denn man muß leider sagen, daß sein Werk heute wie in der Versenkung ruht, nur von wenigen gekannt, von wenigen genannt ist, und daß auch bei seinem Tode die Teilnahme bei weitem nicht der Bedeutung dieses Dichters entsprach. Das hat äußere Gründe — den unerschwinglich hohen Preis der meisten seiner Bücher —, hat aber auch innere, in der Feinheit seiner Kunst und in der Zwischenstellung, die sie einnimmt. Man merkt bei ihm hier und da einen Einfluß Raabes, dem er in herzlicher Treue verbunden war und ein feines Büchlein gewidmet hat. Stärker aber ist er von Keller und am allerstärksten von Paul Heyse und den Münchnern überhaupt beeinflusst worden, mit denen er auch die Sehnsucht nach dem Süden teilt. Gerade da, wo er die höchste Höhe seiner Kunst erreicht, gelingt ihm jene Rundung und Zusammenschließung der Novelle, wie sie Heyse praktisch erstrebt und erreicht und theoretisch gefordert hat. Nur gibt H. seine jüngere Empfindung und gerade in den besten Stücken einen besonderen, nicht sehr starken, aber

feinen und unverkennbaren nordischen Hauch hinzu. Die Lebenswürdigkeit seines dichterischen Wesens verführt ihn dann wohl einmal zum Umbruch und zur Läßlichkeit, verbindet sich aber, wo sie am Platze ist, auch mit der feinen Erfindung und der in ihrem Tonfall meisterhaften Prosaform zum vollendeten Kunstwerk. Die Münchener haben drei solche nordische Spätlinge gehabt, alle drei Kinder von Ostseelandschaften: den Schleswig-Holsteiner Wilhelm Jensen, der von Storm ausging, dann aber stark von den Münchnern beeinflusst wurde, den Mecklenburger Adolf Wilbrandt, der in seiner Nervosität Jensen verwandt ist und viel weniger als er noch dem Heimatboden angehört, und endlich Hans Hoffmann, bei dem eine feine Mitgabe niederdeutschen Humors und jener landschaftliche Hauch wiederum eine neue Mitgabe darstellen. Ich bezweifle nicht die Dauer seiner Hauptwerke, die alle auf der Höhe und nicht am Ende seines Lebens liegen; aber wenn einem, so wünschte ich ihm schon jetzt eine viel stärkere Wirkung und einen viel größeren Leserkreis.

Man wünschte sie ihm um so mehr, da er ein unermüdlicher Werber für echte Kunst und ein Helfer echter Talente gewesen ist. Dazu bot ihm seine Tätigkeit als Generalsekretär der Deutschen Schiller-Stiftung reichliche Gelegenheit. Mit höchster Unparteilichkeit hat er die Flut der heranströmenden Werke gelesen, beurteilt und seine Vorschläge gemacht, wenn ihre Verfasser die Unterstützung der Schiller-Stiftung erbaten. Mit Resignation schrieb er einmal, als eine öffentliche Klage über mangelnde Berücksichtigung laut wurde: »Dergleichen Klagen kommen und gehen und werden sich nimmer erschöpfen.« Und niemand bedauerte es lebhafter als er selbst, daß solche, gewiß auch manchmal berechtigte Klagen immer wieder vorgebracht werden mußten. Mit äußerster Lebhaftigkeit hat er besonders im Schillerjahr 1905 um weitere Mittel für die Stiftung geworben. Mit Ernst und Scherz, mit kleinen Listen, irgendeinem leisen Abzielen auf menschliche Eitelkeit, und dann wieder mit der ganzen Wirkungskraft des großen, in der Stiftung steckenden Gedankens — so kämpfte er unablässig. Seufzend hat er in einem der letzten Jahresberichte verkündet, daß der Verwaltungsrat die Befriedigung aller Wünsche genau mit dem Anbruch des tausendjährigen Reiches erwarte. Und es war seine größte Freude, neben bewährten Dichtern im kärglichen Alter, neben Hinterbliebenen in bitterer Lebensnot, doch auch einmal große Talente in mittlerem oder ganz jungem Lebensalter zur Berücksichtigung zu führen, selbst dann, wenn sie ihm persönlich nicht überall zusagten (so Fritz Stavenhagen). Es machte ihn glücklich, daß er, gemeinsam mit Adolf Stern, der ihn fein charakterisiert hat, Christine Hebbel die Glückwünsche der Stiftung zum 90. Geburtstage überbringen durfte.

So empfinden wir es als in jedem Sinne berechtigt, daß der pommersche Dichter seine Grabstätte in Weimar gefunden hat. Und wer ihn kannte, sieht ihn am liebsten in dem schönen Zimmer des Schiller-Hauses mitten unter den Büchern, mitten unter den zahllosen Briefen, die der Sekretär der Stiftung las, und über die die großen Dichteraugen oft liebevoll und sinnend hinwegsaßen.

Eine Gesamtausgabe von H.s Werken ist nicht vorhanden. Erschienen sind: »Vom Lebenswege«, »Bozener Märchen und Mären«, »Ostsee-Märchen«, »Der feige Wandemar« bei Cotta in Stuttgart, »Das Sonnenland und andere Erzählungen aus dem Nachlaß«, herausgegeben von Karl Schüddekopf, bei Georg Müller in München, »Wilhelm Raabe« bei Schuster und Löffler in Berlin, alle andern Werke H.s bei Gebrüder Paetel in Berlin. — Vgl. Otto Laden-dorf: Hans Hoffmann. Sein Lebensgang und seine Werke. Berlin, Gebr. Paetel, 1908. —

Wilhelm Arminius: Hans Hoffmann (Eckart II). — Adolf Bartels: Hans Hoffmann, (Deutsches Schrifttum I). — Leo Berg: Hans Hoffmann (Zwischen zwei Jahrhunderten. Frankfurt a. M. 1896). — Rudolf Goehler: Die deutsche Schiller-Stiftung. Berlin 1909, I., S. 334 ff., II. — Heinrich Spiero: Hans Hoffmann und die Deutsche Schiller-Stiftung (Eckart IV). — Adolf Stern: Hans Hoffmann (Studien zur Literatur der Gegenwart. Neue Folge. Dresden 1904).

Heinrich Spiero.

Scherenberg, Ernst¹⁾, * 21. Juli 1839 in Swinemünde, † 19. September 1905 in Eisenach. — Er war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns und Schiffsreeders. Seine ersten Jugendjahre verlebte er in dem bescheidenen Städtchen an der Ostsee, das damals noch nicht das glänzende Seebad von heute war. Aber die landschaftlichen und heimatlichen Eindrücke jener Zeit waren so stark, daß sie später in seinen Dichtungen oft den Untergrund gaben und immer wiederkehrten. Von da kam der Knabe nach Stettin, wo er das Gymnasium besuchte, das er jedoch später mit einer Gewerbeschule vertauschte. In dem Jünglinge war dann der Poet zum Bewußtsein gekommen, aber der Vater wünschte, daß er sich einen praktischen Lebensberuf wählte, und so trat er als Lehrling in eine Berliner Maschinenfabrik ein. Der Zwiespalt der inneren Neigung und der äußeren Verhältnisse wurde jedoch immer stärker. Vorübergehend wollte er Maler werden und besuchte eine Zeitlang die Akademie in Berlin. Dann aber schwenkte er entschieden zur Schriftstellererei ab, und zwar zunächst zur Journalistik. Von 1862 bis 1864 war er Redakteur der Berliner Frauenzeitung »Viktoria«, von 1865 bis 1870 Redakteur des »Braunschweiger Tageblatt« und von da bis 1883 Chef-Redakteur der »Elberfelder Zeitung«, welche Stellung er im letztgenannten Jahre mit der des Syndikus der Elberfelder Handelskammer vertauschte. Dazu kam später noch die des Generalsekretärs des Vereins Deutscher Eisengießereien. Beide Ämter hat er bis zu seinem Tode innegehabt. Schriftstellerisch und dichterisch war er in dieser Zeit sehr fruchtbar; eine stattliche Reihe von Büchern gibt davon Zeugnis. Das Beste, was er geschaffen hat, aber bleiben seine Gedichte. Kein Gebiet der Lyrik ist darin unvertreten. Mit männlich empfundenen Dichtungen begleitete er alle Phasen seines Lebens. Von hervorragender Bedeutung und sein Hauptruhm sind seine Zeitgedichte; mit mancher Strophe hat er wirkungsvoll eingegriffen in die Kämpfe des Tages. Er war ein glühender Patriot. Das lag ihm im Blute und in der Erziehung. Man darf nicht vergessen, daß sein Oheim Christian Friedrich der Sänger des Waterloo-Liedes gewesen ist. Begeistert für Deutschlands Macht und Größe, hingerissen von den großen Waffenerfolgen deutscher Krieger, die auf Frankreichs Schlachtfeldern die deutsche Einheit erkämpften, griff er in jenen heißen Tagen in die Leyer, und seine Lieder flogen in Tausenden von Blättern durch das Land und auch zu den in Frankreich kämpfenden Heeren. Als die Helden des Krieges pries er vor allem den alten Kaiser Wilhelm und Bismarck, dessen allerglühendster Verehrer er einer war. Nach dem großen Kriege, zur Zeit des Kulturkampfes, vereinigte er unter dem Titel »Gegen Rom« Zeitstimmen deutscher Dichter zu einem Trutzliederbuch, das einen großen, durch viele Auflagen dokumentierten Erfolg hatte und von solcher Wirkung wurde, daß die andere Seite ihm ein »Für Rom« entgegen-

¹⁾ Totenliste 1905, Band X, 242*.

zustellen für notwendig erachtete. Seine letzte Gedichtsammlung »Dem Meere zu«, die er druckfertig hinterlassen, ist erst nach seinem Tode erschienen. — Zu dem großen Freundeskreise, den der Dichter, der im Rheinlande lebend, fast ein Rheinländer geworden war, in Elberfeld, wo er sich eine glückliche Häuslichkeit gegründet, um sich geschart sah, gehörte auch Johannes Fastenrath. Und als dieser im Jahre 1899 nach spanischem Vorbilde die Blumenspiele an den Rhein verpflanzte, wurde S. in das Preisrichterkollegium dieser der Poesie geweihten Feste berufen. Mit Feuereifer widmete er sich dieser Aufgabe von da bis zur siebenten Wiederholung dieser Feste im Frühling 1905. Den Spätsommer dieses Jahres verlebte er im Kreise lieber Freunde in Baden-Baden. Seine Muse schwelgte in den Freuden des Sommers und der lieblichen Landschaft; ein jeder Tag war ein Gedicht, und fast jeder Tag zeitigte ein Gedicht. Seine ganze Liebenswürdigkeit, seine übersprudelnde Laune, seine bestrickende Gabe der Unterhaltung, sein schneller Witz entfalteten hier zum letzten Male ihre Blüten. Schwer trennte er sich von den Freunden, als die Pflicht ihn nach Thüringen rief, nach Eisenach. Dort, während einer Sitzung des Vereins Deutscher Eisengießereien, legte der Todesengel den Finger an seine Stirn. Schmerzlos ist er hinübergegangen. Fastenrath aber faßte alsbald den Gedanken, dem heimgegangenen Dichter und Freunde ein Denkmal zu errichten. Ehe jedoch der Plan noch greifbare Gestalt angenommen, starb auch Fastenrath. Dessen Witwe, Frau Louise, aber nahm den Plan wieder auf. Durch ihre Einwirkung und unter Mithilfe zahlreicher Freunde des zu Ehrenden entstand das Denkmal, ein Werk des steyrischen Meisters Prof. Hans Brandstetter in Graz, das in der Geburtsstadt des Dichters errichtet und an seinem 72. Geburtstage feierlichst enthüllt wurde. Die Festrede bei diesem Akte hielt als Vertreter des Denkmalausschusses der Verfasser dieser kurzen Biographie.

W e r k e. Gedichte: Aus tiefstem Herzen, 1860, 2. Aufl.; Stürme des Frühlings, 1865, 2. Aufl.; Neue Gedichte, 1862, 2. Aufl.; Gesamtausgabe, 1874 und 1899; Niemals! 1893; Dem Meere zu. 1906. — Lyrisch-epische Dichtungen: Verbannt, 1861, 2. Aufl.; *1866*, 1867, 2. Aufl. — Dramatische Dichtung: Germania, 1885. — Anthologien: Gegen Rom, 1874, 11. Aufl.; Deutsches Künstleralbum, 1875 und 1877. — Biographische Schriften: Fürst Bismarck, 1882, 2. Aufl.; Kaiser Wilhelm, 1888. — Vgl. auch Jahrbuch der Kölner Blumenspiele VII, 1895, S. 508—548 (mit Bild) und XIII, 1911, S. 110—119 (mit Ansicht des Denkmals).

Köln.

F r i t z Z i l c k e n.

Matkowsky, Adalbert¹⁾, Schauspieler, * 6. Dezember 1858 zu Königsberg i. Pr., † 16. März 1909 in Berlin. — M., der stärkste unter den Temperamentschauspielern, die der norddeutsche Boden in unserer Zeit hervorgebracht hat, erreichte nur ein Alter von 50 Jahren, obgleich sein Wesen und seine Gestalt den Eindruck einer festen und unbeugsamen Eiche machten. Ein überstarkes Naturell und ein Charakter, in dem unermüdliche Schaffenslust mit rastlosem Genußdrange gepaart war, hat er sich verhältnismäßig rasch verbraucht. Sein verblüffend großes Talent und sein Verhängnis kamen in der Wurzel zusammen: das Übermaß seines Temperaments, das für die Wirkung seiner genialen Bühnengestalten mitentscheidend war, sprengte die Grenzen der Schonung und Selbst-

¹⁾ Totenliste 1909, XIV, 58*.

beherrschung, die dem Starken ein langes Leben verbürgen; in der Art seines Wirkens, wie in seiner Lebensweise erinnerte er an die Bühnengrößen längst vergangener Tage, die sich nicht zu zähmen wußten und denen Genie und Leidenschaft das Schicksal vorzeichneten. Kunst- und Lebensdrang flossen ihm in eins zusammen, er gehörte zu jenen in unseren Tagen selten gewordenen Künstlernaturen, die Züge der ritterlichen Romangestalten an sich tragen; im tiefsten Grunde Tat- und Kraftmenschen, fühlen sich solche Naturen mit ihrem phantastischen Drange nach Erlebnissen in eine Kultur versetzt, die mit ihrer Gliederung und Überwachung der Gesellschaft einen leiseren und bedächtigeren Lebensgang vorzeichnet und flüchten in jene Kunst, die die ganze Persönlichkeit täglich neu herausfordert, und die ihnen einen Weg erschließt, aus der Ernüchterung einer Welt voll ängstlicher Ordnung und fester Schranken zu entkommen.

Der unbezähmbare Drang des Phantasiemenschen regte sich schon mächtig im Knaben und bereitete der verwitweten Mutter, die das erregbare Kind mit Ernst und Milde zu lenken versuchte, große Sorgen. Als Junge von sieben Jahren wollte M. der häuslichen Zucht entlaufen, um dem lockenden Rufe des Abenteuers zu folgen. Er freundete sich, wie er selbst erzählte, einer Artistenfamilie des Zirkus Carré an, schlich sich in den Requisitenwagen der Reitkünstler, als diese Königsberg verließen, und war auf dieser Flucht schon bis Danzig gekommen, als die besorgte Mutter ihn endlich erreichte, um ihn zurückzuholen. Dem Kinde, dem bereits die Bretter tatsächlich die Welt bedeuteten, aber nicht im Sinne der Spiegelung, wie das Dichterwort gemeint ist, sondern eine zweite Welt voll Buntheit, Gefahren und kecker Versuche, ein erträumtes Märchendasein jenseits der philiströsen Enge bürgerlicher Verhältnisse, war auch weiterhin mit dem Gange der Alltagserziehung nicht beizukommen. Als der Schulknabe zu regulärem Lernen verhalten wurde, lugte er sehnsüchtig zu allen Fenstern der Normalbildung hinaus, die ihm einen Ausblick in das Land der Phantasie gewährten. Er flüchtete jetzt geistig aus dem umschränkten Kreise vorgezeichneter Beschäftigung, nur das Romantische und Hochgestimmte zog ihn an. An der Kgl. Realschule in Königsberg war er der bevorzugte Deklamator, aber sonst so wenig schultüchtig, daß man ihn früh aus der Anstalt nahm und es mit der praktischen Unterweisung im kaufmännischen Berufe versuchte. Er wurde Lehrling im Importhause William Schönlanke. Der Zwang eines derartigen Berufes entsprach freilich noch weniger seinen Neigungen; man versuchte es neuerdings mit der Schule, in deren höheren Lehrgängen endlich der Lehrer des Englischen — gelegentlich einer Besprechung des Hamlet — die einseitig starke Begabung des Knaben entdeckte und ihn — gegen alles Pedantenherkommen — ermunterte, sich aus dem Schauspielhause die stärkste Anregung zu holen. Hier schwelgte der junge M. in den Eindrücken der klassischen Stücke und sehnte sich in die Innenwelt des Theaters hinein. Die Hamlet-Darstellung Emerich Roberts, der in Königsberg gastierte, begeisterte den Knaben über alle Maßen und reifte seinen Entschluß, zur Bühne zu gehen, dem kein Widerstand mehr entgegengesetzt werden konnte. Heinrich Oberländer in Berlin, sein späterer Kollege am Kgl. Schauspielhause, führte ihn in die Technik der Kunst ein und, noch nicht zwanzigjährig, wurde M. (1877) nach Empfehlung seines Meisters am Kgl. Hoftheater in Dresden engagiert, wo er gleich in den ersten Rollen durch die Macht seines Temperaments und

die Pracht seiner Mittel auffiel, nach Dettmers Tode (1880) einen weiten Wirkungskreis fand und sich zum gefeierten jugendlichen Heldendarsteller emporschwang.

In dieser Dresdener Periode, die bis zum Jahre 1889 währte, drückte die ungestüme Leidenschaft des Jünglings seinen blendend schönen Gestalten die entscheidende Farbe auf. Der Don Cesar, in der Braut von Messina, eine jugendliche Idealgestalt voll düsteren Feuers, die prächtig zu der eigenartigen, elementaren Isabella der greisen Bayer-Bürck stimmte, bezeichnete damals den Höhepunkt seines Wirkens. Erst in Berlin, wo M. fast volle zwanzig Jahre dem Kgl. Schauspielhause angehörte, wuchs der Künstler in die reiferen Heldengestalten von männlicher Prägung, in die Shakespeareschen Tatmenschen, in die Schillerschen und Goetheschen Helden der großen Aktion und in das Heroenmaß des Sophokles hinein.

Zwischen Dresden und Berlin lag eine kurze Hamburger Engagementszeit, die man als die Übergangsperiode des Sich-austobens bezeichnen könnte. Von Pollini als Virtuose behandelt und verwertet, kostete da M. alle Freuden der schauspielerischen Selbstherrlichkeit aus, ging als gefeierter Schauspieler nach Amerika und glänzte auch in blendenden Effektstücken, die zu bloßen Kraftexplosionen ohne tiefere Bedeutung führten, in dem roh gezimmerten Theaterstück »Raskolnikow«, das den Stoff des berühmten Dostojewskischen Romans als blutleere Aktion auf die Bühne zerzt, und in dem alten, hohlen Parade-drama »Kean« vom älteren Dumas. Aber solche Triumphe konnten ihn nicht auf die Dauer befriedigen; seine zu starken Erregungen hindrängende Natur bedurfte eines edleren Rausches, und in seiner Berliner Wirksamkeit ist jede Stufe der Entwicklung von der höchstgestimmten Dichtung getragen. Zwang man ihm ab und zu eine unbedeutende Rolle in einem Konversationsstück auf, so sprengte sein Naturell den leichten und niedrigen Bau, das schwache Gerüst konnte die Wucht seines Spieles nicht ertragen; auch war ihm das bloß tändelnde Wort versagt, die Pointe wurde ihm zum Hieb, und er erschien da mitunter wie ein dreinschlagender Riese zwischen spielenden Zwergen. Am Großen aber wuchs seine Kraft und Sicherheit, und jeder Gipfel lockte ihn. Zur Zeit, als die bedeutendsten Aufgaben des klassischen Dramas ihm zugefallen waren, sprach er in einem Briefe an den Berliner Kritiker Philipp Stein von seiner Sehnsucht, sich auch in den anreizenden Problemen der modernen Literatur in den großen Rollen der Hauptmannschen und Ibsenschen Dramen, die zumeist vom Schauspielhause ausgeschlossen waren, zu versuchen; seine Losung sei das Goethesche Euphorionwort: »Immer höher muß ich steigen, immer weiter muß ich schauen.«

Leider fehlte ihm alle Ökonomie der Kraft; es verschlug ihm wenig, nach den anstrengenden Theaterabenden die Nächte zu durchzechern und in seine reguläre Künstlertätigkeit aufreibende Gastspiele, die in der Frist von wenigen Tagen erledigt werden mußten, hineinzuzwängen. So stellte sich, gefördert durch den Schmerz um ein früh dahingerafftes Kind des Künstlers, ein Nervenleiden ein, gegen das selbst die Löwennatur vergeblich ankämpfte. Sein Ringen gegen die verfallende Physis hatte einen tragischen Zug. Den Tod im Herzen, schleppte er sich noch auf die Szene, spielte noch einige Male eine episodische Rolle in Wildenbruchs »Rabensteinerin« und sank, nachdem er sich vor dem Publikum heroisch bezwungen hatte, seinen Kollegen, die besorgt hinter den

Kulissen harhten, erschöpft in die Arme. Weder seine kämpfende Energie noch die treue Sorgfalt seiner Gattin und die hingebungsvollste ärztliche Pflege in einem Sanatorium vermochten den Lauf der tückischen Krankheit aufzuhalten; M. erlag ihr, nachdem er kurz vorher noch von neuen Rollen phantasiert hatte. Auf der Stätte seines zwanzigjährigen Wirkens im Schauspielhause wurde ihm eine große Totenfeier bereitet, die fast das ganze geistige Berlin versammelte und bei der der Generalintendant der königlichen Bühnen, Graf v. Hülsen-Häseler, sein Andenken in stimmungsvollen Worten feierte.

M. war der ausgesprochene Persönlichkeitsschauspieler. Mit den Verwandlungskünstlern, die ein Versteckenspiel mit der eigenen Person treiben, und durch immer neue äußere Merkmale der Erscheinung, der Maske und Haartracht, der Haltung und Kleidung, durch eine in Augen und Ohren springende Umformung des Wesens überraschen, hatte er wenig gemein. Er war einer jener Künstler, deren Darbietungen nicht durch gesammelte Beobachtungen, sondern durch den Reichtum der eigenen Natur, der durch die große Anregung herausgetrieben wird, anziehen und fesseln. Der Schwerpunkt seiner Künstlersehnsucht und -tätigkeit lag von Anbeginn an nicht in den Versuchen einer mosaikartigen Charaktergestaltung, die sich Zug um Zug der Persönlichkeit aufprägt, sondern in dem Drange, mit der ganzen Erregbarkeit eines starken Naturells die Schicksale der Dramenhelden nachzuleben, die Welt der großen Abenteuer, Entschlüsse und Affekte, wie sie die große Dichtung darbietet, an sich und für andere zur Wahrheit zu machen.

Die Natur hatte ihn mit dem Instrument einer außerordentlichen Persönlichkeit bedacht. Überaus kräftig und ebenmäßig gebaut, muskelstark ohne Schwerfälligkeit, elastisch in den Bewegungen, trug er auf den kräftigen Schultern einen Kopf, der in den edlen Konturen, in der gesunden Fülle, im feurigen Blick und in einem mit den Jahren wachsenden Reichtum der Zeichnung die Aufmerksamkeit auf sich zwang. Der Grundcharakter der Physiognomie war ein naiver, trotziger Idealismus, eine edle, offene Kraft des Temperaments, die sich gebieterisch durchsetzt; aber diese nie verleugnerte Ursprache des Gesichtes differenzierte sich aufs mannigfaltigste unter der Herrschaft der Affekte. Die von starken Brauen überwölbten großen, dunkelblauen Augen, der schmale Mund mit der gespannten Oberlippe, die jedem Gesicht etwas Hochgemutes gibt, die gerade, volle Nase mit den beweglichen Nüstern, die vollen, in späteren Lebensjahren übervollen Wangen und das satte Kinn waren von einer wunderbaren Beweglichkeit, die nie etwas Erzwungenes hatte, sondern, an eine Flut gemahnend, die dem leisesten Windhauch nachgibt, alle Lichter und Schatten der seelischen Berührtheit im Antlitz gewahren ließ. Dazu kam eine Stimme von edlem Barytonklang, die, vom unterdrückten Naturlaut der gehemmten Kraft, vom weichen, leise schwirrenden Klagetone des Zweifels und der Resignation bis zu den heftigen Donnerschlägen des Affektes alle Register beherrschte. Im Vollbesitz solcher Mittel, trieb M. vielleicht manchmal Verschwendung, aber niemals die des selbstgefälligen Krösus, der seine Schätze zeigen will, sondern immer die des Genießenden, der zum Mitgenusse einlädt.

Seine Seele schwelgte in großen Aufgaben. Er sog sie mit allen Organen ein und suchte sie mit allen Organen für andere wirksam zu machen; dabei gab es vielleicht Übertreibungen, aber niemals Nebenabsichten, die jenseits der Dichtung dem Schauspieleregoismus frönen. Er war immer ganz drin in

den Charakteren, die seine Einbildungskraft erregt hatten, und auch wenn seine Natur die Grenzen des Vorwurfs übersprang, bewegte er sich doch immer in der Richtung des ehrlichen Künstlers, der ein Gesicht versinnlichen will. Fehlschläge waren bei einer solchen Vollnatur, die nur der Richtung des eigenen großen Impulses folgen konnte, keineswegs ausgeschlossen, M.s Tell, hinreißend, wo das Demotische ins Heroische hineinwächst, und höchst originell in der Art, wie der große Monolog mit all seinen Reflexionen in Dramatik umgedichtet war, wirkte doch mehr ritterlich als volkstümlich; sein Götz, ergreifend in den naiven Herzenstönen, war im ganzen zu hochmütig, im Elemente deutscher Biederkeit nur schwach entwickelt. Unvergleichlich aber war der Künstler in den Charakteren, die den Antrieben seines Naturells entgegenkamen und die er intuitiv mit dem inneren Sinn als ein Ganzes erfaßte. Die deutsche Bühne hat keinen großzügigeren Oedipus gesehen als ihn: einfache, eingeborene Majestät vom Scheitel bis zur Zehe, wahrhaft im ungestümen Tatendrang und in der Hybris, im unheimlichen Forscherdrang und im Fanatismus des Büßertums. Ebenso voll war ihm der Ottokar Grillparzers aufgegangen: die maßlose Ehrgier, die wilde Größe des Naturells, die Halbbarbarei, durch die doch ein mächtiger Herzenstrieb hindurchleuchtet.

Auch in einer Reihe Shakespearescher Rollen hat er sein Höchstes geboten. Seine Begabung, mit einem Schlage ein Ganzes zu schaffen, das sich nicht etwa aus Teilen zusammenfügt, sondern als etwas Organisches, Unzertrennbares vor der Seele steht, kam den Anforderungen des britischen Weltdramatikers entgegen, und Shakespeares Vorliebe für starke Vitalität, für elementare Menschenkraft reizte den dynamischen Zug in M.s Künstlernaturell. Sein Hamlet freilich, interessant in unzähligen Zügen, litt wie jener Ernesto Rossis unter einem Drange zur lebhaften Aktion, der nicht ganz zu überwinden war und dessen Zurückdrängung etwas Gezwungenes hatte. Aber schon in jungen Jahren glänzte M. als unwiderstehlich temperamentvoller Romeo und als sonnig-liebenswürdiger Prinz Heinz in Heinrich IV., und später prägten sich die Shakespeareschen Kraftnaturen in der Versinnlichung, die ihnen M. gab, unvergeßlich der Vorstellung ein. Wie ein bedeutendes Erlebnis wirkte sein Macbeth, eine vom Helldunkel des Märchens umflossene Heldengestalt, die ganz auf Naivität gestellt war und deren Aufstieg und Untergang, unberührt von irgendeinem Hauch der Berechnung, ausschließlich durch die Macht der Empfindung bedingt schien. Man sah von Anfang bis zum Ende den aus dem Gleichgewicht geratenen Adelsmenschen, der, vom Ehrgeiz irregeleitet, wie im Traume vorwärts stürmt, gegen andere wütend, sich selbst die größte Qual bereitet, sich an Bluttaten verblutet und in der Bestialität den Zug der Löwennatur bewahrt. Die wortlose Pein des Naturells, das keinen Schritt zurückmacht, das, in die Lüge verstrickt, sich selbst doch nicht verleugnen möchte, das naiv-düstere Staunen und Starren unter dem Drucke dämonischer Mächte, denen die zur aufrechten Haltung hinstrebende Natur nicht mehr entrinnen kann, war von unvergleichlicher Großartigkeit. Hinreißend wirkte auch sein Antonius in Julius Cäsar, leuchtend, hell, blitzend von Verwegenheit und Klugheit, ein Gemisch von Phöbus und Hermes, mit den Menschen spielend wie mit Schachfiguren und dabei doch kein kalter Spieler, sondern voll Leidenschaft auch in den Szenen der Zurückhaltung und rhetorischen Berechnung, ein früh gereifter Menschenkenner und -verächter, dem aber selbst nichts Menschliches fremd ist und der mit allen

Fibern seines Wesens leidenschaftlich seinen Zwecken dient. Prächtig war da zumal sein Doppelspiel im Verkehr mit den Massen, sein bewußtes, von leichter Ironie angehauchtes Hinarbeiten auf die Wirkung und sein echtes, in den Blicken aufblitzendes, in die entscheidenden Worte hineinflammendes Triumphgefühl, sobald er die Wirkung erreicht sah. Eine gewisse Verwandtschaft mit diesem Charakter hatte sein Coriolan im Gefühl der Überlegenheit und der Massenverachtung; aber der Grundton war freier, edler, selbstherrlicher, die Geringschätzung der Menge offen ausgedrückt, der Vollton auf die Note des Stolzes gelegt, die auch den Schein der Werbung um Pöbelgunst verschmähte und der bis zum verderblichen Hochmut den Ekel vor der Gemeinheit hervorkehrt. Die Tragik überspannten Selbstgefühls, das in seiner abstoßenden Wildheit noch die sympathischen Züge der rückhaltlosen Ehrlichkeit zeigt, quoll da überströmend hervor. Höchst eigenartig war M.s Percy, die Rolle, die er in höheren Jahren in Heinrich IV. übernahm, und wohl diejenige seiner Shakespeareschen Gestalten, der man die Palme reichen mußte. Der Überschuß an Kraft, der jugendliche Tatendurst, der Wagemut, der elementare Spott gegen alle zögernde Rücksicht, die leichte Prahlucht mit ihrer lebenswürdig naiven Kindlichkeit, die Überlegenheit im Verkehr mit der Gattin, in dem der unbeugsame Männerstolz zur tändelnden, freundlich neckenden Ironie wird — all dies geriet ihm wundersam aus dem Vollen heraus. Und wie fein, originell und sicher brachte er das vielberufene Stottern, oder vielmehr das hastige Sprechen — *speaking thick*, wie es im Original heißt. Weit entfernt von den meisten Darstellern, die daraus Lustspielpointen herausschlagen —, etwa von der Art des Scribeschen Kerbriand in den »Feenhänden«, der vor jeder sympathischen Äußerung eine Erwartungspause macht — kennzeichnete er in der sich überstürzenden, galoppierenden Rede, die zwischendurch stocken muß, weil sie der Hast der Empfindung nicht mehr folgen kann, mit klassischem Humor die Unbändigkeit der durchgehenden Heldennatur. Zwei Shakespearesche Charaktere, Höhepunkte der dramatischen Literatur und der Schauspielkunst, bewegten noch in den letzten Lebenstagen M.s schweifende Phantasie — als Sterbender träumte er von »Shylock« und von »Lear«.

M. hatte in den Jahren der höchsten Reife — da der um ein Vierteljahrhundert ältere Sonnenthal schon in die Schranken des Erreichten gebannt und Mitterwurzer längst dahingeschieden war — unter den in Vollkraft wirkenden Charakterhelden der deutschen Bühne nur einen Rivalen: Josef Kainz. Diese beiden früh dahingegangenen und viel betrauten Künstler waren nicht darnach angetan, einander zu verdunkeln, sondern geschaffen, sich in der Empfänglichkeit der Genießenden zu ergänzen. Kainz war der höchstgesteigerte Typus des modernen Intellektuellen; seine Erscheinung, seine Sprechweise, seine gesättigte Bildung, alles drückte eine überlegene Geistigkeit aus, die selbst durch seine mächtigen Temperamentsausbrüche, durch den Wirbel der Worte, den er mit wundersamer Schärfe in die Luft hineinzeichnete, als beherrschende Macht hindurchleuchtete. M. stand auf dem Boden einer älteren Tradition. Er war Romantiker von Neigung und innerem Beruf, erfüllt von phantastischem Drange, ganz von Gesichtern beherrscht. Und wenn er auch mitunter die Tradition durchbrach und in auffälligem Anschluß an moderne Richtungen realistische Züge und schärfere Mittel der Charakterisierung in seine Darstellung aufnahm, schwebte ihm doch immer das Überlebensgroße, das ideale Heldentum

der durch die Jahrhunderte fortwirkenden Weltdichtung vor Augen. Die Erinnerung an ihn bleibt von märchenhaftem Glanze umflossen; als die letzte ausgesprochene Heroengestalt der deutschen Bühne lebt er in unserer Vorstellung weiter.

Alfred Klaar.

Laubmann¹⁾, Georg v., Direktor der Münchner Kgl. Hof- und Staatsbibliothek, Geheimer Rat, * 3. Oktober 1843 zu Hof, † 5. Juni 1909. — Auf der Rückreise von einer Sitzung des Germanischen Nationalmuseums in München angelangt, kam er für kurze Zeit in seine Wohnung, begab sich von hier auf den Zentralbahnhof, um nach seinem Sommersitze in Bernried am Starnbergersee zu fahren, brach aber am Fahrkartenschalter von einer Herzlähmung getroffen zusammen. Geboren zu Hof, besuchte er das dortige Gymnasium und absolvierte es 1861 als einer der Jüngsten, aber doch als der erste. Der damalige Jahresbericht meldet von ihm, welch ausgezeichnete Noten er in den einzelnen Fächern erhielt, obwohl er längere Zeit durch Krankheit am Schulbesuch verhindert war; ferner daß er sich auch in dem Wahlfach des Hebräischen auszeichnete, und daß er als Preisbuch erhielt: K. F. Hermann, Kulturgeschichte der Griechen und Römer, Göttingen 1857. Falls L. auf die Wahl dieses Buches Einfluß hatte, so deutete er damit seine Liebe zur klassischen Philologie an, deren Studium er sich dann auch 1861—66 an den Universitäten München und Bonn widmete. Seine Bonner Zeit unter Ritschls Leitung war für ihn immer eine wertvolle Erinnerung und mag auch mitbestimmend für seine eigentliche Berufswahl gewesen sein. Der Scharfblick Halms erkannte in L. den geborenen und durch Bonn geschulten Bibliothekar, und so wurde dieser am 16. August 1866 als Assistent der Hof- und Staatsbibliothek angestellt und ist von da an auch nie von der »Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes« abgewichen. Für diesen hat er gelebt und für ihn ist er immer mit dem ganzen Feuer seiner Persönlichkeit eingetreten — am meisten freilich durch die Tat zeigend, was der Bibliothekar zu leisten vermag. Am 15. August 1870 zum Sekretär der Staatsbibliothek befördert, nachdem er noch nachträglich im Oktober 1866 das philologische Staatsexamen bestanden hatte, wurde er bereits am 1. Februar 1875 an die Spitze der Universitätsbibliothek Würzburg berufen, die er kaum drei Jahre leitete, da Halm ihn noch vor Ablauf dieser Frist als Oberbibliothekar der Staatsbibliothek und damit als seinen Stellvertreter wünschte; am 16. Januar 1878 wurde L. denn auch auf diesen Posten befördert. Berufungen nach auswärts, von denen er gelegentlich erzählte, scheint er ohne weiteres abgelehnt zu haben. Sie waren wohl deshalb ohne Erfolg, weil Halm den ihm unentbehrlichen Hilfsarbeiter nicht ziehen lassen wollte und ihm durch seine glänzenden Qualifikationen den Weg zu höheren Stellen bereitete. Halm starb am 5. Oktober 1882 und am 1. Dezember wurde L. sein Nachfolger als Direktor der Staatsbibliothek; noch nicht 40 Jahre alt, stand er an der Spitze dieser glänzenden Anstalt, deren Leiter er über 26 Jahre blieb. Im einzelnen können seine Verdienste hier nicht aufgezählt werden, sie sind zu einem großen Teil aber für immer festgelegt in den Danksagungen, die ihm persönlich und dem ihm unterstellten Institute in unzähligen Vorreden ausgesprochen sind. Unter L. wurde die Anschaffungssumme allmählich mehr als verdoppelt, so daß sie nun 100 000 M.

¹⁾ Totenliste 1909, Bd. XIV, 51*.

beträgt, durch einen Umbau bekam der Lesesaal statt 84 nunmehr 200, der Zeitschriftensaal 48 Sitzplätze, das Handschriftenzimmer 30. Während die Bibliothek zu Beginn von L.s Tätigkeit wöchentlich 29 Stunden geöffnet war, ist sie es jetzt 55 Stunden, was durch Einführung der elektrischen Beleuchtung ermöglicht wurde.

Daneben arbeitete L. eifrig auf philologischem Gebiete, getreu den Traditionen, die er von seinem Vorgänger überkommen hatte. Als Promotionschrift gab er 1872 *Magistri Justini Lippiflorium* heraus, veröffentlichte in seiner Würzburger Zeit zwei Hefte mit Mitteilungen aus Würzburger Handschriften, war einer der tätigsten Mitarbeiter an dem prächtigen Münchener Handschriftenkatalog, dessen neuestem Teile, der die Sanskrithandschriften behandelt, er kurz vor seinem Tode noch eine Vorrede beigab.

Was die Fortführung der Arbeiten Halms an Cicero für Wissenschaft wie Schule bedeutet und wie L.s Name dadurch auch immer unter den Philologen von Fach genannt werden wird, ist allgemein bekannt. War ihm auf diese Weise gegeben, auch außerhalb der Bibliothek seine starke pädagogische Begabung, die er innerhalb des Instituts in der Ausbildung des bibliothekarischen Nachwuchses zeigte, zur Geltung zu bringen, so arbeitete er weiterhin noch als Nachfolger Halms durch seine Beteiligung an dem Wiener Corpus der Kirchenväter, in dem er mit S. Brandt die Schrift des Lactantius *De mortibus persecutorum* herausgab (1897). An weiteren Arbeiten seien genannt die Herausgabe zerstreuter und ungedruckter Gedichte König Ludwigs I., die Ausgabe der Tagebücher Platens, die er ungekürzt mit Ludwig von Scheffler in zwei Bänden 1896—1900 veröffentlichte und mit der er sich ein großes Verdienst um die Platenforschung erwarb. Im Verein mit M. Doeberl publizierte er 1908 die Denkwürdigkeiten des Grafen Montgelas über die innere Staatsverwaltung Bayerns. Aus L.s Feder stammt auch eine Anzahl wichtiger Artikel in der Realenzyklopädie für protestantische Theologie, so Mansi, Mabillon, Montfaucon.

Ein besonderes Verdienst L.s war das rege Interesse, das er an bibliothekarischen Standesbestrebungen nahm, und vor allem die warme Begeisterung, die er dem Verein Deutscher Bibliothekare entgegenbrachte.

Damit sei diese kurze Schilderung beschlossen; der bibliothekarische Beruf und die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek werden nie vergessen, welchen Dank sie dem Manne schulden, der ihnen mit ganzer Seele gedient hat. Ein Porträt des Dahingeshiedenen bringt die Zeitschrift »Das Bayerland« Jahrg. 20, S. 476 zusammen mit einem warmen Nachrufe des hochverdienten Herausgebers.

Auszugsweise wiederholt aus Zentralblatt für Bibliothekswesen 26, 1909.

H. Schnorr v. Carolsfeld.

Meyer,¹⁾ Hugo, Elard, * 6. Oktober 1837 zu Bremen, † zu Freiburg im Breisgau am 11. Februar 1908. — Er war der Sohn des Obergerichtsadvokaten und Notars, später auch Stadtbibliothekars Dr. E. Meyer. Nachdem er 1850—56 das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht, bezog er im Herbst 1856 die Universität Bonn zum Studium der Geschichte und Philologie. Bei Dahlmann hörte er Geschichte, bei Delius englische Literatur, bei Ritschl klassische Philo-

¹⁾ Totenliste 1908, Bd. XIII, 63*.

logie, bei O. Jahn Archäologie, bei Diez Gotisch. Im Herbst 1857 wandte er sich nach Tübingen. Hier hörte er u. a. bei Teuffel philologische, bei A. Keller germanistische, bei Duncker geschichtliche Vorlesungen, ferner auch Theologie, Philosophie und Pädagogik. Das lebhaftes Volksleben des Schwabenlandes hat besonderen Eindruck auf ihn gemacht. Die größten und dauerndsten Eindrücke erhielt M. jedoch in Berlin, dessen Universität er vom Herbst 1858 bis zum Frühjahr 1860 angehörte. Hier trat er an Jakob Grimm, Maßmann, Moritz Haupt, Bopp, Steinthal, Müllenhoff und Mannhardt heran. Besonders des letztgenannten naturmythologische Anschauungen übten auf den jungen Germanisten großen Einfluß aus. Es galt aber nun, an die Zukunft zu denken, und so mußte der große Plan einer niederdeutschen Grammatik zurückgestellt werden. Als ihm nun eine Stelle als Hilfsarbeiter des hansischen Geschichtsforschers Lappenberg in Hamburg angeboten war, folgte er dem Rufe und vollendete dort neben seinen archivalischen und geschichtlichen Berufsarbeiten seine Doktorschrift über die Rheinische Spielmannsdichtung des 12. Jahrhunderts, auf Grund deren er im Juli 1860 zu Halle den Doktorhut erwarb. Als eifriger Mitarbeiter Müllenhoffs und Haupts schrieb er 1860 und 1862 zwei später in der Zeitschrift für deutsches Altertum veröffentlichte Abhandlungen über Orendel und Oswald, Tandarois und Flordibel. Er ist dem Gegenstande treu geblieben, denn noch 1893 lieferte er Quellenstudien zur mittelhochdeutschen Spielmannsdichtung über Orendel, Ortnit und Wolfdietrich. Gegen Franz Pfeiffer wandte sich M. in einer verfehlten Schrift, in welcher er Walther von der Vogelweide mit dem Schenken Walther von Schipfe zusammenwarf. Diese arbeitsreiche Hamburger Zeit kennzeichnet er selbst in einem Briefe: »Ich bin zufrieden mit den Ergebnissen dieses ersten unstudentischen Jahres, stolz auf den eigenen Fleiß, dankbar meinem guten Gotte, der mir ungeschwächte Gesundheit, treffliche Unterweisung, ein holdes, sicher leitendes Glück, der mir, was das beste ist, immer neue glühende Begeisterung für das gibt, was allein würdig ist, ein Menschenleben von Anfang bis zum Ende zu erfüllen.« Aber die Vaterstadt Bremen lockte ihn unwiderstehlich, und so siedelte er 1863 dahin über, um an der höheren Lehranstalt und Handelsschule zunächst als Hilfslehrer und 1865 an der Hauptschule als ordentlicher Lehrer angestellt zu werden. Seine Lehraufgabe erfaßte und erfüllte M. mit Begeisterung, und es gelang ihm, seine Schüler vom sechsjährigen Knaben bis zu den Schülern der Prima und des Lehrerinnenseminars an sich und sein Lehren zu fesseln. Auch im öffentlichen Leben ließ er sich vernehmen, und die wissenschaftliche Arbeit ruhte nicht. Es scheint, daß diese umfassende, anstrengende Tätigkeit, die nur durch Fußwanderungen und eine alljährliche Ferienreise unterbrochen ward, doch den Grund zu seinem künftigen Leiden gelegt habe, das ihn schon im Jahre 1882, als Direktor der Handelsschule, nötigte, sein Amt niederzulegen.

In zwei Abhandlungen zur altfranzösischen Sage über Roland (1868) und Gerhard von Vienne (1870) aus dieser Zeit zeigt sich Mannhardts Einfluß. In Roland findet M. einen fränkischen Gott Hruodo, der mit Irmin und Ziu als Sonnengott zusammenfalle. In der Geschichte seiner Kämpfe sei das Ringen des Lichts mit dem Dunkel dargestellt. Noch enger mit der germanischen Götterwelt war M. verknüpft, als er 1877 die vierte Auflage von Jakob Grimms Deutscher Mythologie mit einem reichen Nachtragsband herausgeben durfte.

Aber aus dieser reichen praktischen und wissenschaftlichen Tätigkeit heraus

riß den fleißigen Gelehrten die unerbittliche Krankheit, ein sich ins Unerträgliche steigender Gesichtsschmerz, den auch chirurgische Behandlung nicht zu bannen vermochte. Im milderen Süden, den M. ja in fröhlicher Tübinger Studentenzeit bereits kennen gelernt hatte, hoffte er Besserung. Er wandte sich 1882 nach der schönen Breisgaustadt Freiburg. Und wirklich hielt dieser Aufenthalt für M. zweierlei: er brachte ihm Linderung seiner Leiden und zugleich Anregung zu einer für die Wissenschaft und für die neue, freigewählte badische Heimat gleich ersprießlichen Tätigkeit.

Zunächst widmete sich M. noch der sogenannten höheren Mythologie. Aber schon hatte er Wege gefunden, die ihn von Mannhardt, dem Vertreter der Naturmythologie, hinwegführten. Im 1. Bande seiner Indogermanischen Mythen, der den Gandharven-Kentauren gewidmet ist (1883), sagt er: »Das mythische Denken nimmt seinen Ausgang von der Vorstellung von der Seele. Die Vorstellung von der Existenz dieser menschlichen Seele geht der Beseelung der Naturgegenstände und -erscheinungen voraus. Sie erzeugt den Toten- oder Ahnenkultus. Alle Völker der Erde haben diese erste Periode aller religiös-mythischen Entwicklung durchlebt«. Aber Wind und Wolken behielten auch für M. die höchste mythenbildende Kraft. So kam er dann doch noch dazu, im zweiten Bande der Indogermanischen Mythen, der Achilleis, den »Achilleus-mythus« für eine bei allen indogermanischen Völkern wiederkehrende heroische Urform des Gewittermythus zu erklären.

Aber wie von Mannhardt, so rückte M. auch von Müllenhoff ab, indem er die germanische Ursprünglichkeit der Eddischen Mythologie mit den Nordländern Petersen und Bugge leugnete (Völuspa 1889, Eddische Kosmogonie 1891).

In dieser Zeit (1888) begann M. seine mythologischen Vorlesungen an der Freiburger Hochschule. Germanische und indogermanische Mythologie waren ihre Hauptgegenstände. Auch über die Edden las er, über Homer und Hesiod. Den größten Beifall fanden jedoch seine Vorlesungen über deutsche Volkskunde. 1902 mußte er seine Lehrtätigkeit einstellen, da sein Leiden, gepaart mit anderer schmerzhafter Krankheit, wieder heftig aufgetreten war. Doch konnte er noch sein Lehrbuch der germanischen Mythologie (1891) und seine umfangreichere Mythologie der Germanen (1893) vollenden.

Der Indogermanischen Mythologie waren noch 1904 seine Pflügebräuche und sein Aufsatz Poseidon in Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie gewidmet.

In der Mythologie der Germanen hatte M. das Fortleben des Mythus bis in die neuere Zeit betont, und gerade die Zeit der Vollendung dieses Werkes war es auch, die ihn mit der lebendigen Volksüberlieferung des Großherzogtums Baden in nähere Berührung brachte. Denn 1893 gründeten M., Kluge und ich die Badische Vereinigung für Volkskunde, gaben Fragebogen heraus und suchten durch Anregung in städtischen und ländlichen Kreisen die Sammlung der badischen Volksüberlieferungen zu fördern. An dieser schönen Zeit des Suchens und Findens nahm M. lebhaft Anteil. Schon 1894 veröffentlichte er einen Überblick der badischen Volkskunde, 1896 behandelte er die Totenbretter im Schwarzwald und den Hochzeitsbrauch des Vorspannens. Schon 1897 wagte er die deutsche Volkskunde in einem Buche zusammenzufassen. 1900 folgte seine inhaltreiche Neubearbeitung von Wuttkes deutschem Volksaberglauben der

Gegenwart. Zugleich aber erschien M.s reifstes und inhaltsreichstes Werk, das Badische Volksleben im 19. Jahrhundert. Dem Laufe des Menschenlebens von der Wiege bis zum Grabe folgend, überblickt, schildert und erläutert er hier die Volkskunde des aus Franken und Alemannen zusammengesetzten badischen Landes. Land und Leute Badens mit der unvergleichlichen Lieblichkeit der Natur und der reifen Mannigfaltigkeit von Sitte und Brauch, Hausbau und Tracht, Wortschatz und Mundart der Bewohner waren dem gemütswarmen und wissenschaftlichen Forscher ans Herz gewachsen und haben ihn bis zu seinem im Jahre 1908 nach langer schwerer Krankheit erfolgten Tode in ihrem Banne gehalten. An seinem Grabe trauert nicht nur die liebende, seine Tätigkeit mit vollem Verständnis verfolgende Gattin, nicht nur der Freund und Fachgenosse, sondern ein dankbares Volk und Land.

Vgl. Alemannia 3. Folge. Bd. 1.

Freiburg im Breisgau.

F r i d r i c h P f a f f.

Hecht¹⁾, Felix, langjähriger Direktor der Mannheimer Hypothekenbank, * 27. November 1847, † 18. Oktober 1909. — Es ist mir wie von gestern, wenn ich an jene Stunde aus meiner Heidelberger Studentenzeit zurückdenke, als ich im Jahre 1868 oder 1869 der Disputation H.s beiwohnte, der sich damals in Heidelberg habilitierte. Er sprach über das Thema der Wertpapiere und disputierte sodann über die ewige Lehre des Gewohnheitsrechtes. Brie (jetzt Professor in Breslau) opponierte ihm; während H. von diesem Thema bald abgekommen zu sein scheint, ist Brie bis in späte Jahre immer noch eifrig damit beschäftigt gewesen: es handelte sich um die Frage, ob zur Bildung des Gewohnheitsrechtes eine lange Zeitdauer erforderlich ist, oder ob es sich auch in kurzer Zeit bilden kann. Hier war es der Sturm und Drang des Handelsrechtlers H., welcher eine Beschleunigung erheischte. H. habilitierte sich dann in Heidelberg, und ich glaubte, daß er ein Nachfolger Goldschmids werde in der theoretischen und geschichtlichen Gestaltung des Handelsrechtes. Namentlich beschäftigte er sich damals viel mit Studien aus dem holländischen und italienischen Handelsrecht, und die schätzenswerte Arbeit über die Inhaberpapiere in den Niederlanden ist daraus hervorgegangen. Doch verließ er bald diese Tätigkeit, denn der Kaufmannsgeist ließ ihn nicht bei der Theorie verbleiben, und die Gründung der Rheinischen Hypotheken-Bank in Mannheim brachte ihn in ein anderes Fahrwasser.

Jetzt übte er nicht nur eine gewaltige praktische Tätigkeit aus, sondern sein Sinnen und Trachten war auf das Studium des Bodenrechts und der Gesellschaftsformen gerichtet. Hier hat er ganz Außerordentliches geleistet. Vom Recht ging er stets auf die Wirtschaft und von dort wieder auf das Recht über, und so bildete er eine Verbindung dieser beiden Faktoren, wie sie nur in ihm lebendig gewesen ist. Das Recht der Hypothekenbanken, aber auch das Recht der Aktiengesellschaften überhaupt, verdankte ihm bedeutende Förderungen, bald in größeren Schriften, bald in kleineren Ausführungen; auch in praktischen Vorschlägen betätigte sich seine nie ermüdliche Arbeitskraft. Ihm ist es mit zu verdanken, daß sich das Aktienwesen aus jener Niederung, in die es in den siebziger und achtziger Jahren herabgestoßen war, wieder zu unge-

¹⁾ Totenliste 1909, Band XIV, S. 34*.

ahnter Blüte entfaltet hat. Damit hingen seine Studien über das Verkehrsrecht zusammen, und seine Schrift über die Warrants ist eine bedeutende, ja epochemachende Erscheinung gewesen.

Schon das Hypothekenbankwesen hatte ihn mit der Frage des Bodenkredits in Verbindung gesetzt, und immer mehr trat in späteren Jahren der Gedanke der Förderung des Grund- und Bodeneigentums durch Regelung der ihm obliegenden Lasten an ihn heran. Wie früher die aus dem Mittelalter stammenden Bodenlasten, so sind es die Hypothekenschulden, deren unregelter Gang die Wirtschaft an der Entwicklung hindert, und die richtige Gestaltung dieser Wertrechte ist für den Fortgang unserer Kultur von wesentlicher Bedeutung. So entstand sein großes Werk über die Organisation des Bodenkredits, von dem noch im Jahre 1908 der erste Band der 3. Abteilung erschienen ist, ein Werk grundlegender Art, von dem eine neue Epoche dieser Studien datiert.

Als er seine praktische Tätigkeit aufgab, suchte ich ihn wieder auf seine frühere Liebe zurückzuführen und ermunterte ihn, die Studien der Geschichte des Handelsrechtes wieder aufzunehmen; leider ohne Erfolg; doch brachte ich ihn wenigstens dazu, daß er die vergilbten Notizen, die er in jungen Jahren aus den Schriften der holländischen Juristen des 17. Jahrhunderts zusammengestellt hatte, aus jenen unschätzbaren Gutachten, die uns ein so farbenreiches Bild von dem damaligen regen Verkehrsleben gewähren, mir zur Bearbeitung übergab. Es sind lebensvolle Denkmäler eines aufstrebenden Handelsstaates, um so schätzenswerter, als wir hier die Verbindung zwischen dem holländischen und dem spanischen Recht und der spanischen Gesetzgebung vor Augen sehen; und unter diesen Gutachtern ist auch der größten einer, Hugo Grotius, vertreten. Ich bearbeitete diesen Teil unter Heranziehung der mächtigen italienischen und spanischen Literatur, welche jene Juristen benutzt hatten, und welche für die Geschichte des Handelsrechtes bisher fast brach gelegen hatte.

Noch hatte er bedeutende Drucksammlungen aus den holländischen Gesetzen, welche die Gründung der ost- und westindischen Kompagnien betrafen, und ich bat ihn, diese selber zu bearbeiten. Es ist leider nicht geschehen, der Tod hat ihn hinweggerafft.

Doch wir würden das Bild des Mannes nur unvollkommen zeichnen, wenn wir nicht hinwiesen auf die Stellung, welche er in der Mannheimer Gesellschaft eingenommen hat. Das Leben in Mannheim in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war ein außerordentlich anregendes und drängte nach feiner Bildung. Das Theater aus der kurfürstlichen Zeit her bildete den Mittelpunkt, um den sich die künstlerischen Bestrebungen gruppierten, dann traten die vorzüglichen Konzerte hinzu; aber auch die poetischen Erscheinungen wurden lebhaft verfolgt. Alles durchwehte ein Hauch des wirtschaftlichen Fortschrittes, der auch die geistige Kultur durchzog; der Einfluß des französischen Lebens mit seinem leichten Schwung und dem regen Sinn für die Verschönerung des Daseins war unverkennbar; doch war alles von einem demokratischen Geist erfüllt, und der amerikanische Gedanke, daß jeder geschätzt wird nach dem, was er leistet, drang durch. Unter der unbeugsamen Energie meines ehemaligen Studiengenossen Beck gewann die früher als eintönig verschriene Stadt ein ganz anderes Aussehen, und rastlos folgte sie der Bahn des Fortschritts. Der Satz, daß kein Prophet in seinem Vaterlande gilt, fand in Mannheim niemals Anklang: stets hat man die einheimischen

Leistungen geschätzt und sie mit einem gewissen väterlichen Wohlwollen gefördert. Zu den Familien, in welchen dieses rege Leben herrschte, gehörte auch die H.sche. Künstler wie Götz, der Verfasser der berühmten Widerspenstigen, Frank, der langjährige talentvolle Kapellmeister, und Brahms verkehrten hier.

Arbeiten wie die über Leibniz als Jurist zeugen denn auch von der allgemeinen Bildung und der feinen geistigen Kultur des Mannes, der als eine ganz eigenartige Erscheinung in Wissenschaft und im Leben unvergeßlich sein wird.

Ein Verzeichnis seiner Schriften folgt:

1. Die Kalendarienbücher. Eine Abhandlung aus dem Gebiete des römischen Verkehrslebens. Heidelberg 1868. J. C. B. Mohr. Heft I der Rechtsgeschichtlichen Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. Ascher.
2. Goldschmidts Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht. 1868. Bd. 12. Besprechungen von: a) Schönberg, Zur wirtschaftlichen Bedeutung des deutschen Zunftwesens im Mittelalter. b) Schürmann, Die Usancen des deutschen Buchhandels. c) Fayard, Juridictions Lyonnaises. — Goldschmidts Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht. 1869. Bd. 13. Besprechungen von: a) J. A. Levy, Het algemeen Duitsch Handelswetboek etc. b) Budd, Good order established in Pennsylvania and New Jersey in America. c) H. A. Simon, Die Haftpflicht der Eisenbahnen. d) Lehmann, Körperverletzungen und Tötungen auf deutschen Eisenbahnen.
3. Über die Haftpflicht der Eisenbahnverwaltungen für Körperverletzungen und Tötungen von Menschen. Zeitschrift für badische Verwaltung und Verwaltungs-Rechtspflege. 1869. Nr. 18, 20.
4. Ein Beitrag zur Geschichte der Inhaberpapiere in den Niederlanden. (Ein Teil dieser Schrift wurde der juristischen Fakultät in Heidelberg zur Erlangung der *Venia docendi* vorgelegt.) Erlangen 1869. F. Enke.
5. Goldschmidts Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht. 1871. Bd. 16. Besprechung von: v. Poschinger, Die Lehre von der Befugnis zur Ausstellung von Inhaberpapieren.
6. Die Kreditinstitute auf Aktien und auf Gegenseitigkeit. I. Bd.: Das Börsen- und Aktienwesen der Gegenwart und die Reform des Aktiengesellschaftsrechts. Mannheim 1873. J. Schneider.
7. Die Rheinische Hypothekenbank in Mannheim. I. und II. Auflage, 1873. III. Auflage, 1874.
8. Die Besteuerung der Aktiengesellschaften von seiten des Staates und der Gemeinden. 1874. Denkschrift an die II. badische Kammer.
9. Das badische Steuersystem und die Gesetzentwürfe, eine Kapitalrentensteuer und eine allgemeine Einkommensteuer betreffend. 1874. (Dazu 3 Artikel in der Mannheimer Zeitung vom 12./14. Mai 1874.)
10. Die Mündel- und Stiftungsgelder in den deutschen Staaten. Stuttgart 1875. Cottasche Buchhandlung.
11. Die Steuerreform im Großherzogtum Baden. Conrads Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. 1876. Bd. 27, S. 246.
12. Zur Reform der direkten Steuern. Denkschrift und Petition, den badischen Gesetzentwurf, die Erwerbssteuer betreffend, im Auftrage des Stadtrates und der Handelskammer zu Mannheim verfaßt. Hirths Annalen des Deutschen Reichs. 1876. S. 400—424.
13. Gutachten für den 13. Deutschen Juristentag: »Durch welche Einrichtungen läßt sich das gerichtliche Hinterlegungswesen am zweckmäßigsten ersetzen?« Verhandlungen des 13. Deutschen Juristentages. 1. Bd., 1876, S. 86.
14. Was muß zur Förderung der Gewerbe in Mannheim geschehen? Vortrag im Gewerbe- und Industrieverein in Mannheim. 19. April 1877.
15. Denkschrift und Petition, den Gesetzentwurf die Erwerbssteuer betreffend, gerichtet an die 1. und 2. Kammer, unterzeichnet von der Handelskammer und dem Stadtrat in Mannheim vom März 1876. Sodann: Beschwerde und Bitte, den Vollzug des Erwerbssteuergesetzes betreffend. 9. Juli 1877.
16. Leibniz als Jurist. Preuß. Jahrbücher Bd. IV, H. 1, 1879.
17. Über die Reform des Zahlungsverkehrs zwischen Kaufleuten und Handwerkern mit den Konsumenten. Vortrag 1879.
18. Zur Frage des Faustpfandrechts für Pfandbriefe. Hirths Annalen des Deutschen Reichs. 1880. S. 304—332.
19. Bankwesen und Bankpolitik in den süddeutschen Staaten 1819/75. Jena 1880. Gustav Fischer.
20. Zur Reform des Aktiengesellschaftsrechts. Berlin 1882. L. Simion. Volkswirtschaftliche Zeitfragen. H. 25.
21. Ist der alsbaldige Erlaß eines deutschen Warrantgesetzes zu empfehlen? In Nr. 49 des Deutschen Handelsblattes vom 7. Dezember 1882.

22. Die Warrants (Lagereigentums- und Lagerpfandscheine). Referat, erstattet dem Kongreß deutscher Volkswirte am 18. September 1882 in Mannheim. 23. Die Warrants (Lager- und Lagerpfandscheine). Mit Beiträgen zur Geschichte und Statistik des Lagerhauswesens. Stuttgart 1884. F. Enke. 24. Die Stempelrevision bei Aktiengesellschaften nach dem Reichs-Stempelgesetz vom 1. Juli 1881. Finanzarchiv, herausgegeben von Dr. Schanz. 1. Jahrg., 1. H., 1884. 25. Denkschrift über die Konstituierung eines Verbandes deutscher Aktiengesellschaften vom 8. November 1884. 26. Appunti di Statistica e legislazione Comparata sugli Istituti di Credito fondiario (Ministero di Agricoltura Industria e Commercio, Direzione Generale della Statistica). Roma 1884. Parte II a. Germania, bearbeitet von Dr. Hecht, im kgl. italienischen Statistischen Amt übersetzt und mit Einleitung versehen. 27. Der Rechtsweg in Reichsstempelsachen. Die Strafen des modernen Stempelgesetzes. 4. Aufl. Stuttgart 1884. Cottasche Buchhandlung. Separatabdruck aus dem Finanzarchiv, herausgegeben von Dr. Schanz. 1. Jahrg., 2. H. 28. Achilles Renaud. Goldschmidts Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht. 1885, Bd. 31, S. 589 ff. 29. Die Geschäftssteuer auf Grundlage des Schlußnotenzwangs. Kritik und positive Vorschläge. 6. Aufl. Stuttgart 1885. Cottasche Buchhandlung. Separatabdruck aus dem Finanzarchiv, II. Jahrg., 1. H. 30. Gutachten für den 18. Juristentag: »Ist gesetzlich mit Strafe und event. mit dem Verluste der bürgerlichen Ehrenrechte zu bedrohen: a) Wer öffentlich in Bekanntmachungen wissentlich falsche Tatsachen vorspiegelt oder wahre Tatsachen entstellt, um zur Beteiligung an einem Anlehen zu bestimmen; b) wer in betrügerischer Absicht auf Täuschung berechnete Mittel anwendet, um auf den Kurs von Effekten oder den Marktpreis von Waren einzuwirken; c) wer für Personen oder mit Personen, welche öffentlich oder von Privaten angestellt sind, in Kenntnis dieser ihrer Eigenschaft, ohne Vorwissen ihrer Vorgesetzten oder Prinzipale Zeitkaufgeschäfte abschließt; d) wer unter wissentlicher Benutzung des Leichtsinnes oder der Unerfahrenheit eines andern für denselben oder mit demselben Zeitkaufgeschäfte abschließt?« Verhandlungen des 18. Deutschen Juristentages. 1. Bd., 1886, S. 104. 31. Bericht über Kontroll- und Revisionseinrichtungen von Banken. Korrespondenzblatt des Vereins deutscher Banken 1886, Nr. 49 vom 24. August. 32. Die ländlichen Darlehen der Rheinischen Hypothekenbank. 1. Aufl., 1888, 2. Aufl. 1892. 33. Die Pfälzische Hypothekenbank in Ludwigshafen a. Rh. 1890. 34. Die Organisation des Bodenkredits in Deutschland. Erste Abteilung: Die staatlichen und provinziellen Bodenkreditinstitute. 2 Bde. Leipzig 1891. Duncker & Humblot. 35. Die staatliche Besteuerung der Aktiengesellschaften in Deutschland. Finanzarchiv, 7. Jahrg., 2. Bd., 1891. 36. Bodenkreditanstalten. Handwörterbuch der Staatswissenschaften, herausgegeben von Prof. J. Conrad. 1. Aufl. 1891, 2. Aufl. 1899. 37. Landeskreditkassen. Handwörterbuch der Staatswissenschaften, herausgegeben von Prof. J. Conrad. 1. Aufl. 1892, 2. Aufl. 1900. Bd. 5. 38. Hypothekenbanken. Handwörterbuch der Staatswissenschaften, herausgegeben von Prof. J. Conrad. 1. Aufl. 1892, 2. Aufl. 1900. Bd. 4. 39. Landschaften. Handwörterbuch der Staatswissenschaften herausgegeben von Prof. J. Conrad. 1. Aufl. 1892. Bd. 4. 40. Das badische Gesetz, betreffend die Pfandrechte für Schuldverschreibungen auf den Inhaber, vom 12. April 1892. Holdheims Wochenschrift für Aktienrecht und Bankwesen, Nr. 27 vom 2. Juli 1892. 41. Der Prospektzwang und der Emissionszwang. Holdheims Wochenschrift 1892, Nr. 28 u. 29. 42. »Haben sich die durch die Aktiennovelle vom 18. Juli 1884 geschaffenen Kautelen gegen unsolide Gründungen von Aktiengesellschaften bewährt, oder empfiehlt sich eine anderweitige Gestaltung derselben?« Verhandlungen des 22. Deutschen Juristentages. 1892, Bd. 1, S. 123. 43. Die ländlichen Darlehen der Rheinischen Hypothekenbank. Mitteilungen aus der Praxis, 1892. 44. Die Befreiung des ländlichen Grundbesitzes von Hypothekenschulden durch Annuitäten und Lebensversicherung. Vortrag in der Generalversammlung der badischen landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaften am 25. April 1893. 45. Die Anlage der Sparkassengelder in Hypotheken. Denkschrift, erstattet an das Großh. Ministerium des Innern. 1893. 46. Reden in der preußischen Agrarkonferenz vom 28. Mai bis 2. Juni 1894. Berlin. Verlag von Paul Parey. S. 28—31, 246—249, 304, 305, 332—340, 363—366. 47. Die Tilgung der Hypothekenschulden durch Annuitäten und Lebensversicherung. Vortrag in der 31. Wanderversammlung bayerischer Landwirte in

Neustadt a. H. am 21. Mai 1894. 48. Die Fortschritte des deutschen Sparkassenwesens seit dem Jahre 1880. 1894. 49. Denkschrift, betreffend die Errichtung einer staatlichen Bodenkreditanstalt in Bayern. 1895. 50. Die Schuldentlastung des ländlichen Grundbesitzes. Eingabe an das Bayerische Ministerium. 18. Oktober 1895. 51. Die Befugnis zur Ausstellung von Schuldverschreibungen auf den Inhaber. Eingabe an das Bayerische Ministerium. 22. Juni 1896. 52. Denkschrift, betreffend Normativbestimmungen für Hypothekenbanken. Eingabe an das Kgl. Bayerische Staatsministerium des Innern. 1896. 53. Die Organisation des ländlichen Personalkredits in Bayern. Sonderabdruck aus Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 73. Leipzig 1896. Duncker & Humblot. 54. Über die Grundzüge eines Reichsgesetzes für die Bodenkredit-Aktienbanken. Vortrag in der Internationalen Vereinigung für Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre. Berlin, am 24. März 1897. 55. Die Rheinische Hypothekenbank in Mannheim 1871—1896. 1897. Denkschrift. 56. »Ist die reichsgesetzliche Regelung des Hypothekenbankwesens und der gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen zu empfehlen?« Verhandlungen des 24. Deutschen Juristentages. 1897, Bd. 3, S. 211. 57. Die Organisation des Personalkredits für den ländlichen Kleingrundbesitz in Deutschland. Referat in der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik zu Köln am 24. September 1897. Schriften desselben 1897. Bd. 76. 58. Die Pfälzische Hypothekenbank in Ludwigshafen a. Rh. Eingabe an den kgl. Kommissar. 21. September 1897. 59. »Ist die reichsgesetzliche Regelung des Hypothekenbankwesens und der gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen zu empfehlen?« Deutsche Juristenzeitung vom 1. September 1898, Nr. 18/19. 60. Das Reichs-Hypothekenbankgesetz. Holdheims Monatsschrift für Aktienrecht und Bankwesen. 1898. S. 174 ff., 251 ff., 1899, S. 57 ff. 61. Die Lebensversicherung für die Landbevölkerung. Artikel in »Das Land«. Berlin, 15. November 1899. 62. Die Entschuldung des ländlichen Grundbesitzes. Vortrag in Breslau. 1899. 63. Amortisation oder Tilgungs-Versicherung? 1900. 63 a. Die Tilgung ländlicher Hypothekenschulden. 1900. 64. Les crédits fonciers en Europe. Paris 1900. Paul Dupont. Drucksachen des Congrès international des valeurs mobilières. 65. Der europäische Bodenkredit. 1901. Duncker & Humblot, Leipzig. Bd. 1: Die Entschuldung des ländlichen Grundbesitzes. Die Entwicklungsgeschichte der staatlichen und provinziellen Bodenkreditinstitute in Deutschland seit 1890. 66. Die Lebensversicherung für die Landbevölkerung. Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Berlin 1901. 67. Die Mannheimer Banken von 1870—1900. Beiträge zur praktischen Bankpolitik. Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen XX, 6. Leipzig 1902. Duncker & Humblot. 68. Die Organisation des Bodenkredits in Deutschland. 2. Abt.: Die deutschen Hypothekenbanken. 1. Bd.: Die Statistik der deutschen Hypothekenbanken. Leipzig 1903. Duncker & Humblot. 69. Schriften des Vereins für Sozialpolitik: Die Störungen im deutschen Wirtschaftsleben während der Jahre 1900 ff. Bde. 110 u. 111, 1903, redigiert von Dr. Hecht, enthalten von demselben die Einleitungen und eine Reihe von Abhandlungen, und zwar Bd. 110 (6. Bd.): S. 373—390: Die Katastrophe der Leipziger Bank. Bd. 111 (7. Bd.): S. 83—102: Die Mecklenburg-Strelitzsche Hypothekenbank; S. 103—112: Die Deutsche Treuhand-Gesellschaft; S. 229—249: Dresden und die Grundstückskrise; S. 251—263: Die städtische Bodenentwicklung in Leipzig; S. 265—271: Die Magdeburger Bau- und Kreditbank; S. 273—287: Die Immobiliengesellschaften in München; S. 289—305: Die Katastrophe des Rheinaukonzerns in Mannheim; S. 307—323: Die Neue Boden-Aktiengesellschaft in Berlin; S. 325—336: Die Landbank in Berlin; S. 337—346: Die Bilanzen der Immobiliengesellschaften. 70. Lehren der Krisis. Rede in der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik. Schriften des Vereins, Bd. 113, 1903. 71. Holdheims Monatsschrift 1903, Nr. 4. Rezension: Robert Wiener, Vorschläge zum Schutze der Pfandbriefe. 72. Das Hypothekenbankrecht. (Enzyklopädie der Rechtswissenschaft. 6., der Neubearbeitung 1. Aufl. Herausgegeben von Dr. Josef Kohler.) Leipzig 1904. Duncker & Humblot. 73. Rezension in der Deutschen Literaturzeitung. Berlin (Verlag Teubner), Nr. 7, 1905. Dr. Wolfgang Spitta, Der landwirtschaftliche Grundkredit in Württemberg. Mit besonderer Berücksichtigung des Württ. Kreditvereins in Stuttgart. Tübingen, Verlag der H. Lauppischen Buchhandlung. 1904. 74. Die Vermögensverwaltungsstelle für Offiziere

und Beamte. Kom.-Ges. auf Aktien in Berlin. Gutachten. 26. Aug. 1905. 75. Einrichtung eines Giro-Bankverkehrs zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. Vortrag in der gemeinsamen Konferenz der Mitteleurop. Wirtschaftsvereine für Deutschland, Österreich und Ungarn in Wien am 19. November 1906. 76. Mannheimer Bankwesen 1870—1906. Beitrag zum Jubiläumswerk der Stadt Mannheim, 1907. 77. Niederländisches Handelsrecht in der Blütezeit des Freistaates. Sonderabdruck aus »Zeitschr. f. d. ges. Handelsrecht« Bd. 59, 1907 (ist von Kohler mit Hilfe von Hechts Materialien gearbeitet). 78. Otto Beck, Oberbürgermeister von Mannheim. Nachruf in den Süddeutschen Monatsheften, Juni 1908. 79. Die Organisation des langfristigen industriellen Kredits. Rede in der Generalversammlung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins in Deutschland, Mannheim, 15. September 1908. 80. Die Organisation des Bodenkredits in Deutschland. 3. Abt., 1. Bd.: Die Landschaften und landschaftsähnlichen Kreditinstitute in Deutschland. Leipzig 1908. Duncker & Humblot.

Berlin.

Josef Kohler.

Fitger¹⁾, Arthur, Maler, Dichter und Feuilletonist, * 4. Oktober 1840 in Delmenhorst (Oldenburg), † 28. Juni 1909 in Bremen. — Wie in seinem Gedicht von den »Zwei Pathen« an der Wiege des neugeborenen Prinzen zwei Feen stehen, von denen die eine ihm ein Reich im tannendunklen Norden, die andere ein Reich am südlichen Palmenstrande verheißt, so erhielt auch der Dichter, der verkappte Held der Ballade, schon in der Wiege ein zweifaches Reich von den Musen zuerteilt: das Land der Kunst in südlicher Farbenglut, in sinnberauschender Formen- und Farbenschönheit und das Land der Dichtung in nordischer Kühle mit der strengen Welt der Gedanken. Dies Doppelgeschenk ward die höchste Freude seines Daseins, indem es ihn auf zwei Gebieten menschlichen Kunstschaffens nach höchsten Idealen ringen ließ, doch auch sein größter Schmerz, da es über eines Menschen Kraft geht, in beiden Künsten gleichmäßig Bedeutendes zu leisten. Indem er sowohl den »Färbergaul« (wie er in seinem Reineke selbstironisch sagt) und den Dichtergaul kunstgerecht zu reiten suchte, diesen als freier Jünger Apolls, jenen auch berufsmäßig, fehlte seinem Schaffen die notwendige Konzentration auf ein einziges großes, klar geschautes Ziel. Er förderte auf den beiden Feldern seiner Begabung Gutes, aber wenig ganz Durchschlagendes, absolut Bedeutendes zutage. Sein Name hängt im Gedächtnis der Nachwelt vornehmlich an zwei Schöpfungen, an den Malereien des vielbesuchten Bremer Ratskellers, die er im Stil Makarts in frischen, farbenkräftigen Strichen an die Wand warf, und an dem Hexendrama, das in den siebziger Jahren einen glänzenden, aber kurzen Siegeszug über die deutsche Bühne antrat, und doch hat er noch eine kaum übersehbare Masse von Gemälden, mehrere Dramen und zahlreiche Gedichte geschaffen. Von seinen Dichtungen namentlich hätte manches größere Beachtung verdient und auch gefunden, wenn nicht in den achtziger Jahren durch die Moderne ein ihm ungünstiger Umschwung der Kunstanschauungen erfolgt wäre.

Schon seine Jugendentwicklung weist in ihrer starken Planlosigkeit den Mangel einer sicher führenden Hand auf. Die große Freiheit, die ihm seine vielbeschäftigten Eltern inmitten einer zahlreichen Kinderschar, wenn auch wider Willen, gewähren lassen mußten, stellte den Knaben frühzeitig auf sich selbst. Seine leicht erregte, gern in die Einsamkeit flüchtende Phantasie konnte ungebunden ins Uferlose schweifen, und sein trotziger Unabhängigkeitssinn ward

¹⁾ Totenliste 1909, Bd. XIV, S. 24*.

nur durch schwache Widerstände eingedämmt. Weder die Rektorschule seiner Vaterstadt noch das Gymnasium zu Oldenburg vermochten den unwillig im »Schulschraubstock« gefesselten Jüngling in feste Bahnen zu leiten, dafür gaben innere Erlebnisse seinem Leben eine etwas bestimmtere Richtung. Eine Jugendliebe zu der naiv-koketten Mamsell Auguste Sympfer, der Tochter eines Schauspielers in Bremen, die als Stütze in das elterliche Haus eintrat, reizte ihn zu ersten dichterischen Versuchen und ließ eine Schwärmerei für das Theater entstehen. Ein glühender Haß erfaßte ihn gegen den Rektor und Religionslehrer der Delmenhorster Anstalt, den er noch später in dem Abriß seines Lebens als Jesuitennatur, freilich ohne Namensnennung, (gemeint ist der nachmalige Professor der Theologie in Königsberg, Vogt) brandmarkte. Hier liegt der erste Keim zu seiner später so schroff hervortretenden Satire gegen die Vertreter der Kirche — der Rektor ist auch das Urbild des Kandidaten Gessler in der in Deichstädt, d. i. Delmenhorst, spielenden Erzählung »Amtsbrüder« (Nation 1905). Die entscheidende Anregung zur Malerei empfing F. im Hause seines Oldenburger Pflegevaters, des angesehenen Baurats Lasius, dessen italienische Bildersammlung ihn in den Bannkreis der Renaissancekunst einführte, der er sein ganzes Leben lang zugetan blieb. Dazu kam die frühzeitige Lektüre von Ariosts »Rasendem Roland«, die seine Phantasie mit mythologisch-romantischen Gebilden anfüllte; selbst als Greis konnte er sich dieser Zaubergewalt nicht entziehen, knüpft doch eine seiner letzten Dichtungen »Angelika« nach Inhalt und Gestaltung an den Italiener an. So war er ideell glänzend vorbereitet, aber technisch ganz Anfänger, als er im Jahre 1858, ein Semester provisorisch, dann als regelrechter Schüler, die Kunstakademie in München bezog, wo er sich dem monumental-dekorativen Stil der Schule Schwinds und Cornelius' zuwandte. Dann ging er 1861 nach Antwerpen, um unter van Lerius (dem Schöpfer eines bekannten Lady Godiva-Bildes) die koloristische Technik zu studieren; hier lernte er Rubens verehren, den großen Generalissimus der Kunst, wie er ihn nannte, als dessen bescheidenen Troßknecht er sich auch später fühlte. Dieser doppelte Einfluß der Münchener und Antwerpener Kunstrichtung, zu der nach seiten der Farbe später derjenige Makarts hinzukam, bestimmte sein eigenes Schaffen für immer. Von seinen unmethodisch angelegten Studien wenig befriedigt, eilte er 1863 mit geringen Mitteln nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht. In Rom hatte er das Glück, in die abendlichen Zusammenkünfte des deutschen Künstler- und Dichterkreises in der Trattoria des Carlino eingeführt zu werden und dadurch Lenbach und Böcklin, Adolf Wilbrandt und Wilh. Hertz näherzutreten. Neben seinen mit größtem Eifer angefaßten Übungen im Kopieren und Porträtieren kam auch der dichterische Funke in ihm nicht zum Verlöschen. Das buntbewegte römische Leben und die Liebe zu einer glutäugigen Schönheit aus dem Volke ließen jene Distichen entstehen, die er in der ersten Sammlung seiner Gedichte nach dem Namen der Straße, in der er sein einfaches Atelier aufgeschlagen hatte, unter dem Titel »*Via felice*« zusammengefaßt hat. Auch machte er hier einen ersten dramatischen Versuch mit einem unveröffentlichten Stück »Saul« und fand noch Zeit, sich an antiken Schriftstellern wie Livius, Tacitus und Sueton weiterzubilden und mit Gibbon die ihn auch weiterhin stets anziehende Beschäftigung mit den großen englischen Geschichtsschreibern zu beginnen. Zwei Jahre dauerte diese glückliche Zeit. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Wien, wo er nebenbei Mommsen und

Buckle las, kehrte er 1866 nach Delmenhorst zurück, nun nach dem Tode seines Vaters ganz auf sich und seine Kunst angewiesen. Es war die schwerste Zeit seines Lebens. Erst seit 1869 gelang es ihm, mit seinen Malwerken in Bremen stetig steigende Anerkennung zu finden, so daß er sich entschließen konnte, dorthin überzusiedeln. Damit war die unruhige Zeit des Sturm und Drangs abgeschlossen, und es begann die Zeit produktiven Schaffens. Fast vier Jahrzehnte hindurch widmete er sich in Bremen, das er nur selten zu kurzen Reisen verließ, in rastloser Tätigkeit den Aufgaben seines Berufs. Arbeit und immer wieder Arbeit war das Merkzeichen dieses Lebens. Er malte den ganzen Tag, oft mit mehreren Gehilfen zusammen, und las und dichtete am Abend, meist bis in die späte Mitternacht hinein — die Kunst war sein Gott, sein einziger Gott, und doch klärte sich sein Leben nicht zu vollkommener Harmonie.

F. war eine sehr eigenartig zusammengesetzte Natur. Er war von Grund aus edel, voll feinen Humors und starken Mitgefühls fähig, aber er konnte auch sehr verschlossen und verstimmt, gallig und sarkastisch sein. Er war Künstler und Denker. Das Selbstbewußtsein des Künstlers und der Kritizismus des Denkers, der sich in der Kritik des eigenen Ichs am schonungslosesten äußerte, lagen in seiner leidenschaftlichen Seele hart nebeneinander, und je nachdem das Pendel der Stimmung nach dieser oder jener Seite ausschlug, entlud sich die Gewalt seines Gefühls in schönen Akkorden oder in schrillen Dissonanzen, und da schließlich in der Summe die bitteren Lebenserfahrungen überwogen, so neigt sein künstlerisches Gesamtbild beträchtlich zur Seite des Disharmonischen. Diese Stimmungen und Verstimmungen setzte seine überaus bewegliche Phantasie in die beiden Gebiete seiner künstlerischen Anlage um. In seinen Gemälden spiegelt sich meistens das ungeschmälerte oder nur leise gedämpfte Glücksgefühl ab, in seinen Gedichten ist die getrübt Stimmung vorherrschend, seine letzte lyrische Sammlung hallt sogar fast ausschließlich vom dumpfen Ton tiefsten Schmerzes wieder, doch darf man dabei die ausgeglichenen, abgeklärteren Empfindungen in den Gemälden dieser Zeit keineswegs außer Acht lassen. In seinen Dramen spricht neben dem eigenen Ich, das sich unter verschiedenen Masken verbirgt, vor allem der philosophische Kopf mit dem ganzen Skeptizismus und Radikalismus seiner Weltanschauung.

Das künstlerische Selbstbewußtsein, das ihm trotz aller äußeren Bescheidenheit und einer gewissen Weltungewandtheit in nicht geringem Maße eigen war, nimmt selten einen so sthenischen Ausdruck an wie in einer Stelle der »Fabel«:

Ich bin ein Schwan, ein stolzer Schwan,
Und licht ist mein Gefieder,
Und singend steig' ich himmelan,
Und singend tauch' ich nieder.
O Tatendrang! o Lebenslust!
O sel'ger Götterfriede,
Als hielte sich in meiner Brust
Verborgen der Kronide!

Meistens bricht sich das künstlerische Kraftgefühl in der Form heftigster Satire Bahn. Er verfolgt den höfischen Byzantinismus, die kaufmännische »Protzokratie« und vor allem die orthodoxe Klerisei mit bitterstem Hohn. Der christliche Gottesbegriff ist oft das Ziel seines Spottes, selbst in der volkstümlichen Fassung, die dem Bismarckschen Ausspruch »Wir Deutsche fürchten

Gott und sonst nichts auf der Welt« zugrunde liegt — man sehe den Schluß der Dichtung »Ahnenbild« (Nation, 1900, Nr. 49). Als er am Abend seines Lebens seine heiligsten Kunstideale durch den Ansturm der modernen Kunst-richtung gefährdet sah, trat er mit schärfster Stoßklinge in die Arena, teils in Barths Nation, teils mit Bezug auf die Bremer Kunststreitigkeiten in der Weser-Zeitung. Die Quelle dieser Neigung zur Satire und Invective liegt nicht bloß in der Impetuosität seines Wesens, sondern ist auch dem Einfluß Heines zuzuschreiben, der gerade in jungen Jahren, wo die eigene Individualität noch ungefestigt war, den nachhaltigsten Eindruck auf ihn ausgeübt hatte. Das ursprünglich starke Selbstbewußtsein seines Künstlergeistes schlug aber frühzeitig unter den Schicksalsfügungen des Lebens und der zersetzenden Kritik des eigenen Wesens und des eigenen Könnens in das Gegenteil, in Depression, um und ging, da mit zunehmendem Alter die Selbstsezierung immer zermalmender wirken mußte, zuletzt in vollkommenen Pessimismus über. Schon aus der ersten Bremer Zeit findet sich eine dafür sehr charakteristische Stelle in dem bereits angezogenen Gedicht von den zwei Paten, indem der Märchenprinz mit dem Doppelreich als Bettelmann endet:

Sein Leben war zersplittert
Für dies, für das Idol,
So wie die Nadel zittert
Vom Pol zum Gegenpol.
Kein Reich hat er erworben,
Verloren die Heimat dazu;
Er ist gestorben, verdorben —
Gott gebe der Seele Ruhl

Diese düstere Selbstprophezeiung ist nun zwar keineswegs in Erfüllung gegangen. Wenn er auch seine oldenburgische Heimat verloren hat, so ist ihm doch, wie er oft freudigen Herzens bekannt hat, Bremen mehr als Ersatz dafür gewesen. Durch die Kunst hat er sich eine zuletzt glänzende gesellschaftliche Stellung erworben, und er hat für die Anteilnahme Bremens am deutschen Kunstleben unzweifelhafte Verdienste, als Dichter hat er gleichfalls bescheidene Lorbeeren errungen. Trotzdem bedeutet jenes, aus augenblicklicher Verstim-mung hervorgegangene Selbstbekenntnis eine Schwäche, einen Zweifel an der eigenen Schöpferkraft, an der Fähigkeit, den kühnen Adlerflug der Phantasie ganz im Kunstwerk zu bannen. Der Grund dafür liegt einmal, wie das Gedicht durch den Vergleich mit dem Pol und Gegenpol andeutet, in der Zersplitterung zwischen den beiden Künsten, sodann in der geschichtlichen Stellung, die er innerhalb der künstlerischen und literarischen Strömungen einnahm und einnehmen mußte. Nach seinem ganzen Entwicklungsgang gehörte er dem älteren Geschlecht an, als Maler sowohl wie als Dichter, aber in seinen Dichtungen weist er einen stark modernen, man möchte sagen, modernistischen Zug auf. Er war eine Übergangserscheinung an der Schwelle, wo sich die ältere und die neuere Richtung feindlich gegenüberstanden. Er hatte auch zuletzt das Gefühl des Unterliegens im Kampf mit der Moderne, und dann kam er sich in seiner verdüsterten Seele als der schiffbrüchige Camöens vor, der, sein Luisiadenepos als Evangelium der Kunst über den Fluten haltend, an den Klippen zu zerschellen fürchtet (vgl. ein Nachlaßgedicht in der Fitger-Anthologie »Einsame Wege«). Das Bewußtsein, daß nicht alle prometheischen Jugend-

träume in Erfüllung gegangen waren, macht die Tragödie seines Lebens aus. Bedenkt man dieses alles, so kann man in etwas die ungeheuren Qualen nachfühlen, die aus seinem »*Requiem aeternam*« markerschütternd zu uns sprechen, kann man sein eigenes Parzenlied ahnend verstehen; nicht bloß Gold und Seide haben die Göttinnen in seinen Lebensfaden hineingewoben, auch gifttriefende Ottern und Schlangen:

Nach außen das schillernde Farbenspiel,
Der gräßliche Einschlag nach innen fiel,
Nun krümme dich, Seele, und leide
Im heimlichen Nessuskleide.

Im einzelnen möchte ich hier nur auf die Dichtungen eingehen. Über die Malereien, die übrigens mit einigen Ausnahmen alle in Öl, nicht Fresko, wie meistens irrtümlich angegeben wird, geschaffen wurden, habe ich in der »Bremischen Biographie des 19. Jahrhunderts« (1912, S. 133—145) berichtet. Betreffs der journalistischen Tätigkeit F.s wolle man eine von mir vorbereitete, mit einem Vorwort versehene Auswahl seiner essayartigen Aufsätze »Von Künstlern und Dichtern« vergleichen. Als Lyriker trat er zunächst mit zwei Sammlungen »Fahrendes Volk« (1875) und »Winternächte« (1881) hervor. Beide stellen die Verbindung des Malers mit dem Dichter noch am sichtbarsten dar, da hier die heitere, schönheitsdürstige Art des Malers neben der grüblerisch-skeptischen des Dichters zur Geltung kommt. Da sind lyrische Stücke mit Erinnerungen an die Jugendgeliebte, frische Wanderlieder vom »Maurergesellen«, die von Goethes Elegien beeinflussten Distichen »*Via felice*« als Abglanz der römischen Erlebnisse und Eindrücke sowie humoristische Gedichte in Scheffels Gaudeamus-Stil wie das köstliche siderische Epos vom »Kometen«. Die Balladen bringen teils alte Sagen- und Märchenstoffe in neuer Gestaltung (wie das Roß Bayard, der Schaftenwald, Melusine, die Bandter), teils legen sie älteren Motiven ganz eigenartige, individuelle, echt Fitgersche Gedankengänge unter, so beispielsweise die Ballade »Justitia«, die von Chamissos »Die Sonne bringt es an den Tag« ausgeht, aber die göttliche Gerechtigkeit vermissen läßt, da die Mordtat im Dunkel des Waldes unentdeckt bleibt. Als Epiker begann F. mit dem Epyllion »Roland und die Rose« (zuerst 1872), wie Hauffs Phantasien im Bremer Ratskeller ein Loblied auf die »traubensaftdurchglühete Weinkellernacht«, aber ungleich kriegerischer, indem es in Nibelungenstrophen Uhlandscher Prägung von dem steinernen Roland kühn zu dem Helden von Ronceval überspringt und aus der Jungfer Rose gar eine Walkyre macht. Ausgereifter als dieser Jugendversuch sind die beiden, auf Grimmsche Märchen zurückgehenden Dichtungen in kurzen Reimpaaren, »König Drosselbart« und der »Meisterdieb«, in der Form an Julius Wolff und Baumbach gemahnend, voll von Liebesglück und Wanderlust, von sonnigem Humor umstrahlt. Während in den genannten Dichtungen die klassisch-romantische Kunstrichtung mit ihren letzten Ausläufern nachklingt, tritt uns in den Gruppen »Credo« und »Sphinx atropos« ein neuer, origineller Ton entgegen. Es ist der Philosoph F., der sich in leidenschaftlichen Ergüssen gegen die erstarrten Formen des Christentums wendet und einen neuen Gott, eine neue Religion und eine neue Erlösung herbeisehnt, der in Anlehnung an darwinistische Anschauungen den Kampf ums Dasein, die Macht des Stärkeren und die Naturnotwendigkeit des Todes dichterisch zu

gestalten sucht. Aus den zahlreichen, plastisch geschauten Symbolen dieser Gedankenlyrik sei nur eines vom Tode hervorgehoben:

Freundlicher Tod, du heilsam geschäftiger
Gärtner, beschneidend um's üppige Beet
Wandelst du ewig und tilgst, was in heftiger
Wucherung aufschöß, daß voller und kräftiger
Blühe das Eine, wenn Andres vergeht.
Nimmer gefleht
Hab ich um Schonung für mich, und mit Wonne
Steig ich hinunter in Aides Nacht,
Wenn meinen Brüdern mein Scheiden die Sonne
Lieblicher macht.

Besondere Beachtung verdienen die »Idyllen«, knappe, soziale Milieuschilderungen, zum Teil aus Proletarierkreisen, alle dem Leben sorgsam abgelauscht, herb und rauh wie das Leben. Ein Organist als Säufer, ein verrückt gewordener Erfinder, eine Kehrrechtfrau, die alte Bettlerin Ianna Mullfuß, ein alter verknöchert, ewig rauchender Pastor, ein durch Selbstmord endender Arzt — das sind einige Typen aus den Idyllen, die man naturalistisch nennen müßte, wenn sie nicht in Hexametern verfaßt wären. Und dann erschien der dritte Band der Gedichte »*Requiem aeternam dona ei*« (1894), das allerpersönlichste Bekenntnis des Dichters, in dem die Motive der früheren Sammlungen in vielfältiger Steigerung wiederkehren, in der künstlerischen Darstellung weit vollendeter, da ein erneuter Einfluß Goethes und Heines stattgefunden hat, im Inhalt von so furchtbarem Weh, als hätte der Dichter der Gorgo selber ins Antlitz geschaut. Ich setze nur die Schlußverse her:

Über mir schlägt das Chaos zusammen. Auf stille Zypressen
Über der friedlichen Gruft verzichtet' ich längst; mein gebleichtes
Meerumspültes Gebein ruh' aus an vereinsamter Klippe,
Und wenn mit Möwengekreisch der Skandal es umlästert, dann brandet
Zorniger auf in Empörung, ihr Wogen, und singt mir das alte,
Ewige Lied von dem Herzen, das viel zu trotzig zur Knechtschaft,
Viel zu stolz für die Lüge zugrunde ging an sich selber.

Das »Requiem« enthält auch vollständig in neuen Gesängen das satirische Epos »Reinekes Brautfahrt«, das der Dichter, wohl weil er Verfolgung wegen Gotteslästerung befürchtete, zuerst nur als Manuskriptdruck (1887) für Freunde veröffentlichte (E. Franzos nahm in das Fitger-Heft der »Deutschen Dichtung« 1888 nur die ersten vier Abschnitte auf). Reineke ist nicht nur das listenreiche Tier der alten Fabel, sondern der moderne, atheistisch empfindende und in konventionelle Lügen verstrickte Mensch. Er wirbt in jungen Jahren um Ermelyn, Tochter Rotherichs, aber sie weigert sich anfangs, da — F. kehrt eine bekannte Stelle aus der »Braut von Korinth« um — sie und ihr Vater n o c h Christen sind, während er s c h o n Heide ist. Auch Rotherich weist ihn ab, nachdem er bei einem Festmahl durch zynischen Exgriff die atheistische Durchlöcherung in Reinekens Glaubenshemd festgestellt hat. Deshalb verlobt er seine Tochter nacheinander dem Hasen, dem Dachs und dem Wolf, aber jedesmal versteht Reineke den Nebenbuhler durch List unschädlich zu machen und gewinnt, indem er schließlich selbst Frömmigkeit heuchelt, Ermelyn. Dies ist nur der etwas dürftige Rahmen, um wie in Byrons großen Epen einer nach

allen Seiten ausgreifenden Satire Raum zu schaffen und selbst grandiose Naturschilderungen aufzunehmen. Trotz stärkster Verspottung der christlichen Dogmen bringt die Dichtung einen schönen Hymnus auf das »Ehre sei Gott in der Höhe!«, wie denn F. bei aller Freigeisterei ein Mensch mit religiösen Bedürfnissen war.

Das religions-philosophische Problem bildet auch den geistigen Angelpunkt einiger Dramen F.s. Obwohl er sich dabei unter Verwertung seiner geschichtlichen Studien eines bestimmten historischen Hintergrundes bedient, ist er innerlich stets von intensiv miterlebten Zeitströmungen politischer oder allgemein geistiger Art ausgegangen. Sein Jambendrama »Adalbert von Bremen«, das in der Gestalt des ehrgeizigen Kirchenfürsten die Herrschgelüste der mittelalterlichen Kirche nach weltlicher Macht darstellt, ist ganz aus der gereizten Kulturkampfstimmung jener Tage (1873) hervorgegangen, ebenso das kurze Nachspiel »Hie Reich! Hie Rom!« (1874). Das Prosadrama »Die Hexe« (1876) zeigt in der Hauptheldin Thalea die tragisch endenden Kämpfe einer modernen Atheistin, deren Unglauben nicht in den Anschauungen des 17. Jahrhunderts, das dem Stück das äußere Kostüm leiht, sondern in denen des radikalen Flügels der modernen Naturwissenschaft wurzelt, hatte sich doch F. zeitweise den Ideen Vogts, Büchners und Haeckels genähert. Das Hauptmotiv des Dramas ist die Abkehr des Liebhabers von der älteren zur jüngeren Schwester, von der ernsten, geistig hochstehenden, bewußt freidenkenden Thalea zu der lieblicheren, humorvolleren, gläubigen Almuth. Bestimmte Urbilder des Lebens ergaben bei der Ausführung ein literarisches Analogon zu Grillparzers Frauengestalten Medea und Creusa, zwischen denen Jason schwankt. Die Uraufführung erfolgte im Oktober 1879 am Leipziger Stadttheater unter August Försters Leitung auf Anregung Wilhelm Henzens. Mit Marie Geistinger in der Titelrolle, hatte es einen bedeutenden Erfolg, wurde an vielen deutschen Bühnen trotz Verbots in Preußen aufgeführt und in das Repertoire der Meininger aufgenommen, die eine besondere Ausgabe nach ihrem Szenarium veranstalteten. Es wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt und an ausländischen Bühnen, so in London am St. James Theatre (1887) in Szene gesetzt. Dann zog es nochmals als Oper über die deutschen Bühnen, die der Däne August Enna nach einer Bearbeitung von Adolf Ibsen vertonte und die von M. v. Borch ins Deutsche rückübersetzt wurde. Viel geringere Wirkung übte das nächste Drama »Von Gottes Gnaden« (1884), das in einer Privatvorstellung der Freien Bühne in Berlin von den Vertretern des Naturalismus abgelehnt (1889) und nur noch in Bremen und Hamburg aufgeführt wurde. Das immer stärker hervortretende Anwachsen der sozialdemokratischen Partei und gewisse, damals Aufsehen erregende Soldatenmißhandlungen gaben die Anregung zu diesem Stück, doch verschleierte der Dichter die wahre Tendenz etwas, indem er einen deutschen Duodezstaat zur Zeit der französischen Revolution als Staffage verwandte. Die besten Gestalten des Stückes, der Kasemattensträfling Rochus und der Tagelöhner Bachler, sind Vorstufen zu Gerhart Hauptmanns Webern. Höher als dieses Werk steht das folgende Trauerspiel »Die Rosen von Tyburn« (1888), eine in die Zeit Karls II. von England verlegte, überaus bühnenwirksame Behandlung der Herodiasgeschichte, die ihm aus Heines »Atta Troll« geläufig war. Er behandelt hier ein Jahrzehnt vor Sudermanns »Johannes« und Wildes »Salome« den so oft von Malern gewählten Stoff, ohne das Erotische und Perverse

mit Absichtlichkeit zu betonen. Sein reifstes Stück ist der »Jean Meslier« (1894). Nach den tief erfaßten geschichtlichen Quellen bei Voltaire und David Strauß bringt es in der Gestalt des liberalen Pfarrers von Etrépnigny den Konflikt zwischen den Pflichten des Amtes und dem Offenbarungsdrange der inneren Überzeugung zu einem wahrhaft tragischen Ausgang. Sein letztes Drama »San Marcos Tochter« (1903), dessen stoffliche Seite ich in einer Schrift über den Armen Heinrich in der neueren Dichtung wegen der Berührungspunkte mit Gerhart Hauptmann behandelt habe, enthüllt in der Gestalt des Maximus den ganzen Pessimismus seines Urhebers. Wenn auch dieser kurze Überblick betont, daß F. in der Stoffwahl und in der an sich berechtigten Tendenz ganz modernen Anschauungen huldigt, so wollen wir damit keineswegs verkennen, daß die Technik der dramatischen Gestaltung durchaus älteren Stils ist.

So schließt denn sein letztes Drama ebenso wie seine letzte lyrische Sammlung mit Entsagung und Weltflucht.

H e r m. T a r d e l.

Münster von Derneburg¹⁾, Fürst Georg Herbert, Kaiserlich deutscher Botschafter in London, später in Paris, erbliches Mitglied des Preußischen Herrenhauses, Erblandmarschall und Landtagsmarschall des Provinziallandtags der Provinz Hannover, * zu London 23. Dezember 1820, † zu Hannover 27. März 1902. — Seine erste Jugend verlebte der spätere Fürst M. in England, von wo sein Vater, der bekannte hannoversche Staats- und Kabinettsminister Ernst Herbert Graf zu Münster, einer der verdientesten deutschen Diplomaten aus der Zeit der Erhebung der Völker gegen Napoleon, der Freund Steins und Gneisenaus, der Schöpfer des Königreichs Hannover, die Regierung des damals mit England noch durch Personalunion verbundenen deutschen Welfenhauses lenkte. Im Jahre 1831 verlegte der Vater, der infolge der Julirevolution und ihrer Rückwirkung auf die deutschen Verhältnisse seinen Abschied genommen hatte, seinen Wohnsitz nach Deutschland; im Sommer lebte er teils auf seinem Schlosse zu Derneburg, einem säkularisierten hildesheimischen Kloster, das er im Jahre 1815 von dem dankbaren englischen Prinzregenten zum Geschenk erhalten hatte, teils in Bückeburg, woher seine Gemahlin, eine geborene Prinzessin von Schaumburg-Lippe, stammte, den Winter brachte er vielfach auch in Berlin zu. Der einzige Sohn wurde zusammen mit seinem Vetter, dem späteren Fürsten Georg von Schaumburg-Lippe († 1893), erzogen. Vom Vater hatte M. nicht nur die reckenhafte, fast gewaltig zu nennende Statur mit den langgeschnittenen Gesichtszügen, sondern auch ein gut Teil seiner politischen Gesinnung, die bei allem Konservatismus eines großen freiheitlichen Zuges nicht entbehrte, ererbt; auch seine Mutter, die als eine hochgesinnte Frau von edler Einfachheit, Wahrheit und Güte geschildert wird, war nicht ohne Einfluß auf seine Herzensbildung. Der Tod des Vaters, der im Jahre 1839 erfolgte, als eben M. sein Abiturientenexamen in Hannover bestanden hatte, trug dazu bei, ihn früh an eine selbständige Auffassung der Dinge zu gewöhnen. Mit Eifer lag er seinen staatsrechtlichen Studien in Bonn, Heidelberg und Göttingen ob; doch nötigte ihn eine Schwäche der inneren Organe, besonders des Herzens, Folge übermäßig schnellen Wachstums, zu einer wiederholten Unterbrechung seiner Ausbildung durch Reisen nach dem Süden. Später erlangte er durch eine

¹⁾ Totenliste 1902 Bd. VII, S. 1*.

nach englischer Methode ausgeführte systematische Körperpflege und Körperübung dieselbe stahlteste Gesundheit, die auch den Vater ausgezeichnet hatte.

Am 23. Dezember 1845 großjährig geworden, trat M. sofort seine Besitzungen, insbesondere das Majorat Derneburg mit Ledenburg, auf dem die vom Vater ererbte Würde eines hannoverschen Erblandmarschalls ruhte, an. Im folgenden Jahre fand auch seine Einführung in die Ständeversammlung des Königreichs Hannover, das eigenste Werk seines Vaters, statt; am 16. Juni 1846 nahm er nach erfolgter Vereidigung den ihm als erstem Würdenträger zustehenden Offizialsitz zur Rechten des Präsidenten der Ersten Kammer ein. Das Jahr 1848 sollte zeigen, daß M. seine Standesgenossen nicht bloß figürlich um Haupteslänge überragte. Seiner furchtlosen Natur war es unfäßlich, daß eine Regierung vor Straßenaufmärschen den kürzeren ziehen könne; noch in späteren Jahren hat er geschildert, welch deprimierenden Eindruck auf ihn das mehr durch körperliche Schwäche als durch Staatsklugheit bedingte Zurückweichen des greisen Königs Ernst August vor der öffentlichen Meinung gemacht hatte. M. gehörte zu den wenigen Adligen, die es wagten, bis zuletzt gegen die Adresse auf die Thronrede, welche die Aufhebung des Adels als solchen in der Allgemeinen Ständeversammlung, sowie die Vernichtung aller Vorzüge der Geburt für den Adel guthieß, zu stimmen: weil, wie er sagte, diese Adresse den Boden des Rechts verlasse. Folgerichtig stimmte M. auch am 21. Juni 1848 gegen die neue Komposition der Ersten Kammer, die an die Stelle der bisherigen Adelsvertretung im wesentlichen ein Bauernparlament setzte. Nicht aus Standesvorurteilen: mit dem Junker, der einem Bismarck im Grunde immer ein wenig über die Schulter schaute, hatte M., der geborene Grandseigneur, nur wenig gemein. Mit dem Bestreben der hannoverschen Ritterschaften, die einmal verscherzten Rechte nach dem Einsetzen der Reaktion *coûte que coûte* zurückzuerobern, Bestrebungen, die schließlich zu dem Verfassungsumsturz von 1851 mit Hilfe des Bundestags führten, hat M. sich nie identifiziert. Schon damals stieß er sich oft genug an dem »kleinen und kleinlichen« Heimatstaate, an dem er doch wieder mit ganzer Seele hing.

So begrüßte es M. denn mit Freuden, als ihn ein Ruf des Königs Georg V. im Mai 1857 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei dem russischen Hofe ernannte; ohnehin gravitierte M. durch seine im Jahre 1847 erfolgte Heirat mit Alexandrine Fürstin Galitzin, verwitweten Fürstin Dolgoroukow nach diesem Lande. Allerdings war der lange unbesetzt gewesene Posten von seiten der hannoverschen Stände — auch das erst 1858 — so geringfügig dotiert worden, daß M. sich ausbedang, jährlich nur drei Monate in dem teuren Petersburg residieren zu wollen. Darin aber lagen Keime des Zwiespalts mit König Georg, der den dauernden Aufenthalt seines Vertreters in Petersburg wünschte. Auch seine häuslichen Verhältnisse — M. mußte 1862 zu einer Trennung von seiner Gemahlin schreiten, der 1864 die Scheidung folgte — ließen M. an die Aufgabe des ihm sonst sehr zusagenden Postens denken. So hielt er sich im Winter 1862/63 zum letzten Male in Petersburg auf; die offizielle Abberufung erfolgte erst im März 1865. Immerhin war M. lange genug am Hofe Alexanders II. gewesen, um auf dem Boden der hohen Politik völlig heimisch zu werden. Mit besonderem Interesse verfolgte er das große Werk der russischen Leibeigenen-Emanzipation; er gehörte seither zu den wärmsten Verehrern des Zaren. Weniger vermochte er sich mit seinem Kollegen Bis-

marck zu stellen, der seit 1859 den preußischen Hof in Petersburg vertrat. Bismarck hat sich in seinen Briefen aus dieser Zeit über Münster mit großer Schärfe geäußert, die aber zum guten Teil wohl auf die traditionelle Abneigung zwischen den Höfen von Berlin und Hannover unter dem blinden Welfenkönig zurückzuführen ist.

Seit seiner Rückkehr aus Petersburg lebte M. wieder vorzugsweise in Derneburg. Er ging 1865 eine neue Ehe mit Lady Harriet Elizabeth St. Clair-Erskine aus dem Hause der Earls of Rosslyn ein, die sich sehr harmonisch gestaltete, aber schon Ende 1867 durch den Tod gelöst wurde. Seine neue Heirat brachte M. in nahe Beziehungen zu dem hohen englischen Adel, was seine angeborene Vorliebe für die Einrichtungen des englischen Staatslebens und für englisches Wesen überhaupt verstärkte. Seinem so immer mehr auf das Große und Weite gelenkten Blicke konnten die unglücklichen deutschen Zustände, vor allem auch in seinem engherzig regierten Heimatstaate je länger je weniger behagen. Von dem höfischen Leben in Hannover hielt sich M. völlig fern; sein Unabhängigkeitssinn, der ihn seine Meinung gerade heraus sagen ließ, kontrastierte zu schneidend mit dem hochgespannten Autokratismus König Georgs. Um so eifriger nahm M. seit 1864 an den Arbeiten der hannoverschen Ständeversammlung teil, namentlich soweit sie auf die materielle Wohlfahrt des Landes gerichtet waren. So legte er 1864 in den Ständen einen Plan vor, der den raschen Bau eines großzügigen Straßennetzes ermöglichen sollte: ein Werk, an dem M. mit vieler Liebe hing. In brieflichen Äußerungen aus diesen Jahren zeigt sich M. auch als warmherzigen deutschen Patrioten, dessen Wünsche schon ganz auf eine große und freie wirtschaftliche wie politische Zukunft der deutschen Nation als der gebietenden europäischen Zentralmacht gerichtet waren. Er hat es wohl geradezu ausgesprochen, daß er für einen großen germanischen Staat geschwärmt habe, seit er politisch denken gelernt.

Auch M. hat es mit tiefem Schmerz erfüllt, daß der Weg zu dieser Größe über den Untergang des selbständigen Königreichs Hannover führte. Man darf es sagen: M. hat mehr als irgendein anderer getan, um das Schicksal Hannovers abzuwenden. Er war im Augenblick der Krise nach England an das Sterbelager seines Schwiegervaters gereist; auf die Nachricht vom Kriegsausbruch eilte er sofort nach Hannover zurück, um sich der nach dem Abzug der hannoverschen Truppen in der Residenz verbliebenen Königin Marie zur Verfügung zu stellen. In deren Auftrag reiste er, nachdem Langensalza und Königgrätz die ernstesten Besorgnisse für Hannovers Zukunft heraufbeschworen hatten, am 8. Juli zu König Georg nach Altenburg. Aber sein Versuch, den Welfenfürsten zu bewegen, sofort mit Preußen auf jedwede Bedingung hin Frieden zu schließen, ehe die Verhandlungen zwischen Preußen und Österreich das Verhängnis besiegelten, scheiterte; kaum daß M. einen kurzen Aufschub der vom Könige geplanten Reise nach Wien erlangte. Zurückgekehrt nach Hannover, suchte M. den hannoverschen Adel zu einer Aktion zu veranlassen. 133 Mitglieder der Ritterschaft unterzeichneten eine von M. aufgesetzte Adresse an den König, in der die Bitte um Entfernung der früheren Ratgeber und um Einsetzung eines kräftigen Gesamtministeriums ausgesprochen wurde. Vergebens: der unbeugsame Welfenfürst, der inzwischen die Reise nach Wien ausgeführt hatte, antwortete nur mit einem strengen Verbot an die Königin, den unliebsamen Mahner ferner zu empfangen.

Dennoch ließ M. von seinen Bemühungen nicht ab. Er sammelte jetzt eine fast von allen Mitgliedern der Ritterschaften unterzeichnete Adresse an die preußische Regierung, des Inhalts, daß dem Lande die angestammte Dynastie und der bisherige Territorialbestand erhalten bleiben möge. Ihre Absendung wurde indes von dem preußischen Zivilkommissar v. Hardenberg, der M. geradezu mit Landesverweisung bedrohte, verhindert. Auch eine Reise, die Münster im Einverständnis mit der Königin nach Berlin unternahm, um womöglich die Krone noch für den Kronprinzen zu retten, blieb erfolglos; von einer Unterredung mit Bismarck, die am 7. August 1866 stattfand, brachte M. nur die niederschlagende Überzeugung heim, daß die Annexion nicht mehr abwendbar sei. Sein hochherziges Eintreten für die hannoversche Dynastie ist M. von deren Anhängern wenig gedankt worden. Mancherlei Verdächtigungen ausgesetzt, ergriff er schließlich die Flucht in die Öffentlichkeit mit einer Broschüre: »Mein Anteil an den Ereignissen des Jahres 1866 in Hannover« (1. und 2. Auflage, Hannover 1868), der schon 1866 eine kleine Schrift: »Hannovers Schicksal vom Juni bis September 1866« vorausgegangen war. Die Beziehungen zwischen M. und der im Exil lebenden hannoverschen Königsfamilie blieben dauernd unterbrochen. Als er später (1873) zum deutschen Botschafter in London ernannt wurde, stieß er bei den Mitgliedern des dem Hause Cumberland nahestehenden Hauses Cambridge auf kühle Zurückhaltung; von den Intrigen der »Cambridgepartei« gegen Deutschland sollte in seinen Berichten noch manchmal die Rede sein. Freilich hat M. hinwieder oft genug mit der Unbekümmertheit, die ihm eigen war, scharfen Tadel an dem Verhalten des entthronten Königs und seines Sohnes, des Herzogs von Cumberland, geübt.

Was M. im Jahre 1866 den Übergang in die neuen Verhältnisse erleichterte, war das Gefühl, daß das Blut von 1866 Deutschland seinem Ideal eines großen germanischen Staates einen mächtigen Schritt näher führen müsse. M. war alsbald entschlossen, seine ganze Kraft zur Erreichung dieses hohen Zieles einzusetzen. Nicht, daß er darüber seines Heimatlandes vergessen hätte. Im Gegenteil hat M. alles getan, um dessen Geschick unter der preußischen Herrschaft erträglicher zu gestalten. Mehrfach reiste er nach Berlin, um die dortigen Gewalthaber im Interesse Hannovers zu bearbeiten; er nahm eine hervorragende Stellung unter den im Juli 1867 nach Berlin berufenen hannoverschen Vertrauensmännern ein; auch im preußischen Herrenhause, zu dessen erblichem Mitgliede er am 16. November 1867 ernannt wurde, suchte er jede Gelegenheit, um für die alte Heimat zu wirken. Für die Dotierung der Provinz Hannover mit dem großen Provinzialfonds, für die Errichtung des hannoverschen Provinziallandtages (1868), zu dessen Landtagsmarschall er dann jährlich gewählt wurde, und für die Erhaltung der übrigen Landeseinrichtungen hat M. neben Bennigsen, dem er seit diesen Jahren freundschaftlich nahetrat, wohl das meiste getan.

Vor allem blieb aber M.s Auge den nationalen Dingen zugewandt. Sein Versuch, schon in den konstituierenden Norddeutschen Reichstag zu gelangen, schlug fehl; dagegen wurde er für die erste Legislaturperiode des Norddeutschen Reichstags zum Abgeordneten für den 13. hannoverschen Wahlkreis (Goslar) gewählt, der ihn dann auch 1871 in den ersten deutschen Reichstag entsandte. M. schloß sich der Freien Konservativen Vereinigung, dann der aus dieser nach

der Reichsgründung hervorgehenden Deutschen Reichspartei an, in der er alsbald zu führender Stellung gelangte, ohne doch je ein Mann der Parteischablone zu werden. Was ihn von manchen nahestehenden Politikern rechts und links schied, war sein reichsdeutscher Unitarismus. M. hat seinen Standpunkt in mehreren noch heute des Interesses nicht entbehrenden Schriften vertreten. Schon in den »Politischen Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart« (Leipzig 1867), denen er die Depeschen seines Vaters über den Wiener Kongreß als einen zumal für den Historiker wertvollen Anhang beigab, deutet M. auf den kommenden Einheitsstaat hin, um mit den prophetischen Worten zu schließen, daß der erste Kanonenschuß, der von deutschen Truppen gegen den angreifenden Feind abgefeuert werde, der Salutschuß sein werde, mit dem Deutschland seine Einigkeit begrüße. Unumwundener spricht sich M. in den beiden folgenden Broschüren: »Der Norddeutsche Bund und dessen Übergang zu einem Deutschen Reiche« (Leipzig 1868) und »Deutschlands Zukunft das Deutsche Reich. Einige Betrachtungen über die jetzige Lage« (Berlin, September 1870) aus: hier verwirft er durchaus den föderativen Charakter des Norddeutschen Bundes; er fordert den Einheitsstaat, mit einem Kaiser an der Spitze, mit einem vom Kaiser ernannten Reichsministerium, einem Staatsrat und einem Fürstenhause, in dem vor allen Dingen die Reichsfürsten selbst Sitz und Stimme nehmen sollen, sowie mit einem Reichstage als Volksvertretung. Den Fürsten ruft M. zu: »sie müssen auf ihren historischen Ursprung zurückgreifen, müssen nicht mehr sein wollen, als was sie früher waren und in Wahrheit jetzt nur noch sind, der hohe Adel von Deutschland, als solcher können sie für Deutschland von ganz unendlichem Wert werden.« Geradezu bekennt M., daß er die Stellung eines großen englischen Peer für weit beneidenswerter halte als die bisherige Stellung eines kleinen Souverains in Deutschland.

Nach derselben Richtung wie M.s Schriften zielte seine parlamentarische Tätigkeit. Er brachte, um zwei charakteristische Beispiele anzuführen, im Norddeutschen Reichstage den schon von Bennigsen vorher im konstituierenden Reichstage gestellten Antrag auf die Einführung verantwortlicher Bundesministerien wieder ein, der in der Tat am 16. April 1869 mit 111 gegen 100 Stimmen angenommen wurde. Im Deutschen Reichstage stellte er (15. November 1871) den Antrag, die Reichsgoldmünzen nur mit dem Bildnis des Kaisers auszuprägen. Aber er mußte es erleben, daß Fürst Bismarck, mit dem er sich sonst in jenen Jahren in naher Fühlung befand, in beiden Punkten energischen Widerstand entgegensetzte. Vollends sprach der Reichskanzler sich am 19. April 1871 aufs entschiedenste gegen die auch von dem damaligen Kronprinzen protegierte Idee eines Fürsten- oder Oberhauses neben dem Reichstage aus. Auch der M.s Parteirichtung nahestehende Fürst Chlodwig Hohenlohe, dem M. in einem eingehenden Schreiben vom 18. Februar 1871 sein Programm: Aufbau des deutschen Staates, Reichsministerium und Oberhaus, nicht Staatenhaus, entwickelt hatte, äußerte Bedenken gegen ein Oberhaus als eine Vorstufe des Einheitsstaates; überhaupt wollte der süddeutsche Standesherr nichts davon wissen, daß das Werk »völliger Unifizierung und Beseitigung der Partikularselbständigkeit« fortgesetzt werde. Ob M. sich damals der Hoffnung hingeeben hat, dereinst als Nachfolger Bismarcks, vielleicht nach dem Ableben des alten Kaisers Wilhelm, seine Ideen, die auch ein Bennigsen

unpraktisch fand, zur Durchführung zu bringen? Hohenlohe deutet es in seinen Denkwürdigkeiten an, und gewiß ist, daß auch in späteren Jahren, selbst noch beim Abgang Bismarcks (März 1890) von einer Ministerkandidatur M.s die Rede war.

Leider — so ist man versucht, zu sagen — sollte dem Einheitsstreben M.s früh ein Ziel gesetzt werden. Seine Ernennung zum Kaiserlich Deutschen Botschafter in London (1873), die wohl seinen eigenen Wünschen entgegenkam, nötigte ihn, auf die Tätigkeit im Reichstage zu verzichten. Als Botschafter in London fühlte sich M. in seinem Elemente. In den Kreisen der hohen englischen Aristokratie völlig heimisch, in seiner Denkungsart dem vielgerühmten *common sense* nahe verwandt, wie der Engländer zu Sport und Training neigend, erschien er fast selbst wie einer der hohen englischen Lords. Bismarck fand an diesem englischen Wesen M.s wenig Gefallen; er klagte, wie u. a. aus Moritz Busch' Tagebuchblättern hervorgeht, schon früh, daß M. zu zugänglich für englische Gesichtspunkte sei und zu englisch gefärbte Berichte sende; auch an der reichlich ungebundenen Art der M.schen Geschäftsführung hat Bismarck nicht selten Anstoß genommen. In mancher Hinsicht mochte die Unzufriedenheit des Reichskanzlers nicht ohne Grund sein; so konnte M., wie seine von H. Oncken in der Deutschen Revue veröffentlichten Briefe an Bennigsen ergeben, sich durchaus nicht für die von der deutschen Regierung seit den achtziger Jahren aufgenommene Kolonialpolitik erwärmen, die die Beziehungen zu England zu trüben drohte. M. hielt die Kolonisationsidee »für uns für ganz unpraktisch, nicht auszuführen und nicht wünschenswert«; kein Wunder also, wenn er sie nur lau betrieb. Es kam so weit, daß Bismarck, als die Verhandlungen über Angra Pequena nicht vom Flecke rücken wollten, seinen Sohn Herbert nach England schickte, um »Feuer dahinter zu machen«. M.s Programm in der Kolonialfrage, das doch auch viel für sich hatte und teilweise wenigstens von der deutschen Regierung akzeptiert ist, lautete: erst vor der eigenen Türe kehren, Nordsee und Ostsee verbinden, sich unabhängig von Dänemark und der Skandinavischen Republik machen und Helgoland erwerben (15. Mai 1884). Wahrscheinlich haben wir in M. den Vater des Gedankens zu sehen, die kolonialen Schwierigkeiten, in die Deutschland mit England geraten war, durch den Austausch streitiger Gebiete gegen Helgoland zu beseitigen.

Jedenfalls gelang es M., das Verhältnis zwischen England und Deutschland trotz der hin und wieder eintretenden Verwicklungen auf einem guten Fuß zu erhalten. Häufig konnte er noch, was uns heute wie ein Märchen aus verwichenen Zeiten anmutet, konstatieren, daß die Stimmung in England entschieden deutschfreundlich sei; er selbst erfuhr davon die unzweideutigsten Beweise. Mit Nachdruck vertrat M. denn auch die Ansicht, daß die wirklichen Interessen beider Länder keineswegs auseinanderliefen, im Gegenteil, beide könnten einander nützen, niemals wirklich schaden. Geschickt spielte M., der selbst ein guter und gläubiger Protestant war und seinerzeit im Herrenhause eine »ungewöhnliche Tätigkeit« für das Zustandekommen des Schulaufsichtsgesetzes entwickelt hatte, zu solchen Zwecken wohl das protestantische Empfinden der Engländer und ihre natürliche Sympathie für das mit Rom im Kulturkampf liegende Preußen aus. So sagte er in einer Rede, die er gelegentlich des Stiftungsfestes des britischen Nationalklubs im Mai 1875 hielt: »Ich denke, es ist die Pflicht eines jeden wohlmeinenden Protestanten, nach Kräften diese

Sympathie zwischen beiden Nationen zu fördern und die Eintracht, die zwischen ihnen besteht. Ich kann Sie versichern, daß ich meinerseits alles für diese Eintracht tun werde, was ich vermag. . . . Ich schließe mit dem Wunsche, daß unsere zwei großen protestantischen Länder stets einig bleiben mögen. Wenn sie einig sind, dann ist die Zivilisation der Welt sicher und die zuverlässigste und beste Schutzwehr für den Frieden gegeben.« Diese Rede, die in katholischen Kreisen großes Aufsehen machte, führte zu der Interpellation eines irischen Katholiken im Parlament; wenn aber selbst deutsche Zeitungen befürchteten, daß M.s Stellung dadurch beeinträchtigt werden könnte, so konnte dieser die Freunde beruhigen: nie seien seine Stellung, seine Beziehungen zu Aristokratie und Ministern besser gewesen als jetzt. M. wußte eben die Engländer zu nehmen, wie kaum ein anderer deutscher Diplomat vor ihm oder nach ihm. Dabei kannte er Englands schwache Seiten genau; er wußte auch bei aller Bewunderung der physischen und moralischen Kräfte, die in der englischen Nation stecken, »daß nichts unsinniger ist, als das, was uns hier gut scheint, blind nachmachen zu wollen«.

Über manche Phasen der Tätigkeit M.s in England wird man natürlich erst klarer sehen können, wenn seine amtlichen Berichte den Historikern zugänglich geworden sind. Das gilt besonders von der Krise in den deutsch-französischen Beziehungen des Jahres 1875. Man weiß aus Bismarcks oft gedrucktem Briefe (vgl. »Gedanken und Erinnerungen« II, 177 f.) an Kaiser Wilhelm vom 13. August 1875, daß Königin Victoria ihre Befürchtungen vor den angeblichen Kriegsplänen Deutschlands, die damals so viel Staub aufwirbelten, auch auf Äußerungen von Vertretern der deutschen Regierung stützen zu können behauptete. Offenbar fußte sie auf der bekannten Oberhausrede Lord Derbys vom 31. Mai, der sich nach der ersten darüber verbreiteten tendenziösen Lesart (die alsbald rektifiziert wurde) auf M. berufen haben sollte. In Wirklichkeit hatte M., wie aus seinem Briefe an Bennigsen vom 23. Juni 1875 hervorgeht, sich stets in durchaus friedlichem Sinne geäußert. Die Vermutung Bismarcks, daß M. ja recht wohl wie Moltke akademisch von der Möglichkeit eines rechtzeitigen Angriffs auf Frankreich gesprochen haben könne, fällt also in sich zusammen. M. hat in jenen aufgeregten Tagen stets kühle Ruhe bewahrt; in seinen Briefen macht er sich wohl geradezu lustig über die Mienen, die sich Rußland, England und andere Mächte gaben, »als ob sie den Frieden erhalten und ein nicht brennendes Feuer gelöscht hätten«.

Weit tragischer nahm M. die seit 1876 in den Vordergrund der internationalen Interessen tretenden orientalischen Wirren. Um die Mitte des Jahres 1876 erstattete er Immediatberichte an Kaiser Wilhelm, die (nach einem Briefe an Bennigsen vom 6. Juli zu schließen) eine Intervention Englands in der Orientkrise als wahrscheinlich ankündigten. Die beunruhigenden Berichte M.s führten, in Abwesenheit des in Kissingen weilenden Fürsten Bismarck, zu Briefen des alten Kaisers an den Zaren, der Kaiserin an die Königin Viktoria, die die Situation nur erschweren konnten. Diesmal war es Bismarck, der die Sache leichter nahm; er ironisierte in einem Briefe, der im Anhang zu den »Gedanken und Erinnerungen« abgedruckt ist (II, 588 f.), die Befürchtungen M.s, dem er zugleich in verbindlicher Form zu verstehen gab, daß Immediatberichte der Botschafter (die in diesem Falle wohl nur durch die Entfernung des Kanzlers hervorgerufen waren), dem dienstlichen Herkommen nicht entsprächen. Im übrigen hatte

das Intermezzo keine Folgen. M. ließ sich nicht abhalten, seine Kassandrarufe während der bis zum Frieden von Berlin (13. Juli 1878) fortdauernden und sich später noch wiederholt, so 1879, so 1885, neu schürzenden englisch-russischen Spannung ertönen zu lassen. Sollten sie übertrieben gewesen sein, so haben sie doch das Gute gehabt, daß Bismarck um so mehr die ganze Meisterschaft seiner staatsmännischen und diplomatischen Kunst für die Erhaltung bzw. die Wiederherstellung des Friedens einsetzte. Das freilich nie allzu warme Verhältnis zwischen Bismarck und M. hat sich jedenfalls durch die verschiedene Auffassung in der Orientkrise nicht ernstlich getrübt. Als Bismarck Schwierigkeiten fand, den alten Kaiser zu dem die Spitze gegen Rußland kehrenden Bündnis mit Österreich von 1879 zu bewegen, da war es neben Hohenlohe gerade M., dessen Hilfe der Kanzler anrief. Sicherlich wird M. das Seine dazu beigetragen haben, das Bündnis zum Abschluß zu bringen.

Man darf es auch wohl als ein Vertrauensvotum Bismarcks für M. auffassen, daß er ihm 1885 den durch die Ernennung Hohenlohes zum Statthalter von Elsaß-Lothringen vakant gewordenen Pariser Botschafterposten antrug. Daß Bismarck, wie wohl behauptet worden ist, geglaubt habe, M. würde in Paris Schiffbruch erleiden, ist natürlich absurd, nicht einmal dafür findet sich ein Anhalt, daß jener auf den Abgang des Botschafters spekuliert habe. M. täuschte jedenfalls die allgemeine Erwartung, daß er die Versetzung zum Anlaß seines Abganges nehmen werde. Er hatte 1879 einen Augenblick an Abschied gedacht, als der Reichstag eine als notwendig empfundene Erhöhung seines Gehaltes (die dann im folgenden Jahre bewilligt wurde) ablehnte; jetzt ging er mit gutem Zutrauen, auch in Paris für Kaiser und Reich wirken zu können, auf den neuen Posten. In der Tat mußte gerade er dort mit seiner Kaltblütigkeit, die ihn unter allen Umständen unerschütterliche Ruhe und, wenn nötig, kühle Ironie bewahren ließ, am Platze sein. Hohenlohe weiß denn auch bald (10. November 1886) zu berichten, M. beurteile die Dinge in Paris ruhig und habe sich gut orientiert. An Zwischenfällen und Krisen, die das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich wiederholt auf des Messers Schneide stellten, hat es nicht gemangelt. Der Fall Schnäbele, die Hochflut des Boulangismus, der Dreyfus-Prozeß, kleinerer unliebsamer Vorkommnisse und Mißhelligkeiten nicht zu gedenken, waren gewiß ein Prüfstein für die Fähigkeiten des deutschen Botschafters in Paris; eine mangelhaft befähigte Persönlichkeit, die man öfter in M. sehen wollte, hätte schwerlich die immer neu auftauchenden Klippen umschiffen können. Das Ansehen des Deutschen Reiches hat M. unter allen Umständen zu wahren gewußt. Ob er sich wirklich von dem Abschluß des russisch-französischen Bündnisses, das eine neue Ära in der europäischen Politik einleiten sollte, hat überraschen lassen, wie ihm nachgesagt ist, muß dahingestellt bleiben. Authentisches ist noch wenig über die Tätigkeit M.s in Paris bekannt geworden; es fehlen ja auch seit den Pariser Jahren die Briefe an Bennigsen, die auf die englische Zeit M.s manch helles Licht warfen. Zweifellos war es doch zum guten Teil M.s Verdienst, wenn nach alle den Krisen der achtziger Jahre eine Wendung zum Besseren in den Beziehungen Frankreichs und Deutschlands eintrat.

M. hat sich auch in Paris eine Stellung zu schaffen gewußt, die kaum hinter der in London zurückblieb. Seit dem Rücktritt des russischen Botschafters Baron Mohrenheim war er der Doyen des diplomatischen Korps, und die

Art und Weise, wie er sich als solcher gab, mit schlichter Würde und vornehmer Zurückhaltung, jeder Zoll ein Vertreter der hohen Aristokratie, imponierte den Franzosen ungemein. Es ist nicht zu viel gesagt, daß M. kaum einen Feind unter den Franzosen gehabt habe; auch in der erregten Siedehitze des Dreyfus-Prozesses wagten sich keine Verdächtigungen an ihn heran. — Bekannt ist, wie freundschaftlich M.s Beziehungen zu den verschiedenen Präsidenten der Republik, erst Grévy, dann Carnot und Faure, waren; das Großkreuz der Ehrenlegion war nur einer unter den Ausdrücken dieser allgemeinen Sympathie. Vollen Anteil daran hatte auch seine Tochter, Gräfin Marie M., die an Stelle der fehlenden Hausfrau dem Haushalte vorstand; sie wurde in der Gesellschaft ganz wie eine Botschafterin behandelt.

Was M.s Gefühle gewesen sind, als Bismarck 1890 aus dem Amte scheiden mußte — M. weilte gerade in den entscheidenden Tagen in Berlin und wurde Zeuge der leidenschaftlichen Erbitterung, die die Vorgänge in dem grollenden Löwen auslösten —, läßt sich nur aus gelegentlichen Äußerungen erschließen. Schon früher hat M. einmal bei einem Vergleich zwischen Bismarck und Gladstone den Ausspruch getan: »Männer, die zu groß sind, sind nur möglich bei Revolution oder Krieg; bei der ruhigen Entwicklung sind sie gefährlich und treiben schließlich zu Umsturz oder Krieg.« So wird auch er etwas wie Erleichterung gefühlt haben, als der Gewaltige vom Schauplatz abtrat. Für Deutschlands Zukunft ist M. damals so wenig wie je bange gewesen; Deutschlands Macht und Größe war für ihn keineswegs in dem einen Manne beschlossen, der Deutschland in den Sattel gehoben hatte; er suchte sie vielmehr »in der Tüchtigkeit unseres Volkes, unserer Rasse, in dem Nationalgefühl, dem monarchischen Sinne und den Heereseinrichtungen, die so kein Land nachmachen könne«.

Zu Fürst Bismarcks Nachfolgern scheint M. gute Beziehungen unterhalten zu haben, mit Hohenlohe war er ja längst eng liiert. In hohem Ansehen stand M. auch bei dem jungen Kaiser, der ihn wiederholt auszeichnete. Eine Ehrung war es, daß Wilhelm II. den greisen Botschafter 1899 zur Haager Friedenskonferenz als Vertreter Deutschlands entsandte. Hier, wie überall in seinem Leben, hat M. eine imposante Figur gemacht, ohne sich viel in die schwierigen staatsrechtlichen Erörterungen zu mischen. Kurz nach der Haager Konferenz (29. August 1899) erhob der Monarch M. in den preußischen Fürstenstand, dessen Vererbung vorbehalten wurde. Es war gleichsam eine Krönung seiner Verdienste um Deutschland, und in diesem Sinne hat M., sonst gleich dem Vater (der einst den ihm angebotenen hannoverschen Fürstentitel ausgeschlagen hatte), empfindend, sich der neuen Würde und ihrer sympathischen Aufnahme namentlich in Hannoverland gefreut.

M. fühlte aber auch, daß damit ein Abschluß seiner Laufbahn gegeben sei. Ein Jahr darauf nahm er seinen Abschied, ohne doch, so eisern war seine Natur, ein eigentliches Ruhebedürfnis zu spüren. Seinen Wohnsitz schlug er jetzt in der Hauptstadt seines engeren Vaterlandes auf. Er hatte immer Wert darauf gelegt, einen Fuß im Hannoverschen zu behalten; auch nach der Umgestaltung der provinziellen Organisation von 1885, die ihn schmerzlich berührte, ließ er sich noch ein Jahrzehnt bereit finden, das Präsidium des Landtages und des Provinzialausschusses zu führen. Auch in den anderthalb Jahren, die es ihm nach seinem Abschied noch in Hannover zu leben vergönnt war,

nahm er lebhaften Anteil an den öffentlichen und geselligen Veranstaltungen. Er dachte auch wohl daran, seine Memoiren zu schreiben. Aber er scheint damit nicht mehr weit gekommen zu sein; es mochten sich doch wohl die Kräfte dem Ende zuneigen. Am Karfreitag (28. März) des Jahres 1902 nahm ihn ein leichter Tod hinweg, ohne daß eine eigentliche Krankheit vorausgegangen wäre. Die Beisetzung erfolgte wenige Tage später unter allgemeiner Teilnahme in Derneburg. Ob ihm je ein biographisches Denkmal, zu dem seine hinterlassenen Papiere sicherlich den Grundstock geben könnten, beschieden sein wird, steht noch dahin; sein Gedächtnis wird aber auch so als das eines der deutschesten Staatsmänner fortleben, der das Vaterland auch im internationalen Getriebe keinen Augenblick vergessen hat.

Hannover.

Friedrich Thimme.

Wildenbruch¹⁾, Ernst von, Dichter, *Dr. phil. honoris causa* (Jena) und Geheimer Legationsrat, * zu Beirut am 3. Februar 1845, † zu Berlin am 15. Januar 1909. — Über den Lebensgang des Dichters, der vom Orient in das Herz Deutschlands führt, aber vom Beginn bis zum Ende von starken nationalen Eindrücken beherrscht war, liegt mir ein Bericht vor, dem in diesem Nekrologe die erste Stelle eingeräumt sei. Auf meine Bitte um orientierende Daten hat Frau Maria von Wildenbruch, die Enkelin Karl Maria von Webers, die als kongeniale Gattin fast ein Menschenalter lang das Leben des Poeten geteilt hat, mir eine biographische Skizze eingesandt, deren freie Benutzung sie mir anheimgegeben hat. Ich halte es für die beste Verwertung der kostbaren Gabe, diese Biographie in ihrem Wortlaute hierherzusetzen, und bemerke nur noch, daß nach den Mitteilungen der verehrten Frau der überlebende Bruder Ernst v. W.s, Herr Generalleutnant Ludwig von Wildenbruch Daten zu diesem Lebensberichte beigesteuert hat:

»Ernst v. W. war der zweite Sohn des Generalleutnants und preußischen Gesandten Louis von Wildenbruch (* 1803), dessen Vater Prinz Louis Ferdinand von Preußen am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld gefallen ist. — Man sagt, der Prinz habe sich mit der Mutter seiner beiden Kinder Louis und Blanche, einem Fräulein Henriette Fromm, bevor er ins Feld ging, trauen lassen; doch sind authentische Beweise hierfür nicht vorhanden. Nach seinem Tode nahm die Schwester des Prinzen, die Fürstin Luise Radziwill (als Prinzessin von Preußen 1770 geboren) sich der beiden Kinder an, und der König verlieh ihnen 1810 den erblichen Adel mit dem Namen von Wildenbruch. Im Hause des Fürsten von Radziwill wuchsen die Kinder auf, als Vettern der Prinzessin Elise Radziwill (der Liebe Kaiser Wilhelms) und ihrer Geschwister auf das sorgfältigste erzogen und von Liebe umhegt. Louis v. W. trat in militärische Dienste, die er als Rittmeister im Garde-Kürassier-Regiment verließ, und heiratete die Hofdame der Prinzessin von Radziwill Ernestine von Langen, * 1805, eine Waise, deren Vater bei Jena gefangen und jahrelang in französischer Gefangenschaft gehalten worden und als Kommandant von Saar-Louis frühzeitig gestorben war.

Im Jahre 1842 ging Louis v. W. als preußischer Generalkonsul nach Beirut in Syrien, und hier wurde ihm als zweiter Sohn Ernst v. W. geboren. Keines ihrer Kinder beglückte die Mutter so wie dieses; sie nannte ihn ihr »Gnadenkind«.

¹⁾ Totenliste 1909, Bd. XIV, 100*.

1847 kehrte Louis v. W. mit seiner Familie nach Berlin zurück und fand weitere Verwendung in diplomatischen Diensten, zunächst in Bern. Während dieser Zeit blieb seine Frau mit den Kindern in Berlin, im Radziwillschen Hause, wo Ernst in künstlerischer Luft aufwuchs und Eindrücke hatte, die ihm zeitlebens nicht entschwanden. Besonders häufig erinnerte er sich des alten Fürsten Radziwill, des Komponisten der Faustmusik, der mit den Seinen für seine Freunde neben musikalischen Stücken auch die Shakespeareschen Dramen zur Aufführung brachte. Ernst hatte auf dieser Privatbühne einmal den Mond im Sommernachtstraum gespielt.

Im Jahre 1849 wurde Louis v. W. preußischer Gesandter in Athen und siedelte dorthin mit seiner Familie über. Hier wanderte der Knabe Ernst mit seinem Lehrer und seinem Bruder Ludwig in den nachmittägigen Stunden des Spazierganges oft zur Akropolis hinan und sah die Sonne im griechischen Meere untergehen; so klein er noch war, gab er doch wiederholt der Empfindung Ausdruck, das Erechtheion gehöre zum Herrlichsten auf der Welt, und bis an sein Ende hat er sich gesehnt, Griechenland, die Akropolis wiederzusehen. Auch ins Theater kam Ernst zum ersten Male in Athen, sah dort die Jungfrau von Orleans und war so angespannt und erregt, daß er, wenn der Vorhang in den Zwischenakten fiel, aus Furcht, daß es zu Ende sei, laut aufschrie und mit den Fäusten auf die Brüstung der Loge schlug.

1852 wurde Louis v. W. als preußischer Gesandter nach Konstantinopel versetzt. Ernst hat den Eindruck niemals vergessen, den es ihm machte, als er mit den Seinen zu Schiffe durch die blauen Wogen des Marmarameeres fuhr und das Panorama des Goldenen Horns vor ihnen lag. Die reichsten Eindrücke, die seine Phantasie befruchten sollten, warteten auf das Kind: Konstantinopel selbst und durch den Krimkrieg hervorgerufen das bunteste militärische Leben. Preußen hatte sich neutral erklärt, und so kamen in die Gesandtschaft die Offiziere aller am Kriege beteiligten Nationen, die hohen türkischen Beamten, Leute aus der Stadt, die Rat und Hilfe suchten, darunter oft Flüchtlinge, die um Schutz baten. Niemals vergaß Ernst einen armenischen Mörder, der, verfolgt von den Seinen, den Rächern, ins Haus stürzte und den Tisch im Wohnzimmer umfaßte, um da ein Asyl zu finden. Ganz die alte griechische Sitte des Altarumfassens (Erinnerungen an diese Zeit in der Novelle »Archembault« und in den Versen an *Dr. Frick*, enthalten in den »Letzten Gedichten«). Die W.schen Jungen balgten sich und spielten mit Türken-, Griechen- und Armenierkindern und lernten spielend deren Sprachen und Sitten. Einmal lud Fürst Menschikoff die Familie auf ein russisches Kriegsschiff zur Fahrt nach Arnautkoi, die für die Knaben zum Ereignis wurde. Louis v. W. stand sich gut mit dem Sultan, und seine Gattin nahm die Jungen mit, wenn sie die Haremsdamen besuchte, die mit Küssen und Zärtlichkeiten über die Kinder herfielen und ihnen die Taschen mit wunderbaren Süßigkeiten füllten.

Im Hause daheim war schönes deutsches Leben, und die herrliche Mutter erzog mit Hilfe des Hauslehrers *Dr. Frick* die Kinder zu Menschen, die ihr deutsches Vaterland leidenschaftlich liebten, und las mit ihnen die Werke der deutschen Dichter und Shakespeare, obgleich ihr ihr physischer Zustand solche Übungen erschwerte. Die Unermüdliche wurde krank und immer kränker, das schwere und, wie sich bald herausstellte, unheilbare Leiden der Gattin zwang Louis v. W. im Jahre 1857 zur Heimkehr nach Deutschland. Die beiden Söhne

Ernst und Ludwig wurden auf das Pädagogium nach Halle gebracht. Unsäglich trübe Zeit für die an so viel Liebe und Sonne gewöhnten Knaben (Nachklänge dieser Tage in der Erzählung »Das Orakel«). Von Halle holte sie nach einem Jahre (1858) der treue, edle Freund des Hauses, Heinrich Abeken (später Bismarcks treuer Gefährte) an das Sterbebett der Mutter, an dem Ernst fassungslos zusammenbrach. Der heiße Schmerz um die Mutter hat ihn sein Leben lang nicht verlassen (Schilderungen dieses Seelenzustandes in der Erzählung »Neid«). Ernestine v. W. hatte dieses eigentümliche verträumte Kind verstanden, das, unsäglich liebebedürftig, sich ganz zusammenzog und unzugänglich wurde, sobald man es falsch anfaßte und ihm hart begegnete. — Der Vater stand ratlos vor diesem rätselhaften Knaben. Er glaubte zunächst, es sei eine musikalisch begabte Künstlernatur, wie es Prinz Louis Ferdinand gewesen; da aber Ernst, nach dieser Seite hin talentlos, der Musik sich nur auf Befehl und in bitteren Qualen näherte, wußte der Vater nicht, was mit ihm anfangen und hielt eine streng preußische Erziehung für das Richtige. Zunächst sandte er ihn auf das französische Gymnasium, das, da der Knabe kein Wort Französisch konnte, ein Schrecken für ihn war, bis er, der großes Sprachtalent besaß, sich eingearbeitet hatte.

In jenen verwaisten tränenvollen Tagen durfte er aber oft Abeken besuchen, der eine wunderschöne Dienstwohnung an der Spree, gegenüber dem Schlosse mit dem Blick auf die Viktorienbrücke hatte. Dort stand Ernst oft entzückt am Fenster, dort schloß er sich innig an Abeken an, der ihm Bildwerke und schöne Bücher mit Stichen auf den gemütlichen runden Tisch des Hauses legte und häufig mit ihm spazieren ging. Ernst nannte Abeken stets den besten Menschen, der ihm begegnet sei.

Im Frühjahr 1859 fand Ernst Aufnahme im Kadettenhaus in Potsdam und wurde 1860 ins Kadettenhaus in Berlin kommandiert, das er am 2. Mai 1863 als Leutnant im 1. Garderegiment zu Fuß (Potsdam) verließ. Die Jahre des Kadettenhauses (Anklänge in den Erzählungen: »Vizemama« und »Edles Blut«) und die seiner Leutnantszeit in Potsdam waren Jahre der Verzweiflung für den jungen Mann, der, hineingezwungen in diesen Beruf, fühlte, daß er kein Offizier sei, niemals einer werden würde, daß seine ganze Seele ihn drängte, Dichter zu sein. Und doch war alles, was er damals schrieb, so unbedeutend, daß man Vater und Verwandte vollkommen versteht, die ihn beim Militär festhalten wollten. Ein Offizier beim 1. Garderegiment zu Fuß, wenn er sonst anständig und pflichttreu war, war geborgen für sein ganzes Leben, konnte guter Karriere bei diesem bevorzugten, ausgezeichneten Regimente sicher sein, war in der ganzen Armee empfohlen; seine Vorgesetzten, seine Kameraden hatten ihn alle lieb, lächelten ein wenig über den »Dichter« und achteten ihn seines trefflichen Charakters wegen. Kaiser Wilhelm I. war ihm gut, desgleichen der Kronprinz; der Lebensweg des Soldaten lag glatt vor ihm. Aber nur bis 1865 hielt Ernst den »Offizier« aus; dann trat er vor seinen Vater mit dem ganz festen Entschluß, umzusatteln und Jura zu studieren. In Gottes Namen Jura, da er doch sein Brot verdienen mußte und wohl fühlte, daß er nicht Dichter, zum wenigstens jetzt noch nicht, sein konnte. Er siedelte nach dem kleinen Städtchen Burg bei Magdeburg über, wo sein ehemaliger Hauslehrer Dr. Frick jetzt Direktor des Gymnasiums war und gab sich vertrauensvoll in dessen Hände zu weiterer tieferer Bildung, als jene war, die er im Kadettenkorps erhalten hatte.

Mitten in seinen Studien überraschte ihn der Ruf zur Fahne. Als Leutnant beim 2. Gardelandwehrregiment machte er den böhmischen Feldzug 1866 mit (Erinnerungen daran in der Erzählung »Die Waidfrau«). Am Abend der Schlacht von Königgrätz kam er auf das Schlachtfeld und bivouakierte auf diesem mit seiner Truppe (in einer kleinen Selbstbiographie sagt er, der Tag von Königgrätz habe ihn erst zum Preußen gemacht). Dann marschierte er durch Böhmen mit seinem Regiment, sah Elend und Cholera auf allen Wegen und bezog mit der preußischen Besatzung Prag, wo er im Palais des Grafen Clam-Gallas einquartiert war, auf dessen Schreibtisch noch ein Entwurf für den böhmischen Feldzug lag — freilich, wie die Österreicher sich ihn gedacht hatten.

Nach der Rückkehr aus dem Kriege setzte er sich wieder an seine Studien in Burg und machte sein Abiturientenexamen — 26 Jahre alt —! Dann bezog er die Universität von Berlin und hörte mit Entzücken die Vorträge von Gneist, Mommsen und Boeckh. Gneist nannte ihn immer mit Genugtuung seinen Schüler. Auf Mommsens Pult legte Ernst heimlich Gedichte, wenn er durch die Worte des Forschers hingerissen war. Ernst freute sich, wenn Mommsen die Verse des Unbekannten las und in seine Brusttasche steckte. Später, als sich die beiden Männer persönlich kennen lernten, erfuhr Mommsen, daß W. der stille Verehrer gewesen war; er hatte sich alle die Verse aufgehoben.

Nach dieser Universitätszeit machte Ernst seinen Referendar und trat bei Ausbruch des Krieges 1870 wieder als Landwehrleutnant in das Heer ein. Er blieb beim Ersatz-Bataillon des 1. Garderegiments zu Fuß die ersten Monate in Berlin und führte gegen Weihnachten einen Transport Gardelandwehr-Ersatzmannschaften nach Versailles; sah nun auch dieses vom Kriege zerstörte Land, wie er Böhmen gesehen hatte. Zurückgekehrt aus dem Feldzuge, wurde er als Referendar nach Eberswalde geschickt, wo er bei ödester Arbeit, im Hause eines geistig untergeordneten Vorgesetzten und seiner Familie, mit die trostloseste Zeit seines Lebens verbrachte; »Ich wäre verzweifelt«, erzählte er später oft, »hätte ich nicht den Harold im Tischkasten gehabt«. Von Eberswalde (Nachklänge in der Erzählung »Vor den Schranken«) wurde er nach Frankfurt a. O. versetzt und lebte auf in der freundlichen Stadt, in der er Bekannte und Verwandte hatte und Verkehr mit den Offizieren und Regierungsbeamten pflegte. Aber sie alle wollten von seiner dichterischen Begabung, seinen Dramen nicht viel wissen, und so zog er sich, tief verletzt, in einen ganz kleinen, künstlerisch gestimmten Kreis zurück, der seinen Werken vollstes Verständnis und begeisterte Liebe entgegenbrachte, in den Kreis, der sich in der Werkstatt des alten feinen Uhrmachers Balzer versammelte und dem W. später nachsagte, daß er den Dichter in ihm am Leben erhalten habe (siehe den Roman »Schwesterseele«, Gedicht an Adolf Balzer, Nachruf auf Balzer, und das Drama »Meister Balzer«). Aber er versank dabei zu sehr in seine Dichtungen, die andere Arbeit, der Jurist, wurde vernachlässigt. Das beobachtete Eduard Simson, damals Präsident der Regierung in Frankfurt a. O., sein erster Vorgesetzter. Er ließ W. kommen: »Versprechen Sie mir in die Hand, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie heute übers Jahr Ihren Assessor machen?« Der junge Mann erschrak aufs tiefste, fühlte aber rasch den Sinn von Simsons Tun, gab ihm Hand und Ehrenwort und hielt pünktlich auf den Tag sein Versprechen.

Im Auswärtigem Amt in Berlin wurde eine Hilfsarbeiterstelle frei. W., der 1880 nach Berlin übersiedelt war und da am Gerichte arbeitete, bewarb

sich um die Stelle und erhielt sie. Bis acht Jahre vor seinem Tode blieb er Beamter des Auswärtigen Amts. 1887 wurde er Legationsrat, 1897 Geheimer Legationsrat und als solcher nahm er 1900, schwer leidend, schon von seiner Todeskrankheit ergriffen, seinen Abschied.

W. hat seinen Dienst immer lieb gehabt, er war nicht nur pflichttreu, weil sein Amt ihm Brot und Lebensstellung brachte, er hatte auch großes Interesse für seine Arbeit, die Erbschaftsangelegenheiten Deutscher in Amerika. Aber der Dichter wurde stärker und stärker in ihm, er fraß ihn auf, und so empfand er es oft als schwere Last, vom Schreibtische daheim aufbrechen und ins Amt gehen zu müssen, und dann: er schrieb so oft etwas, was seinen Vorgesetzten nicht recht war, was ihnen als Beamten nicht recht sein durfte; die Welt, die es las, sagte sich: »Das hat ein Beamter des Auswärtigen Amtes geschrieben, und das ist also die Meinung in der Wilhelmstraße«. — Das gab oft Mißverständnisse, brachte W. Vorwürfe, er war unbequem. Aber er war ein berühmter Mann mit der Zeit, man schätzte ihn persönlich sehr, man wollte ihn in schöner Stellung ins Ausland schicken — das wollte er nicht. Er schrieb Stücke, die »oben« nicht gebilligt wurden; Bismarck selbst mußte sich einmischen, die Sache ordnen, so gab es Konflikte, und er und ich — wir hatten 1885 geheiratet — litten viel darunter; auch die Arbeit im Amte selbst wurde zu viel für seinen kränkenden Körper (er saß dann bis tief in die Nacht über seinen literarischen Arbeiten). Das Amt war durchaus keine Sinekure, die gibt es in Preußen nicht, und so war es vielleicht gut, daß eine schwere Influenza 1900 ihn so packte, daß er seinen Abschied nehmen mußte, den er freiwillig noch lange nicht genommen hätte, wie das in seiner treuen Natur lag. So hat er denn eigentlich nur die letzten acht Jahre seines Lebens als freier Mann, als freier Dichter gelebt und hat das trotz schweren Siechtums dankbar genossen: »Mir ist's, als hätte ich Zeit geschenkt bekommen,« sagte er oft.

Maria von Wildenbruch.«

Ernst v. W., der, wie es diese eindrucksvolle Skizze ersichtlich macht, so schwer um die Anerkennung und freie Ausübung seines dichterischen Berufes gekämpft hat, gehört zu den schaffenskräftigsten Poeten, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem deutschen Volke erstanden sind und deren Kraft sich im geeinigten Deutschen Reiche entfaltete. Er hat uns eine Bibliothek von Werken hinterlassen, in denen die meisten Arten der Poesie vertreten sind und die obendrein vielfach ins publizistische Gebiet hinübergreifen. In dieser großen Produktivität und dem weitausgreifenden Drange der Betätigung steht er unter den Dichtern neuerer Zeit Paul Heyse und Adolf Wilbrandt am nächsten. Aber während diese beiden aus dem Fonds einer früh geregelten weiten Bildung und eines von Jugend an disziplinierten Wesens schöpften, war der Bildungsgang W.s ein unregelmäßiger, oft die Richtung wechselnder und in mancher Richtung gehemmter. Äußere Verhältnisse und eine charakteristische Mischung von Überschwang und scheuer Empfindlichkeit in seinem Wesen ließen ihn verhältnismäßig spät zu sicherem Selbstgefühl und beruhigtem Schaffen gelangen. Es dauerte lange, ehe die dumpfe Spannung in der Natur des schwärmerischen Jünglings sich löste und in poetischen Schöpfungen sich entlud, und er war über 30 Jahre alt, als er äußerlich als Dichter unangefochten dastand und innerlich für sein stürmendes Temperament und seinen Begeisterungsdrang den stärksten Gehalt: das nationale Erlebnis, das für ihn zugleich ein tiefeingreifendes per-

sönliches war, gefunden hatte. Sein Bildungsgang und sein poetisches Hervortreten hatten etwas Eruptives, das seinen Stil mitbestimmte und sich in diesem auch später niemals verleugnete.

W.s große Produktion, der Gehalt seines Lebenswerkes und die Eigenart seines Grundtones harren — so bedeutend auch manche seiner Erfolge waren — noch der vollen Würdigung, da die Zeitgenossen am meisten durch den Eindruck, den einzelne seiner Dramen machten, bewegt und beschäftigt, ihn zu einseitig nach diesen Wirkungen beurteilten und seiner allerdings stark entwickelten Freude am glänzenden Kolorit und an energischen Bühneneffekten zu viel Gewicht beimaßen, um den Kern des Wesens zu erkennen. Erst jetzt, da die Distanz den Überblick erleichtert und der Verlust des Menschen zur Vertiefung in die reine und originelle Natur auffordert, der die Fülle der Werke zu danken ist, bereitet sich eine gerechte Kritik des gesamten Lebenswerks vor, das auch äußerlich durch eine würdige, von dem Vertrauensmann des Dichters Berthold Litzmann besorgte Gesamtausgabe (die ersten 5 Bände sind bereits bei Grote in Berlin herausgekommen) deutlicher in die Erscheinung tritt. Es ist vergeblich, den Reichtum und die Ursprünglichkeit des Wildenbruchischen Wesens in eine Richtung hineinzwängen zu wollen, und es wäre vollends ungerecht, ihn wegen der Mannigfaltigkeit seines Phantasiespiels, das an so verschiedene Richtungen anknüpft, zum Eklektiker zu stempeln. W. hat sich auf eigenen Wegen, mehr stürmend als bedächtig vorschreitend, für eine ganz besondere innere Tendenz den Vollbesitz deutscher Kultur zu eigen gemacht, so daß sie ihm in Fleisch und Blut eindrang, aber auch durch die Kraft des eigenen Empfindens das Epigonentum in sich niedergerungen. Er hat viel von den Klassikern übernommen, namentlich von Schiller die Steigerungen dramatischer Komposition, ist — besonders, was das Ineinanderarbeiten heroischer und volkstümlicher Szenen anlangt — bei Shakespeare als Historiendichter in die Schule gegangen, nähert sich Heinrich von Kleist in der Art, wie er die Gedankensprünge des täglichen Verkehrs in den dramatischen Vers einführt, behauptet aber bei alledem seinen eigenen Ton, dessen persönliche Färbung niemals zu verkennen ist, den kräftig packenden, mitunter eigenwillig aufwühlenden Akzent eines stürmisch durchbrechenden Temperaments, dessen Ausdruck von Höhe zu Höhe springt und dessen Hast sogar in die Vers- und Satzbildung eindringt. Von seinen Liedern und Balladen, mit denen er als angehender Dreißiger hervortrat (die ergreifende Verserzählung „Das Hexenlied“ ist das bekannteste Stück dieser Sammlung) bis zu seinen »Letzten Gedichten«, die sein Bruder Ludwig kurz nach seinem Tode herausgab, läßt sich dieses sprunghafte Pathos verfolgen; es drückt den Hauptszenen seiner Dramen das Gepräge auf und durchbricht auch oft, subjektiv gefärbt, die zum Teil meisterhafte Komposition seiner Romane und Novellen. An zwei Werken seiner höheren Jahre, in denen ähnlich wie bei Grillparzer sein Eigenton souveräner und unmittelbarer hervordrang, kann man deutlich wahrnehmen, wie er selbst in Motivsphären, in denen Stil und Überlieferung am stärksten einzuwirken pflegen, nur der eigenen Eingebung gehorchte. In der Tragödie »Die Lieder des Euripides«, die er, 60 Jahre alt, auf die Bühne brachte, mußte der antikisierende Ton unserer Klassiker ihm nahe genug liegen; er wählte aber eine andere unruhigere, seinem eigenen Temperament entsprechende Form, kurze freie Rhythmen, die sich an die Hymnen und die tragischen Chöre der Alten anschließen und mit ihrem hastigen Atem durch

den ganzen Dialog hindurch festgehalten werden. In dem mittelalterlichen Stück »Die Rabensteinerin« wiederum, das ihm im letzten Lebensjahr einen großen Bühnenerfolg brachte, hebt sich seine kräftige Prosa von dem Stil aller Vorgänger durch eine besondere Note ab: die Sprache begnügt sich nicht damit, sich mit ehernen Wendungen zu rüsten, sondern sie nimmt auch die wunderlichen Bewegungen des ungeduldigen Kampftriebes an: das Stich- und Merkwort des Affekts wird von den erregten Personen gern vorangestellt und die Sätze springen gleichsam kopfüber hervor

Was aber den Gedanken- und Gefühlsgehalt der Werke anlangt, auf denen W.s dauernde Bedeutung beruht, so kommt man der rechten Auffassung seines Wesens wohl am nächsten, wenn man in ihm die poetische Vollnatur erkennt, die — wie kaum eine zweite — mit Deutschlands Entwicklung in den letzten vier Jahrzehnten verwachsen ist. Er ist unser nationalster Dichter, nicht etwa im Sinne des Nationalismus, der oberflächlich und volksschmeichlerisch den Schaum der nationalen Begeisterung abschöpft, sondern in der vollen Hingabe an Werden, Erreichen und Hoffen der Nation, in der Liebe, die dem Charakter des Volkes nachgeht, die Geschichte erforscht und an die Quelle der Leiden und Erfolge herandrängt. In der sorgenden Anhänglichkeit, die keine Schwäche und keinen Irrtum verheimlicht und in keiner Freude am Erreichten sich über drängende Forderungen und Aufgaben hinwegtäuscht. In jener vom Herzen ausströmenden Tendenz, die, national und volkstümlich, uns den verklärenden Glanz und das aufzuhellende Dunkel vor Augen führt und die im Triumphgefühl der nationalen Hoheit den Notschrei nach Volkserlösung nicht überhört.

Als W. in sich den Dichter entdeckte, kam auch schon die Idealvorstellung von seinem Volke zum Durchbruch. Auf eine Jugendarbeit aus der Zeit des Tastens und Suchens, die Dichtung »Die Philologen am Parnas«, in der die Unbefriedigung des Stürmers und Drängers satirischen Ausdruck fand, folgte kurz nach den äußeren und inneren Erlebnissen des deutsch-französischen Krieges eine symbolisch-allegorische Phantasie in rhythmischer Form, »Die Söhne der Sibyllen und Nornen« (1873), ein noch gestaltloses, großartig angelegtes dramatisches Gedicht, das in den Söhnen der Nornen und Sibyllen die Romanen und Germanen einander gegenüberstellt, ein in die Wolken greifender Hochgesang, ohne rechte Stütze, den Litzmann nichtsdestoweniger mit Recht in seiner Gedenkrede auf W. als eine Art Programmdichtung des werdenden Poeten bezeichnete. Dieser zeitfremden Allegorie des noch innerlich vereinsamten Schwärmers, in der das über die Ereignisse hinwegflutende Gefühl sich in Nebelmassen verdichtet und deren Wert in vereinzelten prachtvollen, lyrischen Ergüssen liegt, reihten sich zwei epische Dichtungen an, in denen das Große, von dem der mächtige Impuls ausging, konkretere Gestalt annahm und an denen das sichere Auge und die feste Hand des poetischen Bildners bereits beteiligt waren, die Werke »Vionville« (1874) und »Sedan« (1875). Wie Litzmann hervorhebt, bereitete sich der Dichter in diesen lebensvollen Darstellungen großer Kämpfe auch eine menschliche Genugtuung; er war, wiewohl als Soldat am Kriege beteiligt, nicht dazu gekommen, mitzuschlagen und sein Leben einzusetzen. Nun erlebte er in der Dichtung, was ihm im Leben versagt geblieben war. »Vionville« war Kaiser Wilhelm I. gewidmet. W. las an einem Apriltage des Jahres 1874 dem greisen Herrscher die Dichtung vor. In einem von Litzmann mitgeteilten Briefe W's., den er noch unter dem Eindruck der hin-

reißenden Persönlichkeit des Kaisers an seine Schwester schrieb, heißt es unter anderem: »Ich konnte ihn, während ich las, genau sehen, er saß halbbrechts mir zur Seite; sein edles Gesicht war unablässig auf mich gerichtet, so lange ich las, und wenn je ein Dichter mit Entzücken das eigene Werk vorgelesen, so war ich es an jenem Abend. Mir war wirklich, als säße ich dem ganzen Vaterlande gegenüber, und doppelt fühlte ich, wie glücklich die Menschen sind, die Könige zu Staatsoberhäuptern haben, in denen ihnen leibhaftig das Vaterland entgegentritt.«

Nach diesen poetischen Präludien, die W. in seinem Glauben an den dichterischen Beruf befestigten, aber nur in engen Kreisen Wiederhall fanden, währte es noch ein halbes Jahrzehnt, ehe der Dichter auf der lebendigen Bühne, nach der er sich leidenschaftlich sehnte und der er sein Stärkstes zu bieten hatte, Wirkung und Geltung erlangte. Die Zeit war — trotz der nationalen Erhebung — der Renaissance des pathetischen Heldendramas nicht günstig, man stand der großzügigen Erneuerung der Historie auf der Szene vielfach skeptisch gegenüber, und der patriotische Hochton, der sich im Leben durchgesetzt hatte, war auf neue Kämpfe und Eroberungen in der Literatur angewiesen. W.s erste Dramen fanden schwer den Weg auf die Szene. Hatten zwischendurch auch seine »Lieder und Balladen« (1877), die mit ihrem Motivreichtum und dem Wohllaut ihrer stürmischen Rhythmik erst im Lichte seiner späteren Erfolge volle Anerkennung fanden, ihm Anhänger gewonnen, hatte er in seinem eigenartigen Kulturbilde, der Erzählung »Der Meister von Tanagra« (1880) auch schon die ganze Reinheit und Empfindungstiefe seiner Künstlernatur offenbart, so mußte für den Dramatiker doch erst durch die Begeisterung Gleichgestimmter, die sich um den Poeten scharten, gekämpft und gewonnen werden. So in Frankfurt a. O., so in Berlin, wo die ersten Dramen des Dichters in kunstfreudigen Familienzirkeln und in studentischen Versammlungen vorgelesen und genossen wurden, ehe sie auf der Szene auflebten. Erst im Jahre 1882 brachte der Herzog von Meiningen, der Erneuerer und Verjünger des heroischen Stils auf der Szene »Die Karolinger« auf seine Hofbühne und gab dadurch den stimmenden Ton für die Anerkennung des neuen Dramatikers an, der, wie er in der Vorrede zu den Karolingern sagte, das Feuer des Prometheus in seiner Hand fühlte.

Als W. die gesammelte Kraft dem konzentrierten Lebensbilde der Bühne zuwandte, fluteten die Strömungen des Naturells in einem starken Fluß zusammen, wie er sich nicht oft über unsere Bühne ergossen hat. Der Kühnheit, an große Motive heranzutreten, weit verzweigte Historie mit einheitlichem Griffen zu fassen, entsprach die Energie des Tones, die Bildkraft der hochgestimmten und farbenreichen Sprache, der weite Blick über Zeiten und Lande, Völker und Menschen. Die Dramen aus der Dämmerzeit unserer Staatenbildung und wilder geschichtlicher Konflikte, zumeist aus der germanischen Welt, wie die Historien »Die Karolinger«, »Harold« (1882), das in der Erfindung stärkste der W.schen Dramen, »Heinrich und Heinrichs Geschlecht« (1896), das Hauptwerk der stolzen nationalen Tendenz, wie die geschichtlichen Szenenreihen mit starker preußisch-brandenburgischer Farbe, »Die Quitzows« (1888), »Der Generalfeldoberst« (1889), »Der neue Herr« (1891), die bei aller glühenden Heimatsliebe niemals nach oben oder unten schmeicheln, sondern nach Echtheit der Farbe streben und nicht nur preisend, sondern auch richtend und auffordernd an das Volksgefühl herantreten, die Tragödien von weiten geschicht-

lichen Perspektiven, wie das in die Tiefen des Kulturkampfes weisende Drama »Die Tochter des Erasmus« (1900) und die große Völkergruppen charakterisierende Historie »König Laurin« (1902) offenbarten neuerwachten Sinn für großen Linienzug der Charakteristik, für Stil und Farbe vergangener Tage und die Kraft des Dramatikers, der Gedankenfülle zusammenhält und im Gewirr der Bewegung den Kern der menschlichen Tragik heraushebt.

Fülle und Glanz, die zunächst hervorstachen, haben manchen verleitet, in der Farbenpracht der dramatischen Bilder W.s die intimeren Züge der Charakteristik zu übersehen. Mag sein, daß die freudige Kraft an der Ausmalung breit entfalteter Bilder mitunter die Einzelgestalt für die Empfindung des Zuschauers zurückdrängt; aber der tiefer eindringende Blick erfaßt auch in jenen mächtigen Gruppenbildern individuelle Züge. Dadurch hebt sich W. sehr entschieden von den Dramatikern jener Staatsaktionen ab, in denen das Pathos nivellierend auf die Gestalten wirkt und die vaterländische Tendenz den Überlieferungen ihre echte Farbe nimmt. In W.s historischen Dramen tönt in aller Kraft des Pathos die Frische des Naturlautes mit, und durch alle Masseneffekte geht die feine Differenzierung der Stämme, der Zustände und Menschen hindurch, die mitunter, wie im »Generalfeldoberst« (1889) bis in den Rhythmus und die wechselnde Tonfarbe hineinwirkt. Der Historiendichter, der über alle orchestralen Wirkungen der Bühne verfügte, erlauschte auch die feinsten individuellen Konflikte. In seinem »Marlow« (1884) vertieft er die Tragödie des ringenden Künstlertums, und in seinem »Mennonit« (1882), der geschlossensten seiner Tragödien, greift er, so heroisch-patriotisch auch sein Naturell gestimmt war, an die Wurzeln der Kriegs- und Friedensfrage, rührt er an die tragischen Antinomien zwischen humaner Schwärmerei und Patriotismus. In dem farbenstarken Drama »Väter und Söhne« (1882), das an der Grenze zwischen historischem und bürgerlichem Drama steht und eine Episode der nationalen Leidensgeschichte ohne alle Schönfärberei darstellt, ist das volkstümlich-charakteristische Element ebenso stark entfaltet wie das historisch-typische. Und in einer ganzen Reihe moderner Dramen hat W. ohne Akzentuierung des nationalen Standpunktes, wenn auch mit ausgesprochener Vorliebe für deutsches Wesen, Probleme des gesellschaftlichen Lebens behandelt, am kräftigsten und wirksamsten in dem bürgerlichen Schauspiel »Die Haubenlerche« (1890), in dem er die realistische Farbe virtuos auftrug und, wetteifernd mit den jüngsten dramatischen Darstellern des Volkslebens, einen großen Bühnenerfolg erzielte. Der Dichter der großen Taten holte auch die Sprache der sogenannten kleinen Leiden aus der Tiefe des Innern hervor. Die dramatische Ausdrucksform war ihm dabei die nächstliegende, diejenige, zu der er sich innerlich rastlos aufgefordert fühlte. Als Sechziger errang er mit der Tragödie »Die Lieder des Euripides« (1905), die sein eigentümliches romantisch-bewegtes Verhältnis zur Antike kennzeichnete, und dem Schauspiel »Die Rabensteinerin« (1907), das durch die ungewöhnliche Kraft des nationalen Tones eine Renaissance des Ritterstücks bewirkte, noch entschiedene Bühnenerfolge. Nach seinem Hingang wurde das im Todesjahr entstandene Drama »Der deutsche König«, das die Geschichte Heinrich des Finklers behandelt, mit bedeutender Wirkung auf die Bühne des Königlichen Schauspielhauses in Berlin gebracht, und ein vollendetes Nachlaßstück, ein Gothendrama, ruht noch in den Händen seiner Witwe, der treuen und kundigen Verwalterin seines Nachlasses.

So mächtig es W. zum Drama hindrängte, fühlte er doch immer wieder das Bedürfnis, zwischendurch den Reichtum seiner Phantasie und seiner überaus eindrucksfähigen Natur in das breitere Bett der epischen Dichtungsart auszuströmen. Hier konnten sich sein lebhafter Individualisierungsdrang und seine herzenswarme Andacht zu schlichten Zügen der Volksnatur, die neben und in der Vorliebe für geschichtliche Aktionen in ihm mächtig waren, behaglicher ausleben und breiter entfalten. In manchem Betracht bieten W.s Novellen und Romane den Schlüssel zu der inneren Tendenz seiner Dramen. Die Fülle der Erzählungen mit den ausgedehnten Hintergründen, der ruhigen Lichtverteilung und den allmählichen Übergängen läßt uns besonders deutlich die Natur erkennen, die sich mit Liebe in die Physiognomien und das Los einzelner versenkt und dabei doch immer den Zug der allgemeinen Entwicklung im Auge behält, in die das Individuum hineingestellt ist. Es schwebt Geschichte über allen intimen Geschichten W.s, und der Kleinste, der im Kampfe siegt oder zusammenbricht, ist ihm ein Stück Volk und Menschheit, das seine Mission erfüllt. Daher auch hier wie in seinen Dramen ein eigentümlicher Vortragsstil, der, so sehr sich der Dichter die Anschaulichkeit der Darstellung und die Modellierungskunst errungen hatte, doch niemals völlig in der objektivierenden Form aufgeht, sondern das Gefühl für die geschichtliche Bedeutung des Einzelfalles lyrisch mitschwingen läßt. Oft ist dieses Ineinandergreifen menschlich vertrauten und historischen Interesses durch ein geschichtliches oder sagenhaftes Vorbild, das über dem Gemälde scharf umrissener moderner Vorgänge schwebt, versinnlicht, wie in der Meisternovelle »Franziska von Rimini« (1893), deren Gestalten aus norddeutschen militärischen Kreisen der Gegenwart durch verborgene Züge ihrer Leidenschaft in die romantische Verklärung dantesker Poesie hineinwachsen, oder in der Erzählung »Unter der Geißel« (1901), wo die scharfgezeichneten Menschen von heute auf die Überlieferung der starken Temperamente der Renaissancezeit zurückdeuten. Aber auch, wo ein solches historisches Vorbild nicht direkt bezeichnet ist, liebt es W., die Phänomene der Gegenwart in eine geheimnisvolle geschichtliche Beleuchtung zu rücken, in ihnen ein Erbteil der Vorzeit nachzuweisen. So in der Novelle »Brunhild« (1882) und in dem etwas bizarren Roman »Das schwarze Holz« (1905), Erzählungen, in denen überfeinerte, entnervte Kulturmenschen einem Phänomen ungebrochener Naturgewalt mit einem Gemisch von Schauer und Entzücken begegnen. Besonders kühn ist die Problemstellung im »Schwarzen Holz«, wo es sich um die Gestalt einer Dienstmagd handelt, die mit ihrem ganzen Vorstellungskreise und mit ihren bewußten Neigungen am Niedrigen hängt, das sich ihr von Jugend auf aufgedrängt und eingepreßt hat, und in der sich doch in der Sphäre des Unbewußten das ererbte edle Blut betätigt, so daß sich im Grade ihrer Leidenschaft und im wilden Kampfe um das Naturrecht ein imponierender Heroismus offenbart. Dieser wunderliche Roman ist typisch für W.s Neigung, die Menschen im Zuge der Geschlechter zu fassen und das Vererbungsproblem in seiner Bedeutung für das stille Fortleben großer volkstümlicher Überlieferungen, die sich wie unterirdische Quellen in der Tiefe ihren Weg bahnen, zu behandeln. Unwiderstehliche angeborene Neigung zu Größe und Freiheit der Lebensauffassung, die durch eine dichte Schicht von Konvention allmählich oder explosiv hindurchbricht, gehört zu den Lieblingsgegenständen seiner epischen Darstellung. So in dem empfindungsstarken Roman »Schwesterseele« (1894), in

dem ein Stück Autobiographie enthalten ist, in der fesselnden Erzählung »Eifernde Liebe« (1893), deren Heldin am Bruche mit ihrer Umwelt zugrunde geht, und in W.s letztem Roman »Lukrezia« (1908), in dem das tiefere Erbteil der Natur über die Lockungen der Gegenwart den Sieg davonträgt. Am feinsten aber zeigt sich W.s Blick für den inneren Adel, der im Unbewußten durch die Geschlechter hindurchwirkt, in seinen Erzählungen, die das Kind zum Mittelpunkt ergreifender Schicksale machen. Hier offenbart er eine unvergleichliche dichterische Innigkeit, in der die menschliche Teilnahme für keusche Unberührtheit des Knospenhaften mit der Gefühlsstärke der nationalen Hoffnungen zusammenwirkt. Sein Roman »Vizemama« (1902), in dem ein begabter, tiefinnerlicher Knabe zum Opfer gesellschaftlicher Konflikte wird, seine den stärksten Inhalt in die knappste Form drängende Kindergeschichte »Das edle Blut« (1893) und die beiden unter dem Namen »Kindertränen« (1884) vereinigten Novellen, die er mit einem weinenden und einem lachenden Auge der Natur abgelauscht hat, sind Juwelen unserer epischen Prosadichtung.

Impulsiv, ein Herzmensch von großen Regungen, im tiefsten Innern national gestimmt, nahm W. den innigsten Anteil an den Geschicken seines Volkes. Wann und wo immer man ihm begegnete, fand man den erregbaren Mann, in dessen offenen Gesichtszügen sich reine Begeisterung ausprägte und aus dessen mildem Blick eine große Warmherzigkeit sprach, mit den ernstesten Fragen des nationalen Lebens sorgenvoll beschäftigt. So hat er denn auch, dem Tagesgetriebe fernstehend, oft das Wort ergriffen, um wie ein Wächter auf hoher Warte in großen Momenten der Politik und des Kulturlebens Volk und Fürsten zu echt nationaler Haltung und zu mutigem Fortschritt zu mahnen. Diese denkwürdigen Aufsätze, die unter dem Titel »Blätter vom Lebensbaum« (1910) nach seinem Tode gesammelt wurden und die eine Fülle prächtiger Essays aus den verschiedensten Gebieten enthalten, kennzeichnen eine stolze männliche Selbständigkeit, die weder der Macht noch dem Markte diene, und bilden zugleich einen Kommentar zu seinen vielbesprochenen Hohenzollerndramen, die den Geist jener Neigung atmen, die in der Wahrhaftigkeit das Unterpfand der höchsten Sympathie erkennt. Hierin gemahnt er an einen Dichter, von dem er sonst in Wesen und Ton sehr verschieden ist. Sein Verhältnis zur Dynastie der Hohenzollern erinnert an Grillparzers Beziehungen zu den Habsburgern: an die der ehrlichen Natur, an die intime Art familiärer Betrachtung, die dem Menschlichen und dem Historischen gilt, die mit der Neigung des tiefinteressierten Porträtmalers gestaltet, aber keinen Zug übersieht und keinen verfälscht. Sehr charakteristisch ist auch die Analogie, daß, wie Grillparzers Habsburgdramen mit höfischen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, auch W.s interessanteste Hohenzollerndichtung »Der Generalfeldoberst« auf ein Geheiß von oben den Bühnen der Reichshauptstadt fernbleiben muß. Dennoch haben gerade die treibenden Gedanken dieses Stückes in vielen Gemütern gezündet, und der Schlußhymnus des Dramas, der dem Generalfeldoberst in den Mund gelegt ist, bildet ein weithin gekanntes Motto des W.schen Lebens und Schaffens:

Du mein Erden-Anteil und Recht,
Hohenzollern, du mein Geschlecht,
Dir meine Seele vermach ich hier,
Dir mein Denken, Schnen und Lieben.
Diese heilige Herzensnot,

Die mich heut' in den Tod
Für die heilige Sache getrieben!
Hier das Erbteil, das ich dir lasse,
Das ich mit glaubender Seele umfasse:
Deutschland, Deutschland, Deutschland!

Alfred Klaar.

Kalthoff ¹⁾, **Albert**, Pastor und religionsphilosophischer Schriftsteller, * am 5. März 1850 zu Barmen, † am 11. Mai 1906 in Bremen. — K. ist der Sohn eines streng kirchlich gesinnten Färbereibesitzers. Er besuchte das Gymnasium und wendete sich hierauf dem Theologiestudium in Berlin zu. Im Jahre 1874 wurde er Hilfsprediger an der St. Markuskirche in Berlin, wo er gar bald aus einem geringfügigen Anlaß mit dem Konsistorium in Konflikt geriet. Nachdem er sich mit Anna Franz vermählt hatte, leistete er im selben Jahre einer Wahl des Patronats in Nickern Folge und trat hier das Amt eines Pfarrers an. Er lebte sich in die neue Gemeinde rasch ein, hatte jedoch das Unglück, schon nach zweieinhalbjähriger Ehe seine Frau zu verlieren, die ihm einen Sohn geschenkt hatte. Bald kam es wieder zu einem Konflikt mit der Kirchenbehörde, der, trotz des energischen Eintretens der Gemeinde für ihren Pfarrer, am 9. Mai 1878 mit einer Amtsentsetzung endete. K. zog nun mit seiner neuerwählten Gattin Eugenie Schulz nach Steglitz bei Berlin, wo er sich wieder sehr bald bei seiner neuen Gemeinde beliebt machte und einen »Protestantischen Reformverein« gründete, der von der Landeskirche unabhängig war. Ohne Verschulden K.s vermochte der Verein zu keiner rechten Blüte zu gelangen und verursachte seinem Gründer viel Kummer und materielle Sorgen. Schon 1884 verlor er bei der Geburt seines dritten Kindes abermals seine Lebensgefährtin. Zu dieser Zeit berief ihn die reformierte Gemeinde in Rheinfelden, und er übernahm die St. Martini-Gemeinde in Bremen als zweiter Prediger. Nach kurzer Zeit vermählte er sich hier zum dritten Male, und dieser Ehe entsproß ein Sohn. Seine Wirksamkeit an der Seite des liberalen Moritz Schwalb war durch die weitgehende Verschiedenheit dieser beiden Männer recht beeinträchtigt und konnte sich erst voll entfalten, als Schwalb im Jahre 1894 in den Ruhestand trat und K. an seine Stelle vorrückte. Die politische Gesinnung K.s entwickelte sich durch ein gründliches Studium der Nationalökonomie vom Liberalismus zum Sozialismus, er hielt wiederholt Vorträge in Gewerkschaften und gründete den Arbeiterbildungsverein »Lessing«. In dieser Organisation veranstaltete K. durch Jahre Vortragskurse, welche die verschiedensten Probleme zum Gegenstand hatten. Im Laufe der Zeit konnte der Verein ein eigenes Haus bauen und entwickelte sich in der segensreichsten Weise. Trotzdem blieb K.s Tätigkeit von einem Teile der Sozialdemokratie nicht unbeanstandet, ja wurde sogar verdächtigt. Neben seiner priesterlichen und Vortrags-Tätigkeit war K. auch schriftstellerisch überaus fruchtbar. Er war nicht nur ständiger Mitarbeiter an dem Protestantenblatt, sondern veröffentlichte auch im Laufe der Jahre eine große Reihe religionsphilosophischer Bücher. Meist handelte es sich dabei um Predigtenzyklen, die einen sehr weiten Leserkreis fanden. Manche Bücher gingen auch aus populären Vortragskursen hervor, die er in den Jahren 1898 bis 1901 über philosophische, soziale und kulturhistorische Probleme hielt. Besonders bekannt

¹⁾ Totenliste 1906, Band XI, 35*.

ist K. durch seine Bücher über die Entstehung des Christentums geworden, die ebensoviel begeisterte Zustimmung wie schroffe Ablehnung gefunden und sehr anregend in Deutschland gewirkt haben. Im Jahre 1898 gründete K. eine »Sozialwissenschaftliche Vereinigung«, welche die Aufgabe hatte, in bürgerlichen Kreisen das Interesse und Verständnis für soziale Probleme zu wecken und zu schärfen. Er ist auch der Begründer und erste Vorsitzende des »Goethe-Bundes« gewesen; ferner gehörte K. dem »Elternbund für Schulreform« in leitender Stellung an und bemühte sich in der hingebungsvollsten Weise um die neuen Bestrebungen auf pädagogischem Gebiete. Als man zu Ende des Jahres 1905 daran ging, den »Deutschen Monistenbund« zu gründen, setzte K., unbekümmert um die daraus entstehenden Anfeindungen, seinen Namen auf den Aufruf, und in der konstituierenden Versammlung zu Jena wurde er zum Vorsitzenden des Bundes gewählt. Von da ab gab er mit Dr. Ilgenstein eine Wochenschrift, betitelt »Blaubuch«, heraus, die der Pflege monistischer Weltanschauung, welche er schon seit Jahren in seinen Predigten vertrat, gewidmet war. Kurz nach der Versammlung in Jena stellten sich arge Herzbeschwerden ein, denen er auch erlegen ist. —

Seinen Ausgangspunkt als Theologe nahm K. von Schleiermacher, über dessen Ethik seine Dissertation handelt, den er den »größten Theologen« nennt, den »die protestantische Kirche überhaupt besessen«, und dem er auch zahlreiche Predigten gewidmet hat. Neben manchem Verwandten in Veranlagung und Schicksal machte K. besonders die Forderung nach Emanzipation der Religion von kirchlicher Autorität Schleiermacher sympathisch. Das große Verdienst dieses Denkers erblickt K. darin, daß er die Frage, welche später Ludwig Feuerbach endgültig gelöst hat, überhaupt aufwarf: die Frage nach dem Wesen der Religion. Freilich weicht K. in der Beantwortung dieser Frage von seinem Lehrmeister nicht unerheblich ab. Während sie für diesen nur ein vages Gefühl des Unendlichen und Ewigen bedeutet, will K. sie nicht nur als Gefühl, sondern als Kraft, als Tat, als Lebensmacht aufgefaßt wissen. Infolge dieser Überzeugung kann für K. die Kirche weder ein »Instrument in der Hand politischer Machthaber«, noch eine »Anstalt zur künstlichen Erhaltung vergangener Weltanschauungen und Lehrmeinungen«, sondern einzig und allein eine Gemeinde Gleichstrebender, nach Verwirklichung praktischer Lebensideale Ringender, sein. Gottlos ist nicht der, welcher den Kirchen den Rücken kehrt, sondern der, welcher keine Ideale kennt, der über seinen engen, beschränkten, egoistischen Interessen keine höheren, überpersönlichen Verpflichtungen und Bindungen anerkennt. »Die Menschen haben nicht Religion, weil sie an Gott glauben, sondern weil sie Religion haben, glauben sie an Gott.« In dem Abhängigkeitsgefühl (im weitesten Sinne) des einzelnen Menschen erblickt K. das wahre Wesen der Religion. Diese Auffassung bestimmt auch K.s Stellung zu zwei Kardinalen der christlichen Kirche: zur Bibel und zur Persönlichkeit Christi.

So wie die alte Theologie den christlichen Glauben auf das Ansehen der Bibel gegründet hat, so will K. umgekehrt das Ansehen der Bibel auf den christlichen Glauben gründen. Wenn dies geschieht, dann muß manche auf »das Buch der Bücher« bezügliche Illusion zerstreut werden; dann ist dieses nicht mehr als ein sehr wertvolles religionshistorisches Dokument: »die reichhaltigste Sammlung von Urkunden aus der Religionsgeschichte, weil sie uns hinein-

schauen läßt in die Entwicklung des Gottesgedankens von seinem ersten, kindlich naiven und rohen Ausdrucke bis zu dem heiligen Vaternamen Gottes, der die Liebe, der Geist und die Wahrheit«. In der Einschätzung der Bibel steht K. ganz auf dem Boden des theologischen Rationalismus.

K.s theologische Position hat sich im Laufe seiner geistigen Entwicklung erst allmählich herausgebildet, wie es überhaupt zu dem Interessantesten dieser Persönlichkeit gehört, daß sie ihr ganzes Leben hindurch sich in Fluß befand, der Fort- und Umbildung unterworfen war. K. war niemals ein Fertiger, stets ein Werdender und ist sich dieser Wandlungen auch vollkommen bewußt gewesen. Diese Entwicklungstendenz macht sich ganz besonders hinsichtlich seines Verhältnisses zur Person Christi geltend.

In der ersten Veröffentlichung über den Stifter der christlichen Religion, in den Reden über »Das Leben Jesu« aus dem Jahre 1880, wandelt K. noch ganz auf den Wegen eines D. Fr. Strauß. Nicht als ob K. die Ergebnisse der Exegese des Neuen Testaments aus der Zeit nach Straußens epochemachendem Werke nicht gekannt oder gebührend berücksichtigt hätte; aber methodologisch bedeutet K.s Buch gar keinen Fortschritt. Nur in der Interpretation der Lehre Christi zeigt sich im einzelnen eine gewisse Originalität, die einen Fingerzeig für K.s spätere religiös-ethische Anschauungen gibt. So z. B., wenn er schreibt: »Das Beste am Menschen ist ... sein unendliches Sehnen! Nicht die Anzahl von Tugenden, die der Mensch besitzt, bedingt seinen Wert, sondern die Energie, mit der er nach jeglicher Tugend und Vollkommenheit strebt« (S. 67), oder: »Wenn der Mensch in dem Wahne lebt, es gebe noch einen andern Weg zur Befriedigung seiner ... Bedürfnisse als den, der in der sittlichen Benutzung aller ... in die Menschheit gelegten Kräfte besteht, so wird die Tatkraft gelähmt, die fortschreitende Bildung der Menschheit wird gehemmt und unmöglich gemacht« (S. 72).

Erst eine jahrzehntelange intensive Beschäftigung mit den sozialen, historischen und religiösen Grundlagen des Christentums führte K. zu neuen Forschungsergebnissen, und in diesen liegt wohl seine Hauptbedeutung. Im Jahre 1902 veröffentlichte er »Das Christus-Problem«, das den Untertitel trägt »Grundlinien zu einer Sozialtheologie«. Hier wendet K. zum erstenmal soziologische Betrachtungsweise und Methode auf das Christentum an und gelangt dadurch zu wesentlich neuen Auffassungen, die er als »soziale Theologie« der »liberalen Theologie« gegenüberstellt (S. 8). An dieser liberalen Theologie, als deren bedeutendster Wortführer A. Harnack anzusehen ist, übt K. schärfste Kritik (S. 15 ff., 18 ff.). Er erblickt in ihr ein Überbleibsel aus einer ganz veralteten, überwundenen Geschichtsbetrachtung, welche weltgeschichtliche Ereignisse von der Bedeutung des Christentums aus einem einzelnen Menschen ableiten will. Dieser »alte liberale Heroenkultus«, dieser »Glaube an die auf sich selbst gestellten Individuen als die treibenden Faktoren der Weltgeschichte«, steht, so meint K., in krassem Widerspruche zur gegenwärtigen Geschichtswissenschaft, die »in dem Entwicklungsgange der Geschichte die inneren Zusammenhänge aufsucht und auch die Individuen nicht als vom Himmel gefallene Wunder, sondern als natürliche Wirkungen natürlicher, namentlich soziologischer Ursachen betrachtet« (S. 20). Auf Grund einer solchen Betrachtungsweise und einer Kritik der rein-historischen Quellen über Christus kommt K. zu dem Ergebnisse, daß ein historischer Christus, wie ihn die

Evangelien zeichnen, überhaupt in das Bereich der Mythe gehöre. »Er ist kein historisches Individuum, sondern die personifizierte Idee, das transzendente Prinzip der Kirche« (S. 26); er ist das objektivierte, personifizierte Gemeinschaftsbewußtsein, entsprechend einer bestimmten sozial-ökonomischen Situation. Diese Auffassung trennt K. auch von Ritschl, der doch noch zu einer metaphysischen Konstruktion, einem religiösen Gattungswesen an Stelle des menschlichen Einzelwesens Christus, Zuflucht genommen hat. »Vom sozialtheologischen Standpunkte aus ist ... das Christusbild der sublimierte religiöse Ausdruck alles dessen, was in einem Zeitalter an sozialen und ethischen Kräften wirksam gewesen ist« (S. 81). Diese Auffassung des Christentums und die damit verknüpfte Leugnung der historischen Existenz Christi hat einen Sturm der Entrüstung im Kreise der Kirchengläubigen aller christlichen Bekenntnisse entfacht. Hervorgehoben sei die Gegenschrift von Julius Thikötter, auf welche K. in einer eigenen, viel Klärendes enthaltenden Broschüre erwiderte, der nochmals eine Replik Thikötters folgte. Schon zwei Jahre später behandelte K. noch ausführlicher dieselbe Materie und suchte seinen Standpunkt noch tiefer und vielseitiger zu begründen. (»Die Entstehung des Christentums«). In diesem Buche formuliert er das Problem, das er zu beleuchten unternommen, wie folgt: »Es handelt sich bei der Frage des historischen Jesus ... gar nicht um die Frage, ob einmal ein Jesus gelebt habe, der in der großen messianischen Flut als Christusprätendent aufgetreten sei, sondern um die Frage, ob dieser Jesus seinen historischen Charakter noch in den Evangelien des Neuen Testaments erkennen lasse und ob er als Religionsstifter an den Anfang des Christentums zu setzen sei« (S. 23). Und auf die Beweise für die Verneinung dieser Frage kommt es K. an. Das Christentum nur als »eine soziale Genossenschaft, einen Bruderschaftsverband« zu erweisen, der sich nicht um eine historische Persönlichkeit, sondern um einen göttlichen Heros sammelte: darum war es K. zu tun (»Modernes Christentum«, S. 20). Unbestreitbar liegt auf diesem Gebiete der historisch-soziologischen Christusforschung K.s größtes Verdienst, und er hat hier auch sehr anregend und befruchtend gewirkt.

Jedoch darf über diesem Verdienste nicht das andere vergessen werden, das darin besteht, daß K. alle Probleme unseres modernen Kulturlebens vom Standpunkte seiner ganz geläutert-christlichen Denk- und Gefühlsweise aus behandelte und beleuchtete. Für die Emanzipation der Frau, für die Freiheit der Wissenschaft, für die Ethisierung des Klassenkampfes, für die Popularisierung der Kunst, für eine Reform des deutschen Erziehungswesens, für die Bekämpfung des Antisemitismus: für alles findet er von der Kanzel herab beredete, eindrucksvolle Worte, deren Wirkungsbereich er durch Veröffentlichung dieser Predigten noch wesentlich vergrößerte. Wohl ist K. auch der Erste gewesen, der es unternommen hat, Predigten über Nietzsche zu halten. K. hat das von seinem Standpunkte aus dauernd Wertvolle aus Nietzsches Gedankenwelt seiner Gemeinde vorgetragen. Diese Reden, wie auch die zahlreichen Charakteristiken von historischen und literarischen Persönlichkeiten, zeigen die tiefgehende Toleranz K.s und nicht minder seine große Fähigkeit, sich in eine anders geartete Gesinnungsweise hineinzuleben und von dieser aus die Darstellung und Kritik zu orientieren. In dieser Hinsicht erweist sich K. als der geborene **Historiker**. Auch die Weite seines Interessen- und Kenntnisgebietes, die aus der literarischen Tätigkeit K.s ersichtlich wird, verdient spezielle Erwähnung.

Als Redner und Schriftsteller zeichnet sich K. durch klare, einfache, schlichte Darstellung aus, mit der er einen neuen Stil der Predigt begründet hat. Seine Predigten sind ganz frei vom pastoralen Pathos im üblichen Sinne; sie sind markig, männlich und dabei immer anschaulich-eindrucksvoll und zugleich von Innerlichkeit und Wärme durchströmt. Wenn man diese Seite seines Lebenswerkes überblickt, wird man dem Urteile des Pastors Fr. S t e u d e l gern zustimmen: K. war ein feiner Herzenskündiger, ein scharfhöriger Belauscher intimer Seelenvorgänge und ein geborener Seelsorger.

Bücher: Die Frage nach der metaphysischen Grundlage der Moral mit besonderer Rücksicht auf Schleiermacher, 1874. — Das Leben Jesu, 1880. — Schleiermachers Vermächtnis an unsere Zeit, 1898. — An der Wende des Jahrhunderts, 1898. — Nietzsche und die Kulturprobleme seiner Zeit, 1900. — Die Philosophie der Griechen, 1901. — Die religiösen Probleme in Goethes Faust, 1901. — Das Christusproblem, 1902. — Thikötter und das Christusproblem, 1903. — Religiöse Weltanschauung, 1903. — Entstehung des Christentums, 1904. — Was wissen wir von Jesus? 1904. — Die Religion der Modernen, 1905. — Modernes Christentum. — Das Zeitalter der Reformation, 1907. — Zukunftsideale, 1907. — Zarathustrapredigten, 1908. — Vom inneren Leben, 1908. — Zeitschrift »Blaubuch«: I. Quartal 1906 herausgegeben von H. Ilgenstein und Albert Kalthoff; II. Quartal herausgegeben von H. Ilgenstein und H. Kinzel; ab III. Quartal 1908 herausgegeben von H. Ilgenstein; ab 1911 vereinigt mit »Die Gegenwart«, von Nr. 43 dieser Zeitschrift an herausgegeben von H. Ilgenstein.

Literatur: Friedrich Steudel, Einleitung zu »Vom inneren Leben«, 1908. (Kurz, aber liebevoll geschrieben und inhaltsreich.)

Wilhelm Börner.

Braun¹⁾, Hermann, Zeichner, Radierer und Maler, * 22. April 1862 zu Hausberge, Kreis Minden i. W., † 29. September 1908 in Hausberge. — Zwölf Jahre alt übersiedelte der Knabe mit seiner Familie, deren Haupt Apotheker war, nach Braunschweig, wo er im Realgymnasium bei seiner schon in früher Jugend sich bahnbrechenden Anlage zum Zeichnen die richtige grundlegende Vorbildung fand. Nach Absolvierung dieser Mittelschule besuchte er das Braunschweiger Polytechnikum mit der Absicht, sich zum Architekten auszubilden. Zur Vorbereitung hatte er sich zuvor schon in den oberen Klassen des Gymnasiums mit Auszeichnung an den Kursen und Wettbewerben der mit der Lehranstalt verbundenen Kunstgewerbeschule beteiligt. Nach einer chronologischen Tabelle seiner Schwester Elisabeth verdankte der eifrige junge Architekturstudent am Polytechnikum die meiste Anregung und Förderung den Professoren Uhde und Nickol, »die ihn wie Freunde mit ihrem Interesse beehrt haben«. B. war für sein selbstgewähltes Fach sehr begeistert und beteiligte sich auch an den Konkurrenzen im Bau- und Freihandzeichnen, wobei er mehrere Preise und lobende Anerkennungen errang. Indes zeigte sich bald, daß das Bauwesen seinem inneren Drang, seiner besonderen Anlage nicht völlig genüge. Er appellierte deshalb an die Einsicht der Familie, indem er darlegte, weshalb er sich der Malerei zuwenden möchte. Der Bureaudienst des Architekten werde ihn nie befriedigen. Er fühle in sich einen Mangel an Weltgewandtheit und Geschäftsinteresse, wie sie beim Baufach unerläßlich sei. Ernste Beratschlagung mit seinen Lehrern am Polytechnikum führen zu dem Ergebnis, daß sie ihm zwar aus Klugheitsgründen anempfehlen, bevor er um-

¹⁾ Totenliste 1908, Bd. XIII, 15*.

sattler, das Bauführerexamen zu machen, aber keinen Augenblick daran zweifeln, daß ein tüchtiger Maler in ihm stecke. Nun entscheidet er sich ohne Schwanken für München. Seine Probearbeiten bei der dortigen Akademie genügen. Lehrer werden ihm die Professoren Raupp, Hackl, Liezen-Mayer, Gysis. Da aber unter dem damaligen Direktor, dem »Historienmaler« Karl v. Piloty, nicht einmal eine besondere Klasse für Landschaft vorhanden war, fand sich der nicht mehr ganz junge, innerlich schon recht reife Akademiker von neuem in seinem künstlerischen Gewissen bedrängt. Denn er fühlte bald, daß ihn seine Anlage, vielleicht seine tiefste, zur Landschaftsmalerei dränge. Nachdem er die Sommer 1884 und 1885 fleißig arbeitend in München verbracht hatte, Herbst 1885 der Einladung eines Verwandten nach Bozen gefolgt war, dessen Umgebung ihn zu fein durchgeführten Zeichnungen anregte, besuchte er Weihnachten 1885 endlich seine Heimat wieder, und bevor er nach München zurückkehrte, auch Hamburg, das ihm von da ab ein stetes Wanderziel blieb. Nach München zurückgekehrt, schreitet er nach ernsthafter Überlegung entschlossen zur dritten und dauernden Pflanzstätte seiner künstlerischen Ausbildung, nach Karlsruhe i. B. Er legt Münchener Arbeiten und seine Tiroler Landschaftsstudien vor und wird auf Grund dieser Talentproben in die Malklassen von Schönleber und Baisch aufgenommen. Nebenbei frequentiert er auch den Unterricht Ferdinand Kellers, um sich im Figuralen weiter zu üben. Der Trieb nach Selbständigkeit und wohl auch nach Erwerb reizt ihn dazu, schon jetzt Zeitschriften zu illustrieren, und er versucht auch seine Bozener Landschaftsblätter zu verwerten. Im Sommer 1888 macht er eine Studienreise durch die Rheinlande und Westfalen und besucht im Oktober die Münchener Ausstellung, um Winter 1888/89 eifrig auf der Karlsruher Akademie weiter zu arbeiten. Im Sommer 1889 macht er wieder Studien in Westfalen und Hamburg. Und nun übergibt er der Öffentlichkeit seine erste selbständige Arbeit in Reclams Universum, die Reproduktion einer Reihe von Zeichnungen unter dem Titel: »Ein Stückchen rote Erde«. Jetzt emanzipiert er sich allmählich vom Unterricht bei den genannten Lehrern und malt Winter 1889 selbständig im Atelier der Schule, indem er den sommerlichen Studierertrag aus Westfalen und Hamburg verwertet. Daran schließt sich im Sommer 1890 eine weitere Studienfahrt, diesmal aber in den nahegelegenen Schwarzwald. »Der Schwarzwald ist ja auch schön, aber ich finde dort nicht die Motive, die ich brauche. Man muß sich zum Malen doch vorwiegend an die Gegend halten, in der man aufgewachsen ist.« Wenn er diesem Grundsatz auch keineswegs immer strenge Folge gab, da ihm Karlsruhe und Umgebung während der mehr als einundzwanzig Jahre, die er dort verlebte, zur zweiten malerischen Heimat geworden war, so glaube ich Westfalen doch in zwei Dorfmotiven v. J. 1890 zu erkennen, welche, im Besitz der betagten Mutter des Künstlers, die Braun-Ausstellung von 1910/11 im Kunstgewerbemuseum zu Karlsruhe zierten. Beide tragen den unverkennbaren Stempel der Schönleber-Schule, aber das eine mit dem außerordentlich frischen lebendigen Wasser im Vordergrund hat schon völlig den Schülercharakter abgestreift und kann sich ruhig mit den Gemälden des Meisters selbst messen. Eine kleine in Braunschwarz gehaltene Ölstudie, in Karlsruher Privatbesitz, eine Felspartie mit Tannen schien auf den Schwarzwald zu weisen, wurde aber später als ein Motiv aus dem Odenwald erkannt, den B. eines dort wohnenden Bruders wegen zuweilen besuchte.

Im Sommer oder Herbst 1890 sind seine ersten selbständigen Gemälde, Motive aus Westfalen und Hamburg, auf Reisen gegangen. Beim Brande der Kunstausstellung, die damals Magdeburg veranstaltete, sind sie mitverbrannt — ein böses Mißgeschick, das sein erstes öffentliches Auftreten als gereifter Maler inaugurierte und das als die bleibende Signatur seines Erdenwallens als Künstler gelten kann. Den Sommer 1891 verbringt er in Karlsruhe und erhält ein Atelier für sich allein. Im November stellt er zwei Gemälde im dortigen Kunstverein aus. Schon im Juni darauf bringt derselbe Verein 7 Nummern aus einer Blätterfolge Westfalen zur Kenntnis seiner Mitglieder. B. faßt nun den Plan, Lichtdrucke nach westfälischen Motiven bei Schober in Karlsruhe herstellen zu lassen, läßt diesen Plan aber später zugunsten von Radierungen fallen, die er nach denselben Motiven herausbringt. Herbst 1892 beginnt er nämlich Unterricht im Radieren bei Krauskopf zu nehmen. Dabei scheint B. als Zeichner und Maler schon gereift, erstaunlich rasche Fortschritte auch in der Radierkunst gemacht zu haben. Das beweist des Gewissenhaften Mut, der ihn nach kurzer Frist schon an eine *Serie* von Radierungen, wie die eben genannten, nicht nur denkend, sondern gleich arbeitend und durchführend herantreten läßt. November 1892 verschickt er bereits die Probedrucke seiner Erstlingsradierungen mit Motiven aus Neckarsteinach und Paderborn. Sein Neckarsteinach mit der herzigen kleinen Gänseliesel im Vordergrund, ein Idyll voll poetischer Anmut, in der Zeichnung ebenso fein als sicher, zeigt den Neuling im Radieren in der Handhabung der Technik schon auf sehr respektabler Höhe. Im Februar 1893 läßt der Uermüdliche mehrere neue Radierungen erscheinen. Und von da ab liegt es klar zutage, wie er immer mehr bestrebt ist, gerade diesen intimen Kunstzweig zu größtmöglicher Vollkommenheit auszubilden.

Die Folge seiner Radierungen entwickelt sich rasch und reich. 1893 erscheinen neben kleineren Blättern für Baischs Werk zwei gewichtigere, das »Frühlingslied« und ein architektonisches Motiv aus Warburg, und im Lauf desselben Jahres hat er bereits 6 Platten der Westfalen-Mappe fertig. Diesen bedeutenden Blättern folgen im nächsten Winter schon zwei der großen und überaus reich ausgestatteten Hamburger Motive: »Klinkberg« und »Reimersfleet«. Frühjahr 1904 sind dann mit Ausnahme einer einzigen sämtliche Hamburger Platten fertig, und der dortige Kunstverein stellt sie auch schon im Juli aus. So geht es vorwärts immer weiter. Ob aber der hochbegabte, so vielseitig veranlagte Künstler wohl daran tat, sich vorwiegend der Radierung, diesem mühseligen und so wenig volkstümlichen Kunstzweig, zu widmen? B.s Körper war von früh auf leidend, und die aufreibende Radierarbeit hat ihn gewiß schneller geschwächt, als es bei anderer Beschäftigung, etwa der Malerei, der Fall gewesen wäre. Als Radierer ist B. kein Neuschöpfer, weder in der Erfassung seiner Motive, noch in den Ausdrucksmitteln seiner Technik. Wir sehen ihn ruhig und tief überlegend auf den Pfaden seiner besten Vorgänger weiterschreiten, denen er sich mit vielen seiner Blätter ebenbürtig an die Seite stellen kann. B. war aller etikettierten, von Reklame getragenen Kunst, allem Cliqueswesen abhold, ja feindlich gesinnt. Nur die ewige Natur selbst und deren begnadete Söhne, wie Böcklin, waren ihm Vorbilder, und wenn er arbeitete, ging er allein mit seinem künstlerischen Gewissen zu Rate, ohne sich um Gunst oder Abgunst des Publikums zu kümmern. Das hat ihn manchmal fast hungern lassen,

aber seine Künstlerlehre, von der er einen hohen und strengen Begriff hatte, ist dafür auch unbefleckt geblieben.

Zwischen der regelmäßigen und anstrengenden Arbeit an den Radierungen sehen wir wie zur Erholung dann und wann wieder Gemälde entstehen. Die Gemälde, die er als fertig hinausgab, sind nicht zahlreich. Drei finden sich zu Karlsruhe in Privatbesitz, eine Flachlandschaft mit Wasser und ländlicher Staffage, eine Maria mit Kind in blumiger Landschaft und eine Vanitas (schwarz-weiß). Ein weiteres, das er »Rosenzeit« benannte, wurde 1898 an G. Hartmann in Frankfurt a. M. verkauft. Ein Osnabrücker Landschaftsbild mit Wehr und ein Hamburger Fleet sind die beiden Werke, die beim Brand der Magdeburger Ausstellung zugrunde gingen. Mehrere, die noch die Schwester im Atelier des Bruders sah, scheinen verschollen zu sein, so eine lichtgrüne blumige Wiese in voller Sonne, darin ein halbwüchsiges Mädchen stand, und eine Opferung im Freien mit einem Altar, dabei ein Jüngling, halb vom Altar verdeckt. Sieben Gemälde, klein an Umfang, aber bedeutend durch malerischen Gehalt, die der Verwalter des B.schen Kunstinventars, Herr Kunstmaler Wilhelm Nagel, um Anerkennung und Verbreitung desselben höchst verdient, auswählte, wurden einem Reisezyklus einverleibt. Vier dieser kleinen Kabinettstücke wurden Ende Februar 1911 im Kunstverein zu Jena angekauft — Gegenstand: Alte Gasse, Straße zu Emden im Regen, Interieur mit Bild, Holländische Windmühle. Seiner Mutter in Hausberge schenkte B. etwa ein halbes Dutzend Gemälde, die teilweise zur Ausstellung im Karlsruher Kunstgewerbemuseum 1910/11 eingeschickt wurden, neben den zwei schon oben berührten westfälischen Dorfmotiven aus der Schönleber-Schule ein sehr warmer, braun in Braun gehaltener Innenraum mit einer stockverbindenden Treppe, ein intimes Straßenbildchen, niedrige alte Häuser mit davorsitzendem Weibchen und ein Kellerinterieur aus dem Elternhause des Künstlers mit einem steinalten weiblichen Hausfaktotum, Kartoffeln schälend. In dem Dämmer des Raumes spielt das spärlich durch ein einziges kleines Fenster hereinfallende Licht sehr fein um die sitzende Figur und an der Wand des Kellers. Ein und das andere Gemälde existiert nur noch in Nachbildungen von Obrist in Karlsruhe, der nach Photographien B.sche Bilder lithographierte. Diese merkwürdigen Blätter sind trotz ihrer mechanischen Technik von einem bis zur Täuschung gemäldeähnlichen Charakter, voll warmen malerischen Tons.

Wenn B. auch nur wenige durchgeführte, für den Kunstvereinsmarkt taugliche Gemälde erstellte, ließ ihn doch sein koloristischer Drang immer wieder die Nadel und den Stift mit dem Pinsel vertauschen. Dafür spricht sein Nachlaß, in welchem sich gegen hundert Ölstudien vorfinden, deren mannigfaltige Motive den Reichtum seiner Natur dartun. Ihr umfänglichster Stoffkreis ist die häufig von einer Quelle oder sonst durch Wasser belebte Landschaft, die er aber selten als reine Landschaftsskizze gibt, der am Wege liegenden Natur ohne Mitarbeit der Phantasie entnommen, sondern meist vornehm stilisiert und mit bedeutungsvollen Figuren staffiert. Dadurch wandeln sich sofort die so bescheiden aussehenden Malereien in komponierte, völlig abgerundete und bildmäßig wirkende kleine Kunstwerke um. Neben den eigentlichen Landschaften finden sich geistreich skizzierte Städtebildchen, namentlich dem alten Hamburg entnommen, ferner, wenn auch in bescheidenerer Zahl, mythologische Stoffe. Auch eigenartige Stilleben und poesievolle Baum- und Pflanzenstudien finden

sich unter diesen Skizzen. Nur die Bildnismalerei lag weniger in B.s Begabung.

Es wird selten einen Künstler gegeben haben, der mit gleicher Sicherheit die drei verwandten Kunstzweige des Zeichnens, Radierens und Malens beherrschte. Doch durfte B. wenigstens im Radieren und Zeichnen Unvergängliches hervorbringen. Wer B.s Zeichnungen in jeglicher Technik, in Blei, Kohle, Tusch, Rotstift oder Farbe, zu sehen Gelegenheit hat, so wie die Ausstellung im Karlsruher Kunstgewerbemuseum über Weihnachten und Neujahr 1910/11 sie darbot, der wird sich überzeugen, daß hier ein Künstler ganz eigener Art gewaltet hat. Äußere Veranlassung dazu gaben ihm die wiederholten Reisen, die er im Auftrag namentlich der Leipziger Illustrierten Zeitung machte, um malerische Städtebilder aufzunehmen. Dieser Beschäftigung verdanken wir die große Reihe meisterhafter Bleistift-, Feder- und Tuschzeichnungen, andererseits rieben ihn die fortwährenden Reisen, die er zu diesem Zweck machen mußte, bei seiner untergrabenen Gesundheit (er war schwer halsleidend) doch auch auf und brachten ihm pekuniär nicht einmal so viel ein, daß er seine Reisekosten ohne zeitweiligen eigenen Zuschuß sicher bestreiten konnte. Und zu diesem Rückgang in der Lebensführung kam noch die große Sorge um die künstlerisch richtige Verwertung seiner Zeichnungen. Manchmal wurden sie durch die Reproduktion derart entstellt, daß es ihm nicht nur schwere innerliche Depressionen, sondern auch förmliche Anfälle von körperlicher Übelkeit bereitet haben soll. B. war eben eine höchst feinfühligste Natur, die nichts weniger ertragen konnte, als die Verletzung seines Kunstideals. Seine architektonischen Zeichnungen vereinigen zwei ganz verschiedene Qualitäten in sich. Ein Stadtbild, eine Straße, ein einzelnes Bauwerk kann außerordentlich richtig und doch sehr nüchtern wiedergegeben sein. Dann haben wir die Zeichnung eines sehr gewissenhaften und geschickten Architekten, doch nicht die eines Malers vor uns. Beide Eigenschaften vereinigt aber B. in seinen Städtebildern und macht sie dadurch erst zu ganz eigenartig vollkommenen Kunstwerken. Mit dem Material, das zu ihrer Herstellung gebraucht wurde, hängt es zusammen, wenn die eminente baukünstlerische Sicherheit und Schärfe des Aufbaus mehr auf seiten der Bleistift-, Tusch- und Federzeichnungen, der malerische Reiz, das poetisch Traumhafte mehr bei den Kohlezeichnungen zu suchen ist.

Das Gebiet der eben gestreiften Kohlezeichnungen ist B.s eigenste Domäne. Da sind feierliche, an die Antike gemahnende Haine mit opfernden Frauen, Satyrgestalten im Verein mit Frauen musizierend, Ritter und Edelfrauen vor Renaissancehallen am Brunnen gruppiert, würdig einherschreitende Paare und Einzelfiguren, Mädchen in einsamer Landschaft am melodisch vorübergleitenden Bach sitzend. Endlich zwei besonders markante Motive, von seiner Gestaltungskraft in mehrfachen Varianten hin und her bewegt. Das eine, von ihm »Adagio« benannt, ein am Flügel phantasierender Musiker, und daneben, an das Instrument gelehnt, eine sinnende Frauengestalt. Das andere den rätselhaften Gang des Lebens von der Wiege bis zum Sarg andeutend.

Eine eigentliche Totentanzszene zeigt ein Blatt, auf dem der Tod mit der Sense über der Schulter ein junges Mädchen über ein weites, düsterndes Feld mit sich fortzieht.

Geheimnisvoll träumerisch mutet dagegen das Adagio an. Man glaubt in dem von rückwärts gesehenen Spieler Beethoven zu erkennen, wie er mit Meister-

hand die Tasten auf und ab gleitet und die stürmenden Wogen in seiner Brust durch die Saiten brausen läßt. Die nachdenklich sinnend ans Instrument gelehnte Frauengestalt scheint die verkörperte Muse seiner Tonkunst zu sein.

Trotz des Talentes und Fleißes, die auf die Radierungen verwendet waren, blieb der Erfolg, den B. von ihnen erwartet hatte, in Hamburg sowohl als in Westfalen und vollends im übrigen Deutschland aus. Das lähmte und verschüchterte schließlich den im Grund optimistisch veranlagten und zu immer neuen Versuchen bereiten Künstler. Er mied die Menschen, trachtete nicht mehr seine Werke durch Ausstellung zu empfehlen und zog sich mehr und mehr auf sich selbst zurück, indem er an seinem Beruf zur Kunst zweifelte. Seine Krankheit machte Fortschritte, seine Nerven ließen ihn nach und nach im Stich und er klagte über die erschöpfende *Penny-a-liner*-Arbeit für die Journale. So kamen allmählich seine vierziger Jahre heran, ein sicherer Verdienst war durch die Radierungen nicht zu erzielen, was blieb da anderes übrig, als immer wieder mit dem Illustrieren sich zu behelfen, zu reisen und zu zeichnen, um für die Zeitschriften Blätter zu liefern, die ihm wenigstens das tägliche Brot schaffen sollten. Aber selbst dies gelang bei der angestrengtesten Bemühung nicht immer. Das rieb den kranken, in seinen Hoffnungen enttäuschten Mann mehr und mehr auf, und wenn er sich auch durch immer erneute Arbeit auf den Höhen seiner Kunst zu vergessen suchte, so griff doch allmählich eine tiefe Depression in seinem Innern Platz. Das lesen wir aus den verdüsterten Zügen des Kopfes, den er nach sich selber mit intuitiver psychologischer Vertiefung gezeichnet hat. Das bestätigt auch B.s frühere Hauswirtin, bei der er mehr als zwanzig Jahre in Karlsruhe gelebt.

Ideales und Reales, Erfundenes und äußerlich Geschautes, scharfe Beobachtung der Wirklichkeit, aber auch ihre Umwandlung durch freies Walten der Phantasie und einen Anhauch von Poesie, unerschöpflicher Trieb nach höherer Vervollkommenheit und zuweilen ein bescheidener Stolz auf das Erreichte, aber leider auch Zweifel an seiner Begabung verflochten sich in B. zu einer ganz eigenartigen Persönlichkeit. Doch über allem schwebt ein Hauch tief-ernster Wehmut.

B. war gewiß ein anspruchsloser Charakter, aber doch haben ihm die Gleichgültigkeit der Menge und vielleicht auch die geringe Ermutigung, die er seitens seiner Kollegen erfuhr, traurige zaghafte Stunden eingetragen. Daraus ist es auch erklärlich, weshalb er gegen Ende seines Lebens sich immer mehr den Grundsatz des Erasmus zu eigen machte: *Solus esse volui*.

Die Zahl seiner Radierungen beläuft sich auf achtundvierzig, die der ausgeführten Gemälde und Skizzen auf ungefähr hundert. Die ungefähre Gesamtzahl eigenhändiger Blätter (Zeichnungen) aller Techniken beziffert sich auf 3450 Nummern.

D r. O. E i s e n m a n n.

Scharff, Anton ¹⁾, Medailleur, * am 10. Juni 1845 zu Wien, † am 6. Juli 1903 in Brunn a. G. bei Wien. — Sch. hat hervorragenden Anteil an der Erneuerung der Medaillenkunst; die neue Blüte der österreichischen Medaille, die seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sie wieder in den Rang eines Kunstwerkes erhob, ihr steigende Beachtung und endlich allgemeines Interesse gewann,

¹⁾ Totenliste 1903, Band VIII, 98*.

knüpft vornehmlich an sein Wirken an. Abstammung und Familienverhältnisse schienen ihn auf dieses Fach hinzuweisen und boten einen für seine Kunst günstigen Boden. Sch. wurde als viertes Kind des Medailleurs und Gemmenschneiders Johann Michael Sch. geboren, der, wie später der Sohn, früh in Beziehung zu der Graveurakademie am k. k. Hauptmünzamt in Wien trat, um fortan seine Tätigkeit in den Dienst der Münze zu stellen. Eine Anzahl tüchtiger Medaillen mit sorgfältig gearbeiteten Bildnissen und Rückseiten, in welchen sich eine gewisse Naturbeobachtung kundgibt, stammt von ihm, auch durch seine Arbeiten in geschnittenen Steinen machte er sich einen geachteten Namen. Die ersten Jahre seiner Ehe 1841—1844 verbrachte Joh. Michael Sch. als kaiserlicher Pensionär der Medaillenkunst in Rom, wo er sich an einen Kreis österreichischer Künstler anschloß, die ihm auch später Freunde blieben. Auch nach der Rückkehr wurde in der Familie noch italienisch gesprochen, so daß die Kinder erst in der Schule die deutsche Sprache vollständig erlernten. Deshalb und der äußeren Erscheinung des dunkelhaarigen, beweglichen Vaters wegen galt die Familie vielfach als eine italienische. Er wird als eine joviale, fröhliche Natur geschildert, die mit Künstlern aller Art gute Freundschaft hielt. Seine Häuslichkeit war eine geordnete und glückliche, wenn sie auch nur eine bescheidene sein konnte, da es dem Vater Sch. erst kurz vor seinem Tode gelang, in die Stellung eines ersten Graveuradjunkten an der Münze vorzurücken. Die künstlerische Entfaltung des Sohnes konnte er kaum mehr beeinflussen, da er schon 1855 starb, als Anton das 10. Jahr noch nicht vollendet hatte. Auf der Höhe seines Ruhmes im Jahre 1894 hat der Sohn das Bildnis des Vaters für einen Jeton des Klubs der Münz- und Medaillenfreunde nach einem Gemälde modelliert. Der Mutter fiel die schwere Aufgabe zu, für die Familie zu sorgen, und sie hat in bescheidensten Verhältnissen drei Söhne und zwei Töchter zu erziehen, zu versorgen und in geachtete Stellungen zu führen gewußt. Sie konnte noch, da sie 1881 starb, die Erfolge und den beginnenden Ruhm ihres Sohnes erleben. Ihr zur Seite stand als Vormund der Kinder der Professor der Malerei an der Akademie, Karl Mayer, noch von den römischen Tagen her der Familie befreundet; er hat auch das Porträt der Mutter gemalt. Als der junge Sch., nachdem er durch vier Klassen der Realschule gegangen war, den Entschluß faßte, sich der Kunst zuzuwenden und, dem Beispiel des Vaters folgend, sich der Graveurkunst zu widmen, hatte er Widerstände wohl nicht zu überwinden. Er trat 1860 in die Akademie der bildenden Künste, in die Bildhauerschule des Professors Franz Bauer ein, wo er vielen der führenden Plastiker der nächsten Jahrzehnte begegnete und sich an sie anschloß. Zum Lehrer im Fache der Medaille hatte er den Professor Karl Radnitzky, den damals tonangebenden Medailleur. Trotz der Beziehungen, welche die Familie noch mit den Kollegen des Vaters verband, war es aber die zufällige Beachtung einer in der Wiener Zeitung erschienenen Konkurrenzausschreibung, die ihn 1862 an die Graveurakademie des Münzamtes führte. Nach einer Probearbeit erhielt er, noch als akademischer Zögling, ein Kunstelevenstipendium von 420 fl., das ihm dann in den folgenden Jahren bis 1866 weiter verliehen wurde.

Der Graveurakademie am Hauptmünzamt, einer Gründung Karl VI. zur Hebung des Münzwesens und Heranbildung von Medailleuren, verdankt Österreich die Blüte der Medaillenkunst im 18. Jahrhundert, die sich namentlich an Matthäus Donner und dessen Schule knüpft. Nach dessen Tode ging die

Aufgabe des Unterrichtes für Medailleure an die von Jakob Schmutzer neu-begründete Erzverschneiderschule und Graveurakademie über, die bald mit der Akademie der bildenden Künste vereinigt wurde. Die Graveurakademie am Münz-amte hatte nur noch für die Ausbildung von Kräften für die Münze zu sorgen, doch wurde die Medaille, entsprechend den großen Traditionen, hier stets gepflegt. Zur Zeit, da Sch. als Eleve eintrat, war Josef Daniel Böhm ihr Direktor. Schon in seinem ersten Lehrer Radnitzky war Sch. einem älteren Schüler Böhms begegnet, bei dem, trotz einer gewissen akademischen Trockenheit, Versuche erkennbar sind, die Medaille durch Neuerungen zu beleben, wie er auch Böhms Zurückgehen auf die Gußmedaille wieder aufgenommen hat. Doch kann sein Einfluß auf Sch., der nur kurze Zeit seinen Unterricht genoß, kein richtung-gebender gewesen sein. In Böhm hingegen fand Sch. den Lehrer, der von der größten Bedeutung für seine künstlerische Entwicklung geworden ist.

Josef Daniel Böhm hatte sich aus ärmlichsten Verhältnissen emporgearbeitet, als Holzschnitzer, Steinschneider und Medailleur betätigt und in mehr-fachem Aufenthalt in Italien an den großen Werken der Kunst herangebildet. Nach seiner Rückkehr war er in das kaiserliche Münzamt eingetreten, wo er bald Leiter der Graveurakademie und der offizielle Graveur und Medailleur namentlich der Regierung Kaiser Ferdinands I. wurde. Seine in einer kunst-armen Zeit, die dem Medailleur nur seltene und begrenzte Aufgaben bot, ent-standenen Medaillen zeigen das Bestreben, nach der Weise der alten Medailleure und mit Heranziehung der besten Vorbilder stilvolle Bildnisse in einer material-gemäßen technischen Behandlung zu schaffen. Wo ihm Gelegenheit gegeben war, auch im Revers etwas zu leisten, hat er die gestellte Aufgabe mit Ge-schmack und Feinheit und in einer der Medaillenform entsprechenden Weise gelöst. In einer Zeit der Erschlaffung hat Böhm den Sinn für künstlerische Empfindung geweckt und durch seine Lehrtätigkeit den Aufschwung der Me-daille vorbereiten geholfen. Von größter Bedeutung hierfür war seine schon früh begonnene, für einen nicht wohlhabenden Privatmann erstaunliche Samm-lung von Kunstwerken aller Zeiten und Richtungen, für die sein Spürsinn und seine Verbindung mit den bedeutendsten Kunstfreunden Stücke von hohem Wert, darunter Originalwerke der großen Meister der Malerei und Skulptur, zu gewinnen wußte, so daß bei ihrem Verkauf nach seinem Tode Museen und Sammler wetteiferten, Stücke daraus zu erwerben. Sie war von vornherein in lehrhafter Absicht angelegt und sollte einen Überblick der Kunstentwicklung in allen Zweigen geben sowie die verschiedenen Arten der Technik und deren Einfluß auf die Kunst nachweisen. Bereit, seine Erfahrungen auch andern nutzbar zu machen, gewährte Böhm gerne Zutritt zu seinen Schätzen und seine bescheidene Wohnung im sogenannten abgebrannten Hause in der Vorstadt Wieden wurde zum Sammelpunkte für junge Künstler und Kunstgelehrte, die hingingen, um durch seine Erläuterungen zu lernen. Eine Reihe von Männern, die später als Lehrer und in praktischer Weise der Kunstgeschichte gedient haben, verkehrte dort, vor allem Rudolf Eitelberger, der Begründer der kunst-gewerblichen Museen in Österreich, der bekannt hat, von keinem Manne auf dem Gebiete der bildenden Kunst so viel gelernt zu haben als von Böhm. Unter den Künstlern, die bei ihm vorsprachen, befand sich auch Viktor Tilgner, der später berühmte Bildhauer, wie Sch. aus der Schule Bauers kommend, dem fast gleichaltrigen Medailleur von dort her bekannt und bald ein Freund für

Lebenszeit. Böhm scheint das Talent des jungen Sch. bald erkannt und für ihn ein Herz gefaßt zu haben. Dies zeigt sich in den strengen Anforderungen, die er an ihn stellte. Sch. mußte vor und nach den Amtsstunden in der Münze, die er genau einzuhalten hatte, die Akademie besuchen und dort bei Professor Bauer modellieren, dann am Nachmittage den Meister, der ihn schon erwartete, in seiner Wohnung aufsuchen, wo dieser seine Sammlung mit ihm durchnahm. Die Unterweisungen und Erklärungen Böhms waren von um so höherem Wert, als er nicht bloß Kenner, sondern auch ausübender Künstler war. Sch. wurde auf die bedeutendsten Vorbilder hingewiesen, er mußte nach Radierungen von Rembrandt und Stichen der alten deutschen Meister zeichnen sowie vorzügliche Porträtmedaillen der besten Künstler dieses Faches kopieren. Nachher hatte er nochmals die Akademie aufzusuchen, um dort am Abend zu zeichnen. Dieser Anschauungsunterricht gab dem Schüler Kenntnisse in allen Zweigen der Kunst, lehrte ihn, was Böhm immer wieder betonte, künstlerisch empfinden und gab ihm die Freiheit und Leichtigkeit, alle Anregungen für seine Kunst sich anzueignen und zu verwerten. Sch. hat selbst dankbarst anerkannt, was er seinem Lehrer und väterlichen Freunde verdankt.

Dieses seltene Verhältnis des gereiften, alternden Künstlers, der den ganzen Schatz seiner Erfahrungen preisgab, zu dem kaum in die Jünglingsjahre getretenen Schüler währte nicht lange, da Böhm schon 1865 kurz nach seiner Pensionierung starb, doch lang genug, um von nachhaltiger Wirkung auf Sch. zu sein. Seine ersten Arbeiten, zunächst als Probearbeit der Graveurakademie ein Porträt des Medailleurs Franz Gaul und eine Medaille auf den Direktor des Münzamtes, Johann Hassenbauer Ritter von Schiller, zeigen ihn noch gebunden und unselbständig, die letztere, von J. Tautenhayn modelliert, kommt nur als Zeugnis für sein Geschick in der technischen Ausführung in Betracht. Auch im Münzamt, für welches er 1866 zum Münzgraveurgehilfen mit festem Jahresgehalte ernannt worden war, durfte er zunächst nur nach Modellen anderer die Stempel schneiden, erst allmählich wurde ihm auch die selbständige Herstellung von Münzen anvertraut. Später hat er dann eine ganze Reihe von Münzprägungen, u. a. die Kaiserbildnisse für die ganze Serie der neuen Kronenwährung, gezeichnet und geschnitten. Im Jahre 1868 trat Sch. zuerst mit einer selbständigen Medaille hervor, einer Widmung der Schüler des Professors Franz Bauer mit dessen Porträt, deren Kosten durch kleine Beiträge aufgebracht worden waren. Ihr folgte ein Porträtjeton des serbischen Hofbankiers A. Tirka. Dieser hatte die Ausprägung serbischer Münzen zu besorgen und verschaffte nun Sch. die Bestellung. Sch. hat Probemünzen für solche mit dem Porträt des Fürsten Michael Obrenovich kurz vor dessen Ermordung nach Belgrad geschickt. Im selben Jahre 1869 wurden ihm auch neben diesen ersten für Serbien geprägten Münzen die des Nachfolgers Milan sowie die serbische Tapferkeitsmedaille mit dessen Bildnis übertragen. Da ihn zu dieser Zeit noch eine Medaille zur Vermählung des Herzogs Robert von Parma und die Herstellung eines Dienstzeichens für die Eisenbahn Alföld-Fiume beschäftigten, waren es zunächst auswärtige Aufträge, die ihm zuteil wurden. Noch war die Bestellung einer Medaille in Wien und Österreich eine Seltenheit bei besonderem Anlaß. Ein solcher kam mit dem Jubiläum der ersten österreichischen Sparkasse in Wien noch im Jahre 1869. Sch.s Medaille, übrigens nach einem vorgeschriebenen Entwurfe hergestellt, ist ganz im Geiste Böhms gehalten,

auf den Anordnung wie Behandlung des Gewandes der allegorischen Figur deutlich hinweisen. Nach und nach gewinnt der Künstler größere Freiheit. Wenn mehrere offizielle Medaillen aus dem Jahre 1873, das Porträt des Kaisers auf der Medaille zu dessen 25. Regierungsjahre (Revers von Tautenhayn) und zwei Medaillen der Weltausstellung sich noch merklich an den herrschenden Medaillenstil anlehnen, so sind es im selben Jahre gelungene Porträtmedaillen von Privatpersonen, in welchen sich Sch.s Eigenart zuerst zeigt, die Medaillen auf den dramatischen Dichter Mosenthal und auf den Architekten Gottfried Semper zu dessen 70. Geburtstag. Ihnen schließt sich 1874 die auf Peter R. von Tunner, Direktor der Bergakademie in Leoben, an. Das Modell dazu hatte Sch. mit besonderer Liebe und innerer Befriedigung geschaffen, in dem Gefühle, hier aus der eigensten Natur und Kraft heraus gearbeitet zu haben. Bei einem älteren Fachgenossen, dem Sch. das Modell zeigte, traf er auf vollständige Ablehnung; offenbar konnte sich dieser in den ungewohnten Realismus des Werkes nicht finden. Erst des Freundes Tilgner Zuspruch, sich nicht beirren zu lassen, beruhigte den Künstler. Der Realismus, mit dem er sein Modell wiedergibt, die eigentümlich scharf gesehene Auffassung, die Sch.s Bildnisse auszeichnet und sich später noch in weit höherem Maße ausbilden sollte, zeigt sich hier zuerst, bald auch in weiteren Porträts, wie dem des Pathologen Karl v. Rokitsansky und den mehrfachen Medaillen, die Sch., durch Nikolaus Dumba empfohlen, 1876 auf Richard Wagner gemacht hat. Diese und zwei Medaillen des Jahres 1877, auf Martin R. v. Cassian, Direktor der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, und auf den Bürgermeister von Wien, Dr. Kajetan Felder, zeigen Sch. bereits als fertigen Medailleur von bedeutendem Können; die Bildnisse voll lebendiger Details, in Stellung und Anordnung sowie in der Wiedergabe der Kleidung von den münzenartigen bisher üblichen abweichend, auf den Reversen figurenreiche, wohl erwogene Kompositionen in anmutigster Bewegung. Der Einfluß der Formensprache des älteren Kollegen Josef Tautenhayn, mit dem wir ihn wiederholt zu gemeinsamer Arbeit an Medaillen vereint finden, ist nicht zu verkennen. Dennoch tritt in der realistischeren Durchführung der Figuren und dem weicheren Fluß der Linien etwas speziell Sch. Eigenes zutage. Bald darauf ist er damit beschäftigt, die Gußmedaille älterer Zeiten wieder anzuwenden, ein für Böhms Schule charakteristisches Bestreben. Diese nur eine beschränkte Zahl von Exemplaren gestattende Technik ermöglicht eine viel genauere Wiedergabe des Modelles als die geprägte Medaille und hat daher einen viel persönlicheren Charakter. Die erste wohlgelungene Gußmedaille Sch.s war das Porträt des Wiener Altertumsforschers Albert von Camesina im Jahre 1878, der sich gleich die auf Anton von Schmerling, den er noch öfter darstellen sollte, anschloß. Sch. hat in der Folge zahlreiche Gußmedaillen, sehr häufig auch von den für Prägemedaillen gemachten Modellen die Bildnisse allein als einseitige Gußmedaillons hergestellt. Die Bestellungen mehrten sich, man war auf Sch.s glänzende Charakteristik der dargestellten Personen und seine vortreffliche Beherrschung der Medaillentechnik aufmerksam geworden. 1879 wurden ihm die Preismedaillen für die Münchener Kunstausstellungen mit dem Porträt König Ludwig II. übertragen. In diese Zeit fällt auch die Herstellung von Goldmünzen für Persien, wofür er das Porträt des Schah Nasreddin während dessen Anwesenheit in Wien modellierte. Als die Stadt Wien beschloß, zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaisers Franz

Josef I. eine große Gedenkmedaille zu überreichen, bestellte sie diese als Gußmedaille bei Tautenhayn und Sch. Diesem fiel die Vorderseite mit dem Doppelporträt des Kaiserpaares zu. Damals modellierte Sch. zum ersten Male den Kaiser nach der Natur, den er später noch für Wahlspruchmedaillen und die Kronenwährung porträtieren sollte. Es folgte die Huldigungsmedaille der Stadt Wien zur Vermählung des Kronprinzen Rudolf 1881, welche Sch. allein mit den lebensvollen Porträts des Brautpaares und einem reizvollen allegorischen Revers als Gußmedaille geschaffen hat. Auch späterhin hat die Stadt Wien für solche Anlässe vorzugsweise Sch. herangezogen. So entstanden die Gußmedaillen auf die Regierungsjubiläen des Kaisers von 1888 (mit Tautenhayn) und 1898, die Prägemedaillen auf die Vollendung des neuen Rathauses und auf die Gedenkfeier der zweiten Türkenbelagerung vor 200 Jahren, beide im Jahre 1883. Auch als Budapest 1886 das Jubiläum der Befreiung Ofens von der Türkenherrschaft feierte, fiel die Ausführung einer Medaille Sch. zu, der die Aufgabe mit einer schwungvollen Komposition löste. Für Ungarn hat Sch. außerdem noch mehrere Ausstellungs- und Vereinsmedaillen sowie eine Medaille zum Jubiläum des Budapester Konservatoriums 1890 und die Prämienmedaille der Akademie der Wissenschaften geliefert. Sch. stand in diesen Jahren schon auf der Höhe des Erfolges, er war 1882 zum kaiserlichen Kammermedailleur ernannt worden, und Aufträge gingen ihm nun in überreicher Menge für Anlässe aller Art zu. Für Vereine und Anstalten, Industrien und Gewerbe, Ausstellungen, Schützen- und Sängereisen hatte er nach verschiedenen Beziehungen in Erinnerungs-, Jubiläums- und Preismedaillen den entsprechenden Ausdruck zu finden; Denkmünzen auf die in Wien errichteten Denkmäler kamen hinzu, und seine Phantasie erging sich gern in scherzhafter und spielender Weise bei Abzeichen für die Feste der Künstlerschaft. Es gelang ihm, so Verschiedenes in lebensvollen, von den traditionellen Formen abweichenden, immer mehr auf malerische Wirkung gerichteten Darstellungen zu gestalten. Für die Leichtigkeit und Vielseitigkeit seines Talenten zeugt es, daß er, der realistische Beobachter der Wirklichkeit, sich auch in die Formensprache anderer Zeiten hineinzuversetzen verstand, so in der Medaille auf den Numismatiker Josef Eckhel 1880, in der Prägung der Numismatischen Gesellschaft zum Thalerjubiläum 1884, die einen Thaler des 15. Jahrhunderts nachbildet, ferner in den Medaillen auf die Maria Theresia-Ausstellung und auf die Enthüllung des Denkmals der großen Kaiserin 1888, auf welchen er ihr Porträt im Geiste Matthäus Donners wiederzugeben bestrebt ist. Hervorzuheben ist auch die für den Verein für Landeskunde von Niederösterreich zur 600-Jahrfeier des Hauses Habsburg 1882 geschaffene Medaille, die eine figurenreiche, ganz bildmäßig durchkomponierte historische Szene, die Belohnung der Söhne Rudolfs von Habsburg, in zartem Relief zeigt.

Das Ausland war schon früh auf Sch. aufmerksam geworden, insbesondere auch seitdem er in der internationalen Konkurrenz für die Medaille der City von London zum 50 jährigen Jubiläum der Königin Viktoria von England 1887 mit seinem Entwürfe den Preis davongetragen hatte. Im selben Jahre wurde Sch. nach Rußland berufen, um den Zaren Alexander III. für die Medaille auf die Erneuerung der russischen Flotte zu modellieren. Es folgten 1888 Aufnahmen des Prinzregenten Luitpold von Bayern und des Fürsten Ferdinand von Bulgarien, 1889 die Medaille der Stadt Stuttgart zum Regierungsjubiläum

des Königs Karl von Württemberg, 1891 die auf das Regierungsjubiläum des Königs Karol von Rumänien, der noch mehrere andere für dieses Land, darunter die schöne Medaille auf die Errichtung der Donaubrücke 1895 sowie Münzprägungen sich anschlossen. Für Serbien hat Sch. die Militärmedaille mit dem Bildnis des Königs Alexander 1893 geschaffen, den er im Jahre 1901 auch mit der Königin Draga aufnahm, für Bulgarien die Medaillen auf die Vermählung des Fürsten Ferdinand 1893 sowie auf die Geburt des Erbprinzen Boris 1894.

Neben diesen offiziellen und halboffiziellen Medaillen beschäftigten Sch. in fast höherem Maße Aufträge für Medaillen auf einzelne Personen, die ihm aus allen Gesellschaftsschichten zuzingen. Eine gesellige Natur von lebenswürdigstem Wesen, die mit allen leicht und frei zu verkehren wußte, hatte sich Sch. früh viele Freunde und Gönner erworben, die für die Propagierung seiner Kunst von Bedeutung waren und häufig weitere Aufträge veranlaßten. Mit der erhöhten Schätzung, der die Medaille wieder begegnete, hängt es zusammen, daß sie, ihrem intimen Charakter entsprechend, immer mehr von Privaten für familiäre Anlässe herangezogen wurde. Zahlreiche derartige Medaillen und Plaketten hat Sch. zu Geburtstagen, silbernen und goldenen Hochzeitsfeiern geschaffen, namentlich für die Familien Mautner von Markhof, Anton Dreher und Franz Trau, insbesondere aber für den Großindustriellen Adolf Bachofen von Echt, der bei verschiedensten Anlässen ganze Serien von Prägungen, die auf ihn und seine Familie Bezug haben, von Sch. herstellen ließ und auch sonst Medaillen (Rosegger) veranlaßte. In ähnlicher Weise sind auf Veranlassung des Großindustriellen Artur Krupp mehrere Arbeiten Sch.s entstanden. Die vielen Bildnisse von sprechender Ähnlichkeit in künstlerischer Auffassung, die Sch. in solchen Stücken geboten hat, lassen es begreifen, daß man immer mehr im Porträt sein spezielles Fach sah und sich sein Ruhm als Porträtist weit verbreitete. »Er stellt den Menschen nicht so dar, als hätte er ihm Modell gesessen, sondern als hätte er ihn unbelauscht im Momente seelischer Bewegtheit bossiert; das Antlitz mit all seinen charakteristischen Einzelheiten, die Kopfbildung, die Haltung, das Sitzen der Kleider als innerlich notwendiges, einheitliches und harmonisches Ganzes hingestellt und mit dem Reiz des Momentes ausgestattet, machen einen frappierenden Eindruck von Lebenswahrheit« (Kenner). Daher häuften sich die Aufträge für Porträtmedaillen, und wenn es einen Mann zu feiern galt, wandten sich Freunde, Schüler oder Institute an Sch. Die Liste der von ihm Dargestellten, nur zu groß, um hier angeführt zu werden, umfaßt eine große Zahl, darunter viele Persönlichkeiten von allgemeiner Bedeutung, und zwar nicht bloß aus Wien und Österreich, sondern auch aus dem Deutschen Reiche. Ja, auch in Amerika entstand eine Gemeinde von Verehrern der Werke Sch.s, wie er auch wiederholt Medaillen auf Amerikaner sowie auf die Gutenbergstatue in New York 1899 und auf George Washington 1900 für Amerika geschaffen hat. Eine besondere Stellung nimmt die Medaille auf Gottfried Keller ein, die für des Dichters 70. Geburtstag 1889 bestimmt war. Sie ist nicht nach eigenem Entwurf, sondern nach einem von Arnold Böcklin in Wachs hergestellten Modell gearbeitet, dessen Revers Orpheus als Besänftiger der wilden Tiere zeigt. Sch. hätte leichter nach der Natur gearbeitet, wovon aber Böcklin nichts wissen wollte, damit Keller gebildet werde, »wie er sein sollte und nicht, wie er ist«. So stellte denn der Entwurf des mit der bildnerischen Technik nicht vertrauten Meisters Sch. vor eine schwere Aufgabe, die

nur zu gutem Ende gebracht werden konnte, weil Sch. in seinem großen Respekt vor Böcklin und in der Liebenswürdigkeit seines Naturells alle Bedenken überwand und den Widerspruch der auf das Typische gerichteten Kunst Böcklins mit den Wirklichkeitsforderungen seiner eigenen auszugleichen verstand.

Sch. hat sich auch in der großen Plastik versucht, ist jedoch auch hier dem ihm vertrauten Relief treu geblieben. Außer überlebensgroßen Bildnissen von zwölf Ärzten in einem Budapester Spital und mehreren Grabreliefs auf verschiedenen Friedhöfen, worunter ein Bronzemedallion für A. von Camesina als Ausdruck des Dankes für dessen Förderung, sind zu nennen: zwei große Sandsteinreliefs mit den Bildnissen des Kaisers Franz Josef I. und der Kaiserin Elisabeth am Wiener Hofburgtheater und Reliefs der Kinder des Kaiserpaars in der kaiserlichen Villa in Lainz, woselbst auch eine Kaminfüllung »Prometheus holt vom Wagen des Helios das Feuer«. Der Kleinkunst nahe stehen eine große silberne Votivtafel mit Darstellungen aus dem Leben des Kaisers Franz Josef sowie eine zweite auf die Eröffnung des Theaters in Berndorf bezügliche Tafel, die beide im Auftrage A. Krupps angefertigt wurden.

Sch. war inzwischen in seiner amtlichen Stellung im Münzamt, an dem er bis zu seinem Tode wirkte, 1870 zum zweiten Münzgraveur, 1874 zum Münz- und Medaillengraveur vorgerückt. 1882 wurde er mit der Leitung der Graveurakademie betraut und verblieb in dieser im Verhältnis zu seiner Bedeutung bescheidenen Stellung, bis er 1896 zum Direktor der Graveurakademie ernannt wurde. Mit seinem wachsenden Ruhm mehrten sich die Ehren, die ihm zuteil wurden. Vom Kaiser wurde er mit dem Franz-Josefs-Orden und mit dem Orden der eisernen Krone ausgezeichnet. Die Akademie der bildenden Künste, der er als Lehrer nicht angehörte, ernannte ihn 1888 zu ihrem Ehrenmitgliede. Von Anerkennungen auf Ausstellungen seien genannt: der silberne Staatspreis und der Reichelpreis in Wien, im Auslande die goldene Medaille in München 1888, große goldene Medaillen in Berlin 1889 und Antwerpen 1892 sowie der *grand prix* in Paris 1900.

Die große Wandlung, welche die neuere österreichische Medaillenkunst durchgemacht hat, läßt ein Blick auf die Medaille der vorhergehenden Zeiten erkennen. In Österreich wie in den Nachbarländern war sie im Laufe des 19. Jahrhunderts dürftig und konventionell geworden. Das öffentliche Leben bot ihr bei den bestehenden politischen Zuständen keine Vorwürfe, sie wurde hauptsächlich für offizielle Zwecke in Anspruch genommen, auch hier in ihrer Bewegung gehemmt, da ihr die nur in geringem Maße verlangten Darstellungen vorgeschrieben waren und der Hauptwert auf das Bild des Monarchen gelegt wurde, das, wenn es in gewünschter Form vorlag, in zahlreichen Wiederholungen verwendet wurde. Es hatte sich ein akademischer Medaillenstil ausgebildet, dessen glänzende und polierte Erzeugnisse mit ihrer mechanischen Behandlung des Reliefs, den münzenartig abgeschnittenen Porträtköpfen, traditionellen Symbolen und der steifen Letternschrift, beengt von hohen Rändern, die von der Münze herübergeworfen waren, aber nur bei dieser aus technischen Gründen Berechtigung haben, einander glichen und nicht wie individuelle künstlerische Leistungen wirkten. Daher fand die Medaille auch wenig Beachtung, und niemand dachte daran, sich an ihr als einem Kunstwerk zu erfreuen. Zahlreichere Anlässe und größere Aufgaben, die dann der politische Umschwung der Medaille brachte, ließen die Unsicherheit in ihrer Bewältigung erst recht erkennen. Die

Notwendigkeit einer Erneuerung ward empfunden, Böhms an der Ungunst der Zeiten erlahmende Versuche, Verbesserungen, die Radnitzky einführte, waren vorausgegangen. Doch erst Tautenhayns großzügige, in allen Einzelheiten studierten Kompositionen, die an Stelle der früheren leblosen Darstellungen traten, bedeuten einen großen Schritt nach vorwärts. Sch. brachte seinen Wirklichkeitssinn hinzu, seine charakteristischen Bildnisse, die durchgearbeitete Naturstudien sind, sowie seine lebendigen, bewegten Darstellungen auf den Rückseiten. So sehen wir denn bald die Medaillen, von einem neuen, frischeren Geist erfüllt, sich allmählich verändern, wieder zu intimen Kunstwerken werden und den Anschluß an die allgemeine Kunstentwicklung gewinnen. Voraussetzung des Gedeihens der Medaille ist stets das Blühen und die Pflege der großen Skulptur, ja der Kunst im allgemeinen. Da war es denn von großer Bedeutung, daß die Entwicklung und das erste Auftreten Sch.s in eine Zeit des künstlerischen Aufschwunges, in das Wien der ersten Dezennien nach der Stadterweiterung fielen. Allenthalben, in den Palästen der Ringstraße wie in den öffentlichen Gebäuden, die zur Erneuerung der Stadt geschaffen wurden, waren den bildenden Künsten damals die reichsten Aufgaben gestellt, und für diese Aufgaben fanden sich auch die mannigfachsten Talente, die an ihnen in allen Zweigen der Kunst zur Entfaltung kamen. Es ist von Interesse, zu beobachten, wie diese Einflüsse und Anregungen in den Werken Sch.s sich spiegeln. Seine erste Medaille von selbständiger Bedeutung auf den Dramatiker Mosenthal vom Jahre 1873 zeigt auf der Rückseite die schwebende Gestalt der Tragödie mit Dolch und Maske. Sie erscheint wie inspiriert von den weiblichen Gewandfiguren, mit welchen Karl Rahl die Fassade des Wiener Heinrichshofes geschmückt hat, oder von seinen ähnlichen Fresken im Opernhause. Auch Tautenhayn stand im Banne der Rahlschen Formenwelt, und so ist es der doppelte Einfluß des älteren Freundes und der Werke Rahls selbst, der hier zur Geltung kommt. Später war es die bewegliche und flotte, von französischen Mustern mitbestimmte Art Tilgners, der ihm persönlich nahestand, die auf Sch. und sein Schaffen Eindruck machte. Sie ist in seiner naturalistischen Behandlung der Figuren wie in der Auffassung der Porträts merkbar; insbesondere kommt dies in der Behandlung der Kleidung und des Beiwerks auf den großen Gußmedaillen zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares 1879 und zur Vermählung des Kronprinzen 1881 zum Ausdruck. Gewisse Züge sind fast allen damals in Wien entstandenen Werken der verschiedenartigsten Künstler gemeinsam, es entwickelte sich ein eigener Wiener Stil, dessen Kennzeichen ein durch lokale Einflüsse, eine gewisse in Wien heimische Grazie, in Schranken gehaltener Realismus ist, und so ließen sich auch für die bewegten schlanken Gestalten Sch.s, seine schwebenden Genien und Putten, Gegenstücke in Werken der zeitgenössischen Malerei und Plastik finden. Man darf auch nicht vergessen, daß im Jahre 1879 der Festzug zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares über die Ringstraße geschritten war, eine Verwirklichung aller prachtliebenden Phantasien Hans Makarts, der ihn entworfen und ausgeführt, die nicht ohne Wirkung auf die Künstler bleiben konnte. In der Tracht des 16. Jahrhunderts waren diese künstlerisch komponierten Gruppen vorübergezogen, ein Triumph der deutschen Renaissance. Formen der Renaissance, die auch in den neuen Bauten sowie im Kunstgewerbe das große Wort führte, erscheinen denn auch bald auf den Medaillen. In der sogenannten altdeutschen Tracht stellt Sch. in der Medaille

auf die Vollendung des Rathauses 1883 den Baumeister Friedrich Schmidt neben die thronende Vindobona, die Prämie für das Türken-Festschießen im gleichen Jahre zeigt einen Landsknecht in seiner bauschigen Tracht vor der alten Ansicht der Stadt und noch in der Preismedaille des Wiener Kunstgewerbevereins von 1894 ist die das Kunstgewerbe repräsentierende weibliche Figur wie ein Symbol für die ganze Bewegung im reichen Kostüm der Renaissancezeit dargestellt. Und so müssen noch wiederholt Sch.s Allegorien auf Preis- und Ausstellungsmedaillen, namentlich wenn es sich um Gewerbe handelt, sich in altertümliche Tracht kleiden, eine Freude am Kostüm, die auch eine reichere Komposition ermöglichte und sich noch in Medaillen seiner letzten Zeit findet. Zur Belebung und Erneuerung seiner Kunst hat Sch. neben der Gußmedaille auch die Klippe und das Hoch-oval wieder eingeführt und mit diesen älteren Formen auch der Technik der älteren deutschen Medaille sein Interesse zugewendet, was namentlich in den ganz im alten Geiste ausgeführten Wappendarstellungen auf den Rückseiten vieler seiner Porträtmedaillen zum Ausdruck kommt. Ebenso hat er die moderne Form der Plakette, wie sie namentlich von den Franzosen viel verwendet wird, immer häufiger benutzt. Dies führt auf die Frage seines Verhältnisses zu der modernen französischen Medaille, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu einer außerordentlich glänzenden Entfaltung gelangt war. Sch. muß früh davon Kenntnis genommen haben. Schon die Beziehungen seines Freundes Tilgner zu dem französischen Bildhauer Gustav Deloye, der auf diesen Künstler bedeutenden Einfluß genommen hat, machen es wahrscheinlich. Auf mehreren Reisen nach Paris, 1871 mit Tautenhayn und 1888, hatte Sch. Gelegenheit die französische Medaille eingehend zu studieren. Seine Wertschätzung der führenden französischen Medailleure, vor allem Rotys und Chaplains, ist bezeugt. Dennoch bewahrte sich Sch. auch diesen mächtigen Eindrücken gegenüber seine Eigenart. Er durfte sich sagen, daß er unabhängig von den Franzosen zu ähnlichen Anschauungen in bezug auf die Wiederbelebung der Medaille gekommen war. Sein Bestreben, das Porträt zu beleben und die alten Vorbilder dafür heranzuziehen, das Relief nicht losgelöst von dem Hintergrunde, sondern als eine Einheit mit demselben zu modellieren und zu malerischer Wirkung zu bringen, während er den hohen Rand immer mehr beschränkte, hatten früh begonnen und mußten ihn zu einem Punkte führen, wo er sich mit den Franzosen begegnete. Erst in seinen späteren Werken nähert er sich in Äußerlichkeiten den französischen Neuerungen, worauf das gänzliche Verschwinden des Randes, die spärlichere Verwendung und geänderte Anordnung der Schrift sowie auch die Behandlung des Materiales deutet. Auch mögen es die fremden Anregungen gewesen sein, die ihn den Stoffkreis der Medaille erweitern und neue Elemente aus dem modernen Leben heranziehen ließen. So finden wir auf den Rückseiten der Medaillen auf die Professoren Drasche und Weinlechner 1896 und 1899 den Arzt am Krankenbett oder bei einer Operation, umgeben von seinen Assistenten, dargestellt, Arbeiter am Werk in der Porträtmedaille des Industriellen Karl Wittgenstein 1899, das Innere eines Geschäftshauses in der Jubiläumsklippe der Firma Portois & Fix 1891 oder einen Bergführer auf einer Medaille des Alpenvereins und Löschmannschaft bei der Arbeit auf einer Feuerwehrmedaille 1893. Auch Landschaften hat Sch. wiederholt auf Medaillen und Plaketten in zarten und poetisch gestimmten Reliefdarstellungen

wiedergegeben, wie in der Medaille auf den Dichter Rosegger 1894, die zugleich ein Beispiel für die glückliche Lösung des auszudrückenden Gedankens ist: Bauernmädchen und Bursche, nebeneinander schreitend, hinter ihnen in den Zweigen eines Baumes die Poesie, gleichsam das Volkslied, das von selbst aus der Situation entsteht. Andere Beispiele für diese Gabe, die geeignete Darstellung, das den Sinn der Medaille aussprechende Symbol zu finden, für das Gelingen der Medaille von höchster Wichtigkeit und nur dem phantasievollen Künstler gegeben, sind unter vielen: der heilige Eligius als Goldschmied in der Werkstätte auf der Rückseite der Medaille auf den Juwelier Josef Mayer 1892, ein Tanzsaal mit walzenden Paaren zur Johann-Strauß-Medaille 1894 oder Neptun und Najaden, die ein herannahendes Schiff erwarten, zur Medaille auf den Stapellauf des Schiffes Karl VI. 1898. Bei der Bewältigung der verschiedensten Stoffe, in den treffenden, lebenswahren Bildnissen wie in den phantasievollen, aber nicht minder durchgearbeiteten Reversdarstellungen, zeigt sich Sch. als eine künstlerische Individualität, die jeder Arbeit unverkennbar ihren persönlichen Stempel aufdrückt. Ehrliche Beobachtung und Wiedergabe der Natur verbindet sich bei ihm mit feinem Geschmack und natürlicher Anmut. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Sch. in einigen für keinen bestimmten Zweck geschaffenen Stücken, dem »Wiener Wäschermädchen« und der an Tilgners Art erinnernden »Ballerine«, den Reiz des Wiener Frauentypus gebildet hat.

Sch. war ein außerordentlich fruchtbarer Künstler. Die Zahl seiner Werke reicht nahe an vierhundert. Und noch war Bedeutendes zu erwarten, als ihn ein früher Tod im kräftigen Mannesalter seinem Schaffen entriß. Der Tod seines erwachsenen Sohnes am 5. Juli 1902 hatte ihn tief gebeugt. Im folgenden Jahre wurde ein schweres inneres Leiden erkennbar, und einen Tag nach dem Jahrestage des schweren Verlustes, der sein Vaterherz betroffen, schloß auch er während eines Landaufenthaltes in Brunn a. G. die Augen. Er wurde auf dem Hietzinger Friedhof in Wien bestattet, tief betrauert von allen, die ihm nahe standen, und zahlreichen Freunden, die in ihm den warmherzigen, guten Kameraden und jugendfrischen, lebenswürdigen Menschen beweinten. Für seine Kunst bedeutete sein Tod den größten Verlust. Auf der Bahn, die er gebrochen, sind ihm viele, Schüler und Nachahmer, gefolgt, ohne ihn zu erreichen, und wenn Roger Marx in seinem Werke über die moderne Medaille auf der Pariser Ausstellung 1900 sagt: »Außerhalb Frankreichs besitzt allein Österreich eine ausgesprochene Schule von Medailleuren«, so war es vornehmlich Sch.s Wirken, das die österreichische Medaillenkunst auf diese Höhe geführt hat. Es ist bezeichnend, daß Arbeiten von Sch. heute in fast allen großen Museen Europas zu finden sind.

Vgl. Kenner in: Das Münzwesen und die Medailleure unter der Regierung Franz Josef I. 2 Vorträge geh. von C. v. Ernst und Friedrich Kenner. Wien 1888; Dr. Carl Domanig. Anton Scharff, k. und k. Kammermedailleur, in der Numismatischen Zeitschrift 26. Bd. Jahrg. 1894. Wien 1895. S. 271 ff. mit 12 Tafeln u. Abbildungen nach Sch.s Werken, auch als Separatdruck erschienen; A. v. Loehr. Wiener Medailleure, Wien 1899, dazu Nachtrag 1901. Wien 1902 mit mehreren Tafeln und Textbildern; A. v. Loehr. Anton Scharff. Katalog seiner Medaillen und Plaketten. Wien 1904; Katalog der Münzen- und Medaillen-Stempel-Sammlung des k. k. Hauptmünzamtes in Wien. Wien 1901—1906 enthält im III. und IV. Bande ein Verzeichnis der von Sch. geschnittenen Stempel und Daten seiner amtlichen Laufbahn. Über die Medaille auf Gottfried Keller gibt Aufschluß Adolf Frey. Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde. Stuttgart und Berlin 1903. S. 171 ff. — Bildnisse im genannten Katalog der Stempelsammlung

IV, Tafel XLII, Kupferstich von Hrnčíř und bei Loehr, Wiener Medailleure, Photographie von Ph. v. Schoeller. — Medaillen auf Sch.: Selbstporträt 1882; zum 25jähr. Künstlerjubiläum 1894 von J. X. Pawlik; auf seinen Tod 1903 von Rudolf Neuberger; Plakette 1903 (im Revers Sch.'s Atelier im Münzamt) von F. X. Pawlik.

Wilhelm Englmann.

Berichtigung zur Totenliste 1909.

Millowitsch, Wilh. war nicht Begründer des Kölner Stadttheaters, sondern der Plattkölnischen Volksbühne. Er war ein Sohn des Marionettenspielers Kaspar M. († 2. Juli 1867 in Bonn). Sein Großvater Franz M. war neben Klotz und Winter einer der Schöpfer des in seiner Art berühmten Kölner »Hänneschen«-(Puppen-)Theaters.

F. Z.

Im »Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog« Bd. XIV Seite 262 Zeile 7 lies »achtzehnten Gesang wird ein Bild« . . . anstatt »zwölften Gesang« . . .

I. Alphabetisches Namenverzeichnis

zum

Deutschen Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1910.

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Adelmann, Karl	<i>R. Piloty</i>	52	Jung, Julius	<i>O. Redlich</i>	208
Angerer, Gottfried	<i>E. Isler</i>	76	Juraschek, Franz R. v.	<i>E. Castle</i>	183
Anker, Albert	<i>H. Trog</i>	73	Kainz, Josef	<i>J. Minor</i>	40
Ballestrem, Franz	<i>H. Dies</i>	139	Kautzsch, E. F.		133
Graf v.			Khevenhüller, Rudolf	<i>H. Schlitter</i>	192
Bauer, Ludwig	<i>A. Dreyer</i>	180	Graf v.		
Bayer, Josef	<i>K. Holey</i>	218	Kochendörffer, Karl	<i>E. Schröder</i>	83
Bayer-Bürck, Marie	<i>A. v. Weilen</i>	114	Krönlein, U. Rudolf	<i>Lüning</i>	22
Bierbaum, Otto Jul.	<i>A. Dreyer</i>	170	Kummer, Hans	<i>A. Dreyer</i>	177
Blum, Hans	<i>W. Hammer</i>	35	Lindau, Rudolf	<i>V. Klemperer</i>	158
Camerer, J. Fr. Wilhelm	<i>O. Buhl</i>	11	Linden, Karl Graf v.	<i>Lampert</i>	49
Chrobak, Rudolf	<i>H. Peham</i>	47	Löfftz, Ludwig v.	<i>H. Holland</i>	148
Clouth, Franz	<i>F. Zilcken</i>	95	Lueger, Karl	<i>R. Charvatz</i>	115
Dändliker, Karl	<i>G. Meyer von Knorau</i>	87	Martin, Ernst	<i>E. Schröder</i>	78
Epp, Rudolf	<i>H. Holland</i>	145	Niedmann, Aug. Heinr.	<i>H. Holland</i>	151
Fellner, Richard	<i>Th. Antropp</i>	112	Ott, Arnold	<i>A. Schaer</i>	61
Geibel, Karl	<i>G. v. Schmoller</i>	27	Piltz, Otto	<i>H. Holland</i>	152
Giesebrecht, Friedrich	<i>M. Löhr</i>	85	Planck, Gottlieb Karl	<i>F. Frensdorff</i>	3
Hagenbach - Bischoff, Eduard		66	Raabe, Wilhelm	<i>H. A. Krüger</i>	161
Hantzsch, Viktor	<i>Emil Schoene</i>	70	Rauchenegger, Benno	<i>A. Dreyer</i>	178
Haupt, Erich	<i>G. Kawerau</i>	110	Scholten, Robert	<i>E. Liesegang</i>	56
Hebbel, Christine	<i>R. M. Werner</i>	210	Schürer, Emil Johannes	<i>F. Kattenbusch</i>	107
Höcker, Paul	<i>H. Holland</i>	147	Seydewitz, Kurt	<i>D. Karl Lamprecht</i>	125
Holzer, Ernst	<i>O. Güntter</i>	16	Paul v.		
Jäger, Oskar	<i>H. Planck</i>	90	Skraup, Zdenko	<i>Hans</i>	146
			Stelzner, Heinrich	<i>H. Holland</i>	152

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Sterneck Daublebsky, R. v. Sterneck		128	Tobler, Adolf	Meyer-Lübke	85
Robert v.			Warneck, Gustav	S. Schoene	97
StolbergWernigerode, H. Dies		143	Werther, Julius v.	M. Haushofer	17
Udo, Graf v.			Widmann, Franz	H. Holland	154
Tiburtius, Karl	O. Zaretsky	69	Zahn, Joh. Alfred v.		190
Tomschitz, Ernst	A. Freiherr v.		Zimmermann, Alfred	H. Holland	168
	Mensi	155	Zuckerlandl, Emil		156

II. Alphabetisches Namenverzeichnis

der

Ergänzungen und Nachträge.

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Braun, Hermann	<i>O. Eisenmann</i>	301	Matkowsky, Albert	<i>A. Klaar</i>	255
Fitger, Arthur	<i>H. Tardel</i>	270	Meyer, Hugo Elard	<i>F. Pfaff</i>	262
Friedlaender, Ludwig	<i>P. Stengel</i>	221	Münster, Fürst Georg	<i>F. Thimme</i>	277
Hecht, Felix	<i>J. Kohler</i>	265	Neumayer, Georg	<i>B. C. Stechert</i>	237
Hoffmann, Hans	<i>H. Spiero</i>	249	Scharff, Anton	<i>W. Englmann</i>	306
Kalthoff, Albert	<i>W. Boerner</i>	297	Scherenberg, Ernst	<i>F. Zilcken</i>	254
Laubmann, Georg v.	<i>H. Schnorr v. Carolsfeld</i>	261	Wildenbruch, Ernst v.	<i>A. Klaar</i>	286

TOTENLISTE

1910.

Ein Stern (*) vor dem Namen bezeichnet, daß das Biographische Jahrbuch dem Toten einen eigenen Nekrolog gewidmet hat, auf den mit *BY* unter Angabe von Band- und Seitenzahl verwiesen ist; die am Schlusse jedes Artikels der Totenliste angeführte Literatur verzeichnet die Quellen des Bearbeiters und gibt auch weitere, zum Teil aus zweiter Hand geschöpfte Hinweise; *W* deutet dabei an, daß dort ein Verzeichnis der Werke des Verstorbenen, *P*, daß ein Porträt beigegeben ist, *N*, daß sich ein ausführlicher Nekrolog an der betreffenden Stelle findet.

Andere Abkürzungen sind:

- | | | |
|---|--|---|
| <i>AD</i> = Das akademische Deutschland. Biogr.-bibliogr. Handbuch f. d. Universitäten d. Deutschen Reiches. Leipzig 1905—06. | <i>DRG</i> = Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik. | <i>JB</i> = Jahrbuch d. deutschen Bibliotheken. |
| <i>ADB</i> = Allgem. Deutsche Biographie. | <i>DZL</i> = Deutsches Zeitgenossen-Lexikon. | <i>JSG</i> = Jahresberichte d. Schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur. |
| <i>AF</i> = Arbeiterfreund. | <i>EG</i> = Ludw. Eisenbergs Großes Biogr. Lexikon d. Deutschen Bühnen i. 19. Jahrh. | <i>JSTG</i> = Jahrbuch d. Schiffsbautechischen Gesellsch. |
| <i>AL</i> = Alberti, Lexikon d. Schlesw.-Holstein.-Lauenburg. u. Eutin. Schriftsteller von 1866—1882. | <i>EL</i> = Eckart, Lexikon d. Niedersächsischen Schriftsteller. 1891. | <i>IZ</i> = Leipz. Illustrierte Zeitung. |
| <i>AMZ</i> = Allg. Musikzeitung | <i>ELK</i> = Allg. Evang.-Luth.-Kirchenzeitung. | <i>K</i> = Kukula, Bibliogr. Jahrbuch d. Deutschen Hochschulen. |
| <i>ASG</i> = Anzeiger f. Schweizer. Geschichte. | <i>FT</i> = Freiherrl. Taschenbuch. | <i>Kchr</i> = Kunstchronik. |
| <i>BB</i> = Börsenblatt. | <i>G</i> = Globus. | <i>KFA</i> = Kunst f. Alle. |
| <i>BKW</i> = Berliner Klinische Wochenschrift. | <i>GA</i> = Geogr. Anzeig. | <i>KJ</i> = Kirchliches Jahrbuch. |
| <i>BMW</i> = Boetticher, Malerwerke d. 19. Jahrh. | <i>GK</i> = Geographen-Kalender. | <i>KL</i> = Kürschner, Deutsch. Literatur-Kalender. |
| <i>BR</i> = Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter u. Prosaisisten d. 19. Jahrh. | <i>GT</i> = Gräfliches Taschenbuch. | <i>KM</i> = Konservative Monatsschrift. |
| <i>BT</i> = Briefadelig. Taschenbuch. | <i>GZ</i> = Geogr. Zeitschrift. | <i>KR</i> = Keiters Kathol. Literatur-Kalender. |
| <i>BZ</i> = Dietrich, Bibliographie d. Zeitschriften-Literatur. | <i>HA</i> = Handbuch f. d. Preuß. Abgeordnetenhaus. | <i>KTH</i> = Kalender d. Technischen Hochschulen. |
| <i>DAG</i> = Deutsch-Amerikan. Geschichtsblätter. | <i>HBL</i> = A. Hirsch, Biogr. Lexikon d. hervorragenden Ärzte aller Zeiten u. Völker. | <i>KVZ</i> = Kölnische Volkszeitung. |
| <i>DBZ</i> = Deutsche Bauzeitung | <i>HC</i> = Hamburgischer Correspondent. | <i>KW</i> = Kunstwart. |
| <i>DE</i> = Deutsche Erde. | <i>HH</i> = Handbuch f. d. Preuß. Herrenhaus. | <i>L</i> = Leopoldina. |
| <i>DJZ</i> = Deutsche Juristen-Zeitung. | <i>HK</i> = Gothaischer Hofkalender. | <i>LA</i> = Limans Militär-Almanach. |
| <i>DKB</i> = Deutsches Kolonialblatt. | <i>HL</i> = Hessenland. | <i>LE</i> = Literarisches Echo. |
| <i>DKZ</i> = Deutsche Kolonialzeitung. | <i>HPA</i> = Hirths deutscher Parlaments-Almanach. | <i>LJ</i> = Löbells Jahresberichte. |
| <i>DMW</i> = Deutsche Medizin. Wochenschrift. | <i>HV</i> = Historische Vierteljahrsschrift. | <i>LZ</i> = Literar. Zentralblatt. |
| | <i>JAW</i> = Jahresberichte über d. Fortschritte d. klass. Altertumswissenschaft. | <i>MAZ</i> = Münch. Allgemeine Zeitung. |
| | | <i>M. d. A.</i> = Mitglied d. Preuß. Abgeordnetenhauses. |
| | | <i>M. d. H.</i> = Mitglied d. Preuß. Herrenhauses. |
| | | <i>M. d. R.</i> = Mitglied d. Reichstages. |

MMW = Münch. Medizin. Wochenschrift.
MS = Müller-Singer, Allgem. Künstler-Lexikon.
MW = Militär - Wochenblatt.
MWB = Musikal. Wochenblatt.
MZ = Militärzeitung, Berlin.
NFP = Neue Freie Presse.
NMZ = Neue Musikzeitung.
NR = Naturwissenschaftl. Rundschau.
NS = Niedersachsen.
NTA = Neuer Theater-Almanach.
NZ = Nationalzeitung.
OA = Deutscher Ordens-Almanach.
ÖR = Österreichische Rundschau.

PBL = Pagel, Biogr. Lexikon hervorragender Ärzte d. 19. Jahrh.
PF = Poggendorff, Biogr.-literar.-Handwörterbuch z. Geschichte d. exakten Wissenschaften.
PY = Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder.
R = Riemann, Musiklexikon. 7. Aufl. 1909.
RH = Reichstags-Handbuch
SE = Stahl u. Eisen.
SKL = Spemanns Kunst-Lexikon.
T = Tag, Ill. Teil.
TB = Thieme-Becker, Allgem. Lexikon d. bildender Künstler.
TJ = Theologischer Jahresbericht.

TL = Totenliste.
TR = Tägliche Rundschau.
TRU = Tägliche Rundschau. Unterhaltungsbeilage.
Ü = Überall.
UK = Aschersons Universitäts-Kalender.
UT = Uradeliges Taschenbuch.
VZ = Vossische Zeitung.
VZT = Vossische Zeitung, Totenliste.
W = Woche.
WI = Wer ist's?
WJ = Württemberg. Jahrbuch f. Statistik u. Landeskunde.
WMW = Wiener Medizin. Wochenschrift.
ZB = Zentralblatt d. Bauverwaltung.

Berlin.

Dr. Holleck - Weithmann.

1910.

Abegg, Richard, *Dr. phil.*, 20. Prof. u. Abt.-Vorst. a. Chem. Institut d. Techn. Hochschule i. Breslau; * Danzig 9. I. 1869; † bei Köslin (nach Sturz mit e. Freiballon) 3. IV. — *VZ* 5. IV. M.-A.; *KL* 1910, 3 (**W**); *WI* 3, 1 (**W**); *JSG* 1911 Nehr. 1—4 (O. Sackur); *BZ* 26, 41 [Chemikerzt. Jg. 34, 367 (W. Herz); *Physik. Zs.* Jg. 11, 425 (Th. Des Cordes)] 27, 42 [Zs. f. Elektrochemie u. angew. physik. Chemie Jg. 16, 554 (S. Arrhenius)]; *NR* 25, 271/72 (O. Sackur); *PF* IV, 1, 2/3 (**W**); *Chronik d. Univ. Breslau* 25, 186—190 (O. Sackur).

Achenbach, Andreas, Landschafts- u. Marine-Maler, Mitgl. d. Akad. d. Künste, Ritter d. Friedensklasse d. Ordens *Pour le mérite*; * Kassel 29. IX. 1815; † Düsseldorf 1. IV. — *IZ* 134, 620a (**P**); *DZL* 3; *HL* 24, 115; *Hochland Juni-H.*, 378 (K. Weiss); *Christl. Kunst Bd. 7*, 22 (Lüthgen, A. — Nachlaßausst. i. Düsseldorf); *Moderne Kunst Jg.* 25, 66 (H. Abeking); *Über Land u. Meer*, Jg. 53, Nr. 3 (W. Mießner); *KW* 23, 3, 125/26; *Kunst u. Künstler* 8, 425; *Kehr N. F.* 21, 353-5; *KFA* 25, 384 (**P**); *TB* 1, 42/43; *MS* 1, 3/4; *BMW* 1, 2—9; *SKL* 20/21.

***Adelmann, Karl**, Dichter u. Kunsthist.; * Würzburg 21. IV. 1859; † das. 15. X. — *BJ* XV, 52 (R. Piloty).

Adlhoß, Beda Franz, kathol. Schriftst. auf d. Gebiete d. Philos. u. älter. Benediktiner-Geschichte; * Ingolstadt 19. XI. 1854; † Stift Metten b. Deggendorf i. Bayern 3. IV. — *KL* 1910, 9; *KR* 1910, 6; *Studien u. Mitt. aus d. Benedikt.- u. Cistercienser-Orden* 1910, 379 (W. Rauscher).

Aeschbacher, Robert, Pfarrer, Prediger a. Münster i. Bern, einer d. glänzendsten, gebildetsten u. geistvollsten Kanzelredner d. Schweiz; * Radelfingen, Kant. Bern 1869; † Bern 4. IX. — *VZ* 8. IX. M.-A.
Ahlers, O. J. D., Dir. u. Mitbegr. d. Deutsch. Dampfschiffahrtsges. »Hansa«; * Elsflöth 24. X. 1848; † Bremen 14. VII. — *JSTG* 1911, 80.

Ahlmann, Wilhelm, *Dr. iur.*, Begründer d. Kieler Zeitung, 1867—73 M. d. A.; * Gravenstein i. Sundewit 13. VII. 1817; † Kiel 15. IX.; hielt 1847—48 staatswiss. Vorlesungen a. d. Univ. Kiel, wurde mit J. G. Droysen zum Sekret. d. provisor. Regierung gewählt, Abt.-Chef i. Depart. d. Innern u. Leiter d. Postwesens, um dessen

- Reorganisation er sich große Verdienste erworben hat. 1848/49 war er Mitgl. d. Schlesw.-Holst. Landesvers., wurde Eigentümer der i. Rendsburg hrsg. Schlesw.-Holst. Zeitg., die zeitweilig Th. Mommsen redigierte. Nach dem Scheitern d. Erhebungskrieges lebte er eine Zeitlang in England, gründete nach seiner Rückkehr d. erste Kieler Bankhaus, schloß sich 1863 den Patrioten an, die für Herzog Friedrich eintraten und gründete 1864 d. Kieler Zeitg. Er war Mitglied d. Kreistages, d. Kirchenvorst., Ehrenmitgl. d. freisinn. Partei d. Prov. Schlesw.-Holst. u. 1862—88 Stadtverordn. — VZ. 15. IX. A.-A.; HC 16. IX. M.-Bl.; FZ 16. IX. A.-Bl.; Kieler Zt. 16. IX. M.-Bl., 20. IX. M.-Bl. (Trauerfeier); Schleswig-Holstein meerumschlungen i. Wort u. Bild. Kiel 1896. S. 203 (P); AL 1829—66, 1, 4; 1866—82, 1, 3.
- Ahn, Albert**, Verlagsbuchh., namentl. für d. Vermittlung d. französ. Lit. u. Musik i. Deutschland tätig, Begr. d. Westdeutschen Kursbuchs; * Aachen 1840; † Gut Niederdollendorf 29. VI. — Nat. Zt. 30. VI. M.-A.; Köln. Volkszt. 30. VI. Mitt.-A.; BB Nr. 150 u. 162; NMZ 31, 425.
- Ahrens, Felix Benjamin**, ao. Prof. f. chem. u. landwirtschaftl. Technol. a. d. Univ. Breslau; * Danzig 22. X. 1863; † Berlin 14. XI. — VZ 20. XI. M.-A.; WI 3, 9 (W); UK S.-S. 1911, 1, 320; Chemikerzt. Jg. 34, 1245 (W. Herz); PF IV, 1, 10/11 (W); Chronik d. Univ. Breslau 25, 203—207 (F. Ehrlich).
- Aichner, Simon**, *Dr. theol. h. c.*, ehem. Fürstbischof v. Brixen, einer d. hervorr. Persönlichkeiten d. klerikalen Tirols, Mitgl. d. österr. Herrenh. u. d. Tirol. Landt.; * Terrenten i. Pustertal 19. X. 1816; † Neustift b. Brixen 2. XI. — VZ 2. XI. A.-A.; NFP 2. XI. M.-Bl.; IZ 135, 918, 922 (P); WI 3, 9.
- Althm, Max**, (Schriftst. u. d. Pseud.: Fritz Anders), Pastor u. Schriftst., verf. Romane u. musikwiss. Werke; * Halle a. S. 31. VIII. 1841; † das. 14. XI. — VZ 18. XI. M.-A.; IZ 135, 974; KL 1910, 15 (W); BB Nr. 267; LE 13, 468; BR 1, 33; KM 68, 1, 313—14 (W. v. Langsdorff).
- Altenbockum, Karl von**, bis 1902 Präs. d. Konsist. i. Kassel; * Kassel 19. V. 1842; † das. 25. X. — VZ 27. X. M.-A.; OA 1908/09, 14; HL 24, 315; UT 1913, 16.
- Altmann, Josef**, Lehrer a. Wiener Konserv., ehem. Schausp. u. Regiss.; * Rzeszow i. Galizien 25. XII. 1844; † Wien 2. II. — NTA 1911, 167; EG 24; DZL 16.
- Altmann, Walter**, *Dr. phil.*, Privatdoz. d. Archäol. a. d. Univ. Marburg; * Berlin 12. VI. 1873; † Marburg 24. I. — VZ 29. I. M.-A.; UK S.-S. 1910, 1, 320; JAW Bd. 155 Biogr. Jahrb. 25—27 (J. B. Carter); Chronik d. Univ. Marburg f. 1909, 5—7 (W).
- Amelunxen, Arnold von**, Generallt. z. D., bis 1909 Kommand. d. 2. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Kassel 4. XI. 1849; † Berlin 17. II. — VZ 18. II. A.-A.; OA 1908/09, 17; FT 1911, 1073.
- Armann, August**, Prof., Gymn.-Oberl. a. D., Lyriker; * Driedorf 25. I. 1839; † Wiesbaden, Ende April. — KL 1910, 21 (W) 1911 TL; BR 1, 438.
- Arnsberg, Julius von**, *Dr. iur. h. c.*, ehem. mecklenb. Justizminister u. Staatsrat, 1875—77 als Dir. f. d. Reichsjustizwesen i. Reichskanzleramt tätig gewesen; * Dobbertin 19. II. 1830; † Schwerin 29. V. — VZ 30. V. A.-A.; IZ 134, 1086; Bursch. Bl. 24, 223; OA 1908/09, 18; WI 3, 17/18; DZL 17/18.
- Amyntor, Gerhard von**, (eigentl. Dagobert von Gerhardt), Dichter u. Schriftst., Major a. D.; * Liegnitz 12. VII. 1831; † Potsdam 24. II. — VZ 24. II. A.-A.; NZ. 25. II. M.-A.; FZ 26. II. 1. M.-Bl. (E. Zabel); W 396 (P); IZ 134, 387 (P); MZ 1910, 135; LE 12, 906; KL 910, 498 (W); WI 3, 423 (W); DZL 438; BR 1, 424.
- * Angerer, Gottfried**, Komponist u. Chordirigent; * Waldsee b. Friedrichshafen 3. II. 1851; † Zürich 19. VIII. — BJ XV, 76 (E. Isler).
- * Anker, Albert**, Genremaler, schuf u. a. Ill. zu Jerem. Gotthelfs Werken; * Ins b. Bern 1. IV. 1831; † das. 16. VII. — BJ XV, 73 (H. Trog); VZ 16. VII. A.-A.; W 30, 1258 (P); WI 3, 21; Kchr N. F. 21, 553; TB 1, 528/9; MS 1, 29; BMW 1, 36/37.
- Arendt, Johann Karl Wenzel**, Staatsarchitekt a. D. u. Archäologe, fruchtbar. Schriftst.; * Vianden i. Lux. 15. III. 1825; † Luxemburg 21. XI. — KR 1910, 11 (W), 1912 TL; WI 3, 24 (W).
- Arendt, Lebrecht**, Kgl. Preuß. Oberamtmann u. Domänenpächter, 1898—1909 M. d. A. u. 1907—10 M. d. R., konserv.; * Gr.-Krebs b. Marienwerder 22. VIII. 1837; † Spangenehn 3. X. — VZ 5. X. M.-A.; WI 3, 24; RH 1907, 206, 449 (P); HA 1904, 290.
- Arendt, Paul**, *Dr. med.* Marine-Generalarzt, Flottenarzt d. Hochseeflotte; * Danzig 1. X. 1859; † 7. VII. — VZ 8. VII. A.-A.
- Arnau, Karl**, Hofschauspieler, 1879—97 Mitgl. d. Wiener Hofburgtheaters, urspr. Bildhauer; * Szobetist 26. XI. 1843; † Innsbruck 4. XI. — NTA 1912, 150.
- Arnim, Henning Graf von**, Mitgl. d. Gesamtaussch. d. Deutsch. Landwirtsch.-Ges., beschäftigte sich mit d. wiss. Bearb. züchter. Probleme, einziger Sohn d. ehem. Parisers

- Botschafters, d. Gegners Bismarcks; * Berlin 21. IV. 1851; † Kissingen 20. VIII. — VZ 25. VIII. M.-A.; WI 3, 27; Mitt. d. Deutsch. Landwirtsch.-Ges. 1910, 511; GT 1913, 39.
- Arnoldi**, Friedrich Albert von, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 5. Inf.-Brig. i. Stettin, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Reifenberg b. Nassau 1. V. 1818; † Dillenburg 27. III. — VZ 2. IV. A.-A.; OA 1908/09, 30; BT 1912, 16.
- Arnswaldt**, Hermann Baron von, Landschaftsrat, 1881—1893 M. d. R., Welfe, bis 1865 Offizier in d. hannov. Armee, dann Landwirt; * Hannover 21. VI. 1841; † Berlin 16. IV. — VZ 19. IV. A.-A.; RH 1898, 146.
- Astfalk**, Theodor, Kgl. Baurat, hochbau-techn. Mitgl. d. Kgl. Ministerial-Baukommission, Erbauer d. Passionskirche i. Berlin; * Berlin 4. II. 1852; † das. 6. II. — DBZ 44, 92.
- Autenrieth**, Edmund von, Oberbaurat, Baudirektor, früh. Prof. f. techn. Mechan. a. d. Techn. Hochschule i. Stuttgart; * Tübingen 21. II. 1842; † Stuttgart 15. XII. — VZ 20. XII. M.-A.; WI 3, 36; DZL 32; WJ 1910 Nekr.; Württ. St.-Anz. Nr. 295; Schw. Kron. Nr. 585; DBZ 44, 860; ZB 31, 48/49; PF IV, 1, 47 (W).
- Avanzo**, Dominik, Architekt, entwarf d. Döblinger Friedhof u. baute eine große Anzahl von Villen u. Grabdenkmälern; * Köln a. Rh. 1845; † Wien 8. XI. — DBZ 44, 868.
- Baerenfels-Warnow**, Paul von, Kammerh., Hauptmann a. D., Milit.-Hist., früh. Hoftheater-Intend. u. Intend. d. Großh. Hofkapelle i. Neustrelitz; * Rustrow i. Neuvorpom. 19. V. 1848; † Neustrelitz 2. XI. — KL 1910, 55 (W). 1911 TL; WI 3, 42; NTA 1912, 149.
- *Ballestrem**, Franz Karl Wolfgang Graf von, Wirkl. Geh. Rat, M. d. R., M. d. A. u. M. d. H., führendes Mitgl. d. Zentrumspartei, 1898—1906 Präs. d. Reichst., Großgrundbes. u. Großindustr.; * Schloß Plawniowitz i. Ob.-Schles. 5. IX. 1834; † das. 23. XII. — BJ XV, 139 (H. Dietz); VZ 24. XII. A.-A.; KVZ 24. XII. A.-A.; T 303 (P); MAZ 113, 964; W 53, 2248 (P); WI 3, 47; DZL 40; RH 1904, 200/01; AF 48, 472.
- Bamberg**, Albert von, Dr. phil., Geh. Oberschulr., Direktor d. Gymn. Ernestinum i. Gotha, Althphilologe, entwickelte eine lebhaft schriftst. Tätigkeit, Vors. d. Hauptver. d. Dtsch.-Ev. Bundes f. d. Herzogt. Gotha; * Rudolstadt 6. V. 1844; † Gotha 24. I. — VZ 30. I. M.-A.; KL 1910, 50 (W); WI 3, 49; Humanist. Gymn. 21, 105/06 (E. Grünwald).
- Bansi**, Gottfried, Kommerzienrat., berief Bodelschwingh nach Bielefeld u. gab d. Mittel zu s. ersten Gründungen, begr. d. Wilhelm-Augusta-Verein f. Kranke, Erholungsbedürftige u. alte Lehrerinnen u. d. Marien- u. Luther-Stift, rief d. Neue Westf. Volkszt. ins Leben; * Bielefeld 1828; † das. 26. I. — KM 67, 1, 637—39.
- Bartmuß**, Richard, Prof., kgl. Musikdirekt., herzogl. Hoforganist i. Dessau, Komponist; * Bitterfeld 23. XII. 1859; † Dessau 25. XII. — VZ 27. XII. A.-A.; DZL 53; AMZ 38, 21/22 (P. Klauert); R 97 (W).
- *Bauer**, Ludwig, Schulr., früh. Leiter d. Augsburger Volksschulwes., bek. Jugendschriftsteller, auch Lyriker u. Verf. von Operntexten, zeitweise Leiter d. Frankfurter Laternen; * Ingolstadt i. Unterfr. 19. III. 1832; † Augsburg 3. VIII. — BJ XV, 180 (A. Dreyer); VZT; IZ 135, 233; BR 1, 77 (W).
- Baumgartner**, Alexander, S. J., Literarhist., Dichter u. Schriftst., Mitred. d. Stimmen aus Maria Laach; * St. Gallen 27. VI. 1841; † Luxemburg 5. IX. — KVZ 7. IX. Mitt.-A., Litt.-Beil. Nr. 37 (J. Froberger, Pater A. B., Ein Gedenkbl.), 5. X. 1. M.-Bl. (J. B. Grächner); KL 1910, 73 (W); KR 1910, 24/25 (W); WI 3, 66 (W); BR 1, 82; LE 13, 75, 1081 (Ch. L. Blennerhassett); GK 1911, 258; Stimmen aus Maria Laach 1910, H. 9. (O. Pfülf); Akad. Monatsbl. Jg. 21, 197 (A. Stockmann); Hist.-polit. Blätter Bd. 147, 537—542 (N. Scheid, Persönl. Erinn.); D. Aar Jg 1, Nov.-H., 260 (P. A. Zimmermann); MAZ 1912, 897.
- Baumgartner**, Peter, Genremaler; * München 24. V. 1834; † das. 12. XII. — MAZ 114, Nr. 51 (Holland); TB 3, 85; MS 1, 82; BMW 1, 52/53.
- *Bayer**, Joseph, Dr. phil., Prof., Lit.-Hist. u. Ästhetiker; * Prag 13. VI. 1827; † Wien 1. II. — BJ XV, 218 (K. Holey); VZ 2. II. A.-A.; NFP 2. II. M.-Bl., 6. II. M.-Bl. (A. Klaar); KL 1910, 75 (W); WI 3, 67 (W); IZ 134, 224; Wage 13, Nr. 7 (J. Lange); Dtsch. Arbeit 9, 721—23; Dtsch. Rundsch. 36, 9, 438 ff. (R. Stiassny, Ein dtsch. Humanist: J. B.); Heimgarten Jg. 35, 451 (E. Soffé).
- *Bayer-Bürck**, Marie, 1841—91 Mitgl. d. Dresd. Hoftheaters, dann Ehrenmitgl.; * Prag 31. X. 1820; † Dresden 10. II. — BJ XV, 114 (A. v. Weilen); VZ 15. II. M.-A.; IZ 134, 387 (P); NTA 1911, 167 (P); WI 3, 67 (W); DZL 346/47; BW Jg 12, 474 (E. Pierson); Frauenrundsch. 1910, 529 (P. Clemens).
- Beck**, Fritz, Generalm. a. D., bis 1906 Kommand. d. hess. Gendarmeriekorps, Schriftst. auf d. Geb. d. Truppengeschichte, Ritter

- d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Darmstadt 5. IX. 1837; † das. 9. VI. — VZ 16. VI. M.-A.; MW 1910, 2609.
- Beck, Otto**, Edler v. Nordenau, Feldzeugm., General-Genieinsp.; * Eibenschütz i. Mähr. 1. VIII. 1837; † Wien 4. VI. — NFP 5. VI. M.-Bl.; LJ 37, 441; ÖR 22, 453.
- Becker, Gottlieb**, Kontre-Admiral z. D.; * Wismar 8. I. 1852; † Berlin 25. XI. — VZ 26. XI. A.-A.; OA 1908/09, 73.
- Behelm-Schwarzbach, Max**, (Pseud.: Max Böheim), *Dr. phil.*, Prof., Geschichtsforscher u. Dichter, früh. Lehrer a. d. Erziehungs-Anst. Ostrowo b. Filehne, Verf. vaterl. Schauspiele, einiger Gedichtbände u. eines Epos; * Berlin 15. IV. 1839; † München 25. VII. — VZ 26. VII. M.-A.; LE 12, 1717; BR 1, 91; Histor. Monatsschr. f. Posen Jg. 12, 17—22 (R. Prümers).
- Behrens, Ernst**, Kommerzienrat, Fabrikbes., Seniorchef d. Maschinenfabrik »Cyclop« Mehliß & Behrens, Mitgl. d. Akad. d. Bauwesens u. d. Berl. Handelsk.; * Berlin 27. I. 1840; † das. 15. II. — VZ 16. II. M.-A.; DZL 76.
- Behrens, Hugo**, (Pseud.: B. Renz), *Dr. med.*, Oberstabsarzt a. D., Novellist u. Romanschriftst.; * Hamburg 21. VII. 1820; † Kötzschenbroda 6. XI. — KL 1910, 87 (W), 1911 TL; DMW 36, 2160; EL 138.
- Below, Ernst**, *Dr. med.*, Schriftst., hat lange Zeit i. Mexiko gewirkt, schrieb über Tropenhygiene, Militaria, Memoiren u. Nov.; * Posen 31. V. 1845; † Hannover 31. X. — VZ 1. XI. A.-A.; WI 3, 80; KL 1910, 90 (W); BR 1, 459; GK 1910, 258; PBL 127/28 (W); DMW 36, 2110.
- Below, Werner von**, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 27. Württ. Kav.-Brig., 1897 z. D.; * Astrawischken 1. III. 1841; † Görlsdorf b. Hötter 10. I. — VZ 12. I. M.-A.; OA 1908/09, 85.
- Bender, Johannes**, *Dr. phil.*, Kr.-Schulinsp. a. D., Schriftst. u. Dichter; * Siegburg-Müldorf 4. IV. 1865; † Heinsberg, Rh. 11. VII. — KR 1910, 31 (W), 1912 TL.
- Bender, Karl**, Hofschausp. a. Hoftheater i. Coburg; * Wiesbaden 29. IV. 1864; † Coburg 10. X. — NTA 1912, 148.
- Berchem, Maximilian Graf von**, Wirkl. Geh. Rat, bayer. Kämml., bis 1893 Unterstaatssek. i. Ausw. Amt, vorher Dir. d. handelspolit. Abt.; * München 22. IX. 1841; † das. 13. IV. — VZ 13. IV. A.-A., 14. IV. M.-A.; MAZ 113, 335/36 (Zwei Tote); DZL 85; GT 1913, 87.
- Berg-Nessehröden, Moritz von**, (Pseud.) s. Kaisenberg, Moritz von.
- Berger, Otto von**, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 58. Inf.-Brig.; * Rastenburg 2. VII. 1837; † Göttingen 23. I. — VZT; OA 1908/09, 94; WI 3, 88; DZL 87.
- Bernhardt, Eugen von**, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., zul. Kommand. d. 44. Inf.-Brig., 1882 z. D.; * Saalfeld 5. II. 1822; † Charlottenburg 15. II. — VZ 17. II. M.-A.; OA 1908/09, 100; MZ 1910, 122.
- Bertels, Kurt**, *Dr. phil.*, Dramatiker; * Riga 11. IV. 1877; † Korfu 15. VII. — KL 1910, 111 (W), 1911 TL.
- Bieber-Böhm, Hanna**, Vorkämpferin d. Frauenbewegung, literar. u. künstl. tätig, zuerst Malerin, Schülerin von Gussow u. Salzmann, gründete 1889 den Verein »Jugend-schutz« u. war Mitbegr. d. »Bundes der deutsch. Frauenvereine«; * Glaubitten, Ostpr. 6. II. 1851; † Berlin 15. IV. — VZ 16. IV. A.-A.; AF 48, 237; Eth. Kultur 1910, 66/68 (E. Mießner); DZL 108; PY 1, 66/67 (W); Neue Bahnen 1910, 99 (H. Lange).
- Bierbaum, Otto Julius**, Dichter u. Schriftst.; * Grüneberg i. Schles. 28. VI. 1865; † Dresden 1. II. — BJ XV, 170 (A. Dreyer); VZ 2. II. M.-A.; FZ 5. II. 1. M.-Bl. (M. G. Conrad); MAZ 113, Nr. 6 (E. Faktor); HC Beil. Nr. 10 (H. Benzmann); IZ 134, 230 (P); W 220, 266 (P); KL 1910, 124 (W); WI 3, 104 (W); DZL 110/11; BR 1, 125; LE 12, 783/86, 819 (W), 824/25 (L. Bauer); Hochland Jg 7, H. 6; Eckart 4, 6 (B. Rüttenauer); Dortmund. Magaz. 1, Nr. 17 (F. Droop); BW 12, Nr. 11 (H. Benzmann); ÖR 22, 304/05 (H. Ubell, In memoriam O. J. B.); KW 23, 2, 330—32 (Avenarius); O. J. B. z. Gedächtnis. Hrsg. von M. G. Conrad. München 1912, mit 40 Bilderbeil.; BZ 26, 70 [Blaubuch 1910, Nr. 6 (H. Kienzl); Gegenwart 1910, Nr. 7 (K. H. Strobl), Nr. 40—42 (E. v. Wolzogen); Masken Jg 2, 385, 391 (R. Bruck)].
- Bismarck, Christoph Georg von**, Hauptm. a. D., Milit.-Schriftst.; * Wittenberg a. E. 30. V. 1845; † Dessau 6. IV. — LA 1909, 7; 1910, 1.
- Bissinger, Karl**, *Dr. phil.*, Prof., Hofrat, Dir. d. Reuchlin-Gymn. i. Pforzheim, tücht. Kenner antik. Münzen u. Schriftst. auf numism. Gebiet; * Karlsruhe 1845; † Pforzheim 7. I. — VZ 9. I. M.-A.; OA 1908/09, 121.
- Blau, Wilhelm**, Prof., Musikkrit. a. d. Kreuzzt., früh. a. d. VZ, auch als Musiklehrer geschätzt; † Berlin 7. IX. i. 55. Lebensj. — VZ 9. IX. M.-A.; AMZ 37, 807.
- Blankenstein, Hermann**, Geh. Baurat, Berl. Stadt-Baurat a. D., seit 1896 Städtältester, baute u. a. d. Irrenanst. i. Dalldorf, d. Zentral-Vieh- u. Schlachthof, Markthallen,

- d. Polizeipräs., d. Sparkasse a. Mühlen-
damm, d. Krankenhaus a. Urban u. restau-
rierte d. Marien- u. Nikolai-Kirche; * Gra-
fenbrück, Nieder-Barn. 7. I. 1829; † Berlin
6. III. — Berl. Tagebl. 7. III. A.-A.; DBZ
44, 148; ZB 1910, 149 (J. Jost m. P); Ge-
meinde-Blatt, Berlin 1910, 99.
- Bloch von Blottnitz**, Theodor, Generalm. z. D.,
Ritter d. Ord. »*Pour le mérite*« u. d. Eis. Kr.
2. Kl., zul. Kommand. d. 3. F.-A.-Reg.;
* Hünern a. W. 6. VI. 1825; † Potsdam
4. XI. — VZ 6. XI. M.-A.; OA 1908/09,
126; MZ 1910, 609.
- Blötzer**, Joseph, S. J., theol. u. hist. Schriftst.,
Mithrsg. d. Stimmen aus Maria Laach;
* Wyler 13. V. 1849; † Luxemburg 7. VII.
— KL 1910, 143 (W), 1911 TL; KR 1910,
42; WI 3, 118; Stimmen aus Maria Laach
Bd. 79, 121/22.
- Blomeyer**, Karl, Dr. iur., Oberlandesger.-Präs.,
Ehrenbürger d. Stadt Jena; * Meiningen
1844; † Jena 18. V. — VZ 18. V. A.-A.;
DJZ 15, 132, 638.
- Blüthner**, Julius, Geh. Kommerzienrat, Begr.
d. weltber. Pianoforte-Fabrik, Verf. d.
»Lehrbuchs d. Pianoforte-Baues i. seiner
Geschichte, Theorie u. Praxis« (2. Aufl.
Weimar 1886); * Falkenhain b. Merseburg
11. III. 1824; † Leipzig 13. IV. — VZ
14. IV. M.-A.; W 17, 697 (P); IZ 134, 737/38
(A. Smolian m. P.); WI 3, 120; DZL 128/29;
KW 23, 255 (G. Göhler); AMZ 37, 395
(P. Schwes); NMZ 31, 322 (C. Droste m.
P); MWB 41, 33.
- * **Blum**, Hans, Sohn Robert B.s, Dr. iur.,
Historiker, ehem. M. d. R., langjähr. Red.
d. »Grenzboten«; * Leipzig 8. VI. 1841;
† Rheinfelden 30. I. — BJ XV, 35 (W. A.
Hammer); VZ 2. II. M.-A.; NFP 6. II.
M.-Bl. (W. A. Hammer, H. B. Seinem
Andenken gewidm. von seinem Neffen);
IZ 134, 224; AF 48, 119; HPA 8. Ausg. 1869,
126; LE 12, 820; KL 1910, 143; BR 1, 137;
WI 3, 120 (W); DZL 124/25.
- Blumenthal**, Maximilian, Dr. phil., Oberbiblio-
thekar a. d. Univ.-Bibl. i. Berlin, Historiker,
schrieb üb. d. Konvent. v. Tauroggen;
* Pölitz i. Pomm. 19. IV. 1856; † Gr.-
Lichterfelde 7. IV. — VZ 9. IV. M.-A.;
JB 8, 76; 9, 144; WI 3, 121.
- Bodelschwingh**, Friedrich von, Dr. theol.,
Pastor, prakt. Sozialpolitiker, Gründer d.
Anst. Bethel b. Bielefeld u. d. Arbeits-
Kolonien Hoffnungsthal, Lobethal u. Gna-
denthall b. Bernau, eine d. volkstüml. Per-
sönlichkeiten Deutschlands, M. d. A.;
* Haus Mark b. Tecklenburg i. Westf.
6. III. 1831; † Bielefeld 2. IV. — VZ
2. IV. A.-A., 3. IV. M.-A.; Reichsanz.
Nr. 78 v. 4. IV.; HC 23. IV. M.-A. (J. H.
- Höck, Eine Hamb. Erinnerung an Pastor
Dr. v. B.); Reformation Jg 9, Nr. 16
(B.-Nr.), Nr. 20 (B. u. d. Frauen); IZ 134,
616 (P); WI 3, 124; DZL 134/35; KJ 37, 521;
ELK 43, Nr. 15 (Über Vater B.s letzte
Tage); Eckart 4, 11 (J. Höffner, B.s Stel-
lung in d. Literatur); D. alte Glaube Jg 11,
Nr. 30; Christl. Welt 1910, 446/48; AF 48,
124/25 (V. Böhmert, Zur Erinnerung an
Pastor v. B.); Protestantenbl. 1910, 445/46
(Saxo); HA 1904, 294, I, 18 (P); KM 67, 2,
851/52; E. Bunte, Vater B., Blätter d. Er-
innerung. Berl. 1910; Fr. Engel, Pastor
D. Dr. Fr. B., Geschichte s. Lebens u.
Wirkens. Stuttg. 1911; F. v. B. Bethel
b. Bielefeld 1910; KW 23, 3, 136; MMW
57, 1018/19 (Huchzermeier); BZ 26, 74
[Caritas Jg 15 249; Concordia Jg 17, 164
(H. Weicker); Daheim Jg 46, Nr. 28 (J.
Höffner), Nr. 33 (W. Kähler); Gartenlaube
1910, Nr. 18 (H. Ostwald); Hilfe 1910,
Nr. 14 (M. Wenck); Ev. Kirchenzt. 1910,
Nr. 17 (Pauli); Das Land Jg 18, 337 (L.
Koppen); Dortmund. Magazin 1910, 25
(G. Traub); Der Wanderer 1910, 65 (Oest-
reicher)] 27, 76 [Bausteine 1910, 104
(Jacobi); Bayreuther Bl. 1910, 200 (J.
Blankenburg); Deutsch Ev. Monatsbl. 1910,
374 (K. Peisker); Mitt. u. Nachr. f. d.
Ev. Kirche i. Russland Bd. 63, 426 (O.
Schabert); Zs. f. d. ev. Religionsunterr.
Jg 21, 313 (P. Kähler); Zs. f. Behandl.
Schwachsinniger Jg 30, 125 (M. Kiemsse);
Allgem. Missionsschr. 1910 Beibl. (B. u.
d. Basler Mission)] 28, 91 [D. alte Glaube
Jg 12, No 24 (K. J. Lemmermann, B. u. d.
Wanderarmenfürsorge); Reformation 1911,
No 23 (B. u. d. Kronprinz); Der Wanderer
1911, 97 (Kleine B.-Erinnerungen)].
- Böheimb**, Max, (Pseud.), s. Beheim-Schwarz-
bach, Max.
- Bolle**, Karl, Journalist, war mit 24 J. ausge-
wandert u. hatte in Rio de Janeiro die
nicht mehr bestehende »Rio Post« gegründet,
seit 5 Jahren lebte er in Berlin, von wo er
gediegene Korrespondenzen f. d. brasilian.
»Jornal do Commercio« u. f. d. argent.
»Nacion« schrieb; * Rosengarten i. Ostpr.
1851; † Berlin-Treptow 5. IX. — VZ 5. IX.
A.-A.; DRG 33, 86.
- Bolle**, Karl, Geh. Kommerzienrat, Begr. d.
»Meierei Bolle«, urspr. Maurer; * Milow
a. Havel 1. IX. 1832; † Berlin 28. IX. —
VZ 28. IX. A.-A., 29. IX. M.-A.; W 40,
1684 (P); AF 48, 358.
- Bolle**, Ludwig, Dr. phil., Direkt. d. »Großen
Stadtschule« i. Wismar, bek. Altphilologe,
auch schriftst. tätig, Vors. d. Verb. meck-
lenb. Philologen, Vorkämpfer f. eine zeit-
gemäße Neugestalt. d. human. Gymn.;

- * Rosengarten, Kr. Angerburg 8. II. 1847; † Wismar 11. I. — Bursch. Blätter 24, 220 (K. Albrecht); JAW Bd. 155 Biogr. Jahrb. 163—170 (P. Stoppel).
- Borée, Albert**, Mitgl. d. Neuen Schauspielh. i. Berlin, auch Schriftst.; * Elbingerode 12. VII. 1864; † Berlin 5. I. — VZ 7. I. M.-A.; NTA 1911; 164; EG 114; W 92, 96 (P); IZ 134, 106.
- Botzenhart, Alois**, Landesökonomierat, Mitgl. d. Präs. u. d. Vorst. d. Deutsch. Landwirtschaft.-Ges., i. Bayern als tüchtiger Landwirt weit bek. u. geachtet, Mitgl. d. Oberbayer. Kreisausschusses u. d. Bayer. Landwirtschaft.-Rats; * Klein-Kürz 4. VIII. 1846; † München 15. I. — Mitt. d. Deutsch. Landwirtschaft.-Ges. 1910, 41, 88.
- Bouneß, Elisabeth**, (Pseud.: Ruth Bré), Schriftst., bek. Vorkämpferin f. Mutterschutz, ehem. Lehrerin, eigenartige Persönlichkeit voll höchsten Idealismus u. rücksichtsloser Aufopferungsfähigkeit; † Herischdorf b. Hirschberg 7. XII. — VZ 9. XII. M.-A.; KL 1910, 179 (W).
- Brauer, Max**, Generalm., Dir. d. Train-Insp., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Gladisgorbe i. Schles. 2. VII. 1850; † Berlin 28. VIII. — VZ 29. VIII. A.-A.
- Brandt, Adolf**, (Pseud.: Felix Stillfried), Gymn.-Prof., geschätzter plattdeutsch. Erz. u. Lyr.; * Fahrbinde i. Mecklb. 26. IX. 1851; † Rostock 5. VI. — VZ 8. VI. M.-A.; KL 1910, 186 (W); BR 1, 170; LE 12, 1422; LZ Beil.: Schöne Lit. Jg 11, Nr. 14 (R. Dohse).
- Brauchitsch, Bernhard von**, General d. Kav. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1857 Referendar, 1859 Eintritt in d. Armee, 1860 Lt., 1867 Rittm. i. Kriegsminist., 1870 Generalst.-Off. b. Generalgouv. v. Lothringen, 1872 Major i. Kriegsminist., 1879 Oberstlt. u. Abt.-Chef i. Milit.-Kabinett, 1882 Flügeladjut., 1883 Oberst, 1888 Generalm., 1889 General à l. s. d. Kaisers u. Insp. d. Kriegsschulen, 1890 Direkt. d. Kriegsakad. u. Generallt., 1899 als Gen. d. Kav. z. D. gest., seit 1899 i. Vors. d. Berl. Hauptver. f. Innere Mission; * Berlin 12. X. 1833; † Naumburg 7. V. — VZ 10. V. M.-A.; OA 1908/09, 173; Ü 12, 785; KJ 38, 655.
- Bré, Ruth**, (Pseud.), s. Bouneß, Elisabeth.
- Breitschwert, Otto Frh. von**, Herr auf Ehnningen, Kreisger.-Rat a. D., Rittergutsbes., Mitgl. d. Württ. 1. Kammer; * Reutlingen 8. II. 1829; † Stuttgart 15. VII. — VZT; OA 1908/09, 183; FT 1911, 97; WJ 1910 Nokr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 164; Schwäb. Kron. Nr. 322.
- Breymann, Hermann**, Geh. Hofrat, Dr. phil., o. Prof. d. roman. Philologie a. d. Univ. München, Mitgl. d. bayer. Obersten Schulrats; * Oker a. Harz 3. VII. 1843; † Reichenhall 6. IX. — VZ 10. IX. M.-A.; KL 1910, 201 (W); WI 3, 165/66 (W); Engl. Studien 42, 461/63 (E. Koeppl); Chronik d. Univ. München 1910/11, 6—8; Zs. f. französ. u. engl. Unterr. Bd. 36, 529—40 (H. Schaeegans); D. neueren Sprachen Bd. 18, 634 (Chr. Rühl).
- Briesemeister, Otto**, Dr. med., zuerst Militär-Arzt, dann Opernsänger, hervorr. Wagner-sänger, bes. berühmt wegen seiner Darst. d. Loge, Kammersänger; * Arnswalde 18. V. 1866; † Berlin 16. VI. — VZ 17. VI. A.-A.; T 141 (P); W 26, 1086 (P); IZ 134, 1180 (P); WI 3, 166; DZL 180; NTA 1911, 174 (P); EG 127; AMZ 37, 634; R 186; NMZ 31, 399/400 (C. Droste m. P).
- Brinckmann, Heinrich**, Geh. Baurat, d. ältest. Mitgl. d. Herz. Braunsch. Baudirektion, erwarb sich besond. Verdienste um d. Straßenbau, auch Fachschriftst.; * Naensen, Kr. Gandersheim 30. III. 1845; † Braunschweig 14. XII. — ZB 31, 15/16 (H. Pfeifer m. P).
- Bruckmüller, Marie**, früh. Mitgl. d. Hofburg-Theat.; * Wien 18. X. 1859; † Gelsenkirchen 27. IX. — VZT; EG 131.
- Brüggenmann, Rudolf**, Geh. Justizrat, Ober-u. Gouvernements-Auditeur a. D.; * 13. VII. 1827; † Berlin 21. IV. — VZ 23. IV. M.-A.
- Brunner, George**, deutsch-amerik. Zeitungsbes., Präs. d. »Germania Publishing Company« u. Hrsg. mehrerer deutsch. Tages- u. Wochenblätter, wie d. »Lincoln Freie Presse«, »Deutschen Warte«, »Rundschau«, »Acker- u. Gartenbau-Zeitung«, »Germania-Abendpost« u. d. »Milwaukee Herolde«, war i. Alter von 18 J. ausgewandert, erst Schreiner, dann Buchhändler u. schließlich Geschäftsleiter a. d. deutsch. Zt. »Germania« geworden; * Brenschwickersheim b. Straßburg 1839; † Milwaukee 9. V. — VZ 20. V. M.-A.
- Bruns, Johann**, Postrat, Dozent a. d. Handels-Hochsch. i. Köln, Fachschriftst., Mitarb. a. Staats-Lexikon d. Görres-Ges.; * Rheurdt a. Rh. 22. III. 1851; † Köln 22. IX. — KR 1910, 56; 1911 TL.
- Büchel, Karl**, Dr. phil., Prof., Direkt. d. Statist. Amts d. Stadt Nürnberg, wurde 1887 Leiter d. neubegr. Statist. Bur. d. Stadt Straßburg, war 1895—1900 Prof. d. Nationalökonom. i. Freiburg i. Schw. u. wurde 1900 nach Nürnberg berufen; * Augsburg 4. XII. 1853; † Nürnberg 8. IV. — VZ 13. IV. M.-A.
- Bülow, Cai von**, Landrat a. D., Fideikommißbes. auf Bothkamp b. Kiel, 1885—07 kon-

- serv. M. d. A., bek. durch s. Versuche mit d. Wüschelrute; * Hamburg 23. VIII. 1851; † Bothkamp 26. II. — VZ 28. II. A.-A.; Kieler Zt. 27. II. M.-A.; DRG 32, 424; HA 1904, 298, I 3 (P).
- Bülow**, Karl Friedrich Julius Frh. von, *Dr. iur. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, kriminalist. Schriftst., stand 1856—66 in hannov. Diensten, war 1880 Landgerichtspräs. i. Greifswald, kam 1884 ans Reichsgericht, wo er von 1898—1909 d. Vors. i. 2. Straf-senat führte; * Stade 13. IV. 1834; † Leipzig 2. I. — VZ 4. I. M.-A.; IZ 134, 31 (P); FT 1910, 97; WI 3, 184; DZL 201.
- Buhl**, Eugen Ritter von, *Dr.*, lebensl. Reichs-rat, 1875—96 lib. Landt.-Abg., Mitgl. d. Verwaltungsr. d. Pfalzbahnen, galt als 1. Autorität in Weinbaufragen; * Deidesheim 20. VII. 1841; † München 12. IV. — VZ 13. IV. A.-A.; MAZ 113, 335/36 (Zwei Tote); Mitt. d. Deutsch. Landwirtsch.-Ges. 1910, 243.
- Buhrow**, Hermann, Geh. Oberjustizrat, bis 1900 Landger.-Präs. i. Lyck; * Massow 8. VI. 1828; † Berlin 2. X. — VZT; OA 1908/09, 207.
- Burg**, Ernst v. d., Gen. d. Inf. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl. u. d. Ord. *Pour le mérite*, 1849 Eintritt in d. Armee, 1861 Hauptm., 1862/63 beim französ. Exped.-Korps i. Mexico, 1866 Major i. Generalst. d. II. Armee, 1867 bei d. Botschaft i. Paris, 1869 Oberstlt., 1870/71 Generalstabschef d. I. A.-K., 1871 Oberst, 1876 Generalm., 1881 Div.-Komm., 1884 Gouv. v. Straßburg, 1887—92 kommand. General d. II. A.-K.; * Luckenwalde 24. IV. 1831; † Berlin 3. XI. — VZT; OA 1908/09, 213; WI 3, 190; DZL 205/06; MZ 1910, 609; LJ 37, 441.
- Burkhardt**, Karl August Hugo, Geh. Hof-rat, *Dr. phil.*, Archivdirekt., früh. langj. Leiter d. Weimarer Staatsarchive; * Jena 6. VI. 1830; † das. 9. V. — VZ 12. V. M.-A.; IZ 134, 1038; WI 3, 192 (W); DZL 208; LE 12, 1277; HV 13, 279.
- Busch**, Konrad von, *Dr. theol.*, Bischof von Speyer; * Billingham i. d. Rheinpfalz 30. VIII. 1847; † Speyer 8. IX. — VZ 10. IX. M.-A.; KVZ 9. IX. Mitt.-A.; MAZ 1910, 710; KR 1910, 60; WI 3, 194; Pfälzisch. Museum 1910, 146 (F. J. Hildebrandt).
- Buschbeck**, Anton, *Dr. med.*, Geh. Hofrat, Präs. d. kgl. Landesmed.-Kolleg.; † Dresden 7. IV. — VZ 9. IV. M.-A.
- Buttenstedt**, Karl, einer d. Pioniere d. Flug-schiffs., entdeckte 1883 d. Prinzip d. Vogel-fluges; * Volksstedt b. Eisleben 29. VII. 1845; † Friedrichshagen 20. IX. — VZ 26. IX. A.-A.; W 40, 1692 (P); PF IV, 1, 211 (W).
- Cadenbach**, Karl, *Dr. iur.*, Landger.-Präs.; * Essen 1835; † Heidelberg 15. IX. — VZ 19. IX. A.-A.
- *Camerer**, Johann Friedrich Wilhelm, *Dr. med. u. rer. nat. h. c.*, Med.-Rat, besond. bek. auf d. Geb. d. Physiol. u. Ernährungs-lehre; * Stuttgart 17. X. 1842; † Urach 25. III. — BJ XV, 11 (O. Buhl); MMW 57, 967/8 (Pfaundler); PBL 300; WJ 1910 Nkr.; Schwäb. Kron. Nr. 138 u. 155; Med. Korresp.-Bl. Nr. 30; Monatsschr. f. Kinderheilkde. Jg 9, 1—6; DMW 36, 1286 (Ph. Biedert).
- Carnap-Quernheimb**, Georg von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., zul. Kom-mand. d. 44. Inf.-Brig., 1886 z. D.; * Neu-Ruppin 16. IX. 1826; † Berlin-Friedenau 15. IV. — VZ 16. IV. A.-A., 17. IV. M.-A.; OA 1908/09, 226; MZ 1910, 229.
- Caro**, Heinrich, *Dr. ing. et phil. h. c.*, Hofrat, Mitgl. d. Aufsichtsr. u. früh. Direkt. d. Bad. Anilin- u. Sodafabrik i. Ludwigshafen, hochverd. um d. Entwickl. d. chem. In-dustrie, sein Hauptgeb.: Vervollkommn. d. Teerfarbenindustrie, Ehrenmitgl. d. Ver. deutsch. Ingenieure; * 13. II. 1834; † auf d. Reise nach Dresden 13. IX. — VZ 13. IX. A.-A.; WI 3, 204; Zs. f. ange-wandte Chemie Jg 24, 1057 (C. Duisburg), 1059 (Bernthsen).
- Carstens**, Claus Heinrich Wilhelm, (Pseud.: Heinrich v. d. Wurt, H. Volksmann), Lehrer, Schriftst. auf d. Geb. d. Volkskde., Red. d. »Urdsbrunnens«; * Heuwisch 22. VIII. 1849; † Dahrenwurth b. Lunden i. Holst. Anf. Jan. — KL 1910, 241 (W), 1911 TL.
- Castell-Castell**, Gustav Graf zu, Bayer. Ge-nerallt., Oberhofm. König Ludwigs II.; * Castell 17. I. 1829; † Berchtesgaden 7. VII. — VZT; OA 1908/09, 228; WI 3, 207.
- Chappuis**, Hermann von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., zul. Kommand. d. 44. Inf.-Brig., 1893 z. D.; * Wahlstatt 26. XII. 1838; † Frankfurt a. M. 12. III. — VZ 13. III. M.-A.; OA 1908/09, 230; MZ 1910, 163; LA 1909, 17 (W); Ü 12, 562.
- *Chrobak**, Rudolf, *Dr. med.*, Prof. d. Geburts-hilfe u. Gynäkologie a. d. Univ. Wien, bis 1908 Direkt. d. 2. geburtshilfl.-gynäkolog. Klinik d. Allg. Wiener Krankenhauses; * Troppau 8. VII. 1843; † Wien 1. X. — BJ XV, 47 (H. Peham); VZ 1. X. A.-A.; NFP 1. X. A.-Bl. (E. Wertheim), 7. X. M.-Bl. (F. Schauta, Worte d. Erinnerung); IZ 135, 616 (P); WI 3, 215; HBL 2, 21; PBL 324/25; DMW 36, 2157 (C. J. Bucura m. P); MMW 57, 2425/26 (F. v. Winckel); WMW 60, 2409/12 (K. A. Herzfeld); BZ 27, 87 (Österr. Ärztezt. Jg 7, 408 (Keitler);

- Archiv f. Gynäkol. Bd. 92, I (Lihotzky); Centralbl. f. Gynäkol. Jg 36, 1481 (H. Fritsch); Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäkol. Jg 32, H. 5; Wiener klin. Rundsch. Jg 24, 669 (Savor); Gynäkol. Rundsch. Jg 4, 737 (E. Knauer); Wiener klin. Wochenschr. Jg 23, 1460 (S. Exner, Anspr. a. Sarge von Chr.)].
- Claar**, Marie, geb. Größer, ehem. Schausp., unter Laube i. Sentimentale i. Leipzig, zul. 20 J. eine Stütze d. Hamb. Thalia-Theaters; * Braunschweig 3. III. 1837; † Zoppot 23. I. — NTA 1911, 165.
- Clasen-Schmid**, Mathilde, (Pseud.: C. v. Wildenfels), Begr. u. langj. Vors. d. Leipz. Schriftstellerinnen-Verb.; * Wildenfels 4. VIII. 1834; † Leipzig 6. XII. — VZ 7. XII. A.-A.; KL 1910, 249 (W); DZL 228; BR 1, 220.
- Clemm**, August Ritter von, Dr., Großindustr. u. Großgrundbes., 1883—99 Mitgl. d. bayer. Abg.-Kam., seitdem Reichsrat; * Gießen 8. II. 1837; † Haardt b. Neustadt 28. X. — VZT; W 45, 1902 (P); IZ 135, 875, 881 (P).
- *Clouth**, Franz, Begr. u. Seniorchef der nach ihm benannten Rhein. Gummiwarenfabrik i. Köln-Nippes, Begr. d. »Land- u. Seekabelwerke-Aktienges.«, d. »Deutsch-Atlant. Telegraphen-Ges.« i. Köln u. d. »Norddeutsch. Seekabelwerke« i. Nordenham, Erbauer von Luftballons u. lenkbaren Luftschiffen, deren eines durch seine Fahrten nach Brüssel 1904 Anerkennung gefunden hat; * Köln 18. II. 1838; † das. 7. IX. — BJ XV, 95 (F. Zilcken); JSTG 1911, 83/84; Ill. aeronaut. Mitt. Jg 14, Nr. 19, 22.
- Collas**, Paul Frh. von, Gen. d. Inf., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., zul. Gouverneur v. Mainz, 1903 z. D.; * Bromberg 31. I. 1841; † Kassel 27. X. — VZ 28. X. M.-A.; OA 1908/09, 238; MZ 1910, 596.
- Colmar-Meyenburg**, Axel von, Reg.-Präs. a. D., M. d. H., früh. M. d. R. u. M. d. A., einer d. Begr. d. deutsch-konserv. Partei; * Zützen, Kr. Angermünde, 29. XII. 1840; † das. 23. XII. — VZ 24. XII. M.-A.; RH 1899/09, 218; HA 1886, 194.
- Conrat** (eigentl.: Cohn), Max, Dr. iur., bis 1907 Prof. f. röm. Recht i. Amsterdam; * Breslau 16. IX. 1848; † Heidelberg 12. XII. — VZ 13. XII. A.-A.; KL 1910, 259 (W); WI 3, 224 (W); DZL 234.
- Cordier**, Alfred von, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., bis 1908 Insp. d. Feldtelegraphie, hervorr. techn. Offizier; * Luxemburg 20. I. 1851; † Berlin 20. II. — VZ 22. II. M.-A.; OA 1908/09, 242.
- Coßmann**, Bernhard, Prof. d. Musik, bedeut. Cellist, früh. Lehrer am Hochschulen-Konservat.; * Dessau 17. V. 1822; † Frankfurt a. M. 7. V. — VZ 7. V. A.-A.; FZ 7. V. A.-Bl.; NTA 1911, 173; DZL 235/36; NMZ 31, 343; R 279.
- Crola**, Hugo, Porträtmaler, Lehrer a. d. Kunstakad. i. Düsseldorf; * Ilsenburg a. H. 30. XI. 1841; † Blankenburg a. H. 14. VI. — VZ 17. VI. M.-A.; DZL 241; KJ 38, 656; Kehr N. F. 21, 483; MS 1, 302; KFA 25, 504; BMW 1, 194/95; SKL 186.
- Cube**, Max von, bek. Kehlkopfarzt u. Begr. klimatischer Kurorte, berühmt durch sein Heilverfahren bei Kehlkopftuberkulose; * Schl. Kirchholm i. Livl. 13. V. 1831; † Tegernsee 23. XI. — IZ 135, 1131; MMW 57, 2560; BT 1912, 153.
- Curschmann**, Heinrich, Dr. med., Prof. u. Direkt. d. mediz. Klinik a. d. Univ. Leipzig, 1875 Leiter d. städt. Krankenh. Moabit, 1879 Direkt. d. Staatskrankenhäuser i. Hamburg, Begr. d. Eppendorfer Krankenh., seit 1888 i. Leipzig; * Gießen 28. VI. 1846; † Leipzig 6. V. — VZ 7. V. M.-A.; HC 7. V. M.-A.; W 20, 818, 824 (P); IZ 134, 878 (W. His m. P.); AD 3, 113 (W); DZL 242/43; PBL 360/62 (P u. W); DMW 36, 904, 1090/91 (His m. P); BKW 1910, 998/9 (Romberg); MMW 57, 1235/6 (L. Krehl); Rektorwechsel a. d. Univ. Leipzig 1910, 7; BZ 26, 85 [Deutsch. Archiv f. klin. Mediz. Bd. 99, I—VI (Krehl); Mediz. Klinik Jg 6, 845 (Hirsch); Wiener klin. Wochenschr. Jg 23, 786 (C. v. Noorden); Zs. f. Tuberkulose Bd. 16, 1—5 (F. Wolff)].
- Czettritz-Neuhaus**, Bernhard Frh. von, Ehrenlandschaftsdirekt. d. Fürstentüm. Schweidnitz u. Jauer; * Kolbnitz, Kr. Jauer, 24. VI. 1829; † das. 8. IX. — VZ 11. IX. M.-A.; OA 1908/09, 250; FT 1911, 1074; KJ 38, 656.
- *Dändliker**, Karl, Lehrer d. Geschichte a. Lehrersem. i. Zürich, ao. Prof. a. d. Univ.; * Elsau, Kt. Zürich 6. V. 1849; † Küßnacht 14. IX. — BJ XV, 87 (G. Meyer v. Knonau); VZ 18. IX. M.-A.; W 41, 1761 (P); HV 14, 128.
- *Daublebsky** v. Sterneek, Robert, k. u. k. Generalm., Geodät; * Prag 7. II. 1839; † Wien 1. XI. — BJ XV, 128 (R. v. Sterneek); W 46, 1940; DRG 33, 146.
- Deiß**, Max, Dr. iur., Geh. Justizrat, Rechtsanw. b. Reichsger., 1892—1909 Schriftf. d. Vorst. d. Deutsch. Anwaltver., seit 1899 Vors. d. Vorst. d. Hilfskasse d. deutsch. Rechtsanwälte; † Leipzig 28. XII. — VZT; Jurist. Wochenschr. 1911, 1.
- Delbrück**, Werner Hugo Wilhelm, Dr. phil., Direkt. d. Aktienges. Seebad Heringsdorf, seit 1907 M. d. R., freis.; * Züllchow, Kr. Randow, 31. XII. 1868; † 3. IV. (b. Saßnitz aus e. Freiballon in d. Ostsee gestürzt). —

- VZ 4. IV. A.-A.; WI 3, 251; RH 1907, 236, 498 (P).
- Dellinger**, Rudolf, Komp. u. langj. Kapellm. a. Dresdn. Residenz-Theater, Komp. d. Operette »Don Cäsar«; * Graslich i. Böhm. 8. VII. 1857; † Dresden 24. IX. — VZ 26. IX. A.-A.; W 40, 1692 (P); IZ 135, 616 (P); NTA 1911, 185; NMZ 31, 20; R 310.
- Demuth**, Leopold, Kammersäng. a. d. Wiener Hofoper; * Brünn 2. XI. 1861; † Czernowitz 4. III. — NZ 5. III. A.-A.; NFP 5. III. M.-Bl. (J. Gänsbacher); IZ 134, 433/4 (P); NTA 1911, 169 (P); EG 182; WI 3, 252; DZL 255/6; AMZ 37, 239; R 312; NMZ 31, 283 (P).
- Derenthall**, Otto von, General d. Inf. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1851 Eintritt in d. Armee, 1870/71 Bat.-Kommand. i. Kaiser Franz Garde-Gren.-Reg., 1875 Kommand. d. 1. G.-R. z. F., 1881 Flügeldjut., 1885 bis 1887 Kommand. v. Berlin, 1890 als Kommand. d. 17. Div. z. D.; * Bütow i. Pomm. 5. X. 1831; † Weimar 8. XII. — VZ 10. XII. M.-A.; MZ 1910, 678; LJ 37, 442; OA 1908/09, 266; DZL 256.
- Detto**, Albert Wilhelm, Gymn.-Prof., Oberl. a. Gymn. i. Frankfurt a. O., Altphilologe, seit 1907 nationallib. M. d. R.; * Seehausen i. d. Altm. 25. II. 1845; † Frankfurt a. O. 30. V. — VZT; IZ 134, 1086; Burschensch. Bl. 24, 131/33 (P); KL 1910, 290; WI 3, 258; RH 1907, 237, 491 (P).
- Dick**, Rudolf, Architekt, Ehrenmitgl. d. Kgl. Akad. d. schönen Künste i. Mailand; * Wien 5. IV. 1861; † das. 9. II. — NFP 10. II. M.-Bl.; DBZ 44, 92.
- Dieck**, Hugo, Wirkl. Geh. Ob. Reg.-Rat, 1888—1903 Präs. d. Eisenb.-Dir. Elberfeld; * Halle a. S. 24. III. 1839; † Bonn 9. X. — VZ 11. X. M.-A.; OA 1908/09, 272; DZL 261.
- Dieckmann**, Eduard Julius, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Insp. d. 3. Fußart.-Insp., 1889 z. D.; * Luxemburg 14. VIII. 1830; † Liebenburg-Sonnenburg 3. V. — VZ 12. V. M.-A.; OA 1908/09, 272.
- Diefenbach**, Emil, früh. langjähr. techn. Direkt. d. Bochumer Ver. f. Bergbau u. Gußstahlfabrikation; * Donaueschingen 7. II. 1838; † Stuttgart 30. III. — SE 1910, 816 (P).
- Diemar**, Hermann, Dr. phil., Prof., Privatdoz. f. mittl. u. neuere Geschichte i. Marburg; * Kassel 25. IV. 1865; † Marburg 26. V. — VZ 4. VI. M.-A.; UK W.-S. 1910/11, 1, 316; IIL 24, 159; HV 13, 494; Zeitschr. d. Ver. f. hess. Gesch. u. Landeskd. Bd. 44, 287—294 (K. Wonck); Chronik d. Univ. Marburg f. 1910, 4—6 (W); Mitt. d. oberhess. Geschichtsvereins N. F. Bd. 18, 133 (A. Cartellieri).
- Dietze**, Gustav Adolf von, Amtsrat, Pächter, seit kurzem Besitzer d. kgl. Domäne Barby, Mitgl. d. konst. Reichst. u. d. Bundest., M. d. R. u. Mitgl. d. Preuß. Staatsrats, einer d. letzten aus d. intimen Freundeskr. d. Fürsten Bismarck; * Barby 5. II. 1825; † das. 23. XII. — VZ 23. XII. A.-A.; W 53, 2248 (P); IZ 136, 22 (P); HPA 16. Aug. 1887, 142; BT 1913, 174.
- Doernming**, Eugen von, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., bis 1902 Kommand. d. 77. Inf.-Brig.; * Frankfurt a. O. 4. II. 1848; † Stuttgart 17. VIII. — VZT; OA 1908/09, 289.
- Dominik**, Hans, Major, hochverd. Deutsch-Afrikaner, Verf. d. Werkes »6 Kriegs- u. Friedensjahre in Deutsch-Kamerun«; * Kulm 7. V. 1870; † a. B. d. Dampfers »Eleonore Woermann« 16. XII. — HC 21. XII. M.-A., A.-A.; Schles. Zt. 21. XII. M.-A.; T 299 (P); W 53, 2248 (P); DKZ 1910, 896/98 (Ramsay); DKB 1911, 8; IZ 135, 1226 (P); MZ 1910, 691; DRG 33, 281; GK 1911, 260/1.
- Dorn**, Adolf, Mitgl. d. Deutsch. Volkstheaters i. Wien; * Wien 14. IV. 1858; † das. 4. VIII. — NTA 1911, 179.
- Drach**, Adolf, Geh. Oberbaurat, Prof. d. Landeskultur a. d. Techn. Hochschule i. Karlsruhe, Vors. Rat d. Oberdirektion d. Wasser- u. Straßenbaues; * Kork b. Kehl 1844; † Karlsruhe 5. II. — LZ 1910, 290; DBZ 44, 88.
- Dresky**, Gustav von, Oberst a. D., ehem. Direkt. d. Zentraltturnanst. u. Lehrer d. Kaisers in d. Gymnastik, Bade-Kommiss. i. Neuendorf u. Ems; * Schweidnitz 12. VI. 1835; † Eberswalde 11. VI. — VZ 14. VI. M.-A.; OA 1908/09, 298; Ü 12, 785; UT 1913, 228.
- Drewes**, Otto, Kammersäng. a. Hoftheater i. Schwerin; * Rostock 24. VII. 1845; † Schwerin 21. I. — NZ 25. I. M.-A.; NTA 1911, 165; EG 213; WI 3, 284.
- Duboc**, Charles Edouard, (Pseud.: Robert Waldmüller), Dichter; * Hamburg 17. IX. 1822; † Dresden 14. IV. — VZ 15. II. A.-A.; LE 12, 1196; KL 1910, 326; BR 1, 282/83 (W); DZL 285 (W); EL 58 (W).
- Dürr**, Johannes Friedrich, Verlagsbuchh., seit 1905 sächs. Landt.-Abg.; * Leipzig 20. XI. 1867; † Gaschwitz b. Leipzig 9. X. — VZ 10. X. A.-A., 11. X. M.-A.; BB Nr. 236 v. 11. X.; WI 3, 287; Jahresber. d. Vereins sächs. Realschullehrer 1910, 33; Leipz. Lehrerzt. Jg 18, Nr. 2.
- Dungs**, Hermann, Geh. Ober-Reg.-Rat, vortr. Rat. i. Reichsjustizamt, besond. auf d. Geb. d. Urheberrechts u. d. internat. Privat-rechts tätig; * Berlin 5. X. 1855; † bei

- Zinal i. d. Schweiz 23. VI. — VZ 26. VI. M.-A.; BB Nr. 146 v. 28. VI.
- Dunker, Karl**, Geh. Reg.-Rat, Prof., Dr., Rektor d. Berl. Handelshochsch.; * Bremen 1860; † Berlin 9. XII. — VZ 10. XII. A.-A.; IZ 135, 1232.
- Echaust, Anton von**, Geh. Justizrat, Landger.-Direkt.; * Schwarzenau 14. VIII. 1849; † Berlin 22. II. — VZ 24. II. A.-A.; OA 1908/09, 312.
- Echtermeyer, Karl**, Geh. Hofrat, Bildhauer, Prof. a. d. Techn. Hochsch. i. Braunschweig; * Kassel 27. X. 1845; † Braunschweig 30. VII. — VZ 31. VII. M.-A.; FZ 1. VIII. A.-A.; WI 3, 298; HL 24, 223; 25, 252/53, 261/63 (K. E. u. seine Kasseler Schöpfungen m. P, W u. Ill.); DZL 297; MS 1, 384.
- Eckhard, Karl Maria Joseph**, Geh. Kommerzienrat, Rechtsanwalt, Vors. d. Aufsichtsrats d. Mittel-Rhein. Kreditbank, 1871—74 nationallib. M. d. R.; * Engen i. bad. Seekr. 13. III. 1822; † Mannheim 30. VIII. — VZ 31. VIII. M.-A.; FZ 31. VIII. 2. M.-Bl.; WI 3, 300; HPA 9. Aug. 1871, 178; DZL 301.
- Edelsen, Gustav, Dr. med.**, früh. ao. Prof. a. d. Univ. u. Direkt. d. mediz. Poliklinik i. Kiel, hat sich auf verschiedenen Gebieten d. inner. Mediz. hervorgetan; * Friedrichstadt i. Schlesw. 24. II. 1842; † Hamburg 27. IV. — DMW 36, 904; HBL 2, 264; PBL 444; WI 3, 301.
- Effenberger, Wilhelm**, Kommerzienrat, ehem. Chef d. Verlagshauses Loewe i. Stuttgart, langj. Vorst. d. Neuen Singver. i. Stuttg., verdient um d. Musikleben d. Stadt; * Lauban 7. III. 1841; † Stuttgart 9. VIII. — BB v. 13. VIII; Schwäb. Kron. Nr. 370.
- Ehlers, Heinrich Otto**, Oberbürgerm. von Danzig, M. d. H. u. freis. M. d. A.; * Meyenburg i. Hannov. 1. VIII. 1846; † Danzig 8. II. — VZ 8. II. A.-A.; FZ 16. II. 2. M.-Bl.; HH 1904, 314; HA 1894, 230.
- Eichenwald, Wilhelm**, Hof-Schauspieler, einer d. vorzüglichsten Vertreter d. charakterkom. Faches; * Berlin 12. XII. 1827; † Dresden 9. VI. — VZ 10. VI. A.-A.; IZ 134, 1156; NTA 1911, 174; EG 225.
- Einbeck, Karl Johann**, Mitbegr., später Direktor d. Hagener Akkumulatorenfabrik A.-G., zuletzt Vertr. d. Fabrik i. Kiel; * Berlin 26. IV. 1844; † Kiel 9. II. — JSTG 1911, 71/72.
- Eisenberg, Ludwig**, Schriftst., Forscher auf theatergeschichtl. Gebiet, Verf. d. Großen Biogr. Bühnen-Lexikons i. 19. Jahrh. (1903); * Berlin 5. III. 1858; † Wien 24. I. — VZ 26. I. A.-A.; IZ 134, 224; KL 1910, 353 (W); WI 3, 310; BR 1, 313/4 (W).
- Eisenhut, Heinrich, Dr.**, Ministerialrat, Leiter d. Schul-Depart. i. hess. Minist. d. Innern, hochverd. um d. Entwicklung d. hess. Schulwesens; * Voehl 12. VIII. 1851; † Darmstadt 15. VII. — VZ 15. VII. A.-A.; FZ 16. VII. 1. M.-Bl.
- Elpons, Theodor von**, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 78. Inf.-Brig., 1903 z. D.; * Sagan 27. I. 1847; † Monaco 16. IV. — Schles. Zt. 21. IV. M.-A.; OA 1908/09, 329; BT 1913, 198.
- Ende, Otto Frh. von der**, Vizeoberhofm. d. Kaiserin, Schloßhauptm. i. Charlottenburg; * Dresden 22. V. 1836; † Salo a. Gardasee 5. III. — VZ 10. III. M.-A.; OA 1908/09, 232; FT 1911, 1074; WI 3, 316.
- Engelbert, Richard**, Pfarrer em., langj. Direkt. d. Diakonen-Anstalt Duisburg, einer d. größten Deutschlands, hatte an den Feldzügen von 1864, 1866, 1870/71 als Führer einer großen Zahl von Berufs- u. freiwillig. Diakonen teilgenommen. Einer d. ersten, der d. Wert d. christl. Presse erkannte u. betätigte; * Barmen 1820; † Duisburg 16. XI. — KJ 38, 657.
- Engelhardt-Pabst, Helene von**, geb. Frein v. Engelhardt, balt. Dichterin; * Rittergut Wilecki i. Litauen 21. VIII. (2. IX. n. St.) 1850; † Wien 24. VI. — LZ 1910, 940; LE 12, 1717; KL 1910, 1217/18 (W); BR 1, 190/91 (W); PY 1, 192; 2, 116.
- *Epp, Rudolf**, Landschafts- u. Genremaler; * Eberbach a. N. 30. VI. 1834; † München 8. VIII. — BJ XV, 145 (H. Holland); BB v. 16. VIII.; IZ 135, 279; DZL 324; KFA 25, 528; MS 1, 402; BMW 1, 274; SKL 259.
- Erdmann, Hugo, Dr. phil.**, Prof. a. d. Techn. Hochsch. i. Charlottenburg, Direkt. d. anorgan.-chem. Instituts; * Pr. Holland 8. V. 1862; † i. Müritz-See, Mecklenb. 25. VI. — VZ 28. VI. A.-A.; FZ 2. VII. 2. M.-Bl.; DRG 32, 519; L 46, 79; Progr. d. Techn. Hochsch. Berlin f. 1910/11, 155/56; KL 1910, 371 (W); WI 3, 323; DZL 325/26; PF IV, 1, 390/91 (W).
- Ernesti, Konrad**, Seminaroberl. a. D., pädagog. u. literarhist. Schriftst.; * Herford i. Westf. 16. III. 1851; † Mellrich, Westf. 17. VI. — KR 1910, 96 (W), 1911 TL.
- Eschenburg, Johann August**, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 128. Inf.-Reg., 1902 z. D.; * Lübeck 10. IV. 1848; † das. 22. V. — VZ 25. V. M.-A.; OA 1908/09, 345.
- Estermann, Melchior**, Stiftspropst, Historiker; * Neudorf i. Kant. Luzern 1829; † Bernmünster, Kant. Luzern 12. XII. — KR 1911, 110 (W), 1912 TL.
- Evers, Georg**, Schiffsbauingenieur, Bevollm. d. German. Lloyd f. d. Weser- u. Emsgebiet

- u. f. d. östl. Prov. v. Holland, daneben als Sachverst. u. als Vertr. d. Seeberufsgenoss. tätig; * Lübeck 8. VIII. 1859; † Gut Aumund b. Vegesack 7. VI. — JSTG 1911, 78/79.
- Fabriczy**, Cornelius von, *Dr. phil. h. c.*, Kunstgeschichtsforscher; * Leutschau i. Ob.-Ung. 3. IX. 1839; † Tübingen 6. X. — WJ 1910 Nehr.; Schwäb. Kron. Nr. 466; Kchr N. F. 22, 15; Kunst u. Künstler 9, 202/03 (H. Mackowsky); Repertorium f. Kunstwiss. Bd. 33, 485—92 (H. Mackowsky).
- Fachndrich**, Ferdinand, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 13. Inf.-Brig., 1904 z. D.; * Berlin 10. II. 1847; † Potsdam 11. III. — VZ 13. III. M.-A.; OA 1908/09, 354.
- Fahlberg**, Konstantin, Chemiker, Entdecker d. Sacharins, seit 1886 Bes. einer eigenen Sacharinfabrik i. Salbke, Westerhusen a. d. Elbe b. Magdeburg; * Tambow i. Rußl. 22. XII. 1850; † Bad Nassau 16. VIII. — NFP 17. VIII. M.-Bl.; PF IV, 1, 402 (W).
- *Fellner**, Richard, *Dr. phil.*, Dramaturg d. Deutsch. Volkstheaters i. Wien, auch literar. tätig; * Wien 13. I. 1861; † Gleichenberg i. Steierm. 20. VII. — BJ XV, 112 (Th. Antrop); VZ 21. VII. M.-A.; LE 12, 1717; IZ 135, 152; NTA 1911, 178; KL 1910, 398.
- Fickert**, Augusta, Vors. d. Allgem. Österr. Frauenvereins, Hrsg. d. Monatsschr. »Neues Frauenleben«; * Wien 25. V. 1845; † Wien-Währing 9. VI. — ÖR 24, 155; KL 1910, 403; WI 3, 350; D. Frau Jg 17, 631, 18, 6—11 (R. Mayreder m. P); PY 1, 211/12.
- Fiedler**, Ferdinand, Feldzeugm., früh. Generaltruppeninsp.; * Olmütz 24. III. 1842; † Wien 18. II. — NFP 19. II. M.-A.; LJ 37, 443.
- Finck**, Franz Nikolaus, *Dr. phil.*, ao. Prof. f. Sprachwiss. a. d. Univ. Berlin, hervorr. Kenner d. Armen.; * Krefeld 26. VI. 1867; † Berlin-Südende 4. V. — IZ 134, 1038; KL 1910, 404/5 (W); WI 3, 351 (W); Zs. f. Ethnol. 42, 607; Chronik d. Univ. Berlin 24, 8.
- Fischer**, Gustav, *Dr. med. et phil. h. c.*, Verlagsbuchh., Ehrenbürger d. Stadt Jena, Mitgl. d. Sachs.-Weim. Landt.; * Altona 23. XII. 1845; † Jena 22. VII. — VZ 23. VII. A.-A.; BB Nr. 170 v. 26. VII.; W 31, 1302 (P); IZ 135, 148/9 (P); Handwörterb. d. Staatswiss. 3. Aufl. Bd. 6, 1 (Lexis); DZL 362.
- Fischer**, Louis, Amtsgerichtsrat, entfaltete eine weitverbr. schriftst. Tätigkeit auf d. Gebiete d. Jugendfürsorge u. d. Jugendgerichte; * 1855; † Berlin 7. V. — VZ 8. V. M.-A.
- Fischer**, Theobald, Prof. d. Geogr. a. d. Univ. Marburg, Forschungsreis.; * Kirchsteitz, Prov. Sachs. 31. I. 1846; † Marburg 19. IX. — VZ 19. IX. A.-A., 20. IX. M.-A.; Deutschtum i. Ausl. H. 5. Sept. 1910; DE 9, 129/30 (M. G. Schmidt m. P); KL 1910, 415 (W); WI 3, 357 (W); G 98, 227; DRG 33, 86, 182/85 (W. Wolkenhauer m. P); GK 1911, 261/62; L 46, 102; HL 24, 283; Zs. f. Schulgeogr. (Wien) 32, 33—42; Burschensch. Bl. 25, 6 (H. Böttger) 52 (Beerdigung) 55 (P) 77/78 (Kraft, Th. F. u. d. Deutschen in Ungarn); DKZ 1910, 643; PF III, 1, 444 (W), IV, 1, 422 (W); Chronik d. Univ. Marburg f. 1910, 6—9; Geogr. Anz. 1910, 217 (M. G. Schmidt); Peterm. Mitt. 1910, 188 (H. Wagner); Österr. botan. Zs. Jg 61, 89 (E. Kayser).
- Fittig**, Rudolf, *Dr. phil.*, 1875—1902 o. Prof. d. Chem. u. Direkt. d. Chem. Instituts a. d. Univ. Straßburg, korresp. Mitgl. d. Akad. d. Wiss. i. Berlin u. München; * Hamburg 6. XII. 1835; † Straßburg 19. XI. — VZ 22. XI. M.-A.; BB Nr. 272 v. 24. XI. (W); IZ 135, 1022; UK S.-S. 1911, 1, 320; DZL 366; PF III, 1, 446/47 (W), IV, 1, 427/28 (W); Stiftungsfest d. Univ. Straßburg 1911, 6; Chemikerzt. Jg 34, 1277 (F. Fichter); Berichte d. deutsch. chem. Ges. Jg 44, 1339—1402 (F. Fichter).
- Floekner**, Karl, *Dr. theol.*, Geistl. Rat, Prof., 1867—1910 Gymn.-Oberl. i. Beuthen O.-Schles., literar. tätig auf d. Gebiete alttestamentl. Exegese u. oriental. Philologie; * Breslau 28. V. 1842; † Beuthen O.-Schles. 20. XI. — Schles. Zt. 22. XI. M.-A.; KR 1911, 122 (W); WI 3, 363 (W).
- Fock**, Gustav, Verlagsbuchh. i. Leipzig; * Kolberg 1855; † Leipzig 4. II. — BB Nr. 31 v. 8. II.
- Förster**, Oskar Leopold, Hauptmann, bek. durch s. vortreffl. astronom. u. topogr. Arbeiten i. Kamerun, 1900—02 Mitgl. d. 1. Südkamerun. Grenzexpedition, 1908 Kommissar f. d. deutsch-engl. Grenzregulierung i. Neu-Guinea; * Breslau 1871; † Berlin Anf. Mai. — DRG 32, 470; GK 1911, 262; DKB 1910, 452; DKZ 1910, 330.
- Forster**, Joseph, *Dr. med.*, Prof. d. Hygiene a. d. Univ. Straßburg; * Nonnenhorn a. Bodensee 6. IV. 1844; † Straßburg 12. X. — VZ 16. X. M.-A.; IZ 135, 776 (P); WI 3, 369; AD 3, 80 (W); HBL 2, 407/08 (W); PBL 529/30.
- Frantzius**, Ernst von, Kontreadmiral z. D.; * Königsberg 4. VI. 1850; † Hoppegarten 23. III. — VZ 27. III. M.-A.; OA 1908/09, 394; IZ 134, 568; BT 1912, 261.

- Freund**, Günther Siegfried, *Dr. iur.*, Geh. Reg.-Rat, Abt.-Vors. i. Patentamt, Schriftsteller, arbeitete hauptsächlich auf d. Gebieten d. Rechts d. Anleihen u. d. Warenzeichenrechts; * Breslau 23. III. 1867; † Berlin 31. XII. — VZ 2. I. 1913 A.-A.; T 1913, 3 (P); DJZ 16, 141; OA 1908/09, 399.
- Frey**, Josef, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, Prof., bis 1908 Direkt. d. Gymn. *Paulineum* i. Münster i. W., philolog. u. schulgeschichtl. Schriftst.; * Barmen b. Aachen 27. X. 1834; † Münster i. W. 16. II. — VZ 23. II. M.-A.; KR 1910, 114 (W).
- Friedberg**, Emil Albert, *Dr. iur.*, Geh. Rat, Prof., Senior d. jurist. Fakultät d. Univ. Leipzig, Ehrenbürger d. Stadt, einer d. hervorr. deutsch. Kirchenrechtslehrer; * Konitz, Westpr. 22. XII. 1837; † Leipzig 7. IX. — VZ 8. IX. A.-A.; IZ 135, 440 (P); DJZ 15, 1008, 1061—63 (R. Sohm); HV 13, 595; Deutsch. Z. f. Kirchenrecht Bd. 20, I—VIII (E. Sehling); KL 1910, 448/49 (W); KJ 38, 657/58; WI 3, 384; AD 2, 66/67 (W); DZL 391; Rektorwechsel a. d. Univ. Leipzig 1910, 6/7.
- Friedberg**, Paul von, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, früh. vortr. Rat i. Landwirtsch.-Minist., langjähr. unbesold. Stadtrat v. Berlin, Städtältester, Ehrenmitglied d. Deutsch. Seefischerei-Ver., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Berlin 3. II. 1843; † das. 18. VI. — VZ 18. VI. A.-A.; NZ 18. VI. A.-A.; Mitt. d. Deutsch. Seefischerei-Ver. 1910, 361—63 (Rose m. P).
- Friede**, Viktor von, Kritiker, Belletrist u. polit. Schriftst.; * Mitau i. Kurl. 22. VI. 1861; † Freiburg i. B. (Ostern). — KL 1910, 449 (W), 1911 TL.
- Friedrich**, Woldemar, Maler, Prof. a. d. akad. Hochsch. f. d. bild. Künste, Senator d. Akad. d. Künste; * Gnadau b. Magdeburg 20. VIII. 1846; † Berlin 16. IX. — VZ 17. IX. A.-A.; BB Nr. 222 v. 24. IX.; IZ 135, Nr. 3509, XXVI (P); WI 3, 389; DZL 395/6; Kchr N. F. 21, 648/49; MS 1, 481; BMW 1, 331/32; SKL 319; Cicerone 2, 657; Daheim Jg 47, Nr. 32 (P. Friedrich).
- Friedrichs**, Wilhelm Hermann, rhein. Dichter u. Schriftst., von 1884 ab Leiter d. Magazins f. d. Lit. d. In- u. Auslandes, sein Briefwechsel mit Liliencron wurde jüngst veröffentlicht; * St. Goar 14. VI. 1854; † das. 4. XII. — VZ 10. XII. M.-A.; T 292 (P); WI 3, 389 (W); BR 1, 394/5 (W); DZL 397; KFA 26, 71/72 (P).
- Friesen**, Heinrich Frh. von, sächs. Kammerh., 1887—93 konserv. M. d. R., Mitgl. d. 1. sächs. Kammer, Verf. mehrerer milit. u. polit. Broschüren; * Dresden 23. V. 1831; † Rötha i. Sa. 5. X. — VZT; KM 68, 1, 311—13 (C. v. Zeppelin); RH 1890, 166/67; OA 1908/09, 408; FT 1912, 228.
- Fritsch**, Johann, *Dr. med.*, Prof. d. Psychiatrie; * Tepl. Böh. 2. X. 1849; † Wien 14. XII. — VZ 15. XII. A.-A.; NFP 14. XII. A.-A.; IZ 135, 1232; PBL 559; Wiener klin. Wochenschr. Jg 23, 1852 (E. Raimann).
- Fritzsche**, Richard, Rektor, schrieb üb. thüring. Landeskde. u. üb. Lehrmethode d. Geogr.; * Reinsberg i. Sa. 24. II. 1864 (WI: 10. II. 1868); † Altenburg 29. VIII. — GK 1911, 262; Geogr. Anz. 11, 241; WI 3, 392.
- Froben**, Anton Frh. von, General d. Art. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., trat 1855 i. bad. Dienste, wurde 58 Lt., 63 Ob.-Lt., 68 Hauptm., trat 1873 in d. 1. Preuß. G.-F.-Art.-Reg., wurde 1875 Major u. Flügeladjut. d. Großh., 82 Oberstlt. u. Kommand. d. 14. F.-Art.-Reg., 89 Generalm. u. Kommand. d. 14. F.-Art.-Brig., 1892 Generallt. u. Kommand. d. 3. Div. i. Stettin, 96 Gouv. v. Metz u. wurde 97 als Gen. d. Art. z. D. gestellt; * Karlsruhe 31. X. 1839; † das. 13. IV. — VZ 15. IV. A.-A.; MZ 1910, 229; Ü 12, 635; FT 1911, 251; WI 3, 392; DZL 401/2.
- Frühling**, August, Geh. Baurat, o. Prof. f. städt. Ingenieurwesen a. d. Techn. Hochsch. i. Dresden, techn. Beirat i. Minist. d. Innern; * Saarstedt i. Hannov. 17. I. 1847; † Marienbad 26. VII. — VZ 28. VII. A.-A.; ZB 30, 427 (Engels m. P); IZ 135, 191 (P); KL 1910, 464 (W); WI 3, 395; DZL 405/06; OA 1908/09, 415.
- Fuchs**, Albert, Prof., Komponist, Konzertreferent, Bearb. altital. Gesangsmusik, Leiter d. Dresdner Robert Schumann-Singakad.; * Basel 6. VIII. 1858; † Dresden 15. II. — VZ 16. II. A.-A.; NTA 1911, 167; NMZ 31, 238; R 436.
- Funcke**, Otto, *Dr. theol.*, Pastor em., theol. Schriftst.; * Wülfrath b. Elberfeld 9. III. 1836; † Bremen 26. XII. — VZT; Schles. Zt. 31. XII. A.-Bl.; KJ 38, 658 (W); KL 1910, 470 (W); BR 1, 564/5 (W); ELK 1910, Nr. 3; Ev. Kirchenzt. 1910, Nr. 6 (Schwencker).
- Funcke**, Wilhelm, Kommerzienrat, Inh. d. Firma Funcke & Hueck i. Hagen i. Westf., hat große Verdienste um d. Förderung d. Kleineisenindustrie; * Hagen i. W. 8. III. 1856; † das. 21. X. — SE 1910, 2061 (P).
- Fusangel**, Johannes, Hrsg. d. Westdeutsch. Volkszt., 1893—1906 M. d. R. u. d. Zentr.; * Düsseldorf 27. III. 1852; † Hagen 7. VIII. — VZ 8. u. 9. VIII. A.-A.; RH 1903, 219; KR 1910, 120; WI 3, 402.
- Gäbler**, Ludwig, *Dr. phil.*, Schulrat u. Bezirksschulinsp. i. Oschatz, geogr. Fach-

- schriftst.; * Schönefeld 9. VIII. 1854; † Leipzig 31. III. — KL 1910, 474 (W), 1911 TL; DRG 32, 471; WI 3, 403.
- Gagern**, Friedrich Balduin Frh. von, früh. österr. Marine-Offizier, 1881-92 M. d. R. u. d. Zentr., Mitgl. d. Bayer. Abg.-Kam.; * Monsheim i. Hess. 9. VI. 1842; † Schl. Neuenburg b. Erlangen 5. I.—VZ 6. I. M.-A.; IZ 134, 106; MAZ 113, 64/65; FT 1911, 1075; RH 1890, 168; OA 1908/09, 424.
- Galle**, Johann Gottfried, Dr. phil., Geh. R., früh. Prof. d. Astron. a. d. Univ. Breslau, u. Direkt. d. dortigen Sternwarte; * Pabsthaus b. Gräfenhainichen 9. VI. 1812; † Potsdam 10. VII. — VZ 11. VII. A.-A.; Schles. Zt. 13. VII. M.-A. (J. Franz); W 29, 1212 (P); DRG 32, 519; Meteorol. Zs. 28, 28; JSG 1910 Nehr. 5—8 (J. Franz); KL 1910, 474 (W); WI 3, 407 (W); DZL 416/7; GK 1911, 262/3; NR 25, 426 (A. Berberich); PF III, 1, 489/90 (W), IV, 1, 475 (W); Chronik d. Univ. Breslau 25, 198—202 (J. Franz); Mitt. d. Vereinigg. v. Freunden d. Astronomie Jg 20, 67—73 (W. Foerster); Astronom. Nachrichten Bd. 185, 309 (J. Franz); Vierteljahrsschr. d. astronom. Ges. Jg 46, 17—22 (W. Foerster).
- Gallenkamp**, Oskar, Dr. iur., Wirkl. Geh. R., bis 1906 Vizepräs. d. Reichsbankdirekt.; * Duisburg 10. IX. 1832; † Berlin 19. I. — VZ 20. I. M.-A.; Reichsanz. Nr. 17 v. 20. I.; Burschenschaftl. Bl. 24, 221; WI 3, 407.
- Gamp**, Ludwig, Bildhauer, die bekanntesten seiner Werke sind d. Gekreuzigte Christus in d. St. Paulus-Kirche u. seine Arbeiten am Rathaus i. München; * Thiengen i. Bad. 1855; † München 22. V. — VZT; IZ 134, 1038; Kchr N. F. 21, 454; KFA 25, 456.
- * **Geibel**, Karl, Dr. iur. h. c., Seniorchef d. Verlagsbuchh. Duncker & Humblot; * Pest 19. V. 1842; † Leipzig 5. XI. — BJ XV, 27 (G. Schmoller); BB Nr. 259 v. 8. XI.; W 73, 415; DZL 428/29.
- Geiser**, Arnold Leopold Gottfried, früh. Stadtbaumeister v. Zürich, dem d. bauliche Entwicklung d. Stadt viel verdankt, eine Reihe v. Jahren Präs. d. Schweizer Architekten-Ver., Verf. d. Werke »Das schweiz. Bauernhaus« u. »Die Bauwerke d. Schweiz«; * Biel 27. II. 1844; † Zürich i. Jan. — Kchr N. F. 21, 229; Schweizer. Bauzt. 1910, Nr. 1.
- Geisler**, Emil, Mitgl. d. Deutsch-amerikan. Hist. Ges. von Illinois, Gründer d. Ortschaft Marne, Mitbegr. d. alten deutsch. Schulvereins u. d. Schleswig-Holst. Kampfgenossenvereins, Teilnehmer a. d. Schlesw.-Holst. Erhebung von 1848; * Lunden, Dithmarschen 11. IV. 1828; † Coronado i. Californien 19. XII. — DAG 11, 56—59.
- Geldern-Egmond** zu Arcen, Theobald Graf von, preuß. Generallt. z. D., trat 1854 in d. österr. Armee ein, ging 62 mit Erzherzog Maximilian nach Mexico, war 64 Rittm. in mexikan. Diensten, kam 67 nach Österr. zurück u. trat 75 in preuß. Dienste über, 97 z. D. gest.; * Thurnstein 28. XI. 1838; † München 21. VI. — VZ 24. VI. M.-A.; OA 1908/09, 438; DZL 431/32; GT 1913, 336.
- Gensel**, Walter, Dr. phil., Direkt.-Assist. a. d. Kgl. Museen i. Berlin, Kunst-Schriftst.; * Leipzig 29. XI. 1870; † Berlin-Lichterfelde 10. V. — VZ 13. V. M.-A.; Kchr N. F. 21, 435/36; KL 1910, 494 (W); Jahrb. d. preuß. Kunstsamml. Amtl. Ber. Jg 31, 259.
- Genzkwow**, Alexander von, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 3. Fußart.-Brig., 1896 z. D. gest.; * Grzywa 30. IV. 1841; † Berlin 1. VIII. — VZ 1. VIII. A.-A.; OA 1908/09, 442.
- Gerhardt**, Dagobert von, s. Amyntor, Gerhard von.
- Gerland**, Anton Werner Ernst, Prof. d. Physik a. d. Bergak. Clausthal; * Kassel 16. III. 1838; † Clausthal 22. III. — VZ 26. III. A.-A.; IZ 134, 568; HL 24, 102; Chronik d. Bergak. Clausthal 1909/10, 42—60 (W); KL 1910, 499/500 (W); DZL 442; NR 25, 247/8 (H. Geitel); PF III, 1, 508 (W), IV, 1, 494 (W); Mitt. z. Gesch. d. Mediz. u. Naturwiss. Bd. 10, 14—20 (S. Günther).
- Giers**, Gertrud, Schauspielerin; * Köln 7. XII. 1855; † Luzern 27. VII. — VZ 28. VII. A.-A.; HC 28. VII. A.-A.; NTA 1911, 179; EG 325; W 3, 431.
- * **Gliesebrecht**, Friedrich, Dr. theol. et phil., o. Prof. d. alttest. Theol. u. Mitdirekt. d. theol. Sem. a. d. Univ. Königsberg; * Kon-topp b. Grünberg i. Schles. 31. VII. 1852; † Stettin 21. VIII. — BJ XV, 85 (M. Löhr); VZ 28. VIII. M.-A.; W 3, 431; ELK 1910, 838; KJ 38, 658; UK W.-S. 1910/11, 1, 316; AD 1, 7 (W); DZL 446/47.
- Gilsa**, Adolf Frh. von u. zu, Kammerh., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1875—1906 Intend. d. Kgl. Hoftheaters zu Kassel; * Idstein 13. VIII. 1838; † Kassel 19. VI. — VZ 20. VI. A.-A.; NTA 1911, 175; HL 24, 191; FT 1911, 1075; WI 3, 434; DZL 449; NMZ 31, 405.
- Glasenapp**, Paul, Kgl. Reg.- u. Baurat a. D., Generaldirekt. d. Bresl. Aktienges. f. Eisenbahn-Wagen-Bau u. Maschinenbau-Anstalt Breslau, 1900—03 maschinentechn. Attaché b. d. Kais. Botsch. i. Washington; * Neudorf b. Culm a. W. 10. XII. 1855; † Breslau 27. VII. — JSG 1910 Nehr. 8—10.

- Glaser**, Friedrich, Geh. Kommissionsrat, Zivilingenieur u. Patentanw., Hrsg. d. bek. Zs. »Glaser's Annalen f. Gewerbe- u. Bauwes.«; † Berlin 10. VIII. — VZT; OA 1908/09, 458; Annalen f. Gewerbe- u. Bauwes. Bd. 67, 69.
- Gloeckner**, Max, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Dirigent i. Reichsamt f. d. Verw. d. Reichseisenbahnen; * Wittenberg 3. II. 1849; † Berlin-Lichterfelde 29. XI. — VZ 27. XI. A.-A.; Reichsanz. Nr. 280 v. 29. XI.
- Goecke**, Emil, Geh. Kommerzienrat, Vorst.-Mitgl. d. Rhein. Stahlwerke zu Meiderich, Mitgl. d. Provinzial-Landt., Präs. d. Handelsk. Duisburg; * Duisburg 8. XI. 1842; † das. 31. I. — SE 1910, 273 (P).
- Goeringer**, Irma, Schriftst., ständ. Mitarb. d. FZ; * Rippoldsau 6. II. 1876; † Berlin 8. IV. — VZ 9. IV. A.-A.; FZ 11. IV. M.-Bl. (S. v. Halle, Dem Andenken einer Dichterin); LE 12, 1125; KL 1908, 1520.
- Görz**, Max, Geh. Baurat u. Landesbaurat d. Rheinprov., Dirig. d. Abt. f. Straßen- u. Tiefbau, auch schriftst. tätig; * Johannsburg i. Ostpr. 19. VIII. 1849; † Düsseldorf 11. XI. — ZB 30, 621 (A. Niese u. P).
- Göschke**, Reinhard, Direkt. d. Stadth. i. Neisse; * Berlin 30. III. 1857; † Neisse 18. I. — NTA 1911, 165.
- Götzen**, Gustav Adolf Graf von, Preuß. Gesandter i. Hamburg, studierte Rechts- u. Staatswiss., trat 1886 b. 2. G.-Ul.-Reg. ein, wurde 90 Botsch.-Attaché i. Rom, machte 91 eine Reise nach Ostafrika, kam 92 auf d. Kriegsak. u. zu topogr. Aufnahmen nach Kleinasien, durchquerte 1893—95 Afrika, wurde 1896 als Milit.- u. Marine-Attaché nach Washington kommandiert, arbeitete 1898—1900 i. Generalst., 1900 i. Ausw. Amt, wirkte 1901—06 als Gouverneur i. Deutsch-Ostafr. u. wurde 1907 Ges. i. Hamb.; * Scharfeneck, Kr. Neurode 12. V. 1866; † Berlin 1. XII. — VZ 2. XII. M.-A.; W 50, 2118 (P); Reichsanz. Nr. 284 v. 3. XII.; DKZ 1910, 835/36 (P), 1911, 4/5 (Lichtwarck); MZ 1910, 664; DKB 1910, 983/4; D. Säemann 1912, H. 6 (A. Lichtwarck); G 98, 386; IZ 135, 1098 (P); DRG 33, 185; GK 1911, 264; WI 3, 446; DZL 472; GT 1913, 344.
- Goltz**, Rüdiger Frh. von, Dr. iur., Landesdirekt. a. D., Vors. d. Provinzialaussch. d. Prov. Pommern, 1871—74 konserv. M. d. R., M. d. H.; * Kreitzig, Kr. Schivelbein 17. VII. 1837; † Stettin 29. VI. — VZ 2. VII. A.-A.; OA 1908/09, 468; W 3, 450; HPA 9. Ausg. 1871, 190; DZL 462; UT 1912, 310.
- Gosche**, Artur, Direkt. d. städt. Arbeitshauses i. Rummelsburg; * Wellmick, Kr. Guben 21. II. 1844; † Berlin-Rummelsburg 26. VIII. — VZ 26. VIII. A.-A.
- Gottberg**, Richard von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., zul. Kommand. d. Kav.-Div. d. 10. A.-K., 1888 z. D. gest.; * Königsberg 5. I. 1833; † Cannes 3. II. — VZ 8. II. M.-A.; MZ 1910, 92; OA 1908/09 474; BT 1912, 306.
- Graba**, Robert von, Generalm. z. D., bis 1897 Kommand. d. Truppenübungspl. Arys; * Kiel 25. XI. 1838; † Dresden 19. I. — VZT; OA 1908/09, 479.
- Grams**, Camillo, Regiss. u. Hofschausp. a. Hofth. zu Dessau; * Weimar 18. VIII. 1856; † Godesberg a. Rh. 18. VII. — NTA 1911, 178 (P); EG 345.
- Grapow**, Karl, Geh. Baurat, früh. Mitgl. d. Eisenbahn-Direkt. Berlin, bek. Eisenbahn-Techniker; * Schildberg 31. III. 1841; † Berlin 18. II. — VZT; OA 1908/09, 482.
- Grauvogl**, Ludwig Edler von, Generallt. z. D., bayer. Kammerh., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 5. bayer. Div., 1902 z. D. gest.; * Ansbach 19. IV. 1844; † München 1. VIII. — VZ 2. VIII. M.-A.; OA 1908/09, 485.
- Greef**, Adolf, Dr. phil., Gymn.-Prof. i. Göttingen, Altphilologe, schrieb über Tacitus; * Mörs 10. VI. 1845, † Göttingen 9. VII. — KL 1910, 543, 1911 TL.
- Griehl**, Augustin, Amtsgerichtsrat, M. d. A. u. Mitgl. d. Zentr.; * Zagnern, Kr. Braunsberg 13. XII. 1856; † Breslau 17. V. — KVZ 18. V. A.-A.; HA 1908, 384, 515 (P).
- Grimmer**, Ernst Ludwig, Dr. phil., wiss. Lehrer a. Pädagog. Lähn i. Riesengebirge, gründl. Systemat. auf verschied. Gebieten d. Naturkde., Begr. wertvoller naturwiss. Samml. i. Lähn; * Etzdorf, Sa.-Alt. 11. II. 1852; † Lähn 22. XI. — IZ 135, 1131.
- Gritzinger**, Georg, ehem. Hofopernsänger; * Bojen i. Österr. 20. IX. 1856; † Ardagger b. Burg Dörenstein a. d. Donau 1. XII. — VZ 2. XII. A.-A.; EG 351; WI 3, 464; R 536; NTA 1912, 150.
- Größler**, Georg Paul Hermann, Dr. phil., einer d. besten Kenner d. Geschichte d. Prov. Sachsen, Vors. d. Ver. f. Geschichte u. Altert. d. Grafsch. Mansfeld, Hrsg. d. Mansfeld. Blätter; * Naumburg a. d. L. 2. IV. 1840; † Eisleben 4. II. — VZ 8. u. 11. II. M.-A.; Deutsch. Geschichtsbl. Bd. 11, 217—22 (Reischel); Jahresber. d. Thür.-Sächs. Ver. f. Erforschg. d. vaterl. Altert. u. Erhaltung d. Burgen 91/92 (E. Jakobs); HV 13, 444/45 (E. Devrient); GK 1911, 264.
- Grosser**, Hermann, Mittelschulrektor, guter Kenner d. Psychologie d. Kindes, literar. i. Fachzs. vielfach tätig gewesen; * Kroisch

- b. Liegnitz 20. II. 1865; † Breslau 10. V. — JSG 1910 Nehr., 11/12 (Rosteutscher).
- Großmann, Julius**, *Dr. phil.*, Geh. Archivrat, 1. kgl. Hausarchivar; * Chmielowitz 2. III. 1845; † Dobbrükow b. Luckenwalde 28. IX. — JSG 1910 Nehr. 12—18 (G. Schuster); KL 1910, 553/54 (W); WI 3, 467.
- Grüß, Christian**, Rektor, Novellist u. pädagog. Schriftst.; * Drachhausen 13. VIII. 1830; † Berlin 18. IV. — KL 1910, 563 (W); 1911 TL; BR 2, 63.
- Günther, Hermann**, Direkt. d. Handelsschule i. Lüneburg a. D., früh. Gymn.-Lehrer, Schriftst. auf d. Geb. d. Handelswiss.; * Zellerfeld 25. II. 1840; † Danzig-Langfuhr 6. I. — KL 1910, 566 (W), 1911 TL; WI 3, 746 (W).
- Günther, Reinhold**, *Dr. phil.*, Kriegs- u. Kultur-Hist., Novellist u. Romanschriftst.; * Schöneberg 25. V. 1863; † Basel 26. V. — KL 1910, 567/8 (W), 1911 TL; WI 3, 476; BR 2, 478.
- Gundelfinger, Siegmund**, *Dr. phil.*, Geh. Hofrat, bis vor einigen Jahren Prof. d. Mathem. a. d. Techn. Hochschule i. Darmstadt, schriftst. tätig; * Kirchberg a. d. Jaxt 17. I. 1846; † Darmstadt 13. XII. — VZ 14. XII. M.-A.; Schwäb. Merk. Nr. 581; WJ 1910 Nehr.; DZL 498/99; KTH 1911/12, 195; PF III, 1, 565 (W), IV, 1, 553 (W); Allgem. Zt. d. Judent. 1911, Nr. 3 (D. Selver).
- Gutzmann, Albert**, Schulrat, Direkt. d. städt. Taubstummenschule i. Berlin; * Gr.-Gluschen i. Pr. 19. XII. 1837; † Berlin Ende Mai. — T 125 (P); KL 1910, 574; WI 3, 483; Mediz.-pädagog. Monatsschr. f. d. ges. Sprachheilkde. Jg 20, 161—69 (H. Gutzmann).
- Haberl, Franz Xaver**, *Dr. theol.*, Prälat, Direkt. u. Gründer d. Kirchenmusikschule i. Regensburg, Generalpräses d. deutsch. Cäcilienvereine, Mitgl. d. päpstl. Kommiss. f. Kirchenmusik u. d. Berlin. Kommiss. f. Hrsg. d. Denkm. deutsch. Tonkunst, Red. d. Zs. »Musica Sacra«; * Oberellenbach in Niederbayern 12. IV. 1840; † Regensburg 5. IX. — KVZ 6. IX. M.-A., Mitt.-A., 8. IX. M.-A. (K. Cohen, Ein Gedenkbl. f. Dr. H.); IZ 135, 487 (P); KL 1910, 578 (W); KR 1910, 145 (W); WI 3, 487 (W); DZL 509/10; Cäcilia 1910, 77; Kirchenmusik Jg 11, 66 (J. N. Ahle); Musica Sacra 1910, 110 (K. Weinmann); Zs. d. intern. Musikges. Jg 11, 1 (K. Weinmann); AMZ 37, 805 (J. Conze); R 550/51 (W); NMZ 31, 504; MWB 41, 311/12 (L. Weiß).
- Haberland, Georg**, Maler u. Vergolder in München, 1884—90 M. d. R. u. Mitgl. d. Zentr.; * Rieden, Bezirksamt Amberg Biozr. Jahrbuch u. Deutscher Nekrolog. 15. Bd.
10. X. 1830; † München 12. II. — VZ 13 II. M.-A.; RH 1890, 179.
- Hach, Theodor**, *Dr. iur.*, Prof., 1870—76 Rechtsanwalt u. Notar, dann Konservator a. Museum lübeckischer Kunst- u. Kultur-gesch., Hilfs-Bibliothekar a. d. Lübecker Stadt-Bibl.; * Lübeck 31. XII. 1846; † das. 17. XI. — JB 8, 89, 9, 144; Zs. f. Lübeckische Gesch. XII, 2, 337—48 (C. Curtius).
- Hagen, August**, *Dr. iur. h. c.*, Wirkl. Geh. Ob.-Justizrat, Oberlandesger. -Präs. i. Naumburg, 1908 a. D.; * Neu-Ruppin 18. I. 1834; † Naumburg 29. X. — VZ 29. X. M.-A., A.-A.; OA 1908/09, 527.
- *Hagenbach-Bischoff, Eduard**, Prof. d. Physik a. d. Univ. Basel, 50 Jahre Mitgl. d. Großen Rates d. Stadt Basel; * Basel 20. II. 1833; † das. 23. XII. — BJ XV, 66; VZ 28. XII. M.-A.; GK 1911, 264; Zs. f. Gletscherkunde 5, 235 (E. Brückner); Corresp.-Bl. f. d. Schweiz. Ärzte Bd. 41, 164; Vierteljahrschr. d. naturforsch. Ges. i. Zürich Bd. 54, 572; Basler Jahrb. 1912, 146—191 (F. Zschokke); PF III, 1, 572 (W), IV, 1, 566 (W).
- Hager, Hans**, *Dr. iur.*, Rechtsanw., seit 1905 M. d. A., Mitgl. d. Zentr.; * Schwerin i. Mecklenb. 5. IX. 1863; † Wiesbaden 22. IV. — Schles. Zt. 24. IV. M.-A.; HA 1908, 386, 516 (P).
- Hanfstengl, Edgar**, Hofrat, Inh. d. weltbek. Firma Franz H., Kgl. Bayer. Photogr. u. Hofkunstanst.; * München 15. VII. 1842; † das. 29. V. — VZ 3. VI. M.-A. (L. Pietsch); BB Nr. 123 v. 1. VI. u. 182 v. 9. VIII. (F. v. Ostini).
- *Hantzsch, Viktor**, *Dr. phil.*, Geograph; * Dresden 10. V. 1868; † das. 12. XI. — BJ XV, 70 (E. Schöne); KL 1910, 598/99 (W); DRG 33, 235; GK 1911, 265; WI 3, 504 (W).
- Hartmann, Gustav**, *Dr. ing. h. c.*, Geh. Kommerzienrat, 1. Vors. d. Aufsichtsr. d. Sächs. Maschinenfabrik vorm. Rich. H.; * Chemnitz 10. VI. 1842; † Ebenhausen b. München 20. X. — VZ 22. X. M.-A.; IZ 135, 763/64 (P).
- Hartmann, Ludwig**, Musikkritiker, auch Pianist u. Komponist, Schüler Liszts; * Neuß 1836; † Dresden 14. II. — VZ 15. II. A.-A.; NTA 1911, 167; IZ 134, Nr. 3478, XVI (P); NMZ 31, 262 (H. Platzbecker m. P); R 571.
- Hartog, Karl**, General lt z. D., zul. Kommand. d. 76. Inf.-Brig.; * Hamm 3. III. 1843; † Naumburg 1. III. — VZ 4. III. M.-A.; OA 1908/09, 550; Ü 12, 562.
- Hartrott, Ludwig von**, General d. Kav., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1848 Eintritt in d. Armee, 1860 Adjutant Roons, 1870/71 Chef d.

- mobilen Stabes d. Kriegsministers, 1871 geädelt, Chef d. Armeeabt. i. Kriegsminist., 1876 Direkt. d. Milit.-Ökonomiedepartements u. Präses d. Ober-Examenskommiss., 1884 Mitgl. d. Staatsr., 1885 z. D.; * Aschersleben 21. II. 1829; † Ballenstedt 24. III. — VZ 27. III. M.-A.; OA 1908/09, 551; MW 1910, 1009/10 (v. Blume); KM 67, 2, 849—51 (v. Lettow-Vorbeck); MZ 1910, 204; LZ 37, 444; BT 1913, 315.
- Hartung**, Adolf, Reg.-Baum., bed. Architekt, Mithrsg. d. Berl. Architekturwelt; * Magdeburg 1850; † Berlin 30. III. — VZ 2. IV. A.-A.; DBZ 44, 212; ZB 30, 196.
- Hasemann**, Wilhelm, Kgl. Preuß. Kommissionsrat, Leiter d. Kom. Oper i. Wien, dann Direkt. i. Chemnitz u. Lübeck, Leiter d. Geraer Hoftheaters, später Direkt. d. Wallner-Theaters bis zu dessen Ende, danach begr. u. leitete er d. Residenz-Theater i. Wiesbaden u. Köln u. war zul. Oberregiss. a. Intimen Theater i. Frankfurt a. M.; * Hamburg 5. VII. 1843; † Leipzig 4. V. — VZ 8. V. M.-A.; NTA 1911, 173; WI 3, 513; DZL 538/39.
- Hasenclever**, Adolf, Pfarrer i. Freiburg i. B., bed. lib. Theologe, gründl. Kenner d. altchristl. u. d. Renaissance-Kunst, theol. u. kunsth. Schriftst.; * Kirchberg i. Bad. 23. V. 1849; † Freiburg i. B. 13. VI. — Protest. Monatsh. 14, 345—49 (K. Kühner).
- Hauber**, Gustav, Württb. Oberstudienrat, o. Mitgl. d. Ministerialabt. f. d. höheren Schulen; * Ravensburg 28. IX. 1851; † Stuttgart 16. IV. — WJ 1910 Nehr.; Schwäb. Merkur 20. IV.; Württ. Staatsanz. Nr. 88; Schwäb. Kron. Nr. 176, 179.
- *Haupt**, Erich, Dr. theol., Geh. Konsistorialrat, o. Prof. d. Theol. a. d. Univ. Halle; * Stralsund 8. VII. 1841; † Halle 19. II. — BJ XV, 110 (G. Kawerau); VZ 20. II. M.-A.; KJ 37, 523; KL 1910, 616 (W); WI 3, 517 (W); DZL 543; AD 1, 14 (W); ELK 1910, 215; Theol. Studien u. Kritiken 1910, 493—500 (E. Kautzsch); Chronik d. Univ. Halle f. 1909/10, 18—25.
- Hausleutner**, Otto Friedrich Wilhelm, Geh. Ob.-Justizrat, bis 1905 Landger.-Präs. i. Thorn; † Breslau 14. XI. i. A. v. 78 J. — VZ 15. XI. M.-A.
- *Hebbel**, Christine, geb. Enghausen, d. Witwe Friedrich Hebbels, 35 Jahre gefeiertes Mitgl. d. Burgtheaters; * Braunschweig 9. II. 1817; † Wien 30. VI. — BJ XV, 210 (R. M. Werner); VZ 30. VI. M.-A., 1. VII. M.-A. (Erinnerungen); NZ 30. VI. A.-A.; HC 2. VII. A.-A. (G. Massé); FZ 1. VII. 1. M.-Bl. (R. M. Werner, Chr. H. Ein Erinnerungsbl.); NFP 30. VI. M.-Bl., 1. VII. M.-Bl. (A. Frh. v. Berger); MAZ 1910, 540/41 (A. Bettelheim, Hebbels Witwe); D. Schöne Literatur Jg 11, Nr. 15 (A. M. Wagner); NTA 1911, 176/77; EG 405/6; LE 12, 1552/53 (P); IZ 135, 14/15 (P); W 29, 1204—06 (K. Zeiß); DZL 549/50; WI 3, 522; Preuß. Jahrb. 141, 288—299 (H. Klammer); Xenien 1910, 72 (J. Hennings); D. Guldenhammer, Brem. Monatschr. 1910, 59 (H. Winter).
- Heckmann**, Paul, Geh. Kommerzienrat, Seniorchef d. kürzlich in eine Aktienges. umgewandelten Kupferwalzwerkes m. b. H., Vors. d. Gesamtverb. Deutsch. Metallindustr., Mitgl. d. Ältesten d. Kaufmannschaft, Vors. d. Ver. deutsch. Arbeitgeberverbände; * Berlin 17. VIII. 1849; † Kissingen 23. V. — VZT; OA 1908/09, 565; IZ 134, 1141 (P); JSTG 1911, 77/78.
- Hedinger**, August, Mediz.-Rat, einer d. Gründer d. Ver. f. d. Deutsch. i. Ausl., Ehrenvors. d. Württ. Anthropol. Vereins; * 1842; † Stuttgart 25. II. — WJ 1910 Nehr.; D. Deutsch. i. Ausl. März 1900, S. 145/46; Württ. Staatsanz. Nr. 48; Schwäb. Kron. Nr. 93; Schwäb. Merkur v. 25. II.; Med. Corresp.-Bl. d. Württ. ärztl. Landesver. Jg 80, 684 (Zaiser); Prähist. Zs. I, 429 (E. Fraas).
- Heiberg**, Hermann, Dichter u. Schriftst.; * Schleswig 17. XI. 1839; † das. 16. II. — VZ 17. II. M.-A.; FZ 21. II. M.-Bl. (G. Hoffmann); NS 15, 226 (P); W 354 (P); IZ 134 Nr. 3478, XV, XVI (P); KL 1910, 627/28 (P); WI 3, 527 (W); DZL 556; LE 12, 906; Frauenrunds. 1910, 584 (P); Univ. Beil. Jg 25, 78 (H. Land); Nord u. Süd Bd. 132, 508 (E. Friedegg); KW 23, 2, 391/92; AL 1866—82, 1, 277; H. Merian, H. H. in: D. Moderne Literatur i. biogr. Einzeldarst. Bd. 1 (P); W. Lobsien, D. erzählende Kunst i. Schleswig-Holstein. Altona 1908. S. 29—36, 132/33 (W); EL 88/89.
- Hellig**, Karl, bek. Karlsruher Maler; * Karlsruhe 25. VIII. 1863; † das. 13. XI. — Kchr N. F. 22, 105.
- Heisig**, Joseph, Dr. phil., Gutsbes., seit 1898 M. d. A. u. Mitgl. d. Zentr.; * Gleiwitz 4. I. 1857; † Gardel b. Gleiwitz 13. XI. — VZ 14. XI. A.-A.; KR 1910, 162; WI 3, 536; HA 1908, 389, 516 (P).
- Helfert**, Joseph Alexander Frh. von, österr. Geschichtsforscher, Mitgl. d. Herrenhauses; * Prag 3. XI. 1820; † Wien 16. III. — VZ 16. III. A.-A., 17. VIII. M.-A.; NFP 17. III. M.-Bl.; IZ 134, 532/33 (P); KL 1910, 641 (W); KR 1910, 163/4 (W); FT 355; WI 3, 537 (W); HV 13, 256; BZ 26, 143 [D. Kultur Jg 11, 146; D. Denkmalspflege 1910, 28; Mitt. d. k. k. Zentralkomm. 3. z. Erforsch. d. Kunst- etc. Denkm.

3. F., Bd. 9, 111—116] 27, 150 [D. Kultur Jg 11, 257—65 (J. Hirn, Ein Leben d. Arbeit); Monatsbl. d. Altertumsver. zu Wien Bd. 9, 154].
- Hellweg**, August, *Dr. iur. h. c.*, Reichsgerichtsrat, bed. u. bek. jurist. Schriftst.; * Werne i. Westf. 22. V. 1842; † Leipzig 26. III. — VZ 29. III. A.-A.; IZ 134, 568; DJZ 15, 465 (Peters); DZL 569/70; OA 1908/09, 582.
- Henckel**, Wilhelm Eduard, Verleger, Schriftst. u. Übers., hat große Verdienste um d. Einbürgerung d. russ. Literatur i. Deutschland; * Burg b. Magdeburg 17. IV. 1825; † München 30. XI. — BB Nr. 281 v. 5. XII. u. 287 v. 12. XII.; T 290 (P); LE 13, 543; Aus fremden Zungen Jg 20, 886 (F. Krantz, E. Apostel d. russ. Literatur i. Deutschld.); KL 1910, 646/47 (W).
- Henoch**, Eduard Heinrich, *Dr. med.*, Geh. Med.-Rat, Prof., bed. Kinderarzt; * Berlin 16. VII. 1820; † Dresden 25. VIII. — VZ 27. VIII. A.-A.; W 36, 1516 (P); KL 1910, 651 (W); PBL 719/20 (P); DMW 36, 1329/31 (A. Baginsky, E. H. z. 90. Geburtst. m. P); BKW 1910, 1395 (Posner, E. H. z. s. 90. Geburtst.) 1690/91 (P. Meyer, Dem Andenken E. H.s); MMW 57, 1504/5 (Schloßmann, Ein Gruß z. 90. Geburtst.); Mediz. Klinik Jg 6, 1963 (Finkelstein); Wien. klin. Wochenschr. Jg 23, 1304 (Escherich); Chronik d. Univ. Berlin 24, 8.
- Henrici**, Julius, Hofr., Gymn.-Prof. a. D., Mathematiker; * Eberbach 15. XII. 1841; † Heidelberg 24. V. — KL 1910, 651 (W), 1911 TL; WI 3, 545.
- Henzen**, Wilhelm, (Pseud.: Fritz v. Sakken), *Dr. phil.*, Dichter u. Publizist; * Bremen 30. XI. 1850; † Leipzig 11. IX. — VZ 12. IX. A.-A.; BB Nr. 213 v. 14. IX. (W); IZ 135, 479; LE 13, 151; BW 25, 42/43 (P); KL 1910, 653 (W); BR 2, 136/7 (W); EL 92.
- Hermann**, Ernst, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, 1899—1909 Präs. d. Eisenbahndir. Breslau; * Heiligenstadt 23. II. 1842; † Breslau 8. IX. — Schles. Zt. 8. IX. A.-A.; JSG 1910 Nkr., 18—20; DZL 578/79.
- Hermes**, Otto, *Dr. phil.*, Begr. u. Direkt. d. Berlin. Aquariums, Mitgl. d. fortschrittli. Volkspartei, M. d. R. u. ehem. M. d. A.; * Meyenburg i. Ostpr. 10. IX. 1838; † Berlin 19. III. — VZ 20. III. M.-A., 21. III. A.-A.; W 522 (P); IZ 134, 616 b (G. Krause m. P); DRG 32, 375; Mitt. d. Deutsch. Seefischerei-Ver. 1910, 202—205 (Rose u. Henking m. P); KL 1910, 657; WI 3, 550; RH 1907, 281, 503 (P).
- Hertel**, Ludwig, *Dr. phil.*, Prof., Schriftst. auf d. Geb. d. Germanistik, Gesch. u. Landeskde.; * Gräfenenthal 28. VI. 1859; † Hildburghausen 19. IV. — KL 1910, 662 (W), 1911 TL.
- Hertzberg**, Adolf von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., zul. Kommand. d. 43. Inf.-Brig., 1879 a. D., auch publizistisch als Gegner d. kirchl. Liberalismus hervorgetreten; * Danzig 28. VII. 1820; † Frankfurt a. O. 2. I. — VZ 4. I. M.-A.; MZ 1910, 25; Ü 12, 346; KJ 37, 524; OA 1908/09, 601; UT 1912, 364.
- Herwi**, Babette, (Pseud.) s. Loewi, Babette.
- Heubaum**, Alfred, *Dr. phil.*, Prof., pädag. Schriftst.; * Sagan 17. VII. 1863; † Berlin-Friedenau 7. XII. — KL 1910, 669 (W), 1911 TL; D. höhere Mädchenschule 1911, 1 (Hüttebräucker); Korresp.-Bl. f. d. akad. gebild. Lehrerstd. 1911, 218 (Gedächtnisfeier); Sächs. Schulzt. 1911, Nr. 2 (T. Fritsch).
- Hevesi**, Ludwig, Schriftst., Theater- u. Kunstkrit. d. Wiener Fremdenblatts; * Heves i. Ung. 20. XII. 1843; † Wien 27. II. — VZ 28. II. A.-A., 1. III. M.-A., 4. III. M.-A. (A. Bettelheim); NFP 28. II. A.-Bl. (D. Persönlichkeit L. H.s. Von e. Freunde); FZ 28. II. A.-Bl.; BB Nr. 49 v. 2. III. (W); IZ 134, 428 (P); LE 12, 974; D. Merker Jg 1, H. 11; Kchr N. F. 21, 305/08 (G. Kirstein); WI 3, 560; KL 1910, 671/72 (W); DZL 593/94; BR 2, 155/56 (W); Kunst u. Künstler 8, 381; Neue Rundsch. 1910, 1, 564—71 (L. Hatvany); Schaubühne 1910, Nr. 10 (W. Handl).
- Heyde**, Paul von der, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., zul. Kommand. v. Küstrin, 1890 z. D.; * Berlin 6. X. 1836; † Arnsberg 12. XII. — VZ 15. XII. M.-A.; OA 1908/09, 608; WI 3, 561; UT 1912, 366.
- Heydebreck**, Richard von, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 28. Inf.-Brig., 1892 z. D., 1. Vors. d. Ver. inakt. Offiziere d. deutsch. Armee u. Marine; * Tessin 21. VII. 1836; † Budow, Kr. Stolp 9. IX. — VZ 11. IX. M.-A.; MZ 1910, 505; OA 1908/09, 609; UT 1913, 30.
- Heydeck**, Johannes, *Dr. phil. h. c.*, Archäol. u. Kunsthist., Prof. a. d. Kunstakad. i. Königsberg, Mitgl. d. Akad. d. Wiss. i. Berlin; * Sakuten 2. VII. 1835; † Königsberg 6. VIII. — VZT; IZ 135, 233; Kchr N. F. 21, 586; KL 1910, 673 (W); WI 3, 501 (W); DZL 594/95; OA 1908/09, 609; MS 2, 174.
- Heyligenstaedt**, Louis Paul Kasimir, Kommerzienrat, 1903—07 nationallib. M. d. R.; * Vacha 3. II. 1842; † Gießen 20. XI. — VZ 21. XI. A.-A.; RH 1903, 236.
- Hilgers**, Alfred Frh. von, Geh. Oberjustizrat, bis April 1910 Landgerichtsprä. i. Koblenz;

- * Köln 2. IV. 1845; † Unkel a. Rh. 10. XII. — VZ 13. XII. A.-A.; FT 1911, 376; OA 1908/09, 617.
- Hirschberg**, Johannes, Erzpriester u. Ehren-
domherr, seit 1903 M. d. R. u. d. Zentr.,
früh. M. d. A.; * Bischofsburg 12. II. 1847;
† Wartenberg 19. XII. — KVZ 21. XII.
M.-A.; OA 1908/09, 623; WI 3, 573; RH
1907, 287, 474 (P); HA 1904, 321, I 23 (P).
- ***Hoecker**, Paul, Maler, Prof. a. d. Münch.
Kunstakad.; * Oberlangenau i. d. Grafsch.
Glatz 11. VIII. 1854; † München 13. I. —
BJ XV, 147 (H. Holland); VZ 14. I. M.-A.,
16. I. M.-A.; NZ 14. I. A.-A.; IZ 134, 106,
140, 146 (P); WI 3, 578; DZL 620; Kchr
N. F. 21, 230; MS 2, 186; BMW 1, 547/48;
SKL 439.
- Hoenig**, Wilhelm, *Dr. theol.*, Kirchenrat, seit
1867 Stadtpfarrer i. Heidelberg, leitete
30 J. die »Protest. Flugblätter«, war auch
Red. d. »Südd. ev.-protest. Wochenbl.« u.
lange Jahre Sekr. d. Protestantenv.,
hatte einen Hauptanteil am »Theol. Uni-
versal-Lexikon«, Elberfeld 1869—74; *
Hornberg i. Schwarzw. 28. II. 1840; †
Heidelberg 10. VII. — Protest. Monatsh.
14, 280 (J. Websky), 15, 191—97 (J.
Websky).
- Hof**, Georg, Generallt. z. D., Ritter d. Eis.
Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 69. Inf.-Brig.;
* Darmstadt 1. VIII. 1846; † das. 29. VIII.
— VZ 1. IX. M.-A.; OA 1908/09, 628.
- Hofmann**, Julius, früh. Intendant d. Mann-
heim. Hoftheaters; * Ehrenfriedersdorf i.
Sa. 19. VIII. 1840; † München 2. III. —
VZ 6. III. M.-A.; NTA 1911, 168; WI
3, 589.
- Hofmann**, Karl von, Preuß. Staatsminister
a. D., 1857 Rat i. hess. Minist. d. ausw.
Angeleg., 67 hess. Ges. i. Berlin, 72 a. d.
Spitze d. hess. Minist., 76 Präs. d. Reichs-
kanzleramts, 79 Staatssekr. d. Reichsamts
d. Inn. u. preuß. Minist. f. Handel u. Ge-
werbe, 80 Staatssekr. f. Elsaß-Lothr., 87
a. D., stellvertr. Präs. d. Deutsch. Kolo-
nialges., Mitgl. d. Kolonialrats; * Darm-
stadt 4. XI. 1827; † Berlin-Charlottenburg
9. V. — VZ 10. V. M.-A., A.-A.; W 20,
818 (P); IZ 134, 1038; DRG 32, 471;
DZL 629; DKZ 1910, 321 (P).
- Hofmann**, Moritz, ao. Prof. d. gerichtl. Med.
a. d. Univ. München; * Neustadt a. A.
21. XI. 1842; † München 3. X. — UK
S.-S. 1911, 1, 320; AD 3, 298; Chronik
d. Univ. München 1910/11, 8—12.
- Hohenlohe-Oehringen**, Friedrich Karl Prinz
zu; * Slawentzitz 21. IX. 1855; † Paris
27. XII. — VZ 28. XII. M.-A.; IZ 136, 66
(P); WI 3, 592; HK 1913, 140.
- Holtzmann**, Heinrich, *Dr. theol. et phil.*, Prof.
d. neustest. Exegese i. Straßburg, Mitbegr.
d. Protestantenv.; * Karlsruhe 17. V.
1832; † Baden-Baden 4. VIII. — VZ
6. VIII. M.-A.; IZ 135, 236 (P); WI 3, 598;
DZL 644; KL 1910, 713 (W); ELK 1910,
815; Protestantenbl. 1910, 893—96 (E.
Kuck); KJ 38, 659/60; Protest. Monatsh.
14, 298—301 (J. Websky); D. Religion i.
Geschichte u. Gegenw. Bd. 3, Sp. 119—121
(E. Simons); Stiftungsfest d. Univ. Straß-
burg 1911, 6.
- ***Holzer**, Ernst, Gymn.-Prof., Schubart- u.
Nietzsche-Forscher; * Stuttgart 9. III.
1856; † Ulm 28. II. — BJ XV, 16 (O. Günt-
ter); VZ 5. III. M.-A.; LE 12, 974; WJ
1910 Nekr.; Württ. Staatsanz. Nr. 50;
Schwäb. Kronik Nr. 100; NMZ 31, 283
(K. Beringer); R 622.
- Honsell**, Max, *Dr. ing.*, bad. Finanz-Minister,
hervorr. Wasser- u. Straßenbau-Techniker;
* Konstanz 10. XI. 1843; † Karlsruhe
1. VII. — VZ 3. VII. M.-A.; FZ 2. VII.
2. M.-Bl., 3. VII. 1. M.-Bl.; DRG 32, 572;
GK 1911, 265; WI 3, 600; DBZ 44, 424,
427—430; ZB 30, 369 (Th. Rehbock m. P).
- Hootz**, Karl Heinrich, Geh. Oberjustizrat,
früh. Mitgl. d. Generalauditoriums; * 12. VI.
1826; † Liegnitz 9. XII. — VZ 10. XII.
M.-A.
- Hopp**, Ernst Otto, Journalist, gründete i.
Bromberg d. »Ostdeutsche Presse«, später
i. Berlin mit Mordtmann d. Wochenschr.
»Das Echo«, 1901—08 Red. d. Münch.
Neuest. Nachr., auch Nov., Lyr. u. Hist.;
* Abtshagen b. Grimmen 19. VIII. 1841;
† München Mitte Juli. — VZ 24. VII.
M.-A.; KL 1910, 719 (W); LE 12, 1718;
BR 2, 201 (W).
- Hoppe**, Karl, Geh. Justizrat, Ob.-Landesger.-
Rat a. D.; * Magdeburg 27. IX. 1828;
† Breslau 25. V. — Schles. Zt. 27. V.
M.-A.; OA 1908/09, 652.
- Horovitz**, Markus, Rabbiner, fruchtbar. Schrift-
steller, talmud. Kapazität, Gründer von
3 Synagogen u. 2 Religions-Schulen i.
Frankfurt a. M.; * Ladany i. Ung. 15. III.
1844; † Frankfurt a. M. 27. III. — Berl.
Tagebl. 29. III. M.-Bl.; Allgem. Zt. d.
Judent. 1910, Nr. 14.
- Housselle**, Wilhelm, Geh. Baurat, Mitgl. d.
Eisenb.-Direkt. Berlin, hervorr. auf d. Geb.
d. Eisenbahn- u. Brücken-Baues, bearb.
f. d. Handbuch d. Baukunde d. Abschnitt
»Brückenbau«, Mitarb. a. d. Werke »Berlin
u. seine Bauten«, 1896; * Elbing 5. IV.
1841; † Berlin 24. IX. — ZB 30, 531
(Suadicani m. P).
- Huber**, Arnold, Verlagsbuchh., Mitgl. d.
Aufsichtskommiss. d. Thurg. Kantons-

- schule u. d. Verwaltungsrats d. dortig. Hypothekenbank, Mitgl. d. eidgenöss. Art.-Kommiss., zul. Kommand. d. 12. F.-Art.-Reg.; * Frauenfeld 5. VI. 1865; † das. 12. I. — BB Nr. 218 v. 20. IX.; Wissen u. Leben Jg 3, 496 (C. F. Wiegand).
- Huber**, Lorenz, Pfarrer, päpstl. Geheimkäm., Präses d. kathol. Arbeiterver. München, innere Stadt, Vors. d. Verb. südd. kathol. Arbeitervereine, Begr. u. Red. d. »Münchener Arbeiter« sowie d. »Sonntagsbl. f. d. kathol. Familien, Ehrenmitgl. d. kathol. Preßvereins; * München 31. III. 1862; † das. 7. XI. — KVZ 8. XI. A.-A.
- Hubert**, Hermann, Geh. Ob.-Postrat, Ob.-Post-Direkt.; * Osche 9. I. 1842; † Erfurt 16. V. — VZ 18. V. M.-A.; OA 1908/09, 661; WI 3, 607.
- Hübner**, Karl Hugo, Stadtältester u. Stadtrat v. Berlin, 1859—1907 i. ehrenamtl. Dienste d. Stadt; * Berlin 17. I. 1827; † das. 13. XI. — Gemeinde-Blatt, Berlin 1910, 505.
- Hütterott**, Johann Georg Ritter von, Großindustr., Japan. Hon.-Konsul, Mitgl. d. österr. Herrenh.; * Triest 21. XII. 1852; † Wien 27. V. — W 23, 948; WI 3, 611.
- Hugin**, F., (Pseud.) s. Schleswig-Holstein, Feodora Prinzessin zu.
- Hulwa**, Franz, Dr. phil., Prof., erst Apotheker, später Chemiker, Privatdoz. f. analyt. Chemie a. d. landwirtsch. Akad. zu Proskau, später Leiter d. Versuchstation d. landwirtschaftl. Zentralvereins i. Breslau, verfaßte verdienstvolle Arbeiten betr. Untersuchungen d. Oderwassers, Abwässerreinigungsverfahren u. dgl., war Geschäftsführer u. Schatzmeister d. Schles. Fischerei-Vereins u. Mitgl. d. wiss. Kommiss. d. Deutsch. Fischerei-Vereins; * Oppeln 28. XI. 1830; † Brieg 10. VIII. — Schles. Zt. 12. VIII. M.-A.; JSG 1910 Nekr. 20/21 (Mehring).
- Hutecker**, Wilhelm, Dr. phil., Ob.-Bibl. a. d. K. B. i. Berlin; * Girrehnen i. Ostpr. 4. XII. 1861; † Berlin 15. I. — JB 8, 94, 9, 144.
- Jabornegg**, Markus Frh. von u. zu Gamsenegg u. Möderndorf, bed. Botaniker, 1875—92 Schriftleiter d. »Carinthia«, Ehrenpräses d. naturhist. Landes-Mus. f. Kärnten; * Klagenfurt 17. III. 1837; † das. 6. V. — Carinthia 100, 97—111 (H. Sabidussi) 111—114 (W).
- Jacobi**, Louis, Prof., Geh. Baurat, Wiederauerbauer d. Saalburg, Ehrenbürger von Homburg v. d. H.; * Homburg v. d. H. 21. IV. 1836; † das. 24. IX. — VZ 26. IX. A.-A.; W 40, 1682 (P); IZ 135, Nr. 3509, XXV/VI (P); OA 1908/09, 673; DBZ 44, 659; ZB 30, 558—60 (P).
- * **Jaeger**, Oskar, Geh. Reg.-Rat, Prof., Dr. phil., o. Hon.-Prof. a. d. Univ. Bonn, früh. Direkt. d. Kölner Friedrich Wilhelms-Gymn., bed. Historiker u. Schulmann; * Stuttgart 26. X. 1830; † Bonn 2. III. — BJ XV, 90 (H. Planck); VZ 2. III. A.-A., 3. III. M.-A.; FZ 5. III. A.-Bl.; IZ 134, 426, 428 (P); KL 1910, 747 (W); WI 3, 626; DZL 669; KJ 37, 526; HV 13, 256; TRU Nr. 56 (G. Saalfeld); Neue Jahrb. f. Pädagogik Jg. 13, 26, 4 (W. Münch, Erinnerungen an O. J.); D. humanist. Gymn. 21, 76, 77—86 (G. Uhlig) 177—87 (P. Cauer); Monatsschr. f. höhere Schulen Mai 1910 (W. Meiners, J.s Deutsche Geschichte. Ein hist. Testament. — A. Matthias, Nachwort; Wie O. J. Geschichtslehrer u. Geschichtsschreiber wurde, wie er seine röm. u. griech. Geschichte schrieb); Grenzboten Jg 69, Nr. 41, 56—67 (P. Cauer, O. J. Gedächtnisrede i. deutsch. Gymnasialverein z. Göttingen a. 2. Okt. 1910); Chronik d. Univ. Bonn f. 1909, 9—12 (F. v. Bezold).
- Jansen**, Gustav, Prof., Kgl. Musikdirekt., Musikschriftst.; * Jever 15. XII. 1831; † Hannover 3. V. — NZ 10. V. M.-A.; KL 1910, 751 (W); WI 3, 631 (W); AMZ 37, 475; R 661.
- Jecklin**, Karl von, Geh. Reg.-Rat, vortr. Rat i. Reichs-Justizamt; * Hanau 28. II. 1860; † Berlin 15. IV. — VZ 19. IV. M.-A.; OA 1908/09, 684.
- Jencke**, Johann Friedrich, Dr. ing. h. c., Geh. Finanzrat, Mitgl. d. preuß. Staatsrats, Vors. d. Direkt. d. Zentralverb. deutsch. Industrieller, früh. Vors. d. Direktoriums d. Firma Krupp; * Dresden 6. IV. 1843; † das. 8. III. — NZ 10. III. A.-A.; KVZ 10. III. Mitt.-A.; IZ 134, 481 (P); AF 48, 120; OA 1908/09, 685; Burschenschaftl. Bl. 24, 293; SE 1910, 481—83 (P); Glückauf 1910, Nr. 11; Zs. d. Ver. deutsch. Ingenieure Jg 54, 771.
- Johne**, Heinrich Albert, Dr. med., Prof., Geh. Med.-Rat, Lehrer a. d. Tierärztl. Hochsch. i. Dresden; * Dresden 10. XII. 1839; † Kleinsedlitz b. Pirna 5. XII. — IZ 135, 1131; WI 3, 640 (W); DZL 682/83; Deutsch. landwirtsch. Presse 1910, Nr. 100; Rundsch. auf d. Geb. d. Fleischbeschau Jg 12, 5 (Göhre).
- Jorns**, Friedrich, Fabrikbes. i. Osterode, 1893—98 M. d. A., 1903—1906 M. d. R., nationallib.; * Katzenstein b. Osterode 20. IX. 1837; † Osterode a. H. 18. VIII. — VZ 18. VIII. A.-A.; WI 3, 642; RH 1903, 251; HA 1894, 262.
- Jüdel**, Max, Dr. ing. h. c., Geh. Kommerzienrat u. Stadtrat, Handelsk.-Präs., Mitbegr. u. Hauptbeteiligter d. bek. Eisenbahn-Signal-Bauanst. A.-G. vorm. M. J. & Co., großzüg. Wohltäter, der sein nach Millionen

- zählendes Vermögen d. Stadt Braunschweig vermachte; † Braunschweig 10. X. — AF 48, 473.
- * **Jung**, Julius, o. Prof. d. alten Geschichte a. d. deutsch. Univ. i. Prag; * Imst i. Tirol 11. IX. 1851; † Prag 21. VI. — BJ XV, 208 (O. Redlich); VZ 22. VI. M.-A.; GK 1911, 266; HV 13, 424; KL 1910, 775 (W); WI 3, 644/5 (W); JAW Bd. 155 Biogr. Jahrb. 171—185 (H. Swoboda m. W); Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. Böhm. Bd. 49, 558.
- Junghans**, Friedrich Wilhelm, Pfarrer, hess. Lokalhst.; † Hanau 13. IV. — LZ 1910, 666; HL 24, 115.
- * **Juraschek**, Franz Ritter von, k. k. Sektionschef, Präs. d. Statist. Zentralkommiss.; * Arad 24. II. 1849; † Wien 7. II. — BJ XV, 183 (E. Castle); NFP 8. II. M.-Bl.; VZ 12. II. M.-A.; G 97, 180; GK 1911, 266; DRG 32, 280; KL 1910, 778 (W); WI 3, 646; Hübners geogr.-statist. Tabellen, Ausg. 59, S. III/IV (R. Meyer); Statist. Monatschr. N. F. Jg 15, 1.
- Kadelburg**, Heinrich, Schriftst., besond. Übers. aus d. Engl., Direkt. d. Wiener Carl-Theaters; * Budapest 14. II. 1856; † Marienbad 13. VII. — NZ 13. VII. A.-A.; NTA 1911, 177 (P); KL 1910, 781; WI 3, 647.
- Kahle**, Bernhard, Dr. phil., ao. Prof. f. alt-nord. Spr. u. Lit. a. d. Univ. Heidelberg; * Berlin 25. VIII. 1861; † Heidelberg 9. XII. — VZ 13. XII. M.-A.; IZ 135, 1232; UK S.-S. 1911, 1, 320; KL 1910, 783 (W); Zs. d. Ver. f. Volkskde. 21, 219 (M. Roediger); Allemannia 3. F. Bd. 3, 38—44 (L. Sütterlin).
- * **Kainz**, Josef, k. k. Hofburgschauspieler; * Wieselburg i. Ung. 2. I. 1858; † Wien 20. IX. — BJ XV, 40 (J. Minor); VZ 20. IX. A.-A., 27. IX. M.-A. (F. Adler, J. K. als Philologe), 29. IX. A.-A. (J. K. u. Weimar), 20. IX. 1911 M.-A. (L. Peppler, Persönl. Erinnerungen); FZ 21. IX. A.-A. (Erinnerungen an J. K.); HC 21. IX. A.-A. (K. u. Ludwig II. v. Bayern — J. K.s Leipziger Anfänge), 26. u. 28. IX. M.-A. (O. Neumann-Hofer, Erinnerungen an J. K.); T 221 (E. Faktor m. P); NFP 20. IX. A.-Bl. (A. Frh. v. Berger u. G. Reimers), 26. IX. Nachm. Bl. (Einzelzüge von K.); W 39, 1635—37, 1644/45 (P); IZ 135, 480/81 (P u. Ill.); NTA 1911, 182 (P); EG 491/93; LE 13, 151; WI 3, 650; DZL 695/96; BW 25, 1—7 (H. Stümcke m. Ill.), 8/9 (V. Klemperer, D. beiden Cyranos. Gedicht), 10—12 (Rullmann, J. K. in Acht u. Bann), 40—42 (L. Klinenberger, K.s Heldentod), 416—20 (H. Kienzl, D. K.-Literatur); MAZ 1910, 735/36 (A. Bettelheim); ÖR 25, 72—75 (J. Minor); T 262, 264, 266 (O. Brahm, K. Gesehenes u. Erlebtes); Westerm. Monatsh. Dez. 1910, 461—64 (F. Zweybrück); Wage 13, Nr. 39 (M. Morold); Deutsche Revue April 1911, 23—32 (M. Burckhard, Erinnerungen); Türmer Jg 7, H. 2 (O. Neumann-Hofer); Schaubühne Jg 7, Nr. 5 (H. Bang); Velh. u. Klas. Monatsh. 1910/11, Bd. 1, 368/72 (E. Zabel, Persönl. Erinnerungen); Hilfe 1910, 593 (E. Schlaikjer); KW 24, 1, 135/36; Eug. Isolani, J. K., Ein Lebensbild. Berl. 1910; Konr. Falke, J. K. als Hamlet. Zürich u. Leipz. 1910; F. Kayssler, Worte z. Gedächtnis von J. K., Berl. 1910; E. Hardt, K. Verse zu s. Gedächtnis. Leipz. 1910; H. Bang, J. K., Berlin 1910; BZ 27, 166 [Blaubuch 1910, Nr. 38 (H. Kienzl); Gegenwart 1910, Nr. 40 (E. Schlaikjer); Universum, Beil. 1910, 443 (H. Land); Wissen u. Leben Jg 4, 30—50 (K. Falke); Über Land u. Meer Jg 53, Nr. 3 (H. Land)], 28, 188 [Jahrb. d. deutsch. Shakespeare-Ges. Jg 47, 1—17 (H. Richter)].
- Kaisenberg**, Moritz von, (Pseud.: Moritz v. Berg-Nesselröden), Oberstlt. a. D., belletrist., histor., ethnogr. u. milit. Schriftst.; * Halberstadt 25. VI. 1837; † Hannover 18. VIII. — VZT; KL 1910, 784/85 (W); WI 3, 651 (W); BR 1, 102 (W); LA 1909, 30/31 (W); HL 24, 251; BT 1912, 514.
- Kammer**, Eduard, Dr. phil., Prof., zul. Reg.-Rat i. Prov.-Schul-Kolleg., früh. Gymn.-Direkt., klass. Philologe; * Gumbinnen 2. IV. 1839; † Berlin-Wilmersdorf 21. XII. — KL 1910, 790 (W), 1911 TL.
- Kanitz**, Friedrich Graf von, Oberst u. Kommand. d. 3. G.-F.-Art.-Reg.; * Podangen 18. III. 1855; † Potsdam 12. I. — VZ 13. I. M.-A.; WI 3, 656.
- * **Kautzsch**, Emil Friedrich, Dr. theol. et phil., Prof. f. alttest. Exegese u. Leiter d. alttest. Abt. d. theol. Sem. a. d. Univ. Halle, ausgez. Kenner d. hebr. u. aramäischen Spr. u. hervorr. Forscher auf d. Geb. d. orient. Altertumskde., Vors. d. dtsch. Ver. z. Erforschung Palästinas; * Plauen i. V. 4. IX. 1841; † Halle 7. V. — BJ XV, 133; VZ 10. V. M.-A.; IZ 134, Nr. 3490, VIII (P); Württ. Staatsanz. Nr. 106; Schwäb. Merk. Nr. 210; ELK 1910, 454; KJ 38, 660; KL 1910, 802 (W); WI 3, 664 (W); AD 1, 4 (W); WJ 1910 Nehr.; DZL 710/11; Chronik d. Univ. Halle f. 1910/11, 12—17; Christl. Welt 1910, Nr. 26 (Thomsen, E. K.s Lebenswerk).
- Kayser**, Karl, Dr. theol., Superintendent., Kirchenhist., Hrsg. d. Zs. d. Ges. f. niedersächs. Kirchengeschichte; * Lüneburg 1. II. 1843;

- † Göttingen 16. V. — ELK 1910, 551; KJ 38, 660 (W); KL 1910, 803 (W).
- Kehler**, Eduard von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 84. Inf.-Brig., 1900 z. D.; * Saarbrücken 19. I. 1843; † Berlin 3. VI. — HC 8. VI. M.-A.; OA 1908/09, 724; BT 1912, 511.
- Keilner**, August, Konsul a. D., Schriftst., Feuilletonist, Dramat. u. Lyrik, übte großen Einfluß auf d. künstl. Leben Heidelbergs aus; * Frankfurt a. M. 13. X. 1851; † Heidelberg 14. VI. — NZ 18. VI. M.-Bl.; LE 12, 1494; KL 1910, 810 (W); WI 3, 670; BR 2, 272/3 (W).
- Kennemann**, Hermann, Landesökonomierat, Großgrundbes. i. Posen, Mitbegr. d. Ostmarkenver., Mitgl. d. Landesökonomiekolleg., 1886—89 M. d. A.; * Gut Luisenthal b. Soldin 4. I. 1815; † Ritterg. Klenka b. Jarotschin 11. IV. — Schles. Zt. 13. IV. M.-A., 14. IV. M.-A.; IZ 134, 738 (P); KM 67, 2, 868; HA 1886, 229; Akad. Turnztg. Jg 27, 97 (Rektmeyer).
- Kersten**, Georg, Dr. iur., Oberbürgerm. v. Thorn, M. d. H.; * Laugallen, Kr. Insterburg 31. X. 1857; † Thorn 25. V. — VZ 27. V. M.-A.; IZ 134, 1086; OA 1908/09, 732; WI 3, 674; KM 67, 2, 1190; HH 1904, 326.
- Kestner**, Hermann, Dr. med., Geh. Mediz.-Rat, d. letzte Enkel von Charlotte Kestner, geb. Buff; * Hannover 8. X. 1823; † Mülhausen i. Dez. — NS 16, 186 (P); Nord u. Süd April 1911, 60—64 (Th. Deecke); Straßburg. Medizin. Ztg. 1911, 10 (Mosser).
- Kettler**, Rudolf von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Insp. d. 1. Fuß-Art.-Insp., 1900 z. D.; * Wildenhausen 11. VI. 1841; † Berlin 1. VIII. — VZ 2. VIII. A.-A.; OA 1908/09, 734.
- Keyserlingk**, Bertha Gräfin, Ehrendame d. bayer. Theresienordens, tüchtige Malerin, stand zu d. bedeut. Persönlichkeiten d. verg. Jahrh. in freundschaftl. Beziehungen; * Gr.-Leuthen i. d. Niederlaus. 13. IV. 1809; † Wiesbaden 13. XI. — IZ 135, 974 (O. Meyer-Elbing m. P).
- Khevenhüller-Metsch**, Karl Emanuel Johann Maria Graf, K. u. K. Kammerherr u. General-Konsul; * St. Pölten 5. I. 1854; † Genua 5. III. — HK 1913, 154.
- *Khevenhüller-Metsch**, Rudolf Graf, österr.-ung. Botschafter i. Paris; * Wien 18. VI. 1844; † das. 20. X. — BJ XV, 192 (H. Schlitter); NFP 21. X. M.-Bl.; ÖR 25, 270—74; WI 3, 677; HK 1911, 149.
- Kienitz**, Wilhelm von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 28. Inf.-Brig., 1880 z. D., für Tapferkeit i. dän. Kriege geadelt; * Münster i. W. 23. III. 1823; † Berlin 16. VIII. — VZ 16. VIII. A.-A.; MZ 1910, 493; OA 1908/09, 737.
- Kipper**, Hermann, Prof., langjähr. Theater- u. Musik-Ref. d. KVZ, früh. Gesanglehrer a. Apostel-Gymn. u. Marzellen-Gymn., zeitweise auch Dirig. d. Kölner Sängerb., Komp. einiger kom. Operetten; * Koblenz 27. XII. 1826; † Köln 25. X. — KVZ 26. X. M.-A.; KR 1910, 217 (W); NMZ 32, 89; R 700.
- Kips**, Alexander, Prof., bis 1908 künstl. Leiter d. kgl. Porzellan-Manuf. i. Berlin; * Berlin 22. VII. 1858; † Berlin-Friedenau 6. V. — VZ 10. V. M.-A.; W 20, 818, 824 (P); Kchr N. F. 21, 437; WI 3, 683; DZL 730; BMW 1, 681/82.
- Klausner**, Max Albert, Schriftst. u. Journalist, erst Hrsg. d. »Fortschritt. Korrespondenz«, später Red. d. »Berliner Börsen-Couriers«, zul. Geschäftsführer d. Deutsch. Konferenzgemeinschaft d. Alliance Israélite Universelle, Leiter d. Zs. »Ost u. West«; * Berlin 24. XI. 1848; † Berlin-Charlottenburg 7. IX. — VZ 8. IX. M.-A.
- Klawitter**, Julius, Schiffsbaumeister, mit dessen Namen d. Gründg. d. ehem. preuß. Kriegsflotte aufs engste verknüpft ist; auf seiner Werft wurden d. ersten Dampfkorvetten f. d. Flotte erbaut, Mitbegr. d. Dampfschiffahrt-Aktienges. »Weichsel«; * Danzig 1830; † das. 12. II. — VZ 15. II. A.-A.
- Klein**, Wilhelm, Dr. theol., Ehren-Kanonikus, k. k. Realschul-Prof. f. deutsch. u. böhm. Spr. u. Lit.; * Mähr. Weißkirchen 28. V. 1850; † Wien 2. XI. — KR 1910, 220 (W), 1911 TL.
- Kleist**, Christian Ewald von, General d. Inf., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl. u. d. Ord. *Pour le mérite*, 1835—89 Kommand. d. 1. A.-K.; * Stolp 25. III. 1824; † Potsdam 28. XII. — VZ 30. XII. A.-A.; OA 1908/09, 753; WI 3, 693.
- Kleist**, Erwin von, Generalm. u. Kommand. d. 71. Inf.-Brig.; * Danzig 11. XII. 1855; † Liegnitz 23. III. — VZT; OA 1908/09, 753.
- Klinkowström**, Arthur Graf von, General d. Kav. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1895 Flügeladjut. d. Kaisers, 96 Oberst, 98 Kommand. d. 3. G.-Kav.-Brig., 02 Generalmaj., Kommand. d. 13. Div., 04 Kommand. d. G.-Kav.-Div., 07 z. D.; * Korklack 4. III. 1848; † Potsdam 3. II. — VZ 5. II. M.-A.; OA 1908/09, 756; WI 3, 696; DZL 745; GT 1913, 479.
- Klitscher**, Gustav, Lyriker, Novellist u. Romanschriftst.; * Stettin 25. II. 1868; † Berlin 24. I. — VZ 25. I. M.-A.; LE 12, 747; KL 1910, 843 (W); BR 2, 555 (W).
- Kloß**, Erich, (Pseud.: Julius Erich), Wagner-Schriftst.; * Görlitz 19. II. 1863; † Berlin

1. XI. — VZ 1. XI. A.-A.; BW 25, 172; KL 1910, 844/5 (W); WI 3, 699; AMZ 37, 1010; R 726; NMZ 32, 87 (H. v. Wolzogen, Z. Erinnerung an E. K.).
- Knappe**, Wilhelm, *Dr. iur.*, Geh. Leg.-Rat, 1885 Vize-Konsul i. Apia, 87 Konsul f. d. Südseeinseln, bald darauf z. D., Direkt. d. neu gegründeten Nationalbank i. Pretoria, 94 Konsul i. Kanton, 98—06 Gen.-Konsul i. Shanghai, wo er sich große Verdienste, bes. um d. Errichtung d. Deutsch. Med. Schule erwarb; * Erfurt 10. X. 1855; † Berlin-Grünwald 5. II. — VZ 6. II. M.-A.; Reichsanz. Nr. 31 v. 7. II.; Asien Jg 9, Nr. 6; W 269 (P); WI 3, 703; DZL 751.
- Knaus**, Ludwig, Prof., Genremaler, Ehren-Senator d. Akad. d. Künste, Ritter d. Ordens *Pour le mérite*; * Wiesbaden 5. X. 1829; † Berlin 7. XII. — VZ 8. XII. M.-A. (L. Pietsch); T 288 (P); KVZ 9. XII. Mitt.-A. (H. Reimers); MAZ 113, 919 (H. Cosserat), 935/36 (A. G. Hartmann); W 51, 2158 (P); IZ 135, 1134/35 (P u. Ill.); WI 3, 703; DZL 752; Kchr N. F. 22, 136/37 (M[ax] O[sborn]); KFA 26, 190/92 (P); Kunst u. Künstler 9, 203; MS 2, 357; BMW 1, 705—710; SKL 515; HL 1910, 358 (Begründ. d. Willingshäuser Malerkolonie); Gartenlaube 1911, Nr. 3 (P. Meyerheim); Moderne Kunst Jg. 25, 145 (H. Abeking); Mitt. d. Ver. f. nassau. Altertumsde. u. Geschichtsforschg. Jg 14, 101 (W. v. Oettingen), 103—112 (K. Kögler, Beziehn. a. Wiesbaden).
- Knesebeck**, Theodor von dem, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 10. Inf.-Reg., 1885 z. D.; * Langenapel 17. VI. 1832; † Berlin-Charlottenburg 11. X. — VZ 13. X. M.-A.; MZ 1910, 568; OA 1908/09, 766.
- Knorr**, Thomas, Verl. d. Münch. Neuesten Nachrichten; * 9. VIII. 1851; † München 13. XII. — VZ 13. XII. A.-A.; WI 4, 725.
- Knorre**, Georg von, Geh. Reg.-Rat, *Dr. phil.*, Prof. d. Elektrochemie a. d. Techn. Hochschule i. Charlottenburg; * Nikolajew, Rußl. 18. III. 1859; † Berlin-Lichterfelde 29. XII. — VZ 30. XII. A.-A.; OA 1908/09, 771; DZL 756; KTH 1911/12, 195; PF IV, 1, 769/70 (W); Chemikerztg. Jg 35, 41 (K. Arndt); D. chem. Industrie Jg 34, 29 (O. N. Witt).
- Knüppel**, Max Friedrich, Buchh. u. Buchdruckbes., plattdtsch. Schriftst.; * Hohenholte Kr. Münster 9. II. 1846; † Billerbeck i. Münsterlande 9. IV. — NS 15, 316; BR 2, 557 (W).
- Koch**, Richard, *Dr. iur. et phil. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, früh. Präs. d. Reichsbankdirekt., Kronsyndikus, M. d. H., lange Jahre Vors. d. Jurist. Ges. i. Berlin; * Kottbus 15. IX. 1834; † Berlin-Charlottenburg 15. X. — VZ 15. X. A.-A.; NFP 16. X. M.-Bl. (A. Popovics, J. Gruber v. Menninger, J. v. Pranger); KVZ 27. X. A.-A. (M. Trimborn); Reichsanz. v. 19. X.; MAZ 113, 442 (P. Meißner); IZ 135, 732 (P); HH 1904, 327/28; WI 3, 711; KL 1910, 859 (W); DZL 763/4; DJZ 15, 1270/73 (O. Gierke); D. Staatsbürger 1910, Nr. 15 (M. Biermer); Grenzboten Jg 70, Nr. 14, 11—23 (Rießler, R. K. u. d. Reichsbank. Eine Gedenkrede); Zs. f. Handelswiss. Jg 3, 273 (G. Obst).
- Koch**, Robert, Wirkl. Geh. Rat, *Dr. med.*, o. Prof. a. d. Univ. Berlin, Gen.-Arzt i. Kl., Ritter d. Ordens *Pour le mérite*, Mitgl. d. Staatsrats, Ehrenbürger v. Berlin; * Clausthal 11. XII. 1843; † Baden-Baden 27. V. — VZ 28. V. M.-A.; T 124 (Proskauer); HC 4. VI. A.-A. (R. K.s Krankheit), 5. VI. M.-A. (Intimes von R. K.); NFP 7. VI. A.-Bl. (A. v. Strümpell, R. K. u. d. innere Klinik); W Nr. 26 (W. Kolbe, R. K., S. Werk u. s. Schule), 43, 1820 (P); MAZ 1910, Nr. 23 (P. Meissner); Hilfe 1910, 385/86 (H. Kerschensteiner); IZ 134, 1035—37 (F. Loeffler m. P); DMW 36, 1045/46 (L. Brieger u. F. Kraus, Krankheitsgeschichte R. K.s), 2321 (G. Gaffky, Gedächtnisrede auf R. K.); MMW 57, 1345—49 (C. Fraenkel); WMW 60, 1322, 1357—59; BKW 1910, 1045—48 (R. Pfeiffer); PBL 876—78 (P); MW 1910, 1621—23 (Körting); DKZ 1910, 377, 401 (Frankenhäuser), 434—35 (F. Stuhlmann, Persönliches von R. K. aus Ostafrika); DKB 1910, 450/51; JSG 1910 Nekr. 22—23 (R. Pfeiffer); Zs. f. Ethnol. 42, 607; DZL 764; AD 3, 65 (W); KL 1910, 859 (W); WI 3, 711 (W); Chronik d. Univ. Berlin 24, 7; K. Wezel, R. K. Eine biogr. Studie. Berlin 1912 (Bibliothek v. Coler-v. Schjer-ning Bd. 36); Gemeinde-Blatt, Berlin 1910, 269; BZ 26, 169 [Deutsche Ärzte-Ztg. 1910, 265 (Meinicke); Daheim 1910, Nr. 36 (Martius); Gartenlaube 1910, Nr. 25 (F. Hueppe); Gesundheit in Wort u. Bild Jg 7, 51 (Hackländer); Medizin. Klinik 1910, 961—65 (P. Uhlenhuth); Universum Beil. 1910, 255 (Scherbel); Klin.-therap. Wochenschr. Jg 17, 571—75 (O. Lentz); St. Petersburg. Medizin. Wochenschr. Jg 35, 307; Wiener klin. Rundsch. Jg 24, 381 (E. Wiener); Naturwiss. Wochenschr. Jg. 25, 398 (H. Fischer); Wiener landwirtsch. Ztg. 1910, Nr. 45 (Reisinger); Centralbl. f. Bakteriologie Bd. 53, 553 (C. Trugoni)], BZ 27, 176 [D. Türmer, Juli 1910 (F. Knauer, R. K., Vater d. Bakteriolog.); Umschau 1910, Nr. 34 (B. Möllers, Japans Trauer u. R.

- K.); *Medizin.-chirurg. Centralbl.* Jg. 45, 334 (K.-Erinnerungen); *Desinfektion* Jg. 3, 323—30 (O. Lentz); *Mikrokosmos* Jg. 4, 75 (A. Reitz); *Mitt. d. Ver. d. Ärzte i. Steierm.* Jg. 47, 305—12 (B. Klemensiewicz); *New Yorker medicin. Monatsschr.* Jg. 21, 281 (A. Knopf); *Deutsche Rundsch.* Okt. 1910, 42—69 (B. Fischer); *Wissen u. Leben* Jg. 3, 425—32 (E. Metschnikoff); *Berlin. tierärztl. Wochenschr.* 1910, 500, 515 (P. Frosch); *Deutsche militärärztl. Zs.* Bd. 39, 473—78; *Zs. f. Tuberkulose* Bd. 16, 105—15 (M. Kirchner), 202 (A. Knopf); *Straßburg. medicin. Ztg.* Jg. 7, 169; *Naturwiss. Wochenschr.* Jg. 25, 417—22 (W. Dönitz, *Lebenswerk von R. K.*) BZ 28, 200 [Bericht d. Senckenberg. naturforsch. Ges. i. Frankf. a. M. 41, 306—18 (A. Libbertz); *Tuberkulosis* Jg. 10, 1—12 (G. Gaffky); *Verhandl. d. schweizer. naturforsch. Ges.* II, 58 (C. Fraenkel, R. K. 1843—1910); *Malaria, Intern. Archiv* Jg. 2, 168 (R. Ruge, K.s Anteil an d. Malariaforschung), BZ 29, 183 [Lotos Bd. 58, 184—89 (R. Kretz); *DMW* Jg. 37, 1399, 1443, 1483, 1524 (E. Pfuhl, *Privatbriefe R. K.s*); *Deutsche Revue* Aug. 1911, 182—99], BZ 30, 188 [Almanach d. kais. Akad. d. Wiss., Wien Jg. 61, 373—78; *Allgem. hannov. Biographie* 1, 190—97 (W. Rother); *Deutsche Revue* Juni 1912, 338—56 (Pfuhl, K.s Entwicklung z. bahnbrech. Forscher); *DMW* Jg. 38, 1101, 1148, 1195].
- Koch-Heim**, Emma, geb. Heim, Scheffels geliebte Kusine u. Freundin; * Zell a. Harmersbach i. Kinzigtal 17. II. 1835; † Berlin 22. II. — VZ 24. II. M.-A.; IZ 134, 387 (P); W 396 (P).
- *Kochendorffer**, Karl, *Dr. phil.*, Prof., bis 1909 Ob.-Bibl. a. d. Univ.-Bibl. Marburg; * Kassel 16. V. 1857; † Marburg 14. VIII. — BJ XV, 83 (E. Schröder); JB 8, 138; 9, 144; HL 24, 241—43, 261—63 (E. Schröder, *Erinnerungen an K. K.*); UK W.-S. 1910/11, 1, 316.
- Köhler**, Heinrich, ehem. Braunschweig. Hofschausp.; * Oberlosa 5. XI. 1814; † Hannover 3. I. — NTA 1911, 163.
- Köller**, Hugo von, Rittergutsbes., General-landschafts-Direkt.; * Jasenitz 2. VII. 1828; † Schwenz b. Kammin 21. VIII. — VZ 23. VIII. M.-A.; OA 1908/09, 785; KJ 38, 661; UT 1912, 459.
- König**, Franz, Geh. Mediz.-Rat, *Dr. med.*, o. Prof. a. d. Univ. Berlin, früh. Leiter d. Chirurg. Klinik; * Rotenburg a. d. Fulda 16. II. 1832; † Berlin 12. XII. — VZ 13. XII. M.-A., 21. VIII. 1912 M.-A. (J. Lilienthal, *Aus den Lebenserinnerungen F. K.s*); W 51, 2160 (P); WI 3, 715; IZ 135, 1201 (P); PBL 887—89 (P); DZL 774; HL 24, 365; BKW 1910, 2329, 1911, 24/25 (O. Hildebrand); MMW 58, 203/4 (W. Müller); *Chronik d. Univ. Berlin* 24, 7; F. König, *Lebenserinnerungen*. Mit e. Anh.: *Gedächtnisrede*, geh. a. 16. II. 1911 von Otto Hildebrand. Mit P. Berlin 1912; *Medizin. Klinik* Jg. 6, 2004 a (M. Martens); *Wiener klin. Wochenschr.* Jg. 23, 1852 (A. Fraenkel); *DMW* Jg. 36, 2439 (Pels-Leusden); *Zentralbl. f. Chirurgie* Jg. 38, 1 (Riedel); *Wiener klin. Rundsch.* Jg. 25, 50 (S. Schnitzler).
- Königsmark**, Karl Hans Konstantin Graf von, Wirkl. Geh. Rat, kgl. Kammerh., Schloßhauptm. von Rheinsberg, Erbhofmeister i. d. Kurmark, M. d. H.; * Bojukdéré b. Konstantinopel 17. V. 1839; † Berlin 1. IV. — VZ 2. IV. A.-A.; OA 1908/09, 790; WI 3, 717; HH 1904, 328; GT 1913, 483.
- Koerneritz**, Richard Graf von, Wirkl. Geh. Rat, *Dr. iur. h. c.*, früh. langjähr. Präses d. i. sächs. Kammer, Vors. d. Landessynodalausschusses u. d. Landeskulturrats, bis in d. 70er Jahre in diplom. Diensten, Ges. a. D., Dompropst v. Meißen, Ehrenbürger v. Wurzen; * Schl. Erdmannsdorf 29. VII. 1828; † Wurzen 4. VII. — VZ 5. VII. M.-A.; OA 1908/09, 790; IZ 135, 64 (P); WI 3 718; DZL 778.
- Kofler**, Friedrich, *Dr. phil.*, Hofrat, ein um d. Altertumsforschung hochverd. Gelehrter, Limesforscher; * Homburg v. d. H. 28. VIII. 1830; † Darmstadt Ende Nov. — VZ 6. XII. M.-A.; GK 1911, 266.
- Kohl**, Georg, früh. ao. Prof. d. Botan. a. d. Univ. Marburg, Red. d. Botan. Zentralbl.; * Plauen i. V. 15. X. 1855; † Leipzig 29. I. — VZ 3. II. M.-A.; KL 1910, 861 (W); UK S.-S. 1910, 1, 320; Hess. Bl. f. Volkskde. 9, 161—90 (H. Möller).
- Kohlrausch**, Friedrich, *Dr. phil.*, Prof., Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, bed. Physiker, Nachf. von Helmholtz in d. Leitung d. Phys.-Techn. Reichsanst., seit 05 i. Ruhestd.; * Rinteln 14. X. 1840; † Marburg 17. I. — VZ 18. I. M.-A.; W 134, 137 (P); IZ 134, 146 (P); KL 1910, 865/66 (W); WI 3, 723; DZL 767; Burschensch. Bl. 24, 221; HL 24, 29—31 (F. Richarz m. P); NR 25, 153/54 (Scheel); PF III, 1, 737/38 (W), IV, 1, 784/85 (W); *Chronik d. Univ. Berlin* 23, 7; *Berichte d. deutsch. physikal. Ges.* Jg. 1910, 911—38 (E. Warburg); *Nachr. d. kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Geschäftl. Mitt.* 1910, 71—85 (E. Riecke); *Annalen d. Phys. T. 4, Bd. 31*, 449 (W. Wien); *Mathem.-naturwiss. Bl.* Jg. 7, 19 (L. Grebe); *Chemikerztg.* Jg. 34, 65 (W. Herz); *Elektrotechn. Zs.* 1910, Nr. 9 (L. Holborn); *Zs. f. Instru-*

- mentenkde. Beil. 1910, 31; Physikal. Zs. 11, 73 (E. Riecke); Zs. f. d. physikal. u. chem. Unterr. Bd. 23, 187 (K. Scheel); Abhandl. d. Akad. Wiss., Berlin, Physik. Kl. Jg 1910, (Rubens); Vierteljahrsschr. d. naturforsch. Ges. i. Zürich Bd. 54, 553—64; Österr. botan. Zs. Jg 61, 13 (F. Richarz).
- Koken**, Gustav, Landschaftsmaler, der sich große Verdienste um d. Kunstleben d. Stadt Hannover erworben hat; * Hannover 8. VIII. 1850; † das. 6. VII. — KFA 25, 528; MS 2, 375; BMW 1, 728.
- Kolowrat-Krakowsky**, Leopold Graf, Reichsr.-Abg., Vertr. d. deutsch. Agrarier, Vizepräs. d. österr. Automobil-Klubs; * Venedig 14. III. 1852; † Wien 19. III. — NFP 19. III. A.-Bl.; IZ 134, 635 (P), 636; GT 1913, 487.
- Koppe**, Karl, früh. o. Prof. d. Geodäsie a. d. Techn. Hochsch. i. Braunschweig, bestimmte 1874—75 d. Achse d. Gotthardtunnels; * Soest i. Westf. 9. I. 1844; † Köln 19. XII. — VZ 20. XII. M.-A.; GK 1911, 266; DZL 780; KTH 1911/12, 195; PF III, 1, 743 (W), IV, 1, 792 (W); Zs. f. Vermessungswesen Jg 1911, 118—20 (Näbauer).
- Koppen**, Louis, Geh. Ob.-Justizrat, Landger.-Präs. a. D.; * Kassel 14. VIII. 1831; † Hanau 30. VIII. — VZ 31. VIII. M.-A.; HL 24, 252.
- Kortzfleisch**, Gustav von, Generalm. z. D., Kommand. d. Truppenübungspl. Posen; * Graudenz 3. XI. 1854; † Posen 16. III. — VZ 17. u. 18. III. A.-A.; OA 1908/09, 797; BT 1912, 557.
- Kraemer**, Adolf, Dr. phil., Prof. a. Eidgenöss. Polytechn. i. Zürich, Senior d. deutsch. Landwirtschaftslehrer; * Berleburg i. Westf. 25. V. 1832; † Zürich 2. XII. — VZ 3. XII. A.-A., 6. XII. M.-A.; PF III, 1, 746 (W), IV, 1, 798 (W); Journal f. Landwirtsch. Bd. 58, 293 (C. v. Seelhorst).
- Krafft**, Edmund, Lokalred. d. VZ; * Berlin 8. VIII. 1846; † Schöneberg 12. XI. — VZ 12. XI. A.-A., 13. XI. M.-A.; KL 1910, 886.
- Kramer**, Sigmund Frh. von, früh. Ob.-Reg.-Rat u. Bezirkspräs., später Bürgerm. in Metz, bayer. Kämmerer, Lyriker; * Landshut 13. II. 1842; † München 16. III. — KL 1910, 888 (W), 1911 TL; FT 1911, 474; BR 2, 564.
- Krause**, Johann Friedrich Wilhelm, Dr. med., Geh. Mediz.-Rat, Prof. u. Vorst. d. Laboratoriums a. Anatom. Inst. d. Univ. Berlin; * Hannover 12. VII. 1833; † Berlin 2. II. — VZ 4. II. A.-A.; KL 1910, 894; AD 3, 9 (W); WI 3, 740; Burschensch. Bl. 24, 247; Zs. f. Ethnol. 42, 356; DMW 36, 278; BKW 47, 276; HBL 3, 547 (W); PBL 911/12 (W); Chronik d. Univ. Berlin 23, 8; Chronik d. Univ. Göttingen f. 1909, 7/8.
- Krause**, Max, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 69. Inf.-Brig., 1910 z. D.; * Breslau 19. II. 1854; † Kissingen 16. VII. — VZ 17. VII. M.-A.; OA 1908/09, 808; WI 3, 739.
- Krause**, Theodor, bis 1907 Prof. a. kgl. Inst. f. Kirchenmusik, Komponist u. Musikschriftst., früh. städt. Rektor i. Berlin; * Halle 1. V. 1833; † Berlin 9. XII. — VZ 13. XII. A.-A.; KL 1910, 894 (W); WI 3, 740; DZL 799/800; AMZ 37, 1189; R 756; NMZ 32, 163; Pädagog. Ztg. 1910, Nr. 51 (K. Koch); D. Stimme 1911, 277 (K. Jendrossek).
- Kreidel**, Alfred, 1875—99 Oberbürgerm. v. Gleiwitz, Ehrenbürger d. Stadt; * Rawitsch 14. V. 1840; † Berlin 21. III. — VZ 23. III. A.-A.
- Kreyher**, Johannes, Pastor em., bek. durch schriftst. Arbeiten, Reisebeschreibungen u. theol. Werke, 1859—62 als Marine-Hilfspred. Teilnehmer a. d. preuß.-ostas. Expedition; * 1834; † Jauer i. Schles. 28. XII. — KJ 38, 661.
- Krönlein**, Rudolf Ulrich, Prof. d. Chirurgie u. Direkt. d. chirurg. Klinik i. Zürich; * Stein a. Rh. 19. II. 1847; † Zürich 26. X. — BJ XV, 22 (Lüning); VZ 27. X. M.-A.; W 45, 1904 (P); WI 3, 746; DZL 812; KL 1910, 906 (W); HBL 3, 554 (W); PBL 916/17 (W); Mitt. aus d. Grenzgebieten d. Mediz. u. Chirurgie Bd. 22, 1 (A. v. Eiselsberg); Wissen u. Leben Jg 4, 273 (E. Monnier); Korrespondenzbl. f. Schweizer Ärzte Bd. 41, 5—20 (C. Brunner); Vierteljahrsschr. d. naturforsch. Ges. i. Zürich Bd. 54, 564—71; MMW 58, 632 (Lüning).
- Kronhelm**, Viktor von, Generalm. u. Kommand. d. 79. Inf.-Brig., * Neisse 2. VII. 1854; † Heidelberg 18. II. — VZ 22. II. M.-A.; OA 1908/09, 824.
- Krüger**, Karl, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Oberstabsarzt a. D., Ehrenbürger d. Stadt Friedland; * Friedland 1844; † Berlin 14. IX. — VZ 16. IX. M.-A.
- Kühn**, Julius, Wirkl. Geh. Rat, Dr. med., 1862—95 Prof. f. Landwirtschaftswiss. a. d. Univ. Halle, Begr. eines rationellen Landwirtschaftsunterricht. a. deutsch. Universitäten; * Pulsnitz i. d. Ob.-Lausitz 23. X. 1825; † Halle 14. IV. — VZ 15. IV. A.-A., 16. IV. M.-A.; HC 19. IV. A.-Bl.; W 17, 688/89 (P. Holdefleiß), 697 (P); IZ 134, 775/76 (P. Holdefleiß m. P); JSG 1910 Nokr. 23—26 (P. Holdefleiß); KM 67, 2, 869; WI 3, 756; KL 1910, 915; Mitt. d. deutsch. Landwirtsch. Ges. 1910, 241/42 (H. Thiel); NR 25, 295/97 (P. Holdefleiß); Chronik d. Univ. Halle f. 1910/11, 7—11; BZ 26, 177

- [Bl. f. Zuckerrübenbau Jg 17, 129; Jühlings landwirtsch. Ztg. Jg 59, 289; Soziale Kultur 1910, 321—37 (H. Wohlmannstetter); Deutsche landwirtsch. Presse 1910, Nr. 31 (F. Wohlmann); Deutsche landwirtsch. Tierzucht Jg 14, 193 (S. v. Nathusius); Landwirtsch. Wochenschr. Jg 12, 131; Wiener landwirtsch. Ztg. 1910, Nr. 32; Landwirtsch. Umschau 1910, 385 (F. Wohlmann), 389 (H. Biedenkopf, J. K. als Lehrer — F. v. Lochow, Bedtg. von J. K. f. d. landw. Praxis), 391 (Kirchner, Bedtg. von J. K. f. d. landw. Fütterungslehre), 392 (P. Holdefleiß, K. als Forscher u. Organisator a. d. Geb. d. Pflanzenkrkht.), 395 (Bode, D. stat. Versuch a. d. Versuchsfeld d. landw. Inst. z. Halle), 396 (A. Golf, K.s Verdienste a. kulturtechn. Geb.), 397 (W. Staudinger, D. Haustieryart. d. Inst.) 400 (Martiny, K. u. d. landw. Maschinenwes.) 402 (Beisetzung)], 27, 184 [Gartenlaube 1910, Nr. 30 (W. Staudinger, E. Mann aus eigen. Kraft)].
- Küppers-Loosen**, Georg, Vorst.-Mitgl. d. Abt. Köln d. Deutsch. Kol.-Ges., guter Kenner d. Südsee, Stifter e. Volksleschalle i. Köln; * Köln 1859; † das. 17. IX. — DKZ 682/83 (P. Müllendorff).
- ***Kummer**, Hans, Postsekretär u. Schriftst.; * Burgau 21. I. 1868; † Augsburg 18. XI. — BJ XV, 177 (A. Dreyer).
- Kunz**, Franz Xaver, Kanonikus, pädag. Schriftst. u. Übers. seit 1888 Red. d. *Bibl. d. kathol. Pädag.; * Hergiswil 9. II. 1847; † Münster i. Kanton Luzern 17. V. — KL 1910, 921/22 (W), 1911 TL; KR 1910, 245 (W); WI 3, 763.
- Kupfer**, Ernst, Kapellm. a. Stadth. zu Königsberg; * Dresden 6. IV. 1854; † Königsberg 27. VIII. — NTA 1911, 18.
- Kurtz**, Paul, Kommerzienrat, Seniorchef d. Lindemannschen Buchh. i. Stuttg.; * Stuttgart 1. V. 1842; † das. 3. II. — BB Nr. 31 u. 32 v. 8. u. 9. II. (W. Dehn); W 262, 269 (P).
- Kutzleb**, Viktor, Dr. phil., Landesökonomierat, Generalsekr. d. Landwirtsch.-Kammer f. d. Prov. Schles.; * Struppen b. Dresden 16. II. 1854; † Berlin 2. V. — Schles. Ztg. 3. V. A.-Bl.; JSG 1910 Nehr. 26/27; Mitt. d. deutsch. Landw.-Ges. 1910, 272.
- Laasner-Hagedorn**, Rosa, Schauspielerin a. Stadttheater i. Magdeburg; * Berlin 14. I. 1858; † Magdeburg 30. X. — NTA 1912, 149.
- Laban**, Ferdinand, Dr. phil., Prof., Bibliothekar d. kgl. Museen i. Berlin, Kunstschriftst.; * Preßburg i. Ung. 1. II. 1856; † Berlin 30. XII. — VZ 2. I. 11 A.-A., 3. I. 11 M.-A.; T 1911, 6 (P); IZ 136, 60; KL 1910, 927 (W); WI 3, 767 (W); Kchr N. F. 22, 177/78 (M. J. Friedländer); Kunst u. Künstler 9, 256.
- L'Allemand**, Sigismund, Maler, Prof. a. d. Wiener Akad. d. Künste, Mitgl. d. Kunstrats d. österr. Unterrichtsminist.; * Wien 8. VIII. 1840; † das. 23. X. — VZ 24. X. A.-A.; BB Nr. 250 v. 27. X.; WI 3, 769 (W); Kchr N. F. 22, 76/77 (H. Fischel); KFA 26, 144; MS 2, 427; BMW 1, 799/800.
- La Motte** v. Frintropp, Franz Frh., bis 1890 österr. Marineoffizier, war dann mehrfach schriftst. tätig u. schrieb besonders über Aal-Laichplätze; * Marburg i. Steierm. 4. X. 1835; † Innsbruck 31. V. — Mitt. d. Deutsch. Seefischerei-Ver. 1910, 266; FT 1913, 498.
- Landolt**, Hans, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, Prof. d. Chemie a. d. Univ. Berlin, einer d. namhaftesten Chemiker seiner Zeit; * Zürich 5 XII. 1831; † Berlin 15. III. — VZ 15. III. A.-A.; IZ 134, 533 (P); KL 1910, 933 (W); WI 3, 773; JSG 1910 Nehr. 27—30 (Schenk); DZL 834; UK W.-S. 1910/11, 1, 316; NR 25, 194/95 (Marckwald); PF III, 1, 771 (W), IV, 1, 834/35 (W); Chronik d. Univ. Berlin 23, 6; BZ 26, 179 [Chemikerztg. Jg 34, 297 (W. Marckwald); Universum Beil. 1910, 130 (A. Neuburger); Zs. f. Instrumentenkde. Jg 30, 93 (O. Schönrock), Beil. 80; Zs. d. Ver. d. deutsch. Zuckerindustrie Jg 60, 483; Umschau 1910, Nr. 14 (M. Speter, L.sche Untersuchungen üb. d. Erh. d. Masse b. chem. Umsetzg.) 27, 187 [Prometheus Jg 21, Nr. 1067 (O. N. Witt)]; Abhandl. d. Akad. d. Wiss., Berlin, Physik. Kl. 1910, (van 't Hoff).
- Laßwitz**, Kurd, Dr. phil., Prof. d. Mathem. a. Gymn. Ernestinum i. Gotha, naturphilos. Schriftst.; * Breslau 20. IV. 1848; † Gotha 17. X. — VZ 17. X. A.-A.; W 43, 1814 (P); Schles. Ztg. 21. XII. M.-A. (Ein Gedenkbil. f. K. L.); T 246 (P); MAZ Jg 114, 707 (A. H. v. Ekkel); IZ 135, 765; DRG 33, 279/80 (O. Janker m. P); WI 3, 783 (W); DZL 845/46; BR 2, 383; LE 13, 307; Kant-Studien 16, 1 (H. Linden); PF III, 1, 779 (W), IV, 1, 842 (W); Masken v. 27. II. 11 (F. Emmel, L. D. Denker — W. Heynen, D. Dichter).
- Lauenstein**, Heinrich, Historienmaler, Prof. a. d. Düsseld. Akad., geschätzter Bildnismaler, pflegte d. religiöse Malerei in d. Art d. Nazarener; * Hüddesum b. Hildesheim 26. IX. 1835; † Düsseldorf 16. V. — VZ 17. V. A.-A.; KFA 25, 456; MS 2, 456; BMW 1, 814; SKL 559.
- La Valette** St. George, Adolph Johann Hubert Frh. von, Dr. phil. et med., Geh. Mediz.-Rat, früh. Prof. u. Direkt. d. Anatom.

- Instituts a. d. Univ. Bonn; * Ritterg. Auel, Rheinprov. 14. XI. 1831; † das. 29. XI. — VZ 30. XI. A.-A.; IZ 135, 1131; PBL 966/67 (P); AD 3, 9 (W); WI 3, 785; DZL 849/50; Chronik d. Univ. Bonn f. 1910, 2—5 (M. Nußbaum); Fischerei-Ztg. Jg 36, 4 (Huppertz); FT 1913, 512.
- Laverrenz, Viktor**, Schriftst.; * Berlin 16. IX. 1862; † das. 21. XII. — VZ 22. XII. A.-A.; BB Nr. 300 v. 28. XII. (W); KL 1910, 948/49 (W); WI 3, 756 (W); BW 25, 352; LE 13, 616; BR 2, 388.
- Lazarus, Johann**, *Dr. iur.*, Landgerichtsrat a. D., Fachschriftst.; * 1868; † Meran 23. III. — VZ 26. III. A.-A.; IZ 134, 568.
- Leberl, Hans**, k. k. Hauptmann, Militärschriftst.; * Maschowitz i. Böhm. 30. VII. 1871; † Mähr. Schönberg 4. IX. — BB Nr. 216 v. 17. IX.
- Lederer, Georg**, Kammersänger u. Gesangslehrer, früh. bed. Spieltenor, bes. Wagner-sänger; * Marienburg i. Westpr. 5. II. 1843; † Berlin-Schlachtensee 2. X. — VZ 4. X. M.-A.; DZL 852; EG 583; NTA 1912, 147.
- Leineweber, Heinrich**, Kreisschulinsp. a. D., pädagog. Schriftst.; * Steinbach, Bez. Erfurt 5. VI. 1845; † Heiligenstadt i. Eichsfeld 25. XII. — KR 1910, 253 (W), 1911 TL.
- Lenhartz, Hermann**, *Dr. med.*, Prof., 1879—83 Assist. a. d. med. Klinik i. Leipzig, dann prakt. Arzt, 86 Privatdoz., 1893 ao. Prof. u. Leiter d. Leipz. med. Poliklinik, 1895 Direkt. d. Allgem. Krankenh. zu St. Georg i. Hamburg, 1901 Direkt. d. Eppendorfer Krankenh.; * Ladbergen 20. XII. 1854; † Hamburg 20. IV. — VZ 21. IV. M.-A.; HC 20. IV. A.-A., 23. IV. A.-A. (Trauerfeier); WI 3, 799; DMW 36, 950/51 (Th. Deneke m. P); BKW 47, 954/5 (E. Fraenkel); MMW 57, 1073/75 (H. Much); PBL 983/84 (W); BZ 26, 183 [Medizin. Klinik Jg 6, 887 (Reissig)]; Deutsches Archiv f. klin. Medizin Bd. 99, VII (Moritz)].
- Lenz, Georg Friedrich von**, *Dr. iur.*, Reichsger.-Rat a. D., 1874—76 u. 1884—86 nationallib. M. d. R., 1870—86 Mitgl. d. Württ. 2. Kammer, einige Zeit auch ihr Präs.; * Stuttgart 17. III. 1834; † das. 3. X. — VZ 5. X. M.-A.; HPA 15. Aug. 1884, 178/79; WJ 1910 Nekr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 234; Schwäb. Kron. Nr. 460.
- Leo, Viktor**, *Dr. phil.*, Reg.-Rat, Mitgl. d. Kais. Statist. Amtes, 1. Red. d. »Reichsarbeitsblattes«, hervorr. literar. tätig; † Berlin 23. VII. — VZT; AF 48, 358.
- Lessner, Friedrich**, einer d. ältesten Vorkämpfer d. deutsch. Sozialdemokr., mit Marx u. Engels befreundet gewesen, 1852 i. Köln. Kommunisten-Prozeß verurteilt, ging 1855 nach London; * Blankenhain, Sa.-W. 27. II. 1825; † London 1. II. — VZT; Neue Zeit 23, 1, 677—79 (F. M[ehring]) 28, 1. 733.
- Leyden, Ernst von**, *Dr. med.*, Wirkl. Geh. Rat, o. Prof. a. d. Univ. Berlin u. Direkt. d. 1. med. Klinik f. inn. Krankh.; * Danzig 20. IV. 1832; † Berlin-Charlottenburg 5. X. — VZ 6. X. M.-A.; NFP 6. X. M.-Bl. (A. v. Strümpell); T 235 (P); WI 3, 809; DZL 872; AD 3, 83 (W); IZ 135, 664 (P); Türmer Jg 13, H. 2 (Neumann); DMW 36, 2055—61 (F. Kraus, Gedächtnisrede m. P); BKW 1910, 1917/18 (W. His); MMW 57, 2588—93 (P. Lazarus); Chronik d. Univ. Berlin 24, 6; BZ 27, 192 [Deutsches Archiv f. klin. Mediz. Bd. 100, I—VII (Krehl); Zentralbl. f. innere Mediz. Jg 31, I (M. Voelsch); Allgem. mediz. Zentralztg. Jg 79, 590; Medizin. Klinik Jg 6, 1764 (B. Blumenthal); Deutsche Krankenpflegeztg. Jg 13, 317 (A. Hildebrandt); Mitt. aus d. Grenzgeb. d. Mediz. u. Chirurgie Bd. 22, I—IV (Naunyn); Russ. mediz. Rundsch. Jg 8, 502; Therapie d. Gegenwart Bd. 51, 481; Wiener klin. Wochenschr. Jg 23, 1489 (R. v. Jaksch); Zs. f. Krankenpflege Jg 32, 289 (P. Jacobsohn); Zs. f. diät. u. physik. Therapie Bd. 14, 449 (A. Goldscheider); Zs. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie Bd. 4, 1—12 (M. Lewandowsky)], 28, 217 [Archiv f. physik.-diätet. Therapie Jg 13, 135 (Bilfinger); Deutsche militärärztl. Zs. 1911 Beil. (Gedenkblatt f. E. v. L.)]; Deutsche Revue, Juli, Aug., Sept. (E. v. L., Lebens-erinnerungen); BT 1908, 648.
- Liebig, Peter**, Intendanzrat u. Direkt. d. Kgl. Kurtheaters zu Wildbad u. d. Hoftheaters zu Altenburg; * Mainz 6. X. 1853; † Altenburg 10. VI. — NTA 1911, 174.
- Lindau, Rudolf**, Wirkl. Geh. Legationsrat, früh. vortr. Rat i. Auswärt. Amt, Novellist u. Romanschriftst.; * Gardelegen 10. X. 1829; † Paris 14. X. — BJ XV, 158 (V. Klemperer); VZ 14. X. A.-A.; NFP 16. X. M.-Bl. (H. v. Rath); T 244 (P); HC 23. X. M.-A. (R. L.s Begräbnis); W 43, 1820 (P); KL 1910, 984 (W); WI 3, 819 (W); DZL 885/86; BR 2, 421/22 (W); Deutsche Rundsch. Dez. 1910, 462—4 (K. Frenzel, Z. Gedächtnis R. L.s); LE 13, 229; IZ 135, 732 (P); Eckart 5, 4 (R. Krauß).
- Linden, Karl Heinrich Graf von**, *Dr. phil. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, württ. Kammerh., Vors. d. württ. handelsgeogr. Vereins, Gründer d. ethnogr. Mus. i. Stuttg.; * Ulm 28. V. 1838; † Stuttgart 15. I. — BJ XV, 49 (Lampert); VZ 16. I. u. 21. I. M.-A.; BB Nr. 18 v. 24. I.; DRG 32, 329; 33, 488/89 (P); GK 1911, 267; WI 3, 821; Württ.

- Staats-Anz. Nr. 12; Schwäb. Kron. Nr. 23; Zs. f. Ethnol. 42, 856; GT 1913, 549.
- Locher-Freuler**, Eduard, Erbauer d. Pilatusbahn u. Hauptunternehmer d. Simplontunnels; * Zürich 1840; † das. 2. VI. — VZ 5. VI. M.-A.; IZ 134, 1156; DBZ 44, 367/68; Verhandl. d. schweizer. naturforsch. Ges. 93, II, 32.
- Loeffler**, Karl, Dr. phil., Privatdoz. d. Chemie a. d. Univ. Breslau; * Reichenberg i. Böh. 4. XII. 1878; † Breslau 13. IX. — LZ 1910, 1334; UK S.-S. 1911, 1, 320; Chronik d. Univ. Breslau 25, 202/03 (J. Braun).
- ***Löffitz**, Ludwig von, Maler, Prof. a. d. Kunstakad. i. München; * Darmstadt 21. VI. 1845; † München 3. XII. — BJ XV, 148 (H. Holland); VZ 5. XII. A.-A.; T 288 (P); IZ 135, 1134, 1136 (P); MAZ 113, 919 (H. Cosserat); W 50 2118 (P); WI 3, 831; DZL 897/98; Kehr N. F. 22, 138; KFA 26, 192 (P); MS 3, 27; BM 1, 891/92; SKL 579.
- Löhneysen**, Hilbert August Engelhard Frh. von, k. k. Geh. Rat, Gen. d. Kav. a. D.; * Braunschweig 16. IX. 1833; † Görz 18. VII. — FT 1910, 1076, 1911 TL.
- Loewe**, Isidor, Dr. ing., Geh. Kommerzienrat 1875 Direkt. d. Aktienges. Loewe & Co., 86 selbst. Leiter d. Unternehmens, leistete Hervorragendes auf d. Geb. d. Präzisionstechnik u. Waffenfabrikation; * Heiligenstadt 24. XI. 1848; † Berlin-Grünwald 28. VIII. — VZ 29. VIII. A.-A.; W 36, 1516 (P); IZ 135, 398 (P); AF 48, 358; JSTG 1911, 81/82; SE 1910, 1533; Elektr. Bahnen Jg 8, 513; Techn. Magazin 1910, 449; Plutus v. 8. IX.
- Löwenfeld**, Raphael, Dr. phil., Begr. u. Direkt. d. Berlin. Schiller-Theaters, Tolstoi-Übers. u. Biograph; * Posen 11. II. 1854; † Berlin-Charlottenburg 28. XII. — VZ 28. XII. A.-A.; FZ 9. I. A.-A.; T 305 (P); LE 13, 617; IZ 136, 22 (P); AF 48, 473; Wage Jg 14, H. 2 (H. Kienzl, R. L. Schöpfer d. Berlin. Schiller-Theaters); BW 25, 328—334 (H. Kienzl m. P). KL 1910, 1011 (W); NTA 1912, 154/55 (P); Allgem. Ztg. d. Judent. 1910, Nr. 7.
- Loewi**, Babette, (Pseud.: B. Herwi), Novelistin u. Dichterin, Vorst.-Mitgl. d. Deutsch. Frauenklubs; * Berlin 15. IX. 1843; † das. 2. IX. — KL 1910, 1012 (W), 1911 TL; LE 13, 75; BR 2, 601 (W); PY 1, 345, 515.
- Lorentz**, Otto, M. d. A. u. d. freis. Volksp., Kaufm. i. Bielefeld; * Bielefeld 22. XII. 1856; † das. 15. I. — HA 1908, 406, 509 (P), Nachtr. 1911, 26.
- Lublimer**, Hugo, (Pseud.: Hugo Bürger), Lustspieldichter; * Breslau 22. IV. 1846; † Berlin 19. XII. — VZ 19. XII. A.-A.; T 300 (P); KL 1910, 1013/14 (W); BR 2, 447 (W); DZL 903/04.
- Lublinski**, Samuel, Schriftst., Dramatiker u. Literarhist.; * Johannesburg i. Ostpr. 18. II. 1868; † Weimar 27. XII. — VZ 27. XII. A.-A., 6. I. 1911 A.-A.; T 4 (P); D. Freie Wort Jg 10, Nr. 23 (E. Kriek); Schaubühne Jg 7, Nr. 2 (Th. Lessing); BW 25, 352; LE 13, 616, 652—54; KL 1910, 1014 (W); Allgem. Ztg. d. Judent. 1911, Nr. 9; Zukunft Bd. 74, 364 (E. Lissauer); D. Tat Jg 2, 601—8.
- Lucas**, Stanislaus, Schriftst., verfaßte mehrere hist. Romane u. etliche Novellenbde.; * Breslau 1. V. 1852; † das. 1. I. — LZ 1910, 109; LE 12, 672; BR 2, 602 (W).
- Lucius**, Ferdinand, Geh. Kommerzienrat, 1890—93 M. d. R., 1885—1903 M. d. A., Mitgl. d. Reichspartei; * Erfurt 10. V. 1830; † das. 2. VIII. — VZ 2. VIII. A.-A.; IZ 135, 233; RH 1890, 214; HA 1899/01, 278.
- Lüdecke**, Otto Paul, ao. Prof. d. Mineralogie a. d. Univ. Halle, 1882—92 Hrsg. d. »Zs. f. d. ges. Naturwiss.«; * Tautschenthal b. Halle 8. VI. 1851; † Friedrichroda 6. IX. — VZ 9. IX. M.-A.; GK 1911, 267; UK S.-S. 1911, 1, 320; PF III, 1, 841 (W), IV, 1, 921/22 (W); Chronik d. Univ. Halle f. 1910/11, 25/26; L 47, 16 (J. Walther).
- Lüdinghausen**, gen. Wolff, Otto Frh. von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 2. Inf.-Div., 1906 z. D.; * Pillau 11. I. 1850; † Berlin 7. III. — VZ 8. III. M.-A.; OA 1908/09, 929; WI 3, 846; DZL 905; KM 67, 2, 849; FT 1911, 1076.
- ***Lueger**, Karl, Dr. iur., Bürgerm. v. Wien, Mitgl. d. Reichsr. u. d. niederöster. Landt., Führer d. christl.-soz. Partei; * Wien 24. X. 1844; † das. 10. III. — BJ XV, 115 (R. Charmatz); VZ 10. III. A.-A.; NFP 10. III. A.-Bl.; FZ 10. III. A.-Bl.; KVZ 10. III. Mitt.-A., 12. III. M.-A. (M. Spahn), 13. III. M.-A. (L. u. d. Katholizismus); MAZ Jg 113, Nr. 11 (G. Korn); T 59 (O. v. Romstedt m. P), 60 (R. Nordhausen, L.s Erbschaft), 61 (O. v. Romstedt, L.s Vermächtnis); W 469—71 (A. Gessmann), 479 (P); IZ 134, 475/6 (P); WI 3, 846; März 4, 2, 19—24 (O. F. Luchner); Hist. polit. Bl. 145, 538—44 (Z. Erinnerung an Dr. L.); ÖR 23, H. 1 (A. Frh. v. Berger, Dr. L. Persönl. Eindrücke); D. Freie Wort (Erbe, Dr. K. L. u. seine Leute); Wage Jg 13, Nr. 14 (E. V. Zenker); Protestantenbl. 1910, 365/66 (Saco); Hilfe 1910, 165/66 (R. Charmatz); BZ 26, 187 [Gartenlaube 1910, Nr. 13 (S. Münz), Nr. 23 (A. Scheiber, L. u. s. Wien)]; Gegenwart 1910, Nr. 12 (E. E. Friedegg); Hochland, Mai 1910, 229 (A.

- Ebenhoch); Korrespondenzbl. f. d. kathol. Klerus Österreichs 1910, 242—44 (Schleicher); Plutus v. 26. II. (W. Federn); Universum Beil. 1910, 97 (L. Hirschfeld); Alte u. Neue Welt Jg 43, 593—96; Wissen u. Leben Jg 3, 707 (P. Gyax); KW Jg 23, April, 73 (H. Ullmann, Eine österr. Laufbahn); Caritas Jg 15, 217—21 (H. Fischer, L. als Caritasapost. Wiens); Bodenreform 1910, 152—61 (L. u. s. soziales Testament); D. Freie Wort Jg 10, 12—19 (Erbe, L. u. s. Erben), 27, 195 [Monatsbl. d. Altertumsver. zu Wien Bd. 9, 153 (F. v. Kenner)].
- Lueroth, Jakob**, *Dr. phil.*, Geh. Rat, seit 1883 Prof. d. Mathem. a. d. Univ. Freiburg i. B.; * Mannheim 18. II. 1844; † Freiburg i. B. 15. IX. — VZ 16. IX. A.-A.; KL 1910, 1020 (W); WI 3, 847; DZL 911; UK S.-S. 1911, 1, 320; PF III, 1, 842 (W), IV, 1, 923 (W).
- Luther, Gottfried**, Direkt. d. Bibliothek d. Preuß. Herrenh.; * Berlin 21. VI. 1844; † das. 6. IV. — JB 8, 103, 9, 144.
- Magnus, Ernst**, *Dr. iur.*, Reg.-Rat a. D., 1890—1903 Direkt., dann Mitgl., zul. Vors. d. Aufsichtsrats d. Nationalbank f. Deutschland; † Berlin 5. XII. — VZT.
- Manteuffel**, gen. Zoegen, Gustav von, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., zul. Kommand. d. 11. Feldart.-Brig., 88 z. D.; * Pyritz i. Pomm. 28. IV. 1830; † Berlin 4. I. — VZ 6. I. M.-A.; Schles. Zt. 6. I. M.-A.; Ü 12, 346; OA 1908/09, 951.
- Markhauser, Wolfgang** von, *Dr. phil.*, Oberstudienrat, Mitgl. d. Oberst. Schulrats, früh. Rektor d. Luitpoldgymn.; * Josephstal 6. II. 1830; † München 3. II. — LZ 1910, 248; Bayerland 21, 227/28, 240 (P).
- Martens, Wilhelm**, Baurat, Erbauer zahlr. Bank- u. Geschäftshäuser i. Berlin, sein letztes Werk war d. monumentale Neubau f. d. Deutsche Bank; * Segeberg 4. III. 1842; † Grunewald b. Berlin 22. I. — VZ 27. I. A.-A.; IZ 134, 224; DBZ 44, 52.
- *Martin, Ernst**, *Dr. phil.*, Prof. d. deutsch. Spr. u. Lit. a. d. Univ. Straßburg i. E.; * Jena 5. V. 1841; † Straßburg i. E. 13. VIII. — BJ XV, 78 (E. Schröder); VZ 16. VIII. A.-A.; MAZ 1910, 678 (E. Schröder); IZ 135, 310 (P); KL 1910, 1044 (W); WI 3, 873; DZL 933; LE 12, 1797; UK W.-S. 1910/11, 1, 316; HL 24, 251; Stiftungsfest d. Univ. Straßburg 1911, 6; Jahrb. f. Gesch., Sprache u. Lit. Els.-Lothr.s Jg 25, I—XV; Els. Monatsschr. f. Gesch. u. Volkskde. 1910, 499—509.
- Massow, Konrad** von, Geh. Ob.-Reg.-Rat, vortr. Rat a. Rechnungshofe d. Deutsch. Reiches, sozialpolit. Schriftst.; * Demnitz 10. IX. 1840; † Potsdam 21. XII. — VZ 22. XII. M.-A.; AF 48, 473; KM 68, 1, 530/31 (C. v. Zepelin); KJ 38, 661; WI 3, 878; Positive Union 1911, 80; Zs. f. Armenwes. Jg 12, 65 (Mörchen); UT 1912, 554.
- Matthes, Franz**, Lehrer, patriot. u. naturgesch. Schriftst.; * Sommerfeld 6. V. 1838; † Berlin 5. II. — VZT; KL 1910, 1050 (W).
- Mayer, Emil**, Oberbaurat, Stadtbaurat f. Hochbau i. Stuttgart; * Stuttgart 1845; † das. 7. VII. — DBZ 44, 440; ZB 30, 409 (F. Rimmele m. P); WJ 1910 Nekr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 158; Schwäb. Kron. Nr. 311, 134.
- Mayer, Siegmund**, *Dr. med.*, Prof. d. mikroskop. Anatomie a. d. deutsch. Univ. Prag; * Bechthain b. Worms 1842; † Ambras b. Innsbruck Anf. Sept. — VZ 6. IX. M.-A.; Anatom. Anz. Bd. 38, 87—93 (A. Kohn); Prager mediz. Wochenschr. Jg 36, 181 (Hering — A. Kohn).
- Meckel, Maximilian**, Architekt, bek. Gothiker, früh. erzbischöfl. Baudirekt., Erbauer d. Rochuskapelle i. Bingen, Restaurator d. Römer- u. Kaisersaalles i. Frankfurt a. M.; * Rheindahlen 28. XI. 1847; † Freiburg i. B. 24. XII. — VZ 30. XII. M.-A.; ZB 31, 8, 55 (P); DBZ 45, 8.
- Medicus, Emil** Heinrich, Pfarrer, Verf. einer „Geschichte d. bayer. Landeskirche“; * Landshut 1826; † Mainleus b. Kulmbach 22. VIII. — ELK 1910, 831/32 (H. Bezzel); KJ 38, 662.
- Meltzen, August**, *Dr. iur. et phil.*, Geh. Reg.-Rat, Prof. d. Statistik u. Volkswirtsch. a. d. Univ. Berlin, früh. Mitgl. d. Kais. Statist. Amts; * Breslau 16. XII. 1822; † Berlin 19. I. — VZ 21. I. A.-A., 22. I. M.-A.; Schles. Zt. 22. I. A.-Bl.; G 97, 131; KL 1910, 1071 (W); DRG 32, 280; GK 1911, 268; Zs. f. Ethnogr. 42, 355; AF 48, 120; WI 3, 893; DZL 949/50; Chronik d. Univ. Berlin 23, 7; HV 13, 441/2; JSG 1910 Nekr. 30—31 (J. Wolf); Deutsche landw. Presse 1910, Nr. 10; Zs. d. Ver. f. Volkskde. 1910, 235 (M. Roediger).
- Mensinga, Wilhelm**, bek. Frauenarzt; * Sybecarspel i. Holl. 19. V. 1836; † Flensburg 10. V. — DMW 36, 952; WI 3, 897 (W).
- Mertens, Karl** Frh. von, österr. General d. Kav. a. D., zul. Kommand. d. 1. Korps, Geh. Rat; * Graz 7. XI. 1842; † Vöslau 27. V. — VZT; FT 1911, 604.
- Meyer, Friedrich**, seit 1903 M. d. A., 1903—06 M. d. R., konserv., Malermeister; * Steinhagen i. Westf. 24. X. 1840; † Bielefeld 31. XII. — VZT; OA 1908/09, 998; WI 3, 906; RH 1902, 276/77; HA 1904, 340, I 6 (P).
- Meyer, Leo**, Kais. russ. Staatsrat, *Dr. phil.*, Prof. f. vergl. Gramm. u. indogerm. Spr.

- a. d. Univ. Göttingen, Nestor d. deutsch. Sprachforschung, einer d. gelehrtesten Kenner d. Altgriech.; * Bledeln i. Hannov. 3. VII. 1830; † Göttingen 6. VI. — VZ 8. VI. M.-A.; KL 1910, 1090 (W); WI 3, 908; DZL 959; UK W.-S. 1910/11, 1, 316; Chronik d. Univ. Göttingen f. 1910, 10—14.
- Meyer, Ludwig**, Geh. Justizrat, Oberlandesger.-Rat a. D.; * Landsberg a. W. 26. VII. 1829; † Breslau 12. VII. — VZ 13. VII. M.-A.; Schles. Zt. 13. VII. M.-A.
- Meyer, Wilhelm**, Dr. phil., Astronom, Begr. d. Urania, Schriftst.; * Braunschweig 15. II. 1853; † Meran 17. XII. — VZ 17. XII. A.-A.; FZ 19. XII. M.-Bl.; Kosmos Bd. 8. H. 2 (F. Regensburg, N an Dr. W. M.); KL 1910, 1090/91 (W); DRG 33, 281; GK 1911, 268; PF III, 2, 909/10 (W), IV, 2, 1001 (W); Astronom. Nachr. Bd. 187, 47 (H. Kobold).
- Meyern-Hohenberg, Busso** Frh. von, Intend. d. Kob.-Goth. Hoftheaters; * Koburg 10. VIII. 1864; † Gotha 20. III. — VZ 21. III. A.-A., 23. III. M.-A.; NTA 1911, 171; IZ 134, 568; FT 1911, 606.
- Michaelis, Adolf**, Dr. phil., Prof. d. Archäolog. a. d. Univ. Straßburg, Begr. d. Kunstarchäolog. Mus. i. Straßburg, hervorr. auf d. Geb. d. altgriech. Kunstgesch.; * Kiel 22. VI. 1835; † Straßburg 12. VIII. — T 190 (P); KL 1910, 1096 (W); W 34, 1432 (P); IZ 135, 276 (P); WI 3, 912; DZL 964/65; DBZ 44, 529/30; UK W.-S. 1910/11, 1, 316; Kehr N. F. 21, 577/78; Zs. f. bild. Kunst Jg 46, 190—196 (E. Petersen m. P); Stiftungsfest d. Univ. Straßburg 1911, 6.
- Michelet, Richard**, 1884—1902 Direkt., dann bis vor kurzem Mitgl. d. Aufsichtsrats d. Bank f. Handel u. Industrie; * Berlin 28. III. 1840; † das. 22. VII. — VZT; OA 1908/09, 1004.
- Minnigerode, Bernhard** Frh. von, M. d. A. u. M. d. R., Welfe; * Göttingen 20. VIII. 1852; † Wollershausen b. Gieboldehausen 6. X. — VZ 11. X. M.-A.; FT 1911, 1077; RH 1890, 220/21.
- Moedebeck, Hermann**, Oberstlt. z. D., bis 1908 akt. Pionieroffizier, einer d. ersten u. eifrigsten Förderer d. Luftschiffahrt, auch schriftst. auf dies. Geb. hervorr. tätig; * Berlin 10. VI. 1857; † das. 1. III. — VZT; OA 1908/09, 1012; W 392 (P); IZ 134, 495 (P); DRG 32, 424; GK 1911, 269; MW 1910, 709; WI 3, 921 (W); MZ 1910, 149; LA 1909, 69/70 (W); Ü 12, 494.
- Montel von Treuenfest, Jean**, Prälat, kanon. Konsulent d. österr.-ung. Botschaft a. Vatikan, intimer Freund Galimbertis u. Schlözers, Vertrauensmann d. Kardinals Kopp, vermittelte in d. Jahren d. deutsch. Kulturkampfes d. Verkehr d. deutsch. Bischöfe mit d. Kurie; * Rovereto 1832; † Rom 21. XI. — NFP 22. XI. A.-Bl.
- Morgenweg, Ludwig**, ehem. Hofschauspieler, d. letzte Veteran aus d. Devrientschen Zeit; * Karlsruhe 27. VI. 1827; † das. 19. III. — NTA 1911, 170.
- Mühlig, Bernhard**, Landschaftsmaler; * Eibenstein i. Sa. 10. I. 1829; † Dresden 8. IX. — VZ 10. IX. M.-A.; IZ 135, 440 (P); Kehr N. F. 21, 649; MS 3, 260; BMW 2, 87/88.
- Müller, Adolf**, Oberförster a. D., bek. ornithol. Schriftst.; * Friedberg (Wetterau) 16. I. 1821; † Darmstadt 28. I. — IZ 134, 224; HL 24, 55.
- Müller, Hermann Ferdinand**, Kommerzienrat, Vizepräs. d. Weim. Landt., Präs. d. Handelsk. d. Großh. Sachsen, 1887—90 nationallib. M. d. R.; * Apolda 7. I. 1841; † in Ägypten i. Juli. — VZ 25. VII. A.-A.; HPA 16. Aug. 1887, 196.
- Müller, Josef**, Hofrat, Direkt. d. k. k. Hauptmünzamt i. R., literar. tätig auf d. Gebiete d. Numism., Geschichte u. Volkswirtsch.; * Kuttenberg i. Böhm. 1834; † Wien 26. XII. — KR 1910, 329, 1912 TL; WI 3, 943; ÖR 26, 245.
- Müller, Karl Theodor**, Geh. Ob.-Baurat, Rheinstrom-Baudirekt. a. D., Erbauer d. neuen Langen Brücke i. Potsdam, führte d. Regulierung d. Weichsel-Mündung durch; * Pretsch a. E., Kr. Wittenberg 21. XI. 1840; † Koblenz 31. III. — ZB 30, 200/201 (Rasch m. P).
- Müller, Ludwig**, Dr. phil., Prof., früh. Ob.-Bibliothekar a. d. Univ.- u. Landesbibliothek i. Straßburg, Historiker; * Hättenhausen b. Fulda 26. II. 1831; † Nördlingen 18. IX. — VZ 22. IX. M.-A.; WI 3, 944.
- Münch, Gustav**, Ingenieur, 1881—93 freis. M. d. R., 1886—88 M. d. A.; * Hof Traisfurt, Amt Runkel, Nassau 9. VIII. 1843; † Gießen 1. II. — VZ 3. II. M.-A.; RH 1890, 224.
- Nagel zu Aichberg, Heinrich** Frh. von, bayer. General d. Kav., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl. u. d. Milit. Max Joseph-Ordens, zul. Kommand. d. 4. Div., 1897 z. D.; * Weilheim 24. I. 1833; † München 24. X. — VZ 26. X. A.-A.; MZ 1910, 622; MW 1910, 3287—92 (Bösmiller, Aus d. Leben d. † Gen. d. Kav. H. Frh. v. N.); LJ 37, 444/5; Bayerland 22, 60 (P); FT 1911, 628; OA 1908/09, 1052.
- Naumann, Ernst**, Dr. phil., Prof. i. Jena, 1860—1906 Univ.-Musikdirekt. u. städt. Organist, auch Komponist von Kammermusikwerken; * Freiberg i. Sa. 15. VIII. 1832; † Jena 15. XII. — VZT; WI 3, 959; DZL 1007; R 979/80; Zs. d. intern. Musikges. Jg 12, 158 (F. Stein).

- Neumann, Adalbert von**, Reg.-Ass. a. D., Rittergutsbes. auf Hanseberg b. Königsberg, Neum., langjähr. konserv. M. d. A.; * Wichelsdorf, Kr. Sprottau 21. VII. 1835; † Hanseberg 31. XII. — VZT; WI 3, 966; HA 1904, 342, I 6 (P).
- Neumann, Angelo**, Direkt. d. deutschen Landestheaters i. Prag, erst Schausp., dann Regisseur, Impresario, Theaterdirektor, Schöpfer eines wandernden Richard Wagner-Theaters; * Wien 18. VIII. 1838; † Prag 20. XII. — VZ 20. XII. A.-A.; NFP 20. XII. A.-Bl., 21. XII. M.-Bl. (H. Teweles); IZ 135, 1226 (A. Smolian m. P); EG 718/19; BW 25, 294/5 (P. Riedel m. P); Schaubühne Jg 7, Nr. 1 (T. Adler); DZL 1014; WI 3, 966; AMZ 37, 1208/9 (R. Batka); NMZ 32, 175/76 (R. Batka m. P); R 987; Neue Zeitschr. f. Musik 78, 6 (L. Frankenstein); NTA 1912, 152/53 (P); KW Jg 24, II, 140 (R. Batka).
- Neumann, Julius von**, *Dr. phil.*, früh. Prof. d. Nationalökon. a. d. Univ. Freiburg i. B.; * Königsberg 12. X. 1835; † Tübingen 15. VIII. — VZ 17. VIII. A.-A.; W 35, 1476 (P); IZ 135, 356 (P); KL 1910, 1166 (W); UK W.-S. 1910/11, I, 316; WJ 1910 Nkr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 191; Schwäb. Kron. Nr. 380.
- Neustädter, Max**, Schriftst., Handelskorr. d. Frankf. Ztg., Mitarb. d. Times; * Gr.-Oldendorf, Kr. Lübbecke i. Westf. 1846; † Berlin 9. V. — VZ 10. V. M.-A.
- Nick, Winand**, Prof., Dom-Musikdirekt., Komponist u. Verf. von Schulbüchern; * Fritzlar 11. IX. 1831; † Hildesheim 18. XII. — KR 1910, 305 (W), 1911 TL; HL 25, 15.
- Nicolai, Otto Friedrich**, *Dr. theol.*, Geh. Kirchenrat; * Ollendorf 17. IV. 1832; † Eisenach 10. II. — KJ 37, 528; OA 1908/09, 1071.
- *Niedmann, August Heinrich**, Genremaler; * Braunschweig 3. V. 1826; † Kochel i. Oberbayern 13. I. — BJ XV, 151 (H. Holland).
- Niepa, Alexander**, Chefred. d. Kieler Ztg., erst Kaufmann, 1864—66 Sekret. i. Dienste d. Herzogs Friedrich von Augustenburg, veröffentlichte eine Reihe von polit., volkswirtsch. u. handelswiss. Aufsätzen, gründete 1862 einen handelswiss. Verein, trat 1866 in d. Red. d. Kieler Ztg. u. blieb seit 1870 ihr Chefred., wurde 1866 Schriftf. d. Ausschusses d. lib. Partei, 1867 Lehrer d. Kieler Handels- u. Industrie-Vereins, war 1893—97 Stadtverordn.-Vorst., 1904—08 stellvertr. Stadtverordn.-Vorst. u. seit 1895 Mitgl. d. Prov.-Landt. f. Kiel; * Kiel 7. XII. 1841; † das. 19. VII. — VZ 20. VII. A.-A., 21. A.-A.; IZ 135, 152; W 32, 1370 (P); Kieler Ztg. 20. VII. A.-A., 23. VII. M.-A. (Trauerfeier), 24. VII. M.-A. (Samwer, Z. Gedächtnis A. N.s); AL 1829—66, 2, 118; 1866—82, 2, 85.
- Niese, Benediktus**, o. Prof. d. alten Geschichte i. Halle; * Burg a. Fehmarn 24. XI. 1849; † Halle 1. II. — VZ 2. u. 3. II. M.-A.; IZ 134, 224; HL 24, 54; HV 13, 442/44 (O. Th. Schulz); Chronik d. Univ. Halle f. 1909/10, 16—18; KL 1910, 1176 (W); WI 3, 972; DZL 1024.
- Niessen, Johannes**, Historienmaler, 1865—66 Lehrer a. d. Akad. i. Weimar, 1866—90 Konservator a. Wallraf-Richartz-Mus. i. Köln; * Köln 27. VIII. 1821; † das. 23. VIII. — VZ 25. VIII. A.-A.; Kchr N. F. 21, 628; WI 3, 973; MS 3, 306; BMW 2, 151/52.
- Nobbe, Moritz August**, Landes-Ökonomierat, Gen.-Direkt. d. Nordd. Hagelvers.-Ges., 1887—93 M. d. R., Mitgl. d. Reichsp.; * Magdeburg 22. IX. 1834; † Niedertorfstedt 6. XII. — VZT; HPA 16. Aug. 1887, 198; KJ 38, 663.
- Nordeck, Heinrich von**, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1843—66 im kurhess. Dienste, zul. Kommand. d. 38. Inf.-Reg., 1882 z. D.; * Melsungen 8. I. 1824; † Kiel 30. V. — VZ. 3. VI. M.-A.; MZ 1910, 323; HL 24, 175; OA 1908/09, 1081.
- Nostrer, Ludwig**, Hof-Porträtmaler Kaiser Wilhelms; * Friedeberg i. Neumark 9. X. 1859; † Berlin 29. V. — T 126 (P); Kchr N. F. 21, 483; MS 3, 318; BMW 2, 164/65; WI 3, 981; DZL 1031/32.
- Nowak, Konstantin**, Hauptred. d. Schles. Volkszt.; † Loslau 10. IV. 1844; † Breslau 24. IV. — KR 1910, 310, 1911 TL; WI 3, 982.
- Nürnberg, Augustin Josef**, *Dr. theol.*, Prof. d. Patrologie u. Dogmengesch. d. kathol.-theolog. Fakult. i. Breslau; * Habelschwerdt 6. I. 1854; † Breslau 20. IV. — NZ 21. IV. A.-A.; JSG 1910 Nkr., 32—34 (Bergel); HV 13, 279; Chronik d. Univ. Breslau 35, 190—98 (F. X. Seppelt m. W); KL 1910, 1187/88 (W); KR 1910, 310 (W); WI 3, 982; DZL 1033/34.
- Ockel, Eduard**, Tier- u. Landschaftsmaler; * Schwante, Osthavelland 1. II. 1834; † Berlin 3. III. — VZ 30. III. M.-A.; MS 3, 326; BMW 2, 169/70; WI 3, 987.
- Oehler, Friedrich**, *Dr. theol.*, Ob.-Kirchenrat, früh. Prälat i. Karlsruhe; * Weisweil 1844; † Heidelberg 12. III. — KJ 37, 528.
- Oelsner, Ludwig**, *Dr. phil.*, Prof., Gymn.-Lehrer a. D., Geschichtsforscher, Mitarb. a. d. Jahrb. f. deutsche Gesch.; * Bernstadt 22. XII. 1831; † Frankfurt a. M.

24. III. — VZ 26. III. A.-A., 3. IV. M.-A.; IZ 134, 568; KL 1910, 1199 (W).
- Oertzen**, Georg Frh. von, (Pseud.: Ludwig Robert, Georg Wanderer), Kammerh., kais. Gen.-Konsul z. D., bek. Schriftst.; * Schl. Brunn i. Mecklbg.-Strelitz 2. II. 1829; † Freiburg i. B. 26. V. — VZ 27. V. A.-A.; IZ 134, 1038; LE 12, 1351; KL 1910, 1207 (W); BR 3, 174/5 (W); WI 3, 989 (W); UT 1911, 551.
- Oettingen-Wallerstein**, Moritz Prinz zu, bayer. Generalm. à l. s., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * München 21. IX. 1838; † das. 13. XI. — VZT; OA 1908/09, 1106; HK 1913, 173.
- Offenberg**, Richard, Reichsger.-Rat; * Münster i. W. 10. V. 1854; † Leipzig 23. IV. — VZ 26. IV. M.-A.; OA 1908/09, 1089.
- Opitz**, Heinrich, S. J., Journalist u. Lyriker; * Schweidnitz 25. VI. 1859; † St. Andrä, Kärnten 3. I. — KR 1910, 313 (W), 1911 TL.
- Oriola**, Waldemar Graf, entstammt einer alten portugies. Familie, Gutsbes. i. Büdesheim, Ob.-Hessen, Vors. d. Bundes d. Landwirte i. Hessen, M. d. R. u. Mitgl. d. 2. Hess. Kammer; * Bonn 27. VIII. 1854; † Berlin 17. IV. — VZ 18. IV. A.-A., 19. IV. M.-A.; W 17, 697 (P); IZ 134, 775/76 (P); AF 48, 237; Hilfe 1910, 247/48; RH 1907, 333, 494 (P); GT 1912, 666; WI 3, 999; DZL 1050.
- Oser**, Leopold, *Dr. med.*, Hofrat, Prof., bed. Kliniker f. innere Krankh., bes. f. Krankh. d. Verdauungsapp.; * Nikolsburg i. Mähr. 27. VII. 1839; † Wien 22. VIII. — NFP 22. VIII. A.-Bl.; VZ 23. VIII. M.-A. (W. Winternitz); IZ 135, 356 (P); DMW 36, 1671; WMW 60, 2072/73; PBL 1237/38 (W); WI 3, 1002 (W); BZ 27, 228 [Archiv f. Verdauungskrankh. Bd. 16, 627; Mediz.-chirurg. Zentralbl. Jg 45, 430 (S. Jonas, Gedenklblatt f. L. O.); Wiener klin. Rundschau Jg 24, 571 (A. Katz); Allgem. Wiener mediz. Ztg. Jg 55, 380 (Lauterbach)].
- Ott**, Arnold, *Dr. med.*, Arzt u. Dichter; * Vevey 6. XII. 1840; † Luzern 30. IX. — BJ XV, 61 (A. Schaer); LZ 1910, 1365; LE 13, 229; VZ 5. X. M.-A.; KL 1910, 1212/13 (W); BR 3, 511 (W).
- Pabst**, Karl August, Geh. Reg.-Rat, Oberbürgerm. i. Weimar; * Weimar 23. VII. 1835; † das. 20. XII. — VZ 22. XII. M.-A.; OA 1908/09, 1110; WI 3, 1008.
- Papendiek**, August Anton, Gutsbes., 1885—93 Mitgl. d. Abg.-H., Führer d. Freisinn. Ostpreuß.; * Dalheim b. Gutenfeld 3. IX. 1833; † Königsberg 7. V. — VZ 7. V. A.-A.; HA 1886, 260.
- Paschen**, Eduard, *Dr. med.*, Generalarzt a. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., d. älteste San.-
- Offizier d. deutsch. Heeres; * Hagenow 21. I. 1815; † Ludwigslust 26. IV. — VZ 30. IV. A.-A.; Ü 716/17 (P).
- Penz**, Alois, bedeut., aber nicht anerkannter Maler, mußte, um seine wahnsinn. Schwester mit zu erhalten, einen kleinen Beamtenposten annehmen, als gealterter Schüler erst bezog er d. Wiener Akad.; * Zell i. Zillertal 17. IV. 1853; † Graz 9. X. — Üb. Land u. Meer 1912, Nr. 40, 434—36 (H. Kienzl, D. Tragödie d. Künstlers m. Ill.).
- Pergelt**, Anton, *Dr. iur.*, Advokat, einer d. Gründer u. langjähr. Obmann d. deutschen Fortschrittspartei; * Obergrund 11. I. 1853; † Wien 8. X. — NFP 9. X. M.-Bl.
- Perl**, Moritz, Geh.-Rat, Gen. d. Inf., zul. Kommand. d. 26. Landw.-Truppen-Div. i. Josephstadt; * Temesvar 1845; † Wien 6. I. — NFP 8. I. M.-Bl.
- Perthes**, Emil, Verlagsbuchh. i. Gotha, früher alleiniger Inh. d. Verlagsbuchh. F. A. Perthes; * Gotha 21. V. 1841; † das. 14. I. — VZT; OA 1908/09, 1126.
- Peschier**, Eugen, Prof. a. D., Lit.-Hist.; * Genf 10. VII. 1837; † Konstanz 25. III. — KL 1910, 1237, 1911 TL.
- Pfalz**, Franz, *Dr. phil.*, Prof., Realschul-Direkt. a. D., Hist. u. pädagog. Schriftst.; * Borsdorf 25. VI. 1832; † Leutzsch b. Leipzig 10. V. — KL 1910, 1245/46 (W), 1911 TL; WI 3, 1035 (W).
- Pfeiffer**, Julius, *Dr. iur.*, Rittergutsbes. auf Burkersdorf b. Ostritz i. d. Lausitz, 1871—1888 M. d. R., ältest. Mitgl. d. 1. Sächs. Kammer, verf. anonym mehrere Reisebeschr.; * Burkersdorf 23. XII. 1824; † das. 19. III. — VZ 22. III. A.-A.; IZ 134, 568; HPA 12. Aug. 1877, 208.
- Pfeil u. Klein-Ellguth**, Bernhard Graf von, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Präs. d. 3. Remonte-Ankaufskomm.; * Johnsdorf, Kr.-Brieg 30. X. 1829; † Berlin 31. VIII. — VZ 1. IX. M.-A.; OA 1908/09, 1136; WI 3, 1037; GT 1912, 689.
- Pflüger**, Eduard, *Dr. med.*, Geh. Med.-Rat, Prof. a. d. Univ. Bonn, ber. Physiologe; * Hanau 7. VI. 1829; † Bonn 16. III. — VZ 17. III. A.-A., 18. III. M.-A.; IZ 134, 353 (P); KL 1910, 1250; WI 3, 1039 (W); DZL 1095/96; AD 3, 41 (W); NR 25, 349—51 (F. Schenck); PF III, 2, 1034 (W); PBL 1290/91 (W); Chronik d. Univ. Bonn f. 1909/10, 12—18 (Nußbaum); DMW 36, 851 (H. Boruttau m. P); BKW 47, 658/59 (R. du Bois-Reymond); MMW 57, 1128—30 (H. Leo); Pflügers Archiv f. d. ges. Physiolog. 132, 1—19 (E. v. Cyon m. P); Mediz. Klinik Jg 6, 1158 (L. Bleibtreu); Reichsmedizinalanz. Jg 35, 193—200 (K. Grube); Wiener klin. Rundsch. Jg 24, 411 (Reach).

- Philipp**, Alexander, Geh. Kommerzienrat, Präs. d. Handelsk. i. Chemnitz, Vors. d. Ver. Deutsch. Spediteure; * Frohburg 4. IV. 1845; † Chemnitz 22. III. — VZT; OA 1908/09, 1139.
- Philippi**, Emil, *Dr. phil.*, Prof. d. Geolog. u. Paläontolog. a. d. Univ. Jena, Geologe b. d. deutsch. Südpolar-Expedition d. »Gauß«; * Breslau 4. XII. 1871; † Assuan 27. II. — VZ 10. III. A.-A.; Schles. Zt. 10. III. M.-Bl.; DRG 32, 375; GK 1911, 270/71; UK W.-S 1910/11, 1, 316; PF IV, 2, 1154 (W).
- Philippi**, Friedrich, einer d. bek. Deutschen i. Chile, vorm. Prof. d. Botanik a. d. Univ. Santiago u. Direkt. d. Nationalmus.; * Neapel 1838; † Santiago 17. I. — DRG 32, 424.
- Pick**, Philipp Josef, *Dr. med.*, Prof. d. Dermatologie a. d. Univ. Prag, Begr. u. Hrsg. d. Archivs f. Dermatologie u. Syphilis; * Neustadt a. d. Mettau i. Böhm. 14. X. 1834; † Prag 3. VI. — VZ 4. VI. M.-A.; W 24, 992, 998 (W); KL 1910, 1255; PBL 1291/92 (W); DMW 36, 1331 (L. Waelsch); BKW 1910, 1305/06 (Winternitz); Deutsche Arbeit 9, 718—20 (A. Kraus m. P); Dermatolog. Zs. Bd. 17, 538 (Winternitz).
- Pieler**, Franz, Kgl. Bergrat, Generaldirekt. d. Gräfl. Ballestrenschen Güterverw., erwarb sich große Verdienste um d. Entw. d. Oberschles. Montanindustrie; * Arnsberg i. Westf. 11. V. 1835; † Ruda i. Oberschles. 25. X. — SE 1910, 1981 (P).
- Piltz**, Otto, Genremaler, 1882—86 Prof. a. d. Weim. Kunstschule; * Allstedt, Sa.-W. 28. VI. 1846; † München-Pasing 20. VIII. — BJ XV, 152 (H. Holland); VZ 27. VIII. A.-A.; Kchr N. F. 21, 615; MS 3, 442; BMW 2, 277/79; WI 3, 1046; DZL 1104.
- Planck**, Gottlieb Karl Georg, *Dr. iur.*, Wirkl. Geh. Rat, Prof. f. bürgerl. Recht a. d. Univ. Göttingen, einer d. bed. Mitarb. a. BGB, 1867—73 nationallib. M. d. R.; * Göttingen 24. VI. 1824; † das. 20. V. — BJ XV, 3 (F. Frensdorff); VZ 21. V. A.-A.; W 22, 904, 908 (W); IZ 134, 989 (P); KL 1910, 1261 (W); WI 3, 1049; HPA 9. Ausg. 71, 238; DZL 1108; AD 2, 25 (W); Chronik d. Univ. Göttingen f. 1910, 7/8; DJZ 15, 609—614 (R. Sohm m. P), 614—15 (O. Liebmann); Recht 1910, 410.
- Planitz**, Ernst Edler von der, Generaloberst z. D., Ritter d. Schw. Adler-O., hervorr. Kav. u. Sportsmann, bis 1907 Generalinsp. d. Kav., 1855 Lt., 1861—64 Reg.-Adj., 62 Ob.-Lt., 66 Rittm., 69 Hauptm. i. Gen.-St., 71 Major, 77 Kommand. d. 16. Hus.-Reg., 78 Oberstlt., 82 Oberst, 85 Kommand. d. 28. Kav.-Brig., 88 Generalm., 90 Generallt. u. Kommand. d. G.-Kav.-Div., 95 Insp. d. 2. Kav.-Insp., 96 General d. Kav., 98 Generalinsp. d. Kav., 06 Gen.-Oberst; * Altenburg 4. VII. 1836; † Potsdam 30. XI. — VZ 1. XII. A.-A.; T 283 (P); W 50, 2118 (P); IZ 135, 1098 (P); MZ 1910, 664; LJ 37, 445; Ü 13, 254; OA 1908/09, 1146; WI 3, 1049; DZL 1109; UT 1911, 569.
- Planitz**, Max Edler von der, General d. Art. z. D., Ritter d. Schw. Adler-O. u. d. Eis. Kr. 1. Kl., Domherr von Naumburg, 1853 Lt., 62 Ob.-Lt., 66 Hauptm., 71 Adjut. d. Generalinsp. d. Art., 72 Major, 79 Kommand. d. 8. F.-A.-Reg., 83 Oberst, 85 i. Generalst., 88 Generalm., 90 Gen.-St. u. Kommand. d. 14., später d. 1. Garde-Div., 91 Oberquartierm., 92 Gouv. von Mainz, 93 Generalinsp. d. Fuß-Art., 96 Gen. d. Art., 02 z. D.; * Dresden 15. IX. 1834; † Unspunnen b. Interlaken 22. VI. — VZ 24. VI. M.-A.; OA 1908/09, 1146; WI 3, 1050; KM 67, 2, 1190/91; MZ 1910, 358; LJ 37, 446; Ü 12, 785; UT 1911, 568.
- Plettenberg-Mehrum**, Gustav Frh. von, Rittergutsbes. u. Kammerh., 1890—1906 konserv. M. d. A.; * Mehrum b. Vörde, Kr. Ruhrort 20. V. 1835; † das. 2. VII. — KVZ 5. VII. A.-A.; OA 1908/09, 1150; FT 1911, 1077; WI 3, 1054; HA 1904, 345, I, 7 (P).
- Plüddemann**, Max, Kontreadm. z. D., früh. langjähr. Präses d. Schiffsprüfungskommiss. u. Direkt. d. naut. Abt. i. Reichsmarineamt, Schriftst., Hrsg. d. Ill. Flottenkalend.; * Stettin 12. II. 1846; † Zehlendorf 24. I. — VZ 26. I. M.-A.; OA 1908/09, 1151; KL 1910, 1266 (W); WI 3, 1054; LA 1909, 81 (W); Ü 12, 428, 430 (P).
- Plüddemann**, Richard, Geh. Baurat, Stadtbaurat u. Städteltest. i. Breslau; * Funkenhagen i. Pomm. 30. IX. 1846; † Breslau 1. II. — VZ 2. II. M.-A.; Schles. Zt. 2. II. M.-A.; DBZ 44, 88; ZB 30, 77/78 (P).
- Podechtel**, Lisa, Hofchauspielerin i. Karlsruhe; * Meiderich 30. VI. 1874; † Karlsruhe 19. IV. — NTA 1911, 171.
- Polack**, Max, kgl. Baurat u. Intendanturrat b. Gen.-Kommando d. 3. A.-K., Erbauer d. Kadettenh. i. Naumburg, d. General-Komm. i. Altona u. Wiederherst. d. Kadettenh. i. Plön; * Plön 17. VII. 1857; † das. 26. VI. — ZB 30, 448.
- Porzig**, Max, Reichsger.-Rat, 1904—06 konserv. M. d. R.; * Hohenkirchen, Kr. Zeitz 13. X. 1865; † Leipzig 6. VIII. — VZ 8. VIII. A.-A., 9. VIII. M.-A.; IZ 135, 233; WI 3, 1064; RH Nachtr. 1906, 19.
- Post**, Julius, Prof., *Dr.*, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, vortr. Rat i. Minist. f. Handel u. Gew., Prof. f. gewerbl. Gesundheitslehre a. d.

- Techn. Hochsch. i. Berlin; * Göttingen 26. V. 1846; † Berlin 8. IV. — VZ 9. IV. A.-A.; Progr. d. Techn. Hochsch. Berlin f. 1910/11, 153—55; KL 1910, 1278 (W); AF 48, 121—23 (P. Schmidt, Zur Erinnerung an J. P.); WI 3, 1066.
- Prager**, Max, Kapitän a. D., seit 1895 Assist. a. d. deutsch. Seewarte, hatte sich in d. deutsch. Kolonien hervorgetan; * Stettin 7. XI. 1854; † Hamburg 2. I. — VZT; DRG 32, 424; GK 1911, 271; DKZ 1910, 60.
- Preser**, Karl, hess. Dichter u. Schriftst., fürstl. Ysenburg. Kammerdirekt. a. D., war 1866 mit d. Kurfürsten ins Exil gegangen, wo er bis zu dessen Tode i. J. 1875 blieb; * Kassel 21. XII. 1828; † das. 18. XII. — VZ 21. XII. M.-A.; KL 1910, 1286; LE 13, 617; BR 3, 248; HL 22, 342 (V. Traudt), 25, 13 (P).
- Pressel**, Friedrich von, *Dr. phil.*, Oberstudienrat, Gymn.-Direkt. a. D., Historiker; * Tübingen 16. VIII. 1830; † Cannstatt 20. II. — WJ 1910 Nekr.; Schwäb. Merk. Nr. 84; Württemb. Staatsanz. Nr. 43.
- Pröll**, Karl, Schriftst. u. Publizist, unermüdl. Vorkämpfer d. deutsch. Volkst.; * Graz 27. V. 1840; † Berlin 15. IX. — VZ 16. IX. A.-A.; Deutschtum i. Ausl. Sept. 1910; KL 1910, 1290 (W); IZ 135, 479; WI 3, 1074; LE 13, 151; BR 3, 254/55 (W).
- Protzen**, Karl von, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 62. Inf.-Reg., 1902 z. D.; * Treptow a. R. 8. I. 1846; † Berlin 22. III. — VZ 22. III. A.-A.; MW 1910, 1689; OA 1908/09, 1171.
- Pustet**, Karl, Geh. Kommerzienrat, Mitinh. d. Verlagsbuchh. Friedr. Pustet; * Regensburg 10. II. 1839; † das. 17. I. — VZT; OA 1908/09, 1174.
- Quittner**, Rudolf, Wiener Landschafts-Maler, Impressionist; * Troppau 1872; † Neuilly b. Paris 3. I. — ÖR 22, 318; Kchr N. F. 21, 229 (L. Hevesi); KFA 25, 240.
- * **Raabe**, Wilhelm, *Dr. phil. h. c.*, Dichter; * Eschershausen i. Braunsch. 8. IX. 1831; † Braunschweig 15. XI. — BJ XV, 161 (H. A. Krüger); VZ 16. IX. M.-A.; KVZ 19. XI. A.-A. (M. Speyer); T 271 (P); HC 18. XI. M.-A. (K. Lorenz, W. R. z. Gedächtnis), 20. XI. M.-A. (W. R.s »Marsch nach Hause«); BB Nr. 267 v. 18. XI. (W); IZ 135, 973/74 (H. F. Gerhard m. P); LE 13, 423—25 (Angabe weiterer Nekr.); WI 3, 1082 (W); BR 3, 269/70 (W); Hochland Jg 8, H. 4 (M. Speyer, W. R.s dichter. Persönlichkeit); März Jg 4, Bd. 4, 353/55 (Owlglauß, Zu W. R.s Tod), 429/31 (Fr. Daab); Grenzboten Jg 69, Nr. 48, 410—16 (Th. Hänlein); Velh. u. Klas. Monatsh. Jan. 1911, 67—72 (H. Spiero); Westerm. Monatshefte Jan. 1911, 775—781 (L. Löser mit P); KJ 38, 663; NS 16, 129/30 (P); Türmer Jg 13, Bd. 1, 412/13 (W. Baetke); Pädag. Archiv 53, 1 (J. Stern); Monatsschr. f. Gesch. u. Wiss. d. Judent. Nov./Dez. 1910 (J. Baß, D. Juden bei W. R.); KW 24, 1, 570 (Avenarius); Eckart 5, 6 (L. Engelbrecht, Stätten Braunschweigs, die ihn kannten — H. Spiero, W. R. u. d. deutsche Realismus — W. Jensen — H. A. Krüger, W. R.s Jugendzeit); Nord u. Süd Bd. 138, 85—102 (H. Fechner, Meine Erinnerungen an W. R. m. P); Wissen u. Leben v. 15. Nov. 1911 (A. Fierz); Daheim Jg 47, Nr. 9 (C. Busse); Gartenlaube 1910, Nr. 48 (A. Heilborn); D. Hilfe 1910, Nr. 47 (Th. Heuß); Welt d. Kaufmanns 1910, 468; Akad. Monatsbl. Jg 23, 41 (L. Korth); Allgem. deutsche Lehrerztg. 1910, Nr. 49 (K. A. Findeisen); Braunschweig. Magazin Bd. 15, 37 (R. Rustenbach, R.s Geburtshaus); BZ 28, 274 [Hannoverland 1911, 3 (W. Meyer), 33 u. 52 (H. Müller-Brauel), 100 u. 134 (W. Blumenberg); Bayreuther Bl. 1911, 14 (A. Wernicke); Monatsschr. f. Gesch. u. Wiss. d. Judentums Jg 55, 247 (G. Rulf, Zu »R. u. d. Juden«); Zs. f. d. deutsch. Unterr. 1911, 79—87 (W. Kosch, R. u. W. Brandes i. Kreis d. Kleiderseller); Zs. f. deutsche Wortforschg. Jg 12, 269 (O. Schütte, Substantiva auf -ling bei R.)]
- Radecke**, Hermann von, Generallt. z. D. Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., zul. Kommand. d. 4. Div.; * Insterburg 18. X. 1827; † Potsdam 6. II. — VZ 8. II. M.-A.; OA 1908/09, 1181.
- Radermacher**, Karl Augustus, Schiffsbau-Ingenieur, 1858—75 i. England, wo er mit d. Kapitän C. Cowles d. i. »Turret«-Schiff konstruierte; 1875—1900 auf deutschen Werften, nach 1900 in Godesberg unermüdl. wissensch. tätig; * Düsseldorf 11. VI. 1832; † Godesberg 17. III. — JSTG 1911, 73.
- Rambeau**, Ludwig, Reg.- u. Baurat; * Jessen, Kr. Schweidnitz 13. IV. 1854; † Oppeln 28. X. — ZB 30, 600.
- Ranzenhofer**, Adolf, früh. Theaterdirekt., zul. Leiter d. Jantschtheaters i. Wien; * Wien 15. II. 1856; † Mödling b. Wien 18. IV. — VZ 19. IV. M.-A.; EG 804; ÖR 23, 324.
- Rapp**, Ludwig, Pfarrer, geistl. Rat, einer d. verdienstvollsten Tiroler Historiker; * Sterzing 1828; † das. 3. VI. — VZ 9. VI. M.-A.; Forsch. u. Mitt. z. Gesch. Tirols Jg 7, 294—99 (A. Schatz).
- * **Rauchenegger**, Benno, Humorist, Hauptvertr. d. volkstüml. südd. Witzes; * Memmingen 20. VIII. 1843; † München 1. VIII. — BJ XV, 178 (A. Dreyer); VZ 2. VIII. A.-A.; NTA 1911, 179; IZ 135, 236 (P);

- KL 1910, 1308 (W); LE 12, 1718; BR 3, 535/36 (W); Bayerland Jg 22, 70/71, 78/79 (A. Dreyer m. P).
- Recke, Wilhelm** Frh. von der, Wirkl. Geh. Rat, Erbmarschall i. Fürstent. Minden, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Osnabrück 23. XII. 1819; † Lübeck 21. I. — VZT; OA 1908/09, 1196.
- Recklinghausen, Friedrich Daniel** von, Prof. d. patholog. Anatomie a. d. Univ. Straßburg; * Gütersloh i. Westf. 2. XII. 1833; † Straßburg 26. VIII. — VZ 27. VIII. M.-A.; W 36, 1516 (P); DZL 1152; DMW 36, 1767 (Ribbert m. P); PBL 1351/52 (P u. W); BKW 1910, 1691 (H. Chiari); WI 3, 1096 (W); Stiftungsfest d. Univ. Straßburg 1911, 6.
- Reden, Ernst Ulrich** von, Oberstlt. z. D., Milit.-Schriftst.; * Wendlinghausen i. Lippe-Deitm. 9. XI. 1851; † Hannover 15. VI. — LA 1909, 33 (W), 1910, 1; UT 1911, 626.
- Reicher, Heinrich**, Dr. iur., Prof. f. Strafrecht a. d. Univ. Wien, Mitgl. d. steier. Landt. u. d. österr. Abg.-H.; * Judenburg i. Steiermark 22. III. 1854; † Filzmoos b. Salzburg 15. XII. — Öst. Zs. f. Strafr. Jg 2, H. 1/2 (Löffler); AF 48, 473; KL 1910, 1319 (W).
- Reichlin-Meldegg, Theophil** Frh. von, bayer. General d. Inf., 1864 Lt., 86 Major i. Generalst., 91 Abt.-Chef i. Kriegsminist., 92—1900 Milit.-Bevollm. i. Berlin, 92 Oberst, 96 Generalm., 1900 Generallt., 01 Kommand d. 2. Div., 05 Kommand d. 2. A.-K., 08 z. D.; * Regensburg 19. IV. 1846; † Augsburg 7. V. — NZ 7. V. A.-A.; VZ 8. V. M.-A.; FT 1911, 745; MZ 1910, 267; LJ 37, 446/47; WI 3, 1102; OA 1908/09, 1205.
- Reinhold, Karl**, Dr. iur., Geh. Justizrat, großh. sächs. Landgerichts-Direkt. a. D., Sohn bzw. Enkel der Philosophen Ernst u. Karl Leonhard Reinhold, Urenkel Wielands, setzte mit Walter v. Goethe d. Testament auf, in dem über den Nachlaß Goethes verfügt wurde; * Kiel 13. VI. 1822; † Weimar 3. VI. — VZ 7. VI. A.-A.; Kieler Ztg 19. VI. M.-A.
- Reinländer, Wilhelm** Frh. von, General d. Inf. a. D., früh. Generaltruppeninstrukteur; * Pausram i. Mähr. 1829; † Portorose i. Istrien 28. I. — NFP 29. I. M.-Bl.; MZ 1910, 32; LJ 37, 447.
- Renaud, Theodor**, (Pseud.: Theodor Vulpinus), Geh. Reg.-Rat, früh. Reg.- u. Schulrat i. Colmar, Dichter u. Geschichtsschreiber d. elsäss. Humanismus, lieferte wertvolle Beiträge z. Geschichte der Reformation i. Elsaß; * Erlangen 6. II. 1844; † Straßburg 28. IX. — Bursch. Bl. 25, 158/59 (S. Günther m. P).
- Renner, Wilhelm**, Leiter d. Nicholsonschen Maschinenfabrik i. Budapest, früh. Direkt. d. Donau-Dampfschiff.-Ges., in welcher Stellung er das 1. Schwimmdock mit elektr. Betrieb nach eigener Erfindung konstruierte; * Gabel i. Böh. 1854; † Budapest 16. I. — JSTG 1911, 71.
- Reyher, Oskar** von, sächs. General d. Inf. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl.; * Zwickau 24. V. 1832; † Dresden 24. VIII. — VZT; IZ 135, 398 (P); MZ 1910, 492; LJ 37, 447; OA 1908/09, 1221.
- Rhenius, Wilhelm**, Dr. iur., Geh. Reg.-Rat, Direkt. i. Patentamt, auch schriftst. auf d. Gebiete d. Patent- u. Warenzeichenrechts tätig; * Dtsch.-Eylau 25. III. 1854; † Tambach i. Thür. 4. VIII. — VZ 5. VIII. M.-A.; Reichsanz. v. 5. VIII.; WI 3, 1118; DZL 1176.
- Richarz, Joseph**, einer d. letzten 1848er, seit 1852 in Texas, wo er 1880 in d. Legislatur gewählt wurde, zul. literar. tätig; * Eller b. Düsseldorf 1822; † D'Hanis i. Texas 21. V. — KVZ 24. VII. M.-A.
- Richter, Adolf**, Geh. Kommerzienrat, Großindustr., Präsid. d. Handelsk. u. Ehrenbürger von Rudolstadt; * 12. V. 1846; † Jena 25. XII. — IZ 136, 12/14, 22 (P).
- Richter, Hans**, Maschinenbaudirekt. d. Germaniawerft i. Kiel, bedeut. Ingenieur; * Mariendorf b. Berlin 6. V. 1868; † Kiel 6. IV. — JSTG 1911, 74/75; SE 1910, 272 (P).
- Riegner, Oskar**, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, bis 1905 Primärarzt d. chirurg. Abt. d. Allerheiligen-Hospitals i. Breslau; * Rawitsch 5. XI. 1844; † Breslau 20. IV. — Schles. Zt. 21. IV. M.-A.; DMW 36, 856; HBL 5, 27/28 (W); PBL 1386/87 (W); Bursch. Bl. 24, 126/27.
- Rocholl, Ludwig Arnold** von, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 18. Kav.-Brig., 1908 z. D.; * Lippstadt 14. IV. 1850; † Hannover 12. VI. — VZ 14. VI. A.-A.; OA 1908/09, 1242.
- Röhm, Johann Baptist**, Dompropst, theol. Schriftst.; * Lauingen 6. I. 1841; † Passau 5. VII. — KL 1910, 1358, 1911 TL; KR 1910, 353 (W).
- Roesler, Leonhard**, Dr. phil., Prof., Hofrat, Naturhist.; * Nürnberg 19. V. 1839; † Krems 11. I. — KL 1910, 1372 (W), 1911 TL; WI 3, 1141 (W).
- Rössler, Ludwig Christian** von, Prof., Bildnis- u. Genremaler i. Frankf. a. M., Direkt. d. Kunstschule f. Damen; * Wiesbaden 13. VI. 1842; † Frankfurt a. M. 3. V. — VZT; KFA 25, 432; MS 4, 93; BMW 2, 473.
- Rohr, Kurt** von, Rittergutsbes., M. d. H.; * Hohenwulsch, Kr. Stendal 22. X. 1843;

- † das. 18. XII. — VZT; OA 1908/09, 1250; HH 1904, 343; WI 3, 1144; UT 1912, 704.
- Rosen**, Alexander von, kgl. Rat, früh. Laubes Sekr. u. dramaturg. Adlatus, dann polit. Journalist u. Mitgl. e. literar. Bur. i. Minist. d. Äußerer, auch dramat. Schriftst.; * Ödenburg 7. III. 1843; † Wien 2. III. — VZT; KL 1910, 1368; WI 3, 1151; ÖR 23, 78.
- Roßberg**, Gustav, Prof., früh. Armee-Musik-insp. u. Lehrer a. d. kgl. Musikhochsch., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1908 a. D. nach 52 jähr. Dienstzeit; * Berlin 1. IV. 1838; † das. 15. XI. — VZ 17. XI. A.-A.; IZ 135, 974; NMZ 32, 137.
- Rotte**, Karl, Maler u. Kunstkritiker; * Lübeck 31. XII. 1862; † Hamburg 4. IV. — HC 4. IV. A.-A., 6. IV. M.-A. (M. Nissen); VZ 7. IV. M.-A. (Künstlerelend); MS Nachtr. 245.
- Ruckteschell**, Nikolai von, *Dr. theol.*, Pastor a. d. Friedenskirche i. Hamburg-Eilbeck, hatte als Pastor d. Diakonissenhauses i. St. Petersburg vor d. Verfolgungen d. russ. Synods nach Deutschland flüchten müssen; * Sinferopol 1853; † Hamburg 19. X. — KJ 38, 664.
- Ruete**, Edmund, *Dr. phil.*, Prof., Gymnasiallehrer, bek. durch s. metr. Übers. aus d. Engl.; * Bremen 1. X. 1858; † das. 7. III. — VZ 8. III. A.-A.; HC 20. III. M.-A.; KL 1910, 1390 (W); LE 12, 974; Protestantenbl. 1910, 289.
- Rummelspacher**, Felix, Generalm. u. Komm. d. 67. Inf.-Brig.; * Berlin 27. IX. 1851; † Metz 6. VI. — MW 1910, 2563; Ü 12, 785.
- Salentin**, Hubert, Landsch.- u. Genremaler; * Zülpich 15. I. 1822; † Düsseldorf 6. VII. — VZ 7. VII. M.-A.; KVZ 8. VII. A.-A. (H. Reimers); WI 3, 1172; Kchr N. F. 21, 535; KFA 25, 528; MS 4, 153; BMW 2, 515/17.
- Salomon**, Karl, ehem. Hofschausp.; * Luckenwalde 24. X. 1842; † Stuttgart 31. VII. — VZ 3. VIII. A.-A.; EG 862; NTA 1911, 179; Schwäb. Merkur Nr. 351; Schwäb. Kron. Nr. 351.
- Salza u. Lichtenau**, Hermann Frh. von, sächs. Generalm., à l. s. d. Königs, kgl. sächs. Militärbevollm. i. Berlin; * Dresden 3. IX. 1858; † Berlin 15. XII. — VZ 16. XII. M.-A.; FT 1910, 671.
- Saucken**, Oskar von, Rittergutsbes. auf Gomthenen b. Glommen, früh. Landrat d. Kr. Pr.-Eylau, M. d. A.; * Loschen 6. I. 1833; † Gomthenen 27. XII. — VZ 29. XII. A.-A.; OA 1908/09, 1293; HA 1908, 424, 489 (P); WI 3, 1180; UT 1911, 652.
- Sauerland**, Heinrich, *Dr. phil.*, Prof., bek. rhein. Geschichtsschr.; * Arnsberg i. Westf. 11. V. 1839; † Rom 13. VI. — W 25, 1034; KR 1910, 364 (W); HV 13, 279.
- Saurma** von d. Jeltsch, Johann Georg Frh., Kammerh., Bes. d. Fideikomm.-Herrs. Sterzendorf Kr. Namslau, 1890—98 konserv. M. d. R.; * Sterzendorf 22. VII. 1842; † das. 23. XII. — VZT; OA 1908/09, 1294; RH 1893, 231.
- Savigny**, Leo von, *Dr. iur.*, Geh. Reg.-Rat, Prof. f. Staats-, Völker- u. Kirchenrecht a. d. Univ. Münster, M. d. H.; * Brüssel 19. VI. 1863; † Münster i. W. 10. V. — VZ 11. V. M.-A.; DJZ 15, 636/37 (Erman); Chronik d. Univ. Münster f. 1910/11, 9/10; KL 1910, 1405/07 (W); KR 1910, 365 (W); WI 3, 1182; DZL 1236; AD 2, 60 (W); Deutsche Wacht 1910, Nr. 20 (H. Schreuer).
- Schach von Wittenau**, Hans Alexander, Oberst z. D., Ritter d. Ord. *Pour le mérite* u. d. Eis. Kr. 2. Kl., hatte 1866 i. Gefecht b. Tobitschau 17 Geschütze erobert; * Düben 10. XII. 1830; † Naumburg a. S. 19. X. — MZ 1910, 596; OA 1908/09, 1296; BT 1912, 821.
- Schaffganz**, Wilhelm, Kgl. sächs. Hofopernsänger; * Poppelsdorf 27. XI. 1839; † Bonn 27. II. — NTA 1911, 168.
- Schanzenbach**, Otto von, *Dr. phil.*, Hofbibliotheks-Direkt. a. D., Historiker; * Ludwigsburg 27. II. 1837; † Stuttgart 28. VII. — Schwäb. Merk. v. 29. VII.; WI 3, 1189 (W); WJ 1910 Nehr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 174; Schwäb. Kron. Nr. 854, 350.
- Scharf**, August, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. F.-Art.-Reg. Nr. 98; * Harburg 2. II. 1843; † Kassel 8. III. — VZ 18. III. M.-A.; OA 1908/09, 1304.
- Schaumburg-Lippe**, Hermine, Fürstin, geb. Prinz. zu Waldeck u. Pyrmont, Witwe d. Fürsten Adolf; * Arolsen 29. IX. 1827; † Bückeburg 16. II. — VZT; IZ 134, Nr. 2478, XVI (P).
- Scheller**, Wilhelm, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 29. F.-Art.-Brig., 1907 z. D.; * Bedburg, Rheinprov. 1. VI. 1849; † Freiburg i. B. 28. VIII. — VZ 3. IX. M.-A.; WI 3, 1195; OA 1908/09 1312.
- Schenk zu Schweinsberg**, Karl Frh. von, Großh. hess. Oberstkammerh. a. D., Ob.-Vorsteher d. rittersch. Kaufunger Stiftsfonds, Exz.; * Darmstadt 2. XI. 1835; † Frankfurt a. M. 16. I. — FT 1910, 684, 1911 TL; DZL 1255; Frauenrunds. 1910, 127.
- Scherer**, Baptist, Kunstmaler i. Kassel, namentlich durch hervorr. Schöpfungen auf d. Geb. d. Pastellbildnismalerei bekannt; * Altona 15. III. 1869; † Kassel 22. I. — HL 24, 43; MS 4, 250.

- Schier**, Benjamin, kais. Rat, Dramatiker u. Humorist; * Wien 1. IX. 1849; † das. 14. IX. — KL 1910, 143/44 (W), 1911 TL; BR 3, 415/16 (W).
- Schilling**, Johannes, *Dr. phil.*, Prof., Exz., Bildhauer, Mitgl. d. Akad. d. Künste; * Mittweida 23. VI. 1828; † Klotzsche b. Dresden 21. III. — VZ 22. III. A.-A.; HC 24. III. M.-A. (Th. Lamprecht, D. Schöpfer d. Niederwald-Denkmal); Kchr N. F. 21, 340/41; IZ 134, 568 (P), 624/25 (W. Doenges m. P u. Ill.); WI 3, 1202; DZL 1262; W 520 (P); Bad. Fortbild.-Schule Jg 24, Nr. 9 (O. Teichmann); KFA 25, 359/60 (P); MS 4, 198/99.
- Schilling** von Cannstatt, Wilhelm Frh. von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 25. Div. i. Darmstadt, 1900 z. D.; * Suhaus 5. VIII. 1841; † Baden-Baden 24. VI. — VZ 30. VI. M.-A.; FT 1911, 1078; OA 1908/09, 1323.
- Schirren**, Karl, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, früh. Prof. d. neuer. Geschichte u. Direkt. d. Hist. Sem. a. d. Univ. Kiel, war 1856 Oberl. i. Dorpat, 58 Prof. d. geogr. u. statist. Wiss., seit 65 d. russ. Geschichte a. d. dort. Univ., wurde 69 wegen s. entschied. Stellung i. d. Frage d. Russifizierung d. Ostsee-Prov. entlassen, ging nach Deutschland, wo er sich einige Jahre mit archival. Arbeiten beschäftigte u. 74 Prof. d. Gesch. i. Kiel wurde; * Riga 8./20. XI. 1826; † Kiel 11. XII. — VZ 13. XII. M.-A.; IZ 135, 1232; Kieler Zt. 12. XII. A.-A.; DE 1911, 1/2 (T. v. Keußler m. P); WI 3, 1204 (W); AL 1866—82, 2, 216; Balt. Monatsschr. Bd. 71, 352—61; Zs. f. osteurop. Geschichte Jg 1, 471.
- Schläger**, Toni, (eigentl. Lautenschläger), Mitgl. d. Wiener Hofoper; * Wien 4. V. 1860; † Gut Gstettenhof i. Niederösterreich. 30. VIII. — VZ 30. VIII. A.-A.; NFP 30. VIII. A.-Bl. (Brandl), 31. VIII. M.-Bl. (E. Elizza, Worte d. Erinnerung); NTA 1911, 180 (P); EG 886; DZL 1459.
- Schleinitz**, Georg Emil Gustav Frh. von, *Dr. phil.*, Vizeadm. z. D., Ehrenmitgl. d. Deutsch. Kol.-Ges., bis 1886 Vorst. d. hydr. Amts i. Reichsmarineamt, früh. Vors. d. Ges. f. Erdkde.; * Bromberg 17. VI. 1834; † Hohenborn b. Pyrmont 12. XII. — VZ 15. XII. M.-A.; DKZ 1910, 875/76; GK 1911, 273; FT 1910, 701; Ü 13, 337; WI 3, 1206; OA 1908/09, 1329; Annalen d. Hydrographie Bd. 38, 1.
- Schmalzl**, Peter, *Dr. theol.*, Lyz.-Prof.; * Berngau, Ob.-Pfalz 14. VII. 1847; † Eichstätt 8. XII. — KR 1910, 383 (W), 1911 TL.
- Schmeling**, August von, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 24. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1896 a. D.; * Stargard 19. VII. 1843; † Weimar 30. I. — VZ 2. II. M.-A.; OA 1908/09, 1338; UT 1912, 746.
- Schmid**, Alois, M. d. R. u. d. Zentr., Verf. mehrerer Schriften üb. d. Allgäu u. Immenstadt; * Zaumberg 2. VI. 1854; † Immenstadt 31. XII. — VZ 2. I. A.-A.; RH 1907, 359, 481 (P); WI 3, 1213 (W); BR 4, 436/37.
- Schmid**, Alois Ritter von, *Dr. theol.*, Geheimrat, früh. Prof. d. Apologetik a. d. Univ. München; * Zaumberg b. Immenstadt 22. XII. 1825; † München 16. III. — IZ 134, 533; UK W.-S. 1910/11, 316; AD 1, 66 (W); Philos. Jahrb. 24, 104—112 (Chr. Schreiber m. W); Bayerland 21, 299; Chronik d. Univ. München 1909/10, 14—16; KL 1911, 1450 (W); KR 1910, 383/84 (W); WI 3, 1213 (W); DZL 1275.
- Schmidt**, Adolf, *Dr. phil.*, Mitgl. d. Direkt. d. Firma F. Krupp, stand 1872—84 in d. Diensten d. Banque Ottomane, leitete nach d. russ.-türk. Kriege d. Finanzreform i. Ostrumelien, war 1884—89 2. Direkt. d. ägypt. Zollverw., erwarb sich große Verdienste um d. Einführung e. Tabaksmonopols u. d. ägypt. Münzreform, 1889 Leiter d. kaufmänn. u. finanz. Abt. d. Gußstahlfabr. i. Essen, eifrig. Förderer d. Syndikalismus; * Kulm 22. XI. 1846; † Gut Carrières b. Niederweiler i. Lothr. 27. III. — SE 1910, 649/50 (P).
- Schmidt**, Minna, Herz. Meining. Hofschausp.; * Hannover 27. X. 1823; † Leipzig 28. III. — NTA 1911, 172.
- Schmidt**, Rudolf, Prof., Oberl., zul. a. Realgymn. Z. hl. Geist i. Breslau, langjähr. Vors. d. schles. Philologenver., war in hervorr. Weise f. d. Oberlehrerstand tätig; * Breslau 11. II. 1834; † das. 9. IV. — Schles. Zt. 10. IV. M.-A.
- Schmidt-Bardeleben**, Wilhelm, Ober-Verw.-Gerichtsr., Vors. d. Berlin. Stadtsynode; * Kirchheim 14. VII. 1856; † Berlin 6. X. — VZ 8. X. M.-A.; KJ 38, 664.
- Schmidt-Warburg**, Otto, Geh. Justizrat, Landgerichtsr., M. d. R. u. M. d. A., Zentr.; * Paderborn 15. VI. 1842; † Berlin 17. VI. — VZ 17. VI. A.-A.; RH 1907, 360, 481 (P); HA 1908, 428, 520 (P).
- Schmieding**, Karl Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, früh. Oberbürgerm. v. Dortmund, Ehrenbürger d. Stadt, M. d. H., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl.; * Boenen, Kr. Hamm i. Westf. 20. VII. 1841; † Cappenberg b. Dortmund 7. X. — VZ 7. X. A.-A., 8. X. M.-A.; W 42, 1770 (P); HH 1904, 347; MZ 1910, 563/64; DZL 1289.
- Schmaldt**, Ferdinand, Bankdirekt., 1890—95 M. d. R. u. d. Württ. Landt., Volksp.;

- * 21. V. 1840; † Ludwigsburg 12. I. — VZ 14. I. A.-A.; RH 1893, 235.
- Schneider, Albert**, Geh. Baurat, Erbauer d. Harz-Zahnradbahn; * Trautenstein 30. XI. 1833; † Harzburg 29. IV. — VZ 29. IV. A.-A.; ZB 30, 248; OA 1908/09, 1360.
- Schneider, Georg Julius**, *Dr. phil.*, Direkt. d. Friedrichsgymn. i. Frankfurt a. O.; * Bertikow, Kr. Angermünde 27. VII. 1852; † Amrum 23. VII. — Blätter f. höher. Schulwes. 27, 35; D. humanist. Gymn. 21, 154, 211—14 (E. Lisco).
- Schöffel, Josef**, Alt-Bürgerm. v. Mödling, ehem. Abg. i. niederöst. Landt., Schriftst., einer d. ersten, die d. Idee d. Heimats- u. Naturschutzes praktisch vertraten, rettete d. Wiener Wald für d. Wiener; * Prziabram 29. VII. 1832; † Mödling b. Wien 7. II. — NFP 8. II. A.-Bl.; WI 3, 1230 (W); KW 23, 2, 409/10.
- Schoenaich-Carolath, Georg** Prinz, Ehrenmitgl. d. schles. Landwirtsch.-Kammer, Vors. d. schles. Schafzüchterver. u. d. schles. Fischereiver., Mitgl. d. Landes-Ökonomie-Kolleg. u. d. Deutsch. Landwirtschaftsrats; * Saabor, Kr. Grünberg 12. VIII. 1846; † Schl. Mellendorf, Kr. Reichenbach 23. II. — Schles. Zt. 23. II. A.-A., 27. II. M.-A.; KM 67, 2, 744/75 (v. Brockhusen); Mitt. d. Deutsch. Landwirtsch. Ges. 1910, 115; WI 3, 1232; HK 1913, 314.
- Schönaich-Carolath, Hans** Prinz, Oberst a. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Saabor, Kr. Grünberg 26. VIII. 1849; † Hannover 6. V. — NZ 7. V. A.-A.; OA 1908/09, 1370; HK 1913, 205.
- Schönburg-Waldenburg, Friedrich** von, Prinz, Geheimekammerer d. Papstes; * Gauernitz 20. X. 1872; † Schwarzenbach a. S. 27. X. — VZT; HK 1913, 215.
- Scholten, Robert**, *Dr. theol.*, Relig.- u. Oberlehrer, Prov.-Historiker; * Rees a. Rh. 30. IV. 1831; † Kleve 30. I. — KR 1910, 398 (W), 1911 TL.
- Scholtz, Walter**, Dresdener Porträt-, Genre- u. Historienmaler; * Dresden 20. II. 1861; † Meersburg a. Bodensee 2. VIII. — IZ 135, 236 (P); Kchr N. F. 21, 585/86; MS Nachtr. 255; BMW 2, 629/30.
- Schott, Sigmund**, Literaturhist. u. Krit., von Beruf Kaufmann, veröff. Erinnerungen an Börne, krit. Mitarb. zahlr. Zeitg. u. Zeitschriften; * Rodelheim 8. VIII. 1852; † Frankfurt a. M. Anf. April. — LZ 1910, 536; KL 1910, 1493 (W); LE 12, 1125.
- Schotten, Karl**, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, Prof., Privatdoz. d. Chemie a. d. Univ. Berlin, ständ. Mitgl. d. kais. Patentamts; * Marburg 12. VII. 1853; † Berlin 9. I. — VZ 14. I. A.-A.; IZ 134, 106; UK S.-S. 1910, 1, 320; Chronik d. Univ. Berlin 23, 8/9; PF IV, 2, 1347 (W).
- Schreiber, Alfred**, Schausp. u. langjähr. Theaterdirekt. i. Baden b. Wien; * Wien 12. X. 1838; † Baden b. Wien 9. IX. — NFP 10. IX. A.-Bl.; NTA 1911, 181; EG 918.
- Schreiber, Karl**, Ob.-Reg.-Rat, früh. konserv. M. d. A., Vors. d. Abt. Stettin d. Deutsch. Kolonialver., Mitarb. a. d. DKZ u. d. Zs. f. Kolonialpolitik; * Bielefeld 23. XI. 1834; † Stettin 26. IV. — DKZ 1910, 329/330.
- Schroeder, Albrecht** von, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 51. Inf.-Reg.; * 18. VI. 1833; † Berlin 11. X. — VZ 12. X. A.-A.
- Schroeder, John Henry William** Baron, Chef d. Bankhauses J. H. Schroeder & Co. i. London, hervorr. Wohltäter d. deutsch. Kolonie i. London, Stifter d. deutsch. Seemannsheims, Gründer d. i. deutsch. Farmkolonie i. Libury Hall i. Essex, Stifter e. deutsch. Professur a. d. Univ. Cambridge; * Hamburg 1825; † Sidmouth 20. IV. — Schles. Zt. 26. IV. M.-A.; HC 10. VI. A.-A. (Baron Sch.s Gemäldesamml.).
- Schuchardt, Bernhard**, *Dr. med.*, Geh. Reg.-Rat, Ob.-Med.-Rat, Ehrenvors. d. allgem. ärztl. Ver. f. Thüringen, Ehrenmitgl. d. kgl. preuß. Akad. f. gemeinnütz. Wiss. u. d. Ver. d. Ärzte d. Herzogt. Gotha, Schriftst.; * Teichhof b. Kassel 22. V. 1823; † Gotha 9. XII. — VZ 10. XII. M.-A.; PBL 1537/39 (P u. W).
- * **Schürer, Dr. theol. et phil.**, Prof., Geh. Konsistorialrat, Prof. d. neuest. Exegese i. Göttingen; * Augsburg 2. V. 1844; † Göttingen 30. IV. — BJ XV, 107 (F. Kattenbusch); VZ 30. IV. A.-A.; KJ 37, 530; ELK 1910, 430; Chronik d. Univ. Göttingen f. 1910, 4—7 (P. Althaus); KL 1910, 1527 (W); DZL 1332; AD 1, 13 (W).
- Schütz, Julius** von, Direkt. i. Grusonwerke, Mitbegr. d. deutsch. Ver. f. d. Schutz d. gewerbl. Eigent., an dessen Spitze er 1899—09 stand, Mitbegr. d. Intern. Vereinig. f. gewerbl. Rechtsschutz, in d. Fachpresse vielfach literar. tätig, schrieb e. Familiengeschichte »Im Wandel von 4 Jahrh. Mitt. aus d. Gesch. s. Familien; * Moyland b. Cleve 19. I. 1853; † Essen a. Rh. 8. I. — SE 1910, 182/83 (P).
- Schulze, Franz**, früh. kgl. Hofopernsänger, 33 J. a. d. Kasseler Hofbühne; * Münsterberg i. Anh. 14. IV. 1828; † Kassel 4. III. — VZ 4. III. A.-A.; EG 939; HL 24, 87.
- Schurth, Ernst**, Prof. a. d. Karlsruher Kunstakad., Bildnis- u. Allegorienmaler, hervorr. Lehrer f. Zeichenunterricht; * Neustadt i.

- Schwarzw. 1. V. 1848; † Karlsruhe 11. VII. — VZ 15. VII. M.-A.; KFA 25, 528.
- Schwartz**, Oskar von, Oberlt. a. D., Milit.-Schriftst. u. Kriegsberichterstatter, Vertr. d. Wolffschen Telegraphenbur. u. d. Kreuzztg. i. St. Petersburg; * Sigmaringen 28. I. 1873; † St. Petersburg 8. I. — LA 1909, 100 (W), 1910, 1.
- Schwartz**, Hermann, *Dr. med.*, Geh. Med.-Rat, Prof. d. Ohrenheilkde. a. d. Univ. Halle, Hrsg. d. Archivs f. Ohrenheilkde.; * Neuhof b. Peukun i. Pomm. 7. IX. 1837; † Halle a. S. 20. VIII. — VZ 23. VIII. M.-A.; IZ 135, 356 (P); DMW 36, 1961/62 (Hessler m. P); MMW 57, 2243/44 (Ludewig); Chronik d. Univ. Halle f. 1910/11, 21—24; UK W.-S. 1910/11, 1, 316; AD 3, 279 (W); WI 3, 1267 (W); PBL 1563 (W); Archiv f. Ohrenheilkde. Bd. 93, I—XVI (F. Kretschmann); Zentralbl. f. Ohrenheilkde. Bd. 8, 513 (O. Brieger); Mediz. Klinik Jg 6, 1597 (A. Passow).
- Schwartzkoppen**, Ernst von, Oberst u. Kommand. d. Inf.-Reg. Nr. 70, mehrere Jahre Adjutant d. Präs. d. Reichs-Militärger., Milit.-Schriftst.; * Potsdam 17. X. 1853; † Saarbrücken 11. II. — LA 1909, 100/01 u. 1910, 2; BT 1912, 895.
- Schweiger-Lerchenfeld**, Amand Frh. von, Reiseschriftst.; * Wien 17. V. 1846; † das. 24. VIII. — VZ 25. VIII. A.-A.; BB v. 27. VIII.; KL 1910, 1540 (W); DRG 33, 138/140 (P); GK 1911, 274; WI 3, 1270 (W); BR 4, 57/58 (W).
- Seckendorf**, Götz Burkhard Graf, Wirkl. Geh. Rat, Hofmarschall a. D., seit 1872 i. Dienste Kaiser Friedrichs, dann diensttuender Kammerh. d. Kaiserin Friedrich u. nach d. Tode d. Kaisers Oberhofmeister d. Kaiserin; * München 22. II. 1842; † Berlin 2. III. — VZ 2. III. A.-A., 3. III. M.-A.; W 440 (P); WI 3, 1276.
- Sehnal**, Eugen, Baurat, Architekt u. Bau-schätzmeister d. Oberhofmarschallamts; * Kufstein 22. XII. 1851; † Wien 12. IX. — NFP 13. IX. M.-Bl.
- Seinsheim**, Karl Graf von, erbl. Reichsrat d. Krone Bayerns; * Grünbach 5. VIII. 1836; † Schloß Sünching 10. VIII. — IZ 135, 279; W 34, 1425; WI 3, 1285.
- Seitz**, Rudolf von, Maler, Prof. a. d. Münch. Kunstakad.; * München 15. VI. 1842; † das. 19. VI. — VZ 20. VI. A.-A., 28. VI. M.-A.; MAZ 113, 523 (P. Aretino); W 26, 1086 (P); IZ 134, 1230 (A. Braun m. P); Kchr N. F. 21, 501; KFA 25, 502—04 (P); MS 4, 257; BMW 2, 736/37; Bayerland 21, 501/02 (W. Hecht m. P); WI 3, 1285; DZL 1356; DBZ 1910, 580.
- Senarilens-Grancy**, Ludwig Frh. von, Geh. Rat, Provinzialdirekt. d. Prov. Starkenburg, Kammerh.; * Darmstadt 9. VI. 1839; † das. 2. II. — VZT; OA 1908/09, 1428; FT 1911, 876; WI 3, 1288.
- Sewigh**, Hugo, Red. a. d. Frankf. Ztg. f. auswärt. Politik; * Fellini. Livl. 5. IX. 1842; † Frankfurt a. M. 7. V. — FZ 8. V. 1. M.-Bl.
- Seyboth**, Friedrich, Kommerzienrat, 1893—99 bayer. Landt.-Abg., langj. Vors. d. bayer. Landesausschusses d. Freisinnigen; * Neustadt 16. IV. 1844; † München 14. V. — VZ 17. V. A.-A.; OA 1908/09, 1442.
- Seydewitz**, Kurt Damm Paul von, *Dr. phil. et theol.*, *Dr. ing. h. c.*, bis 1906 sächs. Kultusminister, Schriftst. auf d. Geb. d. Schulwes.; * Lauterbach 3. V. 1843; † Dresden 17. XII. — BJ XV, 125 (K. Lamprecht); IZ 135, 1226 (P); KJ 38, 664; WI 3, 1293; OA 1908/09, 1442; Sächs. Schulztg. 1911, Nr. 2; UT 1912, 778.
- Sichart**, Hugo von, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 35. Kav.-Brig.; * Wendisch-Pribbernow. 21. VII. 1840; † Berlin 24. III. — VZ 30. III. A.-A.; OA 1908/09, 1444.
- Simmersbach**, Franz, Direkt. u. stellvertr. Vorst.-Mitgl. d. A.-G. Rheinisch-Westf. Kohlensyndikat, eifr. Förderer d. Syndikatsbestr., auf literar. Gebiet sehr fruchtbar, schrieb besonders üb. Koksfabrikation u. üb. geolog. Probleme; * Justushütte b. Gladenbach 11. XII. 1841; † Bonn 14. I. — SE 1910, 224 (P).
- Sittenfeld**, Ludwig, Schriftst.; * Liegnitz 15. XII. 1852; † Breslau 14. III. — VZ 14. III. A.-A.; HC 15. III. A.-A.; KL 1910, 1580; LE 12, 1050; WI 3, 1303; BR 4, 94 (W).
- Skarbina**, Franz, Maler, Prof. a. d. Berliner Kunstakad.; * Berlin 24. II. 1849; † das. 18. V. — VZ 18. V. A.-A.; W 21, 860 (W); Hilfe 1910, 341/42 (Th. Hauß); KFA 25, 454 (P); MS 4, 288; BMW 2, 760—62; SKL 878; Kchr N. F. 21, 436/37; WI 3, 1304; DZL 1374; Gegenwart 1910, Nr. 46 (H. Abeking).
- Skarzynski**, Witold, *Dr. phil.*, Rittergutsbes., 1880—83 M. d. R. u. 1903—06 M. d. A., Pole; * Rittergut Splawie 17. X. 1850; † das. 1. IX. — VZT; RH 1907, 373, 488 (P); HA 1904, 360, I 27 (P); WI 3, 1304.
- Skraup**, Zdenko Hans Ritter von, Hofrat, Prof. d. Chemie a. d. Univ. Wien; * Prag 3. III. 1850; † Wien 10. IX. — BJ XV, 146 (A. Sieben); NFP 11. IX. M.-Bl.; VZ 15. IX. M.-A.; WI 3, 1305; PF III, 2, 1254 (W), IV, 2, 1402 (W); Chemikerztg. Jg. 34, 1013 (R. Wegscheider); Pharmaz. Post 1910, Nr. 90 (H. Arzberger); Schweizer.

- Wochenschr. f. Chemie 1910, Nr. 51 (Berger).
- Solms-Wildenfels**, Friedrich Magnus Graf zu, erbl. Mitgl. d. 1. Kamm. d. Kgr. Sachsen; * Chulmitzsch 26. VII. 1847; † Wildenfels 25. XI. — VZ 26. XI. M.-A.; WI 3, 1309; HK 1913, 216.
- Sonnendorfer**, Rudolf, *Dr. phil.*, Hofrat, früh. langjähr. Direkt. d. Wiener Handelsakad., Verf. d. bek. »Technik d. Welthandels«; * Mistelbach i. Niederösterr. 1838; † Wien 4. XII. — VZ 8. XII. M.-A.; NFP 5. XII. M.-Bl.
- Späth**, Adolf, Prof. d. Theol. u. Pastor, hervorr. Kanzelredner, vieljähr. Präs. d. Generalkonzils d. luth. Kirche Nordamerikas; * Eßlingen i. W. 1839; † Philadelphia 26. VI. — VZ 30. VI. M.-A.; KJ 38, 664; WJ 1910 Nehr.; Württ. Staatsanz. Nr. 147; Schwäb. Kron. Nr. 291.
- Specht**, Wilhelm von, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 17. Inf.-Brig.; * Kassel 13. IV. 1838; † Berlin-Lichterfelde 27. XI. — VZ 29. XI. M.-A.; OA 1908/09, 1463; BT 1912, 917.
- Spemann**, Johann Wilhelm, Geh. Kommerzienrat, Verlagsbuchh., Begr. d. bek. Firma W. Spemann, vorübergehend auch Mitinh. d. Cottaschen Verl., hatte auch als Kunsterkenner u. Sammler einen geachteten Namen; * Unna i. W. 24. XII. 1844; † Stuttgart 29. VI. — VZ 1. VII. M.-A.; NZ 30. VI. A.-A.; BB Nr. 150 v. 2. VII. (N); W 28, 1171; WJ 110 Nehr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 150 u. 151; Schwäb. Kron. Nr. 300; Kchr N. F. 21, 517; KFA 25, 528; NMZ 31, 425; WI 3, 1317; DZL 1390.
- Spies**, Gustav, Konsist.-Präs. a. D.; * Wolfenbüttel 1833; † das. 28. XI. — KJ 38, 665.
- Spieß**, Philipp, (Pseud.) s. Stähle, Wilhelm.
- Spitz**, Alexander von, General d. Inf. z. D., Vors. d. Deutsch. Kriegerbundes, 1851 Einj.-Freiw., 53 Lt., 60 Ob.-Lt., 66 Hauptmann, 70 Adjutant b. Generalgouvern. a. Rhein, 73 Major u. Adjut. d. 1. A.-K., 74 i. Kriegsminist., 80 Oberstlt., 88 Generalmajor, 89 Departementsdirekt. i. Kriegsminist., 90 Generallt., 96 General d. Inf. z. D.; * Bonn 1. XI. 1832; † Berlin 31. VII. — VZ 1. VIII. A.-A.; IZ 135, 236 (P); W 32, 1342 (P); MZ 1910, 424; LJ 37, 448; Ü 12, 856; OA 1908/09, 1468.
- Spitz**, Wilhelm von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., zul. Insp. d. Landw.-Insp. Berlin, 1895 z. D.; * Bonn 21. VIII. 1836; † Hannover 7. VIII. — VZ 8. VIII. A.-A.; MZ 1910, 464; OA 1908/09, 1468.
- Stadler**, Adolf, Wirkl. Geh. Rat, Kurator d. Kaiser Wilhelm-Univ. i. Straßburg; * Sonthofen 7. IX. 1843; † Straßburg i. E. 26. XI. — VZ 28. XI. A.-A.; IZ 135, 1098 (P); UK S.-S. 1911, 1, 320; Stiftungsfest d. Univ. Straßburg 1911, 1; WI 3, 1323; OA 1908/09, 1473.
- Stadler**, August, o. Prof. d. Philos. a. Polytechn. i. Zürich, verd. Kantforscher, gehörte z. Freundeskreise G. Kellers u. A. Böcklins; * Zürich 24. VIII. 1850; † das. 16. V. — VZ 17. V. A.-A.; IZ 134, 989 (P); Kantstudien Bd. 15, 403—20 (H. Cohen).
- Stähle**, Wilhelm, (Pseud.: Wilhelm Spieß), seit 1884 Stadtpfarrer i. Heilbronn, Verf. von Volkserzählungen; * Stuttgart 9. VII. 1851; † Heilbronn 17. IV. — VZ 3. V. M.-A.; KL 1910, 1604 (W); Schwäb. Merkur Nr. 174.
- Starck**, Julius Frh. von, *Dr. phil. et iur. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, früh. hess. Staatsminister; * Darmstadt 19. XII. 1825; † das. 16. IX. — VZ 18. IX. M.-A.; FT 1911, 899; OA 1908/09, 1477; DZL 1402.
- Starkl**, Gottfried, *Dr. phil.*, Gymn.-Prof., Schriftst. auf naturhist. Gebiet; * Krems, Ob.-Öst. 15. X. 1856; † Kalksburg b. Wien 15. XII. — KR 1911, 476 (W), 1912 TL.
- Steffen**, Johann Theodor August, *Dr. med.*, Geh. Sanitätsr., langjähr. Leiter d. von seinem Vater begr. Kinderheilanst.; * Stettin 6. XII. 1825; † das. 7. I. — DMW 36, 230 (Freund); HBL 5, 518 (W); PBL 1641/42 (P u. W).
- Steffens**, Franz, Geschichtsmaler; † Berlin 1. IX. i. A. v. 92 J. — VZ 2. IX. A.-A.; Kchr N. F. 21, 628.
- Steinau**, Rosa, Hofschauspielerin; * Berlin 27. VIII. 1837; † Stuttgart 29. VIII. — VZ 30. VIII. A.-A.; NTA 1911, 180 (P); EG 995; WJ 1910 Nehr.; Schwäb. Merk. Nr. 400; Schwäb. Kron. Nr. 400; Württ. Staats-Anz. Nr. 201; WI 3, 1333.
- Steinhausen**, Friedrich Adolf, *Dr. med.*, General- u. Korps-Arzt d. 16. A.-K., auch in weiten musikal. Kreisen bek. durch seine Schriften: »Physiologie d. Bogenführung« u. »Über d. physiol. Fehler u. d. Umgestaltung d. Klaviertechnik«; * Potsdam 13. VII. 1859; † Boppard a. Rh. 23. VII. — MW 1910, 3437; NMZ 32, 51 (de Hart); R 1355 (W).
- Stelzner**, Heinrich, Prof. a. d. Münch. Kunstgewerbeschule, Maler; * Bayreuth 27. V. 1833; † München 12. XI. — BJ XV, 152 (H. Holland); Kchr N. F. 22, 105; MS 4, 338, Nachtr. 267; BMW 2, 832.
- Stengel**, Lina, ehem. Schauspielerin u. sehr begabte Künstlerin, zul. dramat. Lehrerin; * Wien 8. IX. 1852; † das. 20. XII. — NTA 1912, 151.

- Stengler**, Adalbert, Ministerialrat i. Bayer. Minist. d. Innern, Vorst. d. Wasserkraft-Abt.; † München 1. XI. i. 61. Lebensj. — DBZ 44, 732, 758/59 (Hensel).
- Stettner**, Karl, kais. Baurat; * Stuttgart 1854; † das. 9. IX. — VZ 11. IX. M.-A.; WJ 1910 Nehr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 213; Schwäb. Kron. Nr. 419.
- Stier**, Richard, Prof., Hofkonservator u. Hofgemälde-Insp., Konserv. d. Württ. Kunstvereins; * 1855; † Stuttgart 20. III. — VZ 21. III. A.-A.; IZ 134, 533; WJ 1910 Nehr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 67; Schwäb. Kron. Nr. 132; Kchr N. F. 21, 341; KFA 25, 360.
- Stilfried**, Felix, (Pseud.) s. Brandt, Adolf.
- *Stolberg-Wernigerode**, Udo Graf, *Dr. iur. h. c.*, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., M. d. H., Präs. d. Reichst., bis 1872 Offizier, 1870—81, 84—93, 95—1910 M. d. R., ging 82 z. höheren Verw., 84 Landrat, 91—94 Oberpräs. d. Prov. Ostpreußen, 91 Generalmaj. à l. s. d. Armee, 1904 Wirkl. Geh. Rat; * Berlin 4. III. 1840; † das. 19. II. — BJ XV, 143 (H. Diez); VZ 20. II. M.-A.; KVZ 21. II. M.-A.; Reichsanz. Nr. 44 (N u. Trauerkundgebung i. Reichst.); W 354 (P); IZ 134, Nr. 3478, XIV (P); KM 67, 1, 639/40; RH 1907, 381, 458 (P); DZL 1420.
- Stolze**, Franz, *Dr. phil.*, Prof., Lektor f. Stenogr. a. d. Univ. Berlin, Sohn d. Erfinders d. Stolzischen Stenogr., studierte Mathem. u. Naturwiss. u. beschäftigte sich wissensch. mit Geogr., wurde 1874 vom Deutsch. Reich z. Beobachtung d. Venusdurchganges nach Persien entsandt u. machte dort i. Auftr. d. Kultusminist. eine 4 jähr. Reise zu epigr., archäol. u. geogr. Zwecken; * Berlin 14. III. 1836; † das. 13. I. — VZ 13. I. A.-A., 16. I. M.-A.; W 212 (P); IZ 134, 106; Chronik d. Univ. Berlin 23, 9; KL 1910, 1642; WI 3, 1348; UK S.-S. 1910, 1, 320; Korrespondenzbl. Amtl. Zs. d. kgl. stenogr. Inst. z. Dresden 1910, 41 (F. David).
- Stosch**, Johannes, *Dr. phil.*, Prof., Privatdoz. d. germanist. Sprachwiss. a. d. Univ. Kiel, hatte seit mehreren Jahren einen Lehrauftrag a. d. Univ. Greifswald; * Kotzenau 11. I. 1857; † Greifswald 30. XII. — Chronik d. Univ. Greifswald 25, 10/11.
- Stowasser**, Josef Maria, *Dr. phil.*, Prof., Reg.-Rat, früh. Gymn.-Lehrer, Altphilologe; * Troppau 10. III. 1854; † Wien 24. III. — ÖR 23, 164; KL 1910, 1645.
- Stranz**, Josef, *Dr. iur.*, Justizrat u. Rechtsanw., bek. jurist. Schriftst., Red. d. Deutsch. Juristenzt.; * Gnesen 3. I. 1854; † Berlin 28. V. — VZ 28. V. A.-A., 7. VII. A.-A. (A. Gerhard); T 125 (P); DJZ 15, 686/87 (O. Liebmann); Jurist. Wochenschr. 1910, 600; Zukunft Bd. 74, 164 (H. Simm).
- Strickler**, Johannes, *Dr. phil. h. c.*, hervorr. schweizer. Historiker, bis 1883 Staatsarchivar d. Kant. Zürich; * Hirzel a. Zürichersee 1835; † Bern 10. X. — VZ 12. X. u. 16. X. M.-A.
- Sueti**, Friedrich, *Dr. phil.*, Hrsg. d. »Bozener Zt.«, später Red. d. Wiener »Deutschen Zt.«, zul. d. »Grazer Tagespost«; * Graz 1853; † das. 25. III. — VZ 26. III. A.-A.; IZ 134, 568.
- Sulzer-Großmann**, Albert, Seniorchef d. Firma Gebr. Sulzer i. Winterthur, auf d. Geb. d. Gießerei- u. Materialprüfungswesens ein Fachmann von hervorr. Ansehen, auch vielfach literar. tätig; * Winterthur 23. I. 1841; † das. 14. XI. — SE 1910, 2097 (P).
- Sutter**, Anna, Kammersängerin a. Stuttg. Hoftheater, hervorr. Sängerin u. Schauspielerin von außerord. Vielseitigkeit; * Utwil i. Kant. St. Gallen 26. XI. 1871; † Stuttgart 29. VI. — VZ 1. VII. M.-A.; NTA 1911, 176; EG 1020; Schwäb. Merk. Nr. 295; NMZ 31, 418/20 (Eine Künstlertragödie i. Stuttg. m. P).
- Swoboda**, Heinrich, Bürgerm. d. deutsch-böhm. Stadt Tachau, Dichter u. Schriftst., 1885—1903 Mitgl. d. böhm. Landt., hervorr. deutsch-böhm. Parteimann; * Tachau 1836; † das. 24. II. — VZ 27. II. M.-A.
- Szumann**, Henrik, *Dr. iur.*, 1863—1910 M. d. A., Pole; * Wladyslawowo, Kr. Czarnikau 3. II. 1822; † Schwesenz b. Posen 17. XII. — VZ 18. XII. M.-A.; WI 3, 1371; HA 1908, 435, 524 (P).
- Tattenbach**, Christian Friedrich Graf von, deutsch. Botschafter i. Madrid, 1880—84 Leg.-Skr. i. Peking, 84—86 i. Belgrad, 86—89 Botsch.-Rat i. Madrid, 89—96 Ges. i. Tanger, 96—98 i. Bern, 98—1908 i. Lissabon; * Landshut i. Niederbayern 16. I. 1846; † Madrid 10. II. — VZ 10. II. A.-A.; W 309 (P); IZ 134, 269 (P); WI 3, 1374; Reichsanz. Nr. 36 v. 11. II; GT 1913, 957.
- Tendering**, Friedrich Wilhelm Alexander, *Dr. phil.*, Prof., Direkt. d. Realgymn. i. Hamburg, bed. als Pädagoge wie als Organisator, verf. zahlr. schulwiss. Arbeiten; * Rees a. Niederrh. 26. XI. 1855; † Hamburg 25. IV. — HC 26. IV. M.-A.
- Thiele**, Günther, *Dr. phil. et theol.*, Prof., Privatdoz. a. d. Univ. Berlin, früh. o. Prof. a. d. Univ. Königsberg; * Rohnstedt i. Schwarzb.-Sonderh. 1. XI. 1841; † Berlin-Steglitz 20. X. — VZ 23. X. M.-A.; IZ 135, 765; UK S.-S. 1911, 1, 320; Chronik d. Univ. Berlin 24, 8; KL 1910, 1684 (W); WI 3, 1382.

Thölde, Gustav, Gründer d. Berliner Asyl-Vereins f. Obdachlose; * Wilmersdorf 10. X. 1819; † Berlin 23. VII. — VZ 24. VII. M.-A.; W 31, 1302 (P).

Thomaszcek, Hermann, ehem. Opernsänger; * Schwarzstein i. Ostpr. 13. IV. 1824; † Weimar 11. XII. — NTA 1912, 151.

Thomé, Ludwig Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, Dr. phil., o. Prof. d. Mathem. a. d. Univ. Greifswald; * Ober-Dollendorf b. Bonn 13. III. 1841; † Köln 1. X. — VZ 4. X. M.-A.; Chronik d. Univ. Greifswald 25, 6—8 (F. Engel); PF III, 2, 1338 (W), IV, 2, 1492/93 (W); DZL 1465.

Thorner, Eduard, Geh. Sanitätsrat, einer d. angesehensten Praktiker Berlins, schrieb wissenschaftl. bed. Arbeiten; * Köpenick 20. II. 1842; † Berlin 10. IX. — VZ 13. IX. M.-A.; DMW 36, 1720; PBL 1709.

***Tiburtius**, Karl, Dr. med., Ober-Stabsarzt a. D., plattdeutsch. Schriftst.; * Bisdamitz a. Rügen 10. VII. 1834; † Berlin-Marienfelde 19. VII. — BJ XV, 69 (O. Zaretsky); VZT; KL 1910, 1693; BR 4, 477/78 (W); OA 1908/06, 1548.

Tietgens, Gustav, Vors. d. Aufsichtsrats d. Hamburg-Amerika-Linie, Teilh. d. Firma *Tietgens u. Robertson*, Mitgl. d. Finanzdepart.; * Hamburg 7. XII. 1839; † das. 26. IV. — HC 26. IV. A.-A.; IZ 134, 827 (P).

Tillessen, Karl, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 34. F.-Art.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1904 z. D.; * Saarlouis 8. VII. 1846; † Ehrenbreitstein 13. IV. — VZ 16. IV. M.-A.; OA 1908/09, 1550.

***Tobler**, Adolf, Dr. phil., Prof. d. roman. Philol. a. d. Univ. Berlin, Mitgl. d. Akad. d. Wiss.; * Hirzel i. Kant. Zürich 23. V. 1835; † Berlin 18. III. — BJ XV, 85 (Meyer-Lübke); VZ 18. III. A.-A., 2. IV. M.-A. (A. T. contra Stöcker); NFP 17. IV. (W. Meyer-Lübke); IZ 134, 533, 571 (A. Risop m. P); LE 12, 1050; Chronik d. Univ. Berlin 23, 7; WI 3, 1393 (W); W 522 (P); KL 1910, 1697 (W); DZL 1469; Neuphilolog. Mitt. 1910, Nr. 3/4 (A. Wallensköld, A. T. In memoriam); Worte d. Gedächtnisses für A. T. (Verf.: Erh. Lommatzsch). Berlin 1910; H. Morf, Aus Dichtung u. Sprache d. Romanen. Vorträge u. Skizzen. Reihe 2. Straßb. 1911 (N auf A. T.); Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen Bd. 124, 237—46 (A. Risop, A. T. u. d. Berlin. Ges. f. d. Stud. d. neueren Spr.), 246—58 (H. Morf); German.-roman. Monatsschr. Bd. 32, 369 (Meyer-Lübke).

***Tomschitz**, Ernst, kgl. bayer. Hofschausp.; * Frankfurt a. M. 26. V. 1830; † München 15. XII. — BJ XV, 155 (A. Frh. v. Mensi).

Totto, Angelika Gräfin, geb. Suger, ehem. Primadonna d. Frankf. Oper; * Würzburg 25. IV. 1852; † Frankfurt a. M. 2. II. — VZ 2. II. A.-A.; NTA 1911, 166; EG 629.

Tourbié, Franz, Stadtrat i. Berlin, jahrelang Vors. d. Steuerdeput. u. Grundeigentumsdeput., schriftst. tätig, bes. auf d. Geb. d. Armenrechts; * Zechlin i. d. Priegnitz 19. III. 1847; † Berlin 1. IV. — HC 2. IV. M.-Bl.; Gemeinde-Blatt, Berlin 1910, 163.

Treskow, Franz Heinrich von, Generalm. z. D., bis 1899 Kommand. d. 6. Kav.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Radojewo i. Posen 14. VI. 1835; † Freienwalde 7. XI. — VZ 7. VI. A.-A.; OA 1908/09, 1560.

Treumann, Julian, Dr. phil., bed. Chemiker, auch literar. vielfach tätig; * Ratibor 1841; † Hannover 17. VIII. — JSG 1910 Nekr. 37—39; UT 1911, 725.

Treumann, Rudolf, Generalm. a. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Insp. d. 6. Festungs-Insp., 79 z. D., 87 a. D.; * Freienwalde 27. IX. 1825; † Baden-Baden 2. V. — VZ 12. V. M.-A.; OA 1908/09, 1560.

Trotha, Otto von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. von Breslau, 1905 z. D., Dir. d. Deutsch. Ordens-Almanachs; * Gänsefurt i. Anh. 8. XII. 1842; † Berlin 19. I. — VZ 20. I. M.-A.; MW 1910, 523—26 (R. Mohr); OA 1908/09, 1563; DZL 1477; UT 1911, 725.

Ulbrich, Josef, Hofrat, Prof. d. Staatsrechts i. Prag, Mitgl. d. Herrenh. u. d. Verfassungspartei; * Eger 23. X. 1843; † Prag 20. VIII. — VZT; IZ 135, 356 (P); KL 1910, 1717 (W); WI 3, 1411; D. Arbeit 1910/11, 293—302 (L. Spiegel).

Velhagen, Wilhelm, Kommerzienrat, Mitgl. d. Verlagsfirma Velhagen u. Klasing; * Bielefeld 20. XI. 1850; † Harzburg 6. VI. — VZ 7. VI. A.-A.; T 136 (P); BB Nr. 131 v. 10. VI.; LE 12, 1422; W 25, 1040.

Verdy du Vernois, Julius von, Dr. phil. h. c., General d. Inf., ehem. preuß. Kriegsminister, Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl. u. d. Ordens *Pour le mérite* f. Wiss. u. Kunst, bed. milit. Schriftst. u. Verf. eines Dramas; * Freystadt i. Schles. 19. VII. 1832; † Stockholm 30. IX. — VZ 1. X. M.-A., 7. X. M.-A. (General v. V. i. Groß. Hauptquartier 1870/71), 8. X. A.-A. (L. Pietsch, Persönl. Erinnerungen an einen jüngst Verstorbenen); T 234 (v. d. Boeck); IZ 135, 616 (P); LJ 37, 448/49; LA 1909, 113/14 (W); Ü 13, 115/16; KL 1910, 1730/31 (W); Deutsche Rundsch. Jan.-H. 1911, 143—47; Mittlers Almanach Jg 2, 242—48 (v. Janson, Z. Gedächtnis Verdys m. P); W 41, 1732 (P); WI 3, 1423; DZL 1497/98; KM 68, 1, 204—06 (C. v. Zeppelin); MZ

- 1910, 537—40 (P. Oettinger); MW 1910, 2881/82, 3008/11, 3051/55, 3084/88, 3099 bis 3103, 3125/30 (v. Janson); Neue milit. Bl. 1910, Nr. 40.
- Verschner**, Friedrich Baron, kurfürstl. hess. Kammerh. u. Hofmarschall; * Kassel 26. VII. 1827; † Salzburg 13. XII. — VZ 14. XII. A.-A.; FT 1913, 1102.
- Volborth**, Franz, *Dr. med.*, Geh. Sanitätsrat, Vorstands-Mitgl. d. Berl. Mediz. Ges., stellvertr. Vors. d. Berl. Ärztevereins; * Löwenberg 1843; † Berlin 2. V. — VZT; Zs. f. Ethn. 42, 607; OA 1908/09, 1595.
- Vollhard**, Jakob, *Dr. phil.*, Geh. Rat, Prof. d. Chemie a. d. Univ. Halle, Hrsg. u. Red. von Liebigs Annalen d. Chemie; * Darmstadt 4. VI. 1834; † Halle a. S. 14. I. — VZ 15. I. M.-A.; MAZ 113, Nr. 4 (J. Thiele, Zu J. V.s Gedächtnis); KL 1910, 1744; WI 3, 1436; DZL 1510; NR 25, 181/83 (Tubandt); PF III, 2, 1399 (W), IV, 2, 1577/78 (W); Chronik d. Univ. Halle f. 1909/10, 12—16; BZ 26, 294 [Annalen d. Chemie Bd. 372 Beibl. 1—17 (J. Thiele); L 1910, H. 45 (D. Vorländer); Chemikerztg. Jg 34, 73 (Tubandt); D. landwirtsch. Versuchsstationen Bd. 72, 318; Zs. f. angewandte Chemie Jg 23, 337 (D. Vorländer)].
- Vosberg**, Hans, *Dr. iur.*, Direkt. d. Bresl. Diskonto-Bank; * Patschkau 28. VIII. 1865; † Breslau 12. II. — JSG 1910 Nekr., 59.
- Voss**, Maximilian von, *Dr. iur.*, Ober-Reg.-Rat a. D., Rittergutsbes., M. d. A., konserv.; * Halle a. S. 10. I. 1849; † Ritterg. Berkenbrügge, Kr. Arnswalde 18. XII. — VZ 20. XII. M.-A.; HA 1908, 439, 491 (P).
- Wachtzoldt**, Gustav Adolf, Geh. Sanitätsr., früh. Milit.-Arzt, seit 1900 Leiter d. Kuranstalt Dietenmühle i. Wiesbaden; * Hengersdorf, Kr. Reichenbach i. Schles. 24. VI. 1854; † Wiesbaden 25. IV. — BKW 47, 955 (B. Laquer).
- Wagner**, Minna, verw. Ueberhorst, ehem. Sängerin, gehörte in d. 70er Jahren zu d. gefeiertsten Operettensängerinnen; * Nordhausen 25. X. 1840; † Dresden 28. XII. — NTA 1912, 154.
- Wagner**, Walter, Amtsgerichtsrat, 1908—10 freis. M. d. A.; * Gr.-Strehlitz 25. XII. 1865; † Schmiedeberg 4. X. — VZ 4. X. A.-A., 5. X. M.-A.; HA 1908, 439, 510 (P).
- Wagner**, Wilhelm, Hrsg. u. Red. d. »Deutsch. Anzeigers« in Freeport, erwarb sich große Verdienste um d. Deutschum in Illinois; * Gersbach, Amt Schopfheim i. Bad. 14. III. 1841; † Freeport 27. XI. — DAG 11, 55/56.
- Wahnes**, Karl, Entomologe u. Naturaliensamml.; * Naumburg 1833; † Halle a. S. 11. III. — VZ 11. III. A.-A.; IZ 134, 533.
- Waldbott** v. Bassenheim, Friedrich Graf von, Reichsrat d. Krone Bayerns, 2. Vors. d. Zentrumspartei i. Schwaben; * München 19. VII. 1844; † das. 3. II. — VZT; WI 3, 1450; DZL 1526; HK 1913, 237.
- Waldenfels**, Werner Frh. von, Generalm. u. Kommand. d. 30. Kav.-Brig.; * Jeßnitz 12. VIII. 1854; † Genua 24. III. — VZT; OA 1908/09, 1610; MW 1910, 1641; FT 1911, 1079; WI 3, 1451.
- Waldmüller**, Robert, (Pseud.) s. Duboc, Charles Eduard.
- Walther**, Conradin, früh. Prof. a. d. Kunstgewerbeschule i. Nürnberg, einer d. bek. Architekten d. Stadt, der sich große Verdienste um d. Erhaltung von Alt-Nürnberg erworben hat; * Schwäb. Hall 11. V. 1846; † Nürnberg 20. V. — VZT; DBZ 44, 324; ZB 30, 282/83 (Schmitz m. P); Kehr N. F. 21, 437.
- Walther**, Oswald von, Generalm. a. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Oberst u. Kommand. d. Festung Neubreisach, 1875 z. D.; * Nieder-Mahliau, Kr. Trebnitz 12. VIII. 1822; † Breslau 25. VI. — MW 1910, 2611; OA 1908/09, 1615; BT 1912, 1015.
- Wanderer**, Friedrich Wilhelm, Prof. a. d. Kunstgewerbeschule i. Nürnberg, bek. Illustrator, Zeichner zahlr. Kartons zu Kirchenfenstern, von Adressen u. Diplomen; * München 10. IX. 1840; † Nürnberg i. Okt. — VZT; BMW 2, 972/73.
- Warburg**, Moritz, Seniorchef d. Hamb. Bankhauses M. W. Warburg & Co., eifr. Förderer aller Kulturbestrebungen, Mitgl. d. Kuratoriums d. wiss. Stiftung; * Hamburg 17. III. 1838; † das. 29. I. — HC 29. I. A.-A.
- *Warneck**, Gustav, Prof. d. Theol. u. Missionslehre a. d. Univ. Halle; * Naumburg a. S. 6. III. 1834; Halle a. S. 26. XII. — BJ XV, 97 (S. Schoene); BB Nr. 301 v. 29. XII. (W); IZ 136, 19, 22 (P); GK 1911, 275; Chronik d. Univ. Halle f. 1910/11, 29—31; WI 3, 1459; DZL 1535; AD 1, 49 (W); KJ 38, 665; BZ 28, 346 [Berichte d. rhein. Missionsges. 1911, 25—32; Daheim Jg 47, Nr. 21 (L. Witte); ELK 1911, Nr. 5, 6; D. evangel. Missionen 1911, 25 (D. J. Richter); Allgem. Missionszs. 1911, 57—70 (J. Warneck); Reformation 1911, Nr. 3; Posit. Union 1911, 43 (Krückeberg); Allgem. Missionszs. 1911, 70—83 (J. Richter, Missionslit. Tätigkeit G. W.s) 105—27 (M. Kähler) 231—36, 275—87 (Strümpfel, Verzeichn. d. schriftst. Arbeiten); Reformation 1911, Nr. 2 (M. Kähler, Lebenswerk, Persönlichkeit usw.)].

- Wartenberg**, Max von, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 33. Inf.-Brig., 1909 z. D.; * Charlottenburg 7. II. 1854; † Altona 15. I. — VZ 17. I. A.-A., 18. I. M.-A.; OA 1908/09, 1620; UT 1912, 910.
- Webern**, Emil von, Generallt. z. D., zul. Kommand. v. Stettin, Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl.; * Saarlouis 3. V. 1822; † Kohlhöhe b. Gutsdorf, Kr. Striegau 30. III. — VZ 31. III. A.-A.; MZ 1910, 204; Ü 12, 635; OA 1908/09, 1626; BT 1912, 1017.
- Wedel**, Ernst von, Rittergutsbes. zu Kannenberg b. Freienwalde i. Pomm., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., M. d. H.; * Potsdam 6. X. 1844; † Kannenberg b. Freienwalde 10. VIII. — VZ 12. VIII. M.-A.; OA 1908/09, 1629; HH 1904, 358.
- Weese**, Albert, *Dr. med.*, Gen.-Arzt a. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Div.-Arzt d. 18. Div., 1896 z. D.; * Thorn 14. VIII. 1837; † Güstrow i. M. 18. VII. — MW 1910, 3481; OA 1908/09, 1630.
- Weidmann**, Fritz, Opernsänger, einer d. beliebtesten u. besten Sänger d. Hamb. Oper; * Teplitz 2. I. 1857; † Hamburg 10. X. — NTA 1912, 148.
- Weiffenbach**, Julius, *Dr. iur.*, Wirkl. Geh. Rat, Senatspräs. a. Reichsmilitärger., o. Hon.-Prof. a. d. Univ. Berlin, hervorr. Kenner d. Militärstrafr.; * Ziegenhain i. Hess.-Nass. 26. IV. 1837; † Berlin 29. VI. — VZ 1. VII. M.-A.; WI 3, 1473; Chronik d. Univ. Berlin 24, 7; LA 1909, 115/16 (W); AD 2, 42; DZL 1547.
- Weilrich**, Franz, *Dr. phil.*, Gymn.-Direkt., Theol. u. Hist.; * Bensheim i. Hess. 26. VII. 1845; † Wien 20. VI. — KR 1910, 471 (W), 1911 TL.
- Weingarten**, Julius, Geh. Reg.-Rat, o. Prof. d. Mathem. a. d. Univ. Freiburg i. B., früh. langjähr. Lehrer a. d. Bauakad. u. d. Techn. Hochsch. i. Berlin; * Berlin 25. III. 1836; † Freiburg 15. VI. — VZ 23. VI. M.-A.; Progr. d. Techn. Hochsch. Berlin f. 1910/11, 157—161; KL 1910, 1797; WI 3, 1475; PF III, 2, 1426 (W), IV, 2, 1613 (W); Archiv d. Mathem. u. Physik Beibl. R. 3, Bd. 17, 8 (S. Jolles).
- Weinmeister**, Johann Philipp, *Dr. phil.*, o. Prof. d. Mathem. a. d. Forstakad. i. Tharandt; * Kassel 27. VIII. 1848; † Tharandt 1. IX. — VZ 3. IX. M.-A.; KL 3. IX. M.-A.; WI 3, 1475; DZL 1548; PF III, 2, 1426/27 (W), IV, 2, 1614 (W).
- Weise**, Max, Geh. Reg.-Rat, Stadtältester von Berlin, früh. Stadtrat, Syndikus d. Berlin. Pfandbriefamtes, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Königsberg i. Pr. 9. IV. 1839; † Berlin 8. I. — VZT; OA 1908/09, 1639; Gemeinde-Blatt, Berlin 1910, 17.
- Weib**, Ferdinand, Direkt. d. Deutsch. Theaters in St. Louis, Mitbegr. d. Deutsch. Theaters i. Milwaukee, hervorr. Vertreter d. Deutschtums i. Amerika; * Frankfurt a. M.; † St. Louis 2. X. — NTA 1912, 148.
- *Werther**, Julius von, *Dr. phil.*, Geh. Hofrat, Dichter u. Schriftst., früh. Hoftheater-Intendant i. Mannheim u. Stuttgart; * Rittergut Thürungen b. Roßla a. H. 20. V. 1838; † Pertisau a. Achensee 23. VII. — BJ XV 17 (M. Haushofer); VZ 26. VII. M.-A.; NTA 1911, 178; LE 12, 1717; Schwäb. Kron. Nr. 339; NMZ 31, 445; KL 1910, 1820 (W); WI 3, 1491; WJ 1910, Nehr.
- Wetz**, Wilhelm, o. Prof. d. engl. Philolog. a. d. Univ. Freiburg i. B., Mitbegr. d. vergl. Lit.-Geschichte; * Eppelsheim i. Rheinhess. 7. X. 1858; † Freiburg i. B. 23. VI. — VZ 28. VI. M.-A.; Engl. Studien 42, 458—61 (E. Koepfel); Anglia 34, 272; KL 1910, 1825 (W); WI 3, 1495 (W); DZL 1563; Jahrb. d. deutsch. Shakespeare-Ges. Bd. 47, 215 (E. Eckhardt); Zs. f. französ. u. engl. Unterr. 1911, 146—56 (W. Franz).
- Wickenburg**, Albrecht Graf von, Dichter; * Graz 4. XII. 1838; † Wien 17. XII. — VZ 18. XII. A.-A.; WI 3, 1497; BR 4, 335 (W); GT 1913, 1053.
- *Widmann**, Franz, Maler, * Kipfenberg i. Mittelfr. 6. III. 1846; † Rodeneck i. Pustertal 28. VIII. — BJ XV, 154 (H. Holland).
- Wied**, Marie Fürstin zu, Prinzessin d. Niederlande; * Neuwied 5. VII. 1841; † das. 22. VI. — VZT; HK 1913, 242.
- Wiedebach und Nostiz-Jaenkendorf**, Karl von, Landeshauptmann d. Oberlausitz., M. d. H.; * Arnsdorf, Kr. Görlitz 18. IV. 1844; † Görlitz 24. X. — VZ 25. X. M.-A.; HH 1904, 360; WI 3, 1500; UT 1912, 928.
- Wilde**, Rudolf, Oberbürgerm. von Schöneberg, früh., bis 1895, 2. Bürgerm. v. Bromberg, dann Stadtrat i. Berlin, 1898 2. Bürgerm., 1902 Oberbürgerm. von Schöneberg; * Deutsch-Krone 26. V. 1857; † Schöneberg 1. XI. — VZT; W 45, 1898 (P).
- Wilke**, Edmund, *Dr. phil.*, Prof., Oberl., pädagog. Schriftst.; * Ramsdorf b. B. 18. V. 1846; † Leipzig-Stötteritz 23. IV. — KL 1910, 1842 (W), 1911 TL.
- Willim**, Melchior, Sanitätsrat, seit 1880 vermählt mit Prinzessin Pauline v. Württemberg; * 25. VIII. 1855; † Breslau 28. X. — VZ 30. X. M.-A.; W 45, 1904 (P); JSG 1910 Nehr., 40; HK 1913, 103.
- Willroider**, Ludwig, Prof. a. d. Kunstakad. i. München, Ehrenmitgl. d. Akad. d. bild. Künste, Landschaftsmaler; * Villach 11. I. 1845; † Bernried a. Starnbergersee 22. V. — VZ 24. V. M.-A., A.-A.; IZ 134, 988/89 (P);

- Kchr N. F. 21, 454; KFA 25, 455/56 (P); MS 5, 103; BMW 2, 1022/23; SKL 1019; WI 3, 1510; DZL 1579.
- Windisch-Graetz**, August Prinz zu, Geh. Rat, Feldm.-Lt., Oberst-Silberkämmerer; * Prag 24. VII. 1828; † Schwarzenbach b. Strobl 29. VIII. — NFP 30. VIII. M.-Bl.; WI 3, 1513; HK 1913, 243.
- Windscheid**, Franz, *Dr. med.*, ao. Prof. f. Nervenheilkde. a. d. Univ. Leipzig; * München 17. V. 1862; † Leipzig 12. II. — VZ 13. II. M.-A.; DMW 36, 328; Rektorwechsel a. d. Univ. Leipz. 1910, 7; AD 3, 180 (W); WI 3, 1513; Soziale Mediz. u. Hygiene Bd. 5, 105 (J. Thiersch); Ärztl. Sachverst.-Ztg. Jg. 16, 106 (F. Apelt).
- Winkelmann**, August, *Dr. phil.*, Prof., Geh. Hofrat, Direkt. d. physikal. Univ.-Instituts i. Jena; * Dorsten i. Westf. 17. X. 1848; † Jena 24. VII. — VZ 26. VII. A.-A.; KL 1910, 1852 (W); KR 1910, 488 (W); WI 1513; DZL 1581/82; PF III, 2, 1452 (W), IV, 2, 1649/50 (W); Elektrotechn. Zs. 1910, 824 (Baedeker).
- Winkler**, Karl Wilhelm, *Dr. phil. h. c.*, Astronom, Autodidakt, früh. Kaufmann, erbaute 1892 eine eigene Sternwarte; * Eisenberg, Sa.-Altenb. 16. VIII. 1842; † Jena 17. VI. — VZ 21. VI. M.-A.; GK 1911, 275; L 46, 104; PF IV, 2, 1651 (W).
- Winzor**, Anton Frh. von, Gen. d. Kav., Korps-Kommand. d. 5. A.-K.; * Joslowitz 7. VI. 1844; † Preßburg 30. IV. — NFP 1. V. M.-Bl.; FT 1911, 1043.
- Wischer**, Ferdinand, *Dr. med.*, Generalarzt a. D., zul. Div.-Arzt d. 21. Div., 1902 z. D.; * Rochau 16. II. 1844; † Berlin-Charlottenburg 24. VII. — VZ 25. VII. A.-A.; OA 1908/09, 1684.
- Witte**, Ernst, Geh. Oberjustizrat, Landger.-Präs. a. D., 1876—79 M. d. A., 1877—81 M. d. R., nationallib.; * Stettin 6. VII. 1829; † Düsseldorf 18. VII. — VZ 21. VII. M.-A.; Schles. Zt. 21. VII. M.-A.; JSg 1910 Nekr., 40/41; HPA 12. Aug. 1877, 251.
- Wörnlein**, Artur, Verwaltungsdirekt. d. Deutschen Buchgewerbevereins, leitete d. buchgewerbl. Gruppen auf d. Weltausst. i. Paris, St. Louis u. Brüssel; * 13. I. 1863; † Leipzig 12. XII. — VZ 12. XII. A.-A.; WI 3, 1525.
- Wolff**, Rudolf, *Dr. ing. h. c.*, Kommerzienrat, Bes. d. großen Maschinenfabriken i. Buckau u. d. Werkes i. Salbke, bes. hervorr. im Bau von Lokomobilen; * Magdeburg 26. VII. 1831; † das. 20. XI. — IZ 135, 1023 (P), 1024; AF 48, 473; WI 3, 1526.
- Wolff**, Julius, Prof., Dichter; * Quedlinburg 16. IX. 1834; † Charlottenburg 3. VI. — VZ 3. VI. A.-A.; T 129 (P); W 24, 998 (P); IZ 134, 1086, 1089 (P); HC 5. VI. M.-A.
- (Aus d. Leben J. W.s), 8. VI. A.-A. (E. v. Monsterberg); NFP 5. VI. M.-Bl.; BB Nr. 127 v. 6. VI. (N u. W); VZ Sonnt.-Beil. Nr. 39 (K. Frenzel, Z. Erinnerung an J. W.); LE 12, 1421/22; KL 1910, 1873 (W); WI 3, 1528 (W); DZL 1593; BR 4, 374/75 (W).
- Wolter**, Ferdinand Albert, früh. Stadtrat i. Burg, 1870—73 u. 1876—79 M. d. A., nationallib., Verf. einer Geschichte d. Stadt Magdeburg u. einer Geschichte d. ev. Kirche i. Preußen; * Magdeburg 4. VIII. 1813; † das. Ende Dez. — VZT; Parl. Handb. f. d. Preuß. Landt. 1877, 163/64.
- Worms**, Ferdinand, bek. Komiker; * Köln 1846; † Leipzig 12. XII. — VZ 12. XII. A.-A.
- Woworsky**, Anton, früh. Opernsänger i. Berlin, d. letzte Repräsentant d. glänzenden Periode d. kgl. Oper vor d. Ära Wagner; * Hareth b. Brüx i. Böhm. 1. XII. 1834; † Berchtesgaden 16. X. — VZ 27. X. M.-A.; EG 1150.
- Wrochem**, Viktor von, Rittergutsbes. u. Landesältester, M. d. H., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Gleiwitz 29. IV. 1844; † Czerwentzutz, Kr. Ratibor 11. XI. — VZ 14. XI. A.-A.; Schles. Zt. 15. XI. M.-A.
- Wülker**, Richard, *Dr. phil.*, Geh. Hofrat, o. Prof. d. engl. Spr. u. Lit. a. d. Univ. Leipzig; * Frankfurt a. M. 29. VII. 1845; † Leipzig 8. II. — VZ 9. II. M.-A.; IZ 134, 269 (P); FZ Nr. 43 (J. Hoops); LE 12, 820; KL 1910, 1886 (W); WI 3, 1536/37 (W); DZL 1599; HV 13, 150; Rektorwechsel a. d. Univ. Leipzig 1910, 7/8; Engl. Studien 42, 154—59 (M. Deutschbein); Anglia 21 Beibl. 97 (E. A. Andrews, *In memoriam* R. W.) 98—99; Zs. f. französ. u. engl. Unterr. 1910, 162 (M. Kaluza).
- Wulch**, Nikolaus Frh. von, Feldm.-Lt., zul. Präs. d. Techn. Militärkomitees, hat sich bes. auf d. Geb. d. Schießwesens große Verdienste erworben, Milit.-Schriftst.; * Prigor 1. X. 1846; † Wien 10. III. — MZ 1910, 177; LJ 37, 449.
- Wustmann**, Gustav, *Dr. phil.*, Prof., Oberbibl. a. d. Stadtbibl., Direkt. d. Ratsarchivs i. Leipzig; * Dresden 23. V. 1844; † Leipzig 22. XII. — VZ 23. XII. M.-A.; BB Nr. 298 v. 24. XII. (W); IZ 135, 22 (P); MAZ 113, 975; BW 25, 352; JB 8, 136; HV 14, 304; Kchr N. F. 22, 181/82; WI 3, 1540 (W); KL 1910, 1891 (W); Cicerone Jg 3, 37; Gegenwart 1911, Nr. 3 (E. Friedegg); Grenzboten 1911, Nr. 1 (Groth).
- *Zahn**, Johann Alfred von, *Dr. theol. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, bis vor kurzem Präs. d. ev. Landeskonsist. i. Dresden; * Dresden 9. IX. 1839; † das. 16. XII. — BJ XV, 190;

- VZ 18. XII. M.-A.; KJ 38, 666; WI 3, 1544; DZL 1605.
- Zander**, Adolf Wilhelm, Reichsger.-Rat a. D., 1870/71 konserv. M. d. A.; * Berlin 22. X. 1829; † Naumburg a. S. 25. II. — NZ 28. II. A.-A.; VZ 1. III. M.-A.; HPA 1871, 124.
- Zapf**, August, ehem. Opersänger; * Bayreuth 13. XII. 1826; † Wiesbaden 20. VI. — NTA 1911, 175.
- Zaufal**, Emanuel, *Dr. med.*, o. Prof. f. Krankheiten d. Ohrs u. d. Nase a. d. deutsch. Univ. i. Prag; * Puschwitz i. Deutsch-Böhm. 12. VII. 1827; † Prag 7. II. — VZ 9. II. M.-A.; DMW 36, 514 (Schwabach m. P); WMW 60, 422; HBL 6, 357 (W); PBL 1890/91 (P); BZ 26, 307 [Archiv f. Ohrenheilkde. Bd. 82, 132—41 (O. Piffe); Monatschr. f. Ohrenheilkde. Jg 44, 257 (G. Alexander); Wiener klin. Wochenschr. Jg 23, 263; Prager mediz. Wochenschr. Jg 35, 119—24 (O. Piffe); Zs. f. Laryngol. Bd. 2, 658 (Imhofer)].
- Zech**, Friedrich Graf, bayer. Generallt. a. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., langjähr. Adjutant u. Hofmarschall d. Prinzen Ludwig Ferdinand; * Neuhausen 4. XI. 1829; † München 16. VI. — VZ 23. VI. M.-A.; OA 1908/09, 1713.
- Zeck**, Wilhelm, Pfarrer, Historiker, Red. d. Freiburg. Kirchenlexikons 1894—1901; * Rheinsberg 17. VIII. 1852; † Uelpenich b. Euskirchen 14. IX. — KR 1910, 497, 1911 TL.
- Zeidler**, Georg, Geh. Marinebaurat a. D., Erbauer d. Marinelazarets i. Wik b. Kiel; * Berlin 9. II. 1850; † Charlottenburg 5. VI. — ZB 30, 604.
- Ziesché**, Hermogenes, Rektor, Hrsg. d. kathol. Lehrerkalenders, M. d. A., Zentr.; * Lorzen-dorf, Kr. Namschau 19. IV. 1846; † Breslau 28. VIII. — VZ 29. VIII. A.-A.; Schles. Zt. 29. VIII. A.-A.; HA 1908, 448, 522 (P); WI 3, 1554.
- Zimmer**, Heinrich, *Dr. phil.*, o. Prof. d. kelt. Philolog. a. d. Univ. Berlin, Mitgl. d. Akad. d. Wiss.; * Castellaun, Rheinprov. 11. XII. 1851; † Hahnenklee i. Harz 29. VII. — VZ 31. VII. M.-A.; IZ 135, 233; Chronik d. Univ. Berlin 24, 7.; KL 1910, 1912 (W); WI 3, 1555; DZL 1613/14.
- *Zimmermann**, Alfred, Genre- u. Landschaftsmaler; * München 16. V. 1854; † im Chiemsee 27. V. — BJ XV, 168 (H. Holland); KFA 25, 479 (P); BMW 2, 1055.
- Zimmermann**, Oswald, Schriftst. u. Red., Direkt. d. *Deutschen Wacht, seit 1904 M. d. R., Antisemit; * Neumarkt i. Schles. 5. II. 1859; † Dresden 30. V. — VZT; IZ 134, 1086; KL 1910, 1915; RH 1907, 410, 464 (P); WI 3, 1556.
- Zingerle**, Anton, *Dr. phil.*, Hofrat, o. Prof. d. klass. Philolog. a. d. Univ. Innsbruck, Mitgl. d. Akad. d. Wiss.; * Meran 1. II. 1842; † Innsbruck 7. XII. — VZ 7. XII. A.-A., 10. XII. M.-A.; KL 1910, 1917; KR 1910, 500 (W); WI 3, 1557.
- Zobel**, Eugen, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. Landw.-Bez. Hannover, 1896 z. D.; * Löwenberg i. Schles. 24. VI. 1838; † Berlin-Wilmersdorf 16. XI. — VZ 17. XI. A.-A.; MZ 1910, 636; LJ 37, 450; WI 3, 1559; OA 1908/09, 1729.
- *Zuckerkindl**, Emil, *Dr. med.*, Prof., Hofrat, Direkt. d. Anatom. Inst. d. Univ. Wien; * Raab 1. IX. 1849; † Wien 28. V. — BJ XV, 156 (Toldt); VZ 28. V. A.-A.; IZ 134, 1085/86 (P); DMW 36, 1044; WMW 60, 1323, 1360—62, 1385—88 (O. Grosser, Z. als Lehrer u. Forscher); BKW 1910, 1210/11 (I. Tandler, Gedächtnisrede); PBL 1907/08 (P u. W); WI 3, 1562; BZ 26, 310 [Österr. Ärzteztg. Jg 7, 242 (I. Wiesel); Mediz.-chirurg. Zentralbl. Jg 45, 264; Ärztl. Zentralztg. Jg 22, 359; Wiener klin. Rundsch. Jg 24, 396 (O. Grosser); Wiener klin. Wochenschr. Jg 23, 798 (J. Tandler)] 27, 325 [Anatom. Monatsschr. f. Ohrenheilkde. Jg 44, 621].
- Zypen**, Eugen von der, Kommerzienrat, Gründer d. Abt. Deutz d. heutigen Aktienges. Vereinigt. Stahlwerke v. d. Zypen & Wissener Eisenhütten, Mitinh. d. Waggonfabrik v. d. Zypen & Charlier; * Lüttich 5. VII. 1843; † Köln-Deutz 21. III. — SE 1910, 648 (P).

Carl Schurz, Lebenserinnerungen

Band I. Bis zum Jahre 1852. Mit einem Bildnis: Schurz und Kinkel

Preis geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.—

Band II. Von 1852 bis 1870. Mit einem Bildnis von Schurz

Preis geheftet M. 9.—, gebunden M. 10.—

Band III. Briefe und Lebensabriß

Preis geheftet M. 8.—, gebunden M. 9.—

Volksausgabe des I. Bandes: Preis geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.—

Wilhelm Foerster

Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen

(1832 bis 1910)

Preis geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—

Hermann Hüffer, Lebenserinnerungen

Herausgegeben von Ernst Sieper. Mit einem Porträt Hüffers.

Preis geheftet M. 9.—, gebunden M. 10.—

Ludwig Bamberger, Erinnerungen

Herausgegeben von Paul Nathan. Mit einem Porträt Bambergers

Preis geheftet M. 7.50, in Halbfranz gebunden M. 9.50

Moritz Lazarus, Lebenserinnerungen

Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Mit einem

Porträt Lazarus'. Preis geheftet M. 12.—, in Halbfranz gebunden M. 14.—

Gustav von Mevissen

Ein rheinisches Lebensbild 1815—1899 von Joseph Hansen. 2 Bände
mit drei Porträts

Preis geheftet M. 20.—, in 2 Halbfranzbände gebunden M. 25.—

Ernst Moritz Arndt

Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten
Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds

Preis geheftet M. 7.—, in Halbfranz gebunden M. 8.75

Graf Alexander Keyserling

Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt
von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube von der Issen.

2 Bände mit zwei Porträts

Preis geheftet M. 20.—